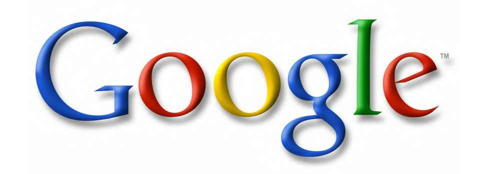
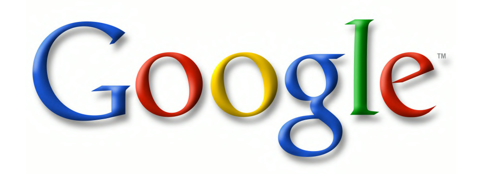


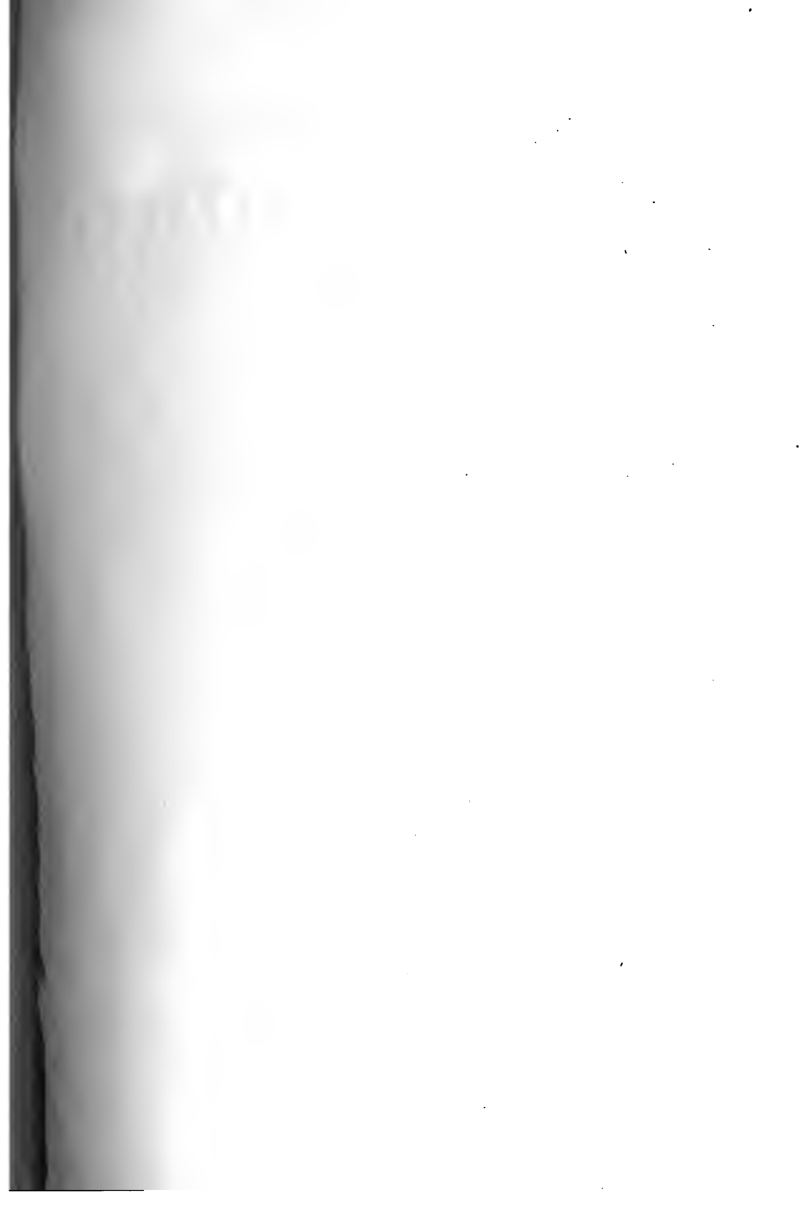












Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Sechzehnter Band.

Der deutsche Krieg.

Erstes Buch III.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Der deutsche Krieg.

Historischer Roman in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Erstes Buch:

Junker Hans.

Historischer Roman in vier Teilen.

III.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Subscription fund

Junker Hans. III.

I.

Dies Ereignis schien doch ein großes Glück zu sein für den Junker Hans. Mit einem Streiche befreite es ihn von Widersachern, Nebenbuhlern und Gefahren, und was ihm noch wichtiger dünkte: es übte einen äußerst glücklichen Einfluß auf das Wesen Ludmillens. Mit der Entfernung der Versucher entfernte sich auch aus ihrem Charakter der Hang nach äußerlicher Auszeichnung. Das dreiste Hofieren Rudolfs, das verhaltene Werben Norberts fehlte jetzt, und von Stund' an fehlte auch in diesem wunderlichen Mädchen das Bedürfnis nach solchen Reizungen. Alle edleren Eigenschaften in ihr entfalteten sich wieder, und ein Schmelz jungfräulicher Liebenswürdigkeit ergoß sich über sie, wie man ihn wohl der sanften Isabella von Harrach zugetraut hätte, nicht aber der etwas lauten und übergreifenden Ludmilla von Loß.

Vielleicht war auch Isabella nicht ohne Einfluß darauf. Lebhafte Naturen spiegeln gar so leicht wieder, was in ihrer Nähe lebt und einen Eindruck auf sie ausübt. Ludmilla machte sich's wohl nicht klar, aber irgend ein Verständnis in ihr wußte es doch, daß Isabella nicht ganz zufällig aus der Stadt herausgekommen war und in dem störenden Wirrwarr ausgehalten hatte, bis das Asyl des alten Grafen und — des Junkers Hans da oben ausgefunden war. Irgend ein Verständnis in ihr sagte es, daß in Hans eine angenehme Empfindung aufstieg, als er Isabella sah und als sie ihn anspruchslos begrüßte. Dies Verständnis führte keineswegs zu einer Empfindung wie Eifersucht in Ludmilla, o nein! Sie meinte

Hansens ganz sicher zu sein und ihrer Freundin nicht minder. Isabellens Wohlwollen für Hans war auch für sie, für Ludmillen, ein harmloses.

Aber die Geschicklichkeit des Eigennutzes, welche in jedem begabten Menschen wohnt, gab ihr doch die sanften Formen, die weichen Empfindungen Isabellens an die Hand zur Benützung, oder, wenn dies Wort zu stark ist, zur Bereicherung ihres eigenen Wesens. Wenn man will, war es eine nach innen gekehrte Koketterie, gegen welche niemand etwas einzuwenden hat, denn die Bereicherung unseres Selbst durch Aufnahme guter Eigenschaften von anderen gilt ja für löblich.

So entstand da oben in der Försterei nach Abzug der Störung ein ganz wohltuendes Zusammensein.

Die Mädchen waren während des Lärms nicht von der Seite des alten Grafen gewichen. Die überangestrengten Lebenskräfte des greisen Mannes waren durch milde, freundliche Zusprache der holden Geschöpfe wohltuend beruhigt und in ein mildes Zurückebben gebracht worden. Die besonnene Zusprache der Frau Amalie hatte das ihrige dazu beigetragen, und als nun die Freiherren Loß und Jörger allein wieder eintraten und erzählen konnten, daß alles fort und jede Störung beseitigt sei, da fühlte sich Graf Zdenko auch wieder hergestellt, und es konnte der zuletzt kommende Pater Dunstan, sein erprobter Lebensfreund, nur noch das zurückgewonnene Gleichgewicht glücklich bekräftigen. Man verbrachte den Rest des Tages in ungestörter Harmonie, nachdem man sich darüber klar gemacht, daß für die nächste Zeit wohl nichts mehr bevorstehe gegen den Frieden dieser Waldwohnung. Von Raupowas grimmen Absichten wußte niemand etwas Bestimmtes, und von Wien glaubte man zunächst auch nichts befürchten zu müssen, weil ja die ganze Wiener Expedition gefangen sei, also auch niemand von ihr Nachricht und Kunde über den Aufenthalt des Grafen an die Jesuiten bringen könne. Daß zwei Guardisten entsprungen, war ihnen

ja unbekannt! Pater Dunstan blieb wohl trotz alledem der Meinung, die völlig ausbleibende Rückkehr der Expedition werde bei Pater Lamormain Unruhe und Nachforschung verursachen, und deshalb scheine es doch geraten, den Aufenthaltsort des Grafen in nächster Zeit zu wechseln. Aber auch er war durch ein langes, an Abwechslungen reiches Leben daran gewöhnt, daß man sich nicht durch Weitsichtigkeit die Gabe des Augenblicks verleiden dürfe. Die nächsten Tage, glaubte er, seien gefahrlos, und so solle man sie dankbar hinnehmen. Dann legte er eine große lederne Tasche, welche er unter der Kutte getragen, auf den Arbeitstisch des Grafen mit einem Augenwinke für diesen und mit dem Zusatze: „Deine Briefschaften!" und setzte sich zur Gesellschaft, den Freiherrn von Loß unbefangen auffordernd, Mitteilung über das zu machen, was draußen in der Welt, namentlich in Böhmen, vorgehe oder vorbereitet werde.

Das nun in Gang gebrachte Gespräch war für niemand merkwürdiger als für Loß selber. Der Standpunkt Zdenkos, Dunstans, der Frau Amalie, ja selbst des Junkers Hans in betreff der religiösen, wie auch der politischen Fragen war für ihn etwas ganz Neues. Er erinnerte sich nun wohl, daß er in Prag schon einiges Ähnliche vom Junker Hans vernommen hatte, aber das war ihm damals ohne Eindruck verblieben, weil er es der Überspanntheit eines jungen Menschen zugerechnet. Jetzt hörte er dies Thema von so gesetzten Leuten verhandeln, und hörte es verhandeln nicht wie etwas Fragliches, nein, wie eine ausgemachte Sache, wie ein Glaubensbekenntnis! Er rieb sich die Augen, er betastete sich, ob er wache.

Diese Leute behandelten die Frage der Kirchenreform wie einen bloßen Anfang. Die Kalvinisten und die Lutheraner waren ihnen bloße Vorposten für das Heer, welches sich allmählich entwickeln solle, und die Katholiken wurden sorgfältig unterschieden von den Päpstlichen.

„Was ist das? Was heißt das?" rief er nach einem viertelstündigen Zuhören naiv in das Gespräch hinein.

Er stand mit Leib und Seele bei der reformierten Kirche, er war im Begriff, Hab und Gut und Leben einzusetzen für den Sieg seiner Glaubenssache, und jetzt mußte er von guten, gebildeten Leuten seine Sache behandeln hören, wie etwas Halbfertiges, beinahe schon Verdorbenes! Und unter diesen Leuten war die verehrte Evangelische, Frau Amalie, war sein lieber Junker aus Sachsen, der im echten Protestantismus aufgesäugt und aufgewachsen war!

„Potz tausend," stieß er hervor, „was redet Ihr da? Was ist denn vorgegangen? Hab' ich geschlafen und geträumt, oder träumt Ihr?"

Frau Amalie und Junker Hans namentlich versuchten es nun, ihm klar zu machen, daß innerhalb der jetzt bestehenden drei Kirchen, der katholischen, lutherischen und reformierten, eine Kirche der Zukunft sich auferbaue, welche die Spaltung wieder aufheben wolle durch eine Vereinfachung des Glaubensbekenntnisses, durch eine Rückkehr zu den wenigen allgemeinen Glaubenssätzen, um welche sich das Urchristentum in den ersten Jahrhunderten nach Christi Tode geschart habe.

„Eine Rückkehr?! Kann man denn und soll man denn zurückgehen?" schrie er fast in seiner Einfalt.

„Allerdings," antwortete Hans, „wenn man auf Seitenwegen so weit vom Hauptwege vorgeschritten ist, daß man den Hauptweg aus dem Auge verloren und somit endlich ganz verloren hat."

„Was heißt das?"

„Die Kirche hat sich Nebenzwecken und Nebengedanken dergestalt hingegeben, daß der Hauptzweck unserer Religion, ein frommes Verhältnis zu Gott und zu unseren Nebenmenschen, Nebensache geworden ist hinter den Spitzfindigkeiten der Unterscheidungslehren, hinter dem kirchlichen Staate eines Priestertums, welcher dem Evangelium fremd ist und welcher für seine Zwecke die Religion ausbeutet, nicht aber für die Zwecke einer unbefangenen Frömmigkeit."

„Nun, deshalb ist ja die Reformation entstanden! Und sie ist ja da seit einem Jahrhundert, und sie besteht ja nach den Lehren Kalvins und Luthers!“

„Sie hat sich zu früh geschlossen und zu eng abgeschlossen!“ erwiderte Zdenko mit sanfter Stimme und entwickelte dem mit offenen Munde zuhörenden Loß, worin die im letzten Jahrhundert begangenen Fehler lägen und wie man sich wieder erweitern und die Lehre doch vereinfachen könne, um aus den Religionskämpfen heraus und zu einer großen religiösen Gemeinschaft zu kommen, indem man die Glaubenspunkte auf wenige Sätze unanfechtbarer Bedeutung zurückführe, die spitzfindige Ausführung allen beliebigen Sekten freigebe, christlichen Sinn und christliches Handeln aber zur Grundbedingung des Lebens mache.

Die nun folgende Darlegung von seiten des Paters Dunstan machte den Freiherrn von Loß vollständig konfus. Er konnte die Mönchskutte, aus welcher die Worte kamen, nicht einen Augenblick vergessen, und so konnte er es denn auch nicht unbefangen auffassen, daß der jetzt ausbrechende Religionskrieg in den Ländern des Heiligen Römisch-Deutschen Reiches im Grunde gar kein Religionskrieg sei und werde, sondern daß nur Religions-Vorwände benützt würden zu politischen Zwecken.

Georg von Loß war ein braver, herzlich wohlwollender Mann. Er war auch ein Mann von ganz gutem Verstande. Aber er war kein Denker. Philosophische Nutzanwendungen mochte er wohl anhören und brauchen, aber sie mußten fertig und einleuchtend sein. Sie suchen zu helfen in abstrakter Form, sie gar selbst suchen zu sollen, das war nicht seine Fähigkeit, nicht sein Geschmack. Er hatte ein warmes Herz und mochte sich wohl begeistern für eine Idee, wenn diese Idee mit dem praktischen Leben zusammenhing. So war er mit Leib und Seele reformierter Christ, wie er es nannte, Kalvinist, wie die Welt es nannte. So nüchtern wie möglich, so einfach wie möglich sollte

das Glaubenswesen, sollte das Kirchenwesen sein. Auch gegen die Prädestinationslehre, welche man den Kalvinisten nachsagte, gegen die Lehre von der Vorherbestimmung des Menschen hatte er nichts einzuwenden. Im Gegenteil! Es war ihm bequem, daß seine Kirche auch der Meinung war, jeder Mensch bringe es eben nur dahin, wohin ihn Gott oder die göttliche Ordnung aller Dinge von Hause aus bestimmt oder geleitet.

„Es geschieht ja nichts ohne Gottes Willen!“ sagte er andächtig, und er hielt diese Anschauung für eine unzweifelhaft fromme Anschauung.

Von den „spitzfindigen“ Einwendungen gegen diese Lehre, von den Vorwürfen gegen diese heidnische oder mohammedanische Schicksalstheorie ließ er sich nicht anfechten, und wenn er notwendig darüber disputieren mußte, so wies er auf praktische Beispiele hin, welche ja dem Menschen auf Schritt und Tritt begegneten und welche deutlich bewiesen: der Mensch denke und Gott lenke.

Einem Mann solcher Art mußte solch Gespräch von einer Kirche der Zukunft gar bald mißlich und lästig erscheinen. Nach einer Stunde langweilte es ihn, und er machte die störende Bemerkung, daß er das Bedürfnis nach einer ordentlichen Mahlzeit empfinde, nach einer Mahlzeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Er habe ja heute morgen unten in Hernals kaum einen Bissen genossen und die Vorräte hier oben in der Försterei möchten wohl durch den zahlreichen Besuch aufgezehrt sein. Er schlage also vor, nach Hernals hinabzureiten und sich dort mit Freund Jörgers Erlaubnis an die Tafel zu setzen.

Er war ein vollsaftiger, kräftiger Mann, der wirklich reichliche Nahrung brauche und verbrauchte; es war ihm Ernst mit diesem Verlangen, und Jörger, als guter Wirt, ging lebhaft darauf ein. Auch ihm waren die spekulativen Gespräche und Pläne gegen die Natur. Wie Loß die reformierte, so wollte auch er nur die evangelisch-lutherische Kirche gefördert

sehen, einfach und blank und weiter nichts. Was darüber hinausging, nannte er unruhiges Wesen.

Man brach also auf. Hans gab den Herrschaften das Geleit bis weit unter die hohen Buchen hinaus. Er ging zwischen den Rossen Ludmillens und Isabellens. Man sprach nicht viel, aber die Stimmung war eine gehobene und wohltuende. Es schien, als ob jedes der drei jungen Geschöpfe durchdrungen sei von der Schönheit und Harmonie dieser Erdenwelt und sorglos, ja zuversichtlich in sie hineinblicke. In der Luft zitterten noch die feuchten Atome der vergangenen Regens, beleuchtet und erwärmt von der niedergehenden Sonne; die Vögel zwitscherten ihre kurzen Abendweisen, alles atmete Frieden und Gedeihen.

Es war ausgemacht, daß Hans zunächst da oben bleiben solle beim alten Grafen, und Ludmilla, kürzlich noch so zornig über das Heraufgehen des Junkers, fand dies jetzt richtig und gut. Jeder eigensinnige oder ungestüme Wunsch war von ihr gewichen.

„Ihr kommt zuweilen hinab zu uns“, sagte sie mit weicher Stimme, „und wir kommen öfters herauf zu — dem lieben Greise und zu Euch. Nicht wahr, Bella?“

Isabella neigte sanft ihr Haupt und sah mit ihren klaren blauen Augen leise bestätigend zu ihr hinüber. Ludmillens Blick, sonst so schalkhaft und in seinem schillernden Schimmer vieldeutig oder herausfordernd, war jetzt von liebenswürdiger Einfachheit und glitt ruhig wie ein Gestirn von der Freundin hinab auf den stillstehenden Freund, der Abschied nehmen wollte. Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie kaum leise, und ihr Handschuh ließ ihn kaum bemerken, ob eine Erwiderung stattfände. Jedes sinnliche Element schien entfernt zu sein. Ja, als Hans sich gegen Isabellen nur verbeugen wollte, rief Ludmilla:

„Wie, du gibst dem gelehrten Waldesjunker nicht die Hand zum Abschiede?!“

Lächelnd mit all ihrer lieben Sanftmut tat es Isabella — er blieb zurück; sie blickten noch einmal nach ihm, er grüßte mit der Hand und die schönen Mädchengestalten verschwanden unter blitzenden Sonnenstrahlen zwischen den Bäumen.

Pater Dunstan war beim Grafen zurückgeblieben. Er wollte ihm zunächst den Inhalt der Ledertasche, welche er mitgebracht, im einzelnen vorlegen.

„Warte damit, ich bitte," entgegnete Zdenko, „bis der Hans zurückkommt. Er wird mein Sohn und soll jetzt alles übernehmen, und du wirst ihn unterrichten über all unsere Verbindungen, nicht wahr? Ich bin sehr erschöpft von diesem stürmischen Tage und muß mit der untergehenden Sonne zur Ruhe, wenn ich weiter bestehen soll. — Gut, Tschirill, daß du kommst. Laß dich anschauen, ob du Schaden gelitten von der Heftigkeit des Raupowa."

Tschirill schüttelte lachend sein krauses Haupt und küßte seinem Gebieter die Hände.

„Es ist kein guter Mann, dieser Raupowa Wilhelm, und man muß sich der schlimmsten Dinge von ihm versehen. Die Vormittagsstunden heute, als er hier eingedrungen, waren mir die peinlichsten; ich habe eine körperliche Scheu vor ihm. Unser braver ‚Zahn' schrie ja heut' morgen kläglich; hat der Raupowa ihn verletzt?"

„Freilich! — Da, da — oh!"

Und Tschirill deutete unter diesen Ausrufungen auf die Tür, durch welche sich der verwundete Hund mühsam hereindrängte. Er hatte den ganzen Tag über in seiner Hütte gelegen und seine Wunde geleckt; die jetzt eingetretene Stille erst schien seinem Instinkte gesagt zu haben, daß sein Gönner Zeit haben werde für ihn. Er kroch auf dem Bauche zu den Füßen des Grafen heran und winselte beweglich. Der alte Herr tröstete ihn, und Zahn heulte laut auf bei diesen Trostesworten, während welcher Tschirill unter den gelbbraunen langborstigen Haaren des Hundes vorsichtig untersuchte, wohin

der Schwerthieb Raupowas getroffen. Die Untersuchung fiel tröstlich aus, und ein Wundbalsam, welcher ihm leise eingerieben wurde, schloß die häusliche Szene.

Graf Zdenko erhob sich, um nach seiner Lagerstatt hinaufzugehen. Beide Hände seinem Freunde Dunstan, welcher schweigend dasaß, entgegenstreckend, sagte er schmerzlich lächelnd:

„Es ist doch nichts so schwer zu erringen, Dunstan, als der Frieden! So lange trachten wir danach — Ah," unterbrach er sich, „es ist doch dem unglücklichen Odontius nichts begegnet in diesem Tumult?"

„Nichts Übles!" erwiderte mit seiner tiefen Baßstimme Pater Dunstan. „Geh' zur Ruhe, Zdenko! Ich erwarte deinen jungen Freund und komme wohl morgen wieder herauf, um Weiteres zu besprechen."

Graf Zdenko ging, auf Tschirill gestütz, hinauf. Zahn blieb liegen und sah ihm traurig nach. Pater Dunstan blieb sitzen und sah gedankenvoll in das Abendrot hinaus, welches sich hinter der großen Fichte über Schlucht und Wald und Berge in feurigem Scheine ergoß.

So fand ihn Junker Hans.

Pater Dunstan begrüßte den jungen Fremdling, welcher so auffallend rasch das Vertrauen seines alten Freundes Zdenko gewonnen, mit Wohlwollen, aber doch nicht ohne einige Vorsicht.

Er teilte die Grundgedanken Zdenkos, aber er zieh diesen gern einiger Überschwenglichkeit, namentlich in Aufnahme neuer Bekanntschaften. So schien es ihm doch ein wenig voreilig, dem jungen Manne sofort alle Papiere, Geschäfte und Geheimnisse anzuvertrauen; er wollte also vorher sich erst selbst des Näheren mit dem Junker beschäftigen.

Das tat er in sehr einfacher Weise. Er fragte und fragte ohne Umschweif nach Hansens Familienverhältnissen und fragte so gewiß vertrauensvoll, daß Hans sich angeregt fühlte, diesem

in jungen Jahren von solcher Besorgnis eingeengt würdet. Und zur Beruhigung für die älteren Jahre kann ich Euch sagen, daß ich eine der sichersten Herrschaften Zierotins nicht verkauft habe. Sie ist in guter Verwaltung, sie gedeiht und sammelt, sie bleibt Euch, wenn die Goldstücke der eisernen Kiste auf die Neige gehen."

Nachdem Pater Dunstan also gesprochen, erhob er sich, um nach Wien heimzukehren. Die noch leuchtende Abenddämmerung genügte seinem sicheren Maultiere, welches mit diesem Wege, selbst mit der Steige nach der Rohrhütte hinreichend vertraut war. Morgen, spätestens übermorgen wollte er wiederkommen, um über den Wohnungswechsel Zdenkos ernstlich zu beraten mit dem alten Herrn. Heut' und morgen wohl würden die Jesuiten nichts erfahren von der Katastrophe, welche hier oben über ihre Leute ergangen, aber über kurz oder lang würden sie doch des Ausganges inne werden, und dann sei das Ärgste zu gewärtigen. —

„Dann aber", unterbrach ihn Hans, „kommt auch Euer Schutz und Asyl zutage! Habt Ihr nichts zu fürchten für Eure Abtei und für Euch?"

„Doch, doch! Wir sind ihnen preisgegeben in der Stadt, und unser Abt würde nicht erbaut sein von dem Ungewitter, welches ich zuwege gebracht. Aber, junger Freund, ich habe mich durch ein langes Leben daran gewöhnt, daß jeder neue Tag ganz Unerwartetes bringen kann, das Beste wie das Schlimmste. Jeder Mensch ist fortwährend in Lebensgefahr. Diese Einsicht hat mir eins verschafft: ich ängstige mich nicht mehr. Trachtet danach, in dieser Eigenschaft mir ähnlich zu werden, und Ihr habt einen größeren Schatz errungen, als in dem Eisenkasten Zdenkos da drinnen aufgehäuft liegt. — Ade, Freund! Helft uns redlich die Leidenschaft aus den Sachen des Gaubens entfernen, helft uns Vorurteile zerstreuen und Kenntnis verbreiten, helft uns Wohltaten ausstreuen in alle Furchen und seid gesegnet für und für!"

Während dieser Worte waren sie hinausgegangen, und der Pater war auf das Maultier gestiegen, welches Tschirill vorgeführt, und jetzt ritt er langsam von dannen in die dämmernde Nacht des Buchenwaldes hinein. Sein dunkler Talar, dessen Kapuze er wieder über den dünnbehaarten Kopf gezogen, verschwand allmählich im Abenddämmer, und Hans sah ihm gedankenvoll nach, solange noch etwas zu entdecken war von der hohen Gestalt.

Dann ging er in den Saal zurück, um die Arbeit vorzunehmen, welche ihm der Pater anvertraut. — Tschirill brachte Licht dazu und küßte ihm den Ärmel. Der gestern noch so mißtrauische und abweisende Diener hatte mit dem Instinkte eines Haustieres wahrgenommen, daß dieser junge Herr ein Herr auch für ihn geworden sei. Er machte Feuer im Kamin und fragte, ob „Pan" vor dem Schlafengehn noch was befehle und ob — es heute schon geschehen dürfe.

„Was?"

„Das Grabmachen und Hineinlegen unter dem großen Baume —?"

„Nein, Tschirill, warten bis morgen abend. Der Verstorbene könnte noch einmal erwachen."

Tschirill schüttelte langsam das Haupt und ging, den langsam kriechenden „Zahn" mit sich nehmend.

Hans war endlich allein. Wie sehr fühlte er sich der Sammlung bedürftig! Was alles war um ihn, mit ihm, für ihn geschehen in der Zeit von vierundzwanzig Stunden! Mehr als er zu übersehen, als er zu fassen, als er in sich zu verarbeiten wußte. Vielleicht sogar mehr, als er wünschte. Denn die Gesichtskreise, welche vor ihm geöffnet worden, gingen über den Umfang dessen hinaus, was als idealer Wunsch in ihm gelegen. Der beginnende Krieg gegen die katholische Kaisermacht war ihm ja doch entwertet worden auf erschreckende Weise! So waren ihm die Gegensätze nicht geschildert worden in der Heimat, in den Kreisen des Fürstenhauses zu Weimar!

Und Deutschland! Deutschlands Zukunft und neue Form! Davon war nirgends die Rede. Das war ersichtlich den böhmischen Aufständischen etwas ganz Gleichgültiges!

Und doch soviel Günstiges, Glückverheißendes für seine Person! Das Vertrauen des wunderbar reichen Grafen Zdenko, reich im alltäglichen Sinne, reich im weiten Sinne einer unermeßlichen Kenntnis und Erfahrung. Solch einem Manne ist er plötzlich nahegerückt wie ein Sohn und wie ein Erbe — er wendete unwillkürlich den Kopf nach jener Tür, welche heute morgen der Graf so ängstlich ins Auge gefaßt hatte, als Raupowa eingedrungen. Jene Tür führte also wohl zu der eisernen Kiste, voll von Goldstücken. — Hans schalt sich über diese unwillkürliche Bewegung seines Kopfes, und schämte sich dieses unausgesprochenen Gedankenganges. Er war ja nicht habsüchtig, wahrlich nicht, und doch übereilte ihn solch eine Bewegung! Wie widerwärtig fand er es, daß sie doch natürlich sein mußte bei einem armen Junker, der sich die Welt eröffnen wollte zu allen möglichen großen Wirkungen! — Hinweg!

Er setzte sich an den Schreibtisch, auf welchem Pater Dunstan den Inhalt der Ledermappe ausgebreitet hatte, und in dessen Kasten das grüne Buch lag, die Lebensgeschichte seines väterlichen Freundes. Das sollte seine Beschäftigung sein für diesen Abend.

Totenstille herrschte in dem einsam gelegenen Waldhause; zwei Kerzen brannten vor ihm, ein freundliches Feuer leuchtete aus dem Kamin, die Fensterläden waren geschlossen, nichts störte ihn in Betrachtung der Papiere, als seine eigene Phantasie. Sie ließ ihn zunächst die vorliegenden Schriftstücke nicht erkennen, nicht entziffern, sie zauberte ihm ein Mädchenbild vor die Augen — er bedeckte die Augen mit seiner Hand, er blickte mit allen Sinnen in die liebenswürdigen Gesichtszüge Ludmillens. So schalkhaft wie nie war heute der etwas falsche Blick des Mädchens gewesen, aber auch so lieb wie nie.

Hinter der schalkhaften Falschheit winkte eine liebevolle Hingebung, ja, ja, ihre Seele ist doch gut und hingebend, und sie wird dir angehören, und du wirst ihr mit all den Mitteln, welche dir jetzt zu Gebote stehen, ein reiches, mannigfaches Leben bereiten können! Sie bedarf dessen, und du kannst es ihr bieten — ein volles Glück wird sich entwickeln. —

Langsam riß er sich los von diesen Bildern. Er mußte aufstehen und einen Gang durch den Saal machen, ehe er sich Fassungskraft zutrauen konnte für die vorliegenden Papiere.

Diese Papiere waren indessen von der Art, daß sie seine ganze Aufmerksamkeit anzogen, als er endlich mit einer gewaltsamen Anstrengung ihre Durchsicht begonnen. Sie waren nicht nur aus Deutschland, Dänemark, Schweden, England, Holland, der Schweiz, Ungarn, sie datierten auch aus Frankreich, aus Rom selbst, ja aus Konstantinopel, und es war Hans besonders auffallend, daß sich diejenigen aus katholischen Ländern viel eingehender und hingebender zeigten für die Kirche der Zukunft, als diejenigen aus protestantischen Ländern. Die Berichterstatter aus den bereits reformierten Ortschaften klagten sämtlich, daß dogmatischer Eigensinn ihnen ringsum herb und schroff entgegentrete.

Diese weitverzweigte Anknüpfung des Grafen stammte sicherlich aus den langen Reisen des in die Welt hinausgestoßenen Jünglings, welcher auf seinem Falben von dannen geritten war damals — damals! Hans griff hastig nach dem grünen Buche, um die weitere Lebensgeschichte seines neuen Vaters zu erfahren.

Das Manuskript war in kleiner, aber sauberer und leserlicher Schrift niedergeschrieben. Es war in Abschnitte geteilt. Unter dem Titel „Mähren" stand der Abschied von der Heimat. Vom nächsten Abschnitte an las Hans genau. Er hieß „Österreich". Durch die Berge hinauf war die Pilgerschaft gegangen, durch Oberösterreich und Innerösterreich über Villach ins

Tirol hinein. Auch äußerlich war es eine Pilgerschaft geworden. Er hatte sich und seinen Falben nicht erhalten können. Das treue Tierlein wurde hingegeben an einen evangelischen Prediger am Hallstädter See, und dafür wurde in Graz die Kutte eines Bettelmönches eingetauscht mit allen guten Regeln solch eines wandernden Philosophen, der Lehre und Trost und Rat spendet und dafür in jeder Hütte ein Lager und einen Imbiß findet. — Hinaus ins Reich war die Pilgerschaft gegangen, den Rhein abwärts, ins Holland hinein, nach England hinüber. Dort hatte er Dunstan kennen gelernt, und sie waren zusammen aufgebrochen gen Jerusalem. Durch Frankreich, durch Italien waren sie gezogen, und in Rom hatten sie wirklich den Papst gesprochen, den aus Mailand stammenden Papst Pius IV., welcher damals das Tridentiner Konzilium schloß mit dem Vorbehalte, „alle entstehenden Zweifel nach eigenem Willen zu entscheiden". Während ihres Aufenthaltes in Rom war eine Verschwörung gegen den Papst entdeckt worden, eine Verschwörung gegen das Leben desselben, weil er noch nicht rasch und energisch genug die unbedingte Weltherrschaft des Papstes ins Werk gesetzt. Pius IV. hatte sich mit einer Leibwache von hundert Arkebusieren umgeben müssen. So hatten sie ihn zum letzten Male gesehen, als sie von Rom geschieden waren. Von da waren sie nach dem Berge Athos zu griechischen Christen, von da nach Jerusalem, von Jerusalem nach Konstantinopel gekommen. Der furchtbare Soliman II. war damals Sultan. Sie fanden als Derwische bei ihm Zutritt, und er gab ihnen Aufträge für Ungarn, welches unter seinem Schwerte seufzte. Sie kamen nach Ungarn und fanden hier Odontius, der aus der Steiermark entflohen war.

Bis dahin hatte Hans gelesen. Nicht eigentlich gelesen, sondern nur überflogen, um nur zunächst die Hauptumrisse dieses wechselvollen Lebens zu überschauen. Damals waren diese Länder in unermeßlicher Entfernung, und da Graf Zdenko

überall jahrelang verweilt, so hatten sie ein halbes Jahrhundert in Anspruch genommen.

Jetzt erst ging Hans wieder zurück bis zur ersten Ankunft des Grafen in Wien; nun las er wörtlich die Schicksale, die Auffassung, die Eindrücke eines Mannes, welcher im Grunde nichts sucht, als den Verkehr mit Gott, das Verhältnis zu Gott, die Form des Glaubens. — Die Kerzen brannten nieder, er las und las mit unermüdlicher Seelenkraft. Es mochte gegen Mitternacht sein, er bemerkte den Flug der Stunden nicht — da klopfte es an ein Fenster. Er überhörte es. Nach kurzer Pause klopfte es von neuem — er sah auf, er besann sich, wo er sei und was das bedeuten könne. Mitten in der Nacht, in dieser unnahbaren Einsamkeit, was konnte das sein?! — Er riß den Fensterladen auf — das Mondlicht lag wie ein weißer Dämmer über dem Walde — ein Mann stand vor dem niedrigen Fenster. Das Vordach von oben warf Schatten, Hans konnte nicht vielmehr als die Umrisse sehen; er öffnete das Fenster — ein altes, bärtiges, von Leidenschaften zerfressenes Gesicht grinste herein.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

„Ein verirrter alter Mann bittet um ein Obdach!" erwiderte in ziemlich unreinem Deutsch eine gebrochene Stimme in bittendem Tone.

„Wie kommt Ihr daher?"

„Hab' einen Botengang über den Wald zu machen gehabt, und auf dem Rückwege hab' ich mich vergangen, die Nacht ist dazugekommen, bin einmal übers andere gefallen, find' mich nimmer aus. Hab' auch ein lahmes Bein, das den Dienst versagt und bei der Nachtluft schmerzt; seid christlich, gnäd'ger Herr, laßt mir ein Nachtlager zukommen und einen kleinen Imbiß.!"

Hans war so befangen von seiner Lektüre, daß ihm nur die Worte: „Seid christlich!" einen Eindruck machten. Er sah sich rückwärts nach dem Zimmer um — richtig, da stand ein

kleines Nachtmahl, welches Tschirill für ihn aufgetragen. Davon reichte er dem Fremden zum Fenster hinaus. Während dieser gierig aß, überlegte Hans, daß er doch wohl um der Sicherheit willen für den Grafen den Fremden nicht hereinnehmen dürfe, nein, drüben ins Wirtschaftshaus! Aber die Ausgänge waren sorgfältig durch Tschirill verschlossen; durch sein Schlafzimmer und Gollings Stube hindurch wollte er nicht, um die Jägersleute nicht zu wecken.

„Da, haltet das Licht. Vielleicht bläst es der Wind nicht aus?"

„Nein."

Und nun schwang er sich zum Fenster hinaus und ging mit dem Fremden zu Trumms Wohnung hinüber — die Hunde schlugen an.

„Rasch, rasch, sonst wecken wir alles auf!"

Sie traten in den kleinen Flur. Links war des Gärtners Stube, rechts die Kammer.

„Fürchtet Ihr Euch, in demselben Raume mit einem Toten zu schlafen?"

„O, Gott bewahre, gnäd'ger Herr! Das hab' ich oft gemußt, und jetzt bin ich zum Umfallen müde."

„So kommt! — Da auf dem Lager ruht er, der kleine Alte — er ruht für immer. Hier im Winkel ist eine Streu von Blättern, hier sind des Verstorbenen dicke Mäntel zum Zudecken. Behüt Euch Gott bis morgen."

„Dank für den Christendienst, gnäd'ger Herr!"

Hans eilte mit dem Lichte zurück und sprang wieder durchs Fenster in seinen Saal. Er eilte, damit nur die Hunde ruhig würden. Karo bellte hell und heftig, Zahn heulte.

Der Jäger steht am Ende auf, dachte Hans, besser ist, du machst nun hier auch Nacht, damit die Nachfrage nicht neue Unruhe erzeugt.

So tat er denn auch. Er schloß das Fenster und blies die Kerzen aus. Die wenigen Schritte zu seinem Schlafzimmer

hinüber kannte er; er fand sie im Finstern, kleidete sich rasch im Finstern aus und legte sich schlafen.

Er ahnte nicht, wen er aufgenommen. Es war der alte Kriegsknecht Brémont aus dem Arsenale in Wien, welcher als Liebhaber die Expedition mitgemacht und welcher zuerst während des Getümmels entwichen war. Er hatte sich wirklich in dem unwegsamen Bergwalde verirrt und war in seiner Erschöpfung froh gewesen, als er endlich wieder an den Staketzaun gekommen war, welcher den kleinen Platz umschloß.

Hunger, Frost und Müdigkeit hatten über alle Bedenken gesiegt, er hatte eine Latte eingedrückt und war da wieder hereingekrochen, von wo er am Nachmittag sorgfältig entwichen war.

Wenn sie dich erkennen, hatte Brémont gedacht, so leugnest du, und wenn's nichts hilft, was tut's?! Sie können dich nicht fressen! Und du machst ihnen was vor. Hunger tut weh, und verhungern werden sie dich nicht lassen. Wende dich nur an die Ecke, wo die Herrenstube war, die Herren haben bei solcher Gelegenheit eher ein Einsehen und Nachsehen. —

Das war ihm gelungen. Golling war wohl aufgestanden, von dem ungewöhnlichen Bellen der Hunde aufgeweckt, und hatte sein Fenster geöffnet, aber erst nachdem Hans schon wieder zurück war. Die Hunde hatten sich beruhigt; Golling war auch wieder auf sein Lager zurückgekehrt. Die Frühlingsnacht verstrich ohne weitere Störung.

Brémont erwachte zeitig auf seiner Streu, und das eben erst aufdämmernde nüchterne Tageslicht brachte ihn auf den Gedanken, befriedigt zu sein mit der nächtlichen Unterkunft und still von dannen zu schleichen, ehe der Jäger und das sonstige Volk der Försterei ihn ins Auge faßten und am Ende doch als einen solchen wieder erkannten, der nachmittags unter den Feinden dagewesen. Bei Tage werde er sich doch wohl aus dem Walde herausfinden.

Gesagt, getan! Mit einem scheuen Seitenblicke auf die

Leiche öffnete er vorsichtig die Tür. Es war hohe Zeit! Denn eben erhob sich auch Trumm von seinem Lager und Golling drüben desgleichen. Ein paar Minuten Vorsprung nur waren dem alten Kriegsknechte gestattet. Er benützte sie, und war nahe am Zaune, als Trumm und Golling aus den Türen traten — sie sahen nichts mehr von ihm, und sie ahnten auch nichts von ihm. —

Brémont seinerseits erwies sich als alter Feldsoldat doch nicht ganz ungeschickt in Aufsuchung des Weges, als er einmal jenseits des Zaunes im hohen Holze war und der lichter werdende Tagesschimmer ihm zu Hilfe kam. Ganz strategisch zu Werke gehend, strich er nicht geradeaus, sondern quer durch den Wald, voraussetzend, daß er auf diese Weise doch den Weg finden müsse, welcher ihn und die Expedition am Tage vorher zum Zauntore geführt hatte. Er fand ihn auch. Und wenn er noch zweifelhaft gewesen, ob es auch der rechte sei, so belehrte ihn ein Fund, daß er sich nicht irre. Er fand nämlich den Sattel, welchen die Seinigen gestern liegen gelassen. Obwohl er faul war, lud er sich doch dies fast neue und immerhin wertvolle Instrument auf den Kopf, um es bis Dornbach hinabzutragen. Dort meinte er im Wirtshause zu frühstücken und eine Fahr- oder Reitgelegenheit nach der Stadt hinein zu erlangen. So geschah's. Der Gastwirt in Dornbach spannte eben ein, um ein Faß Wein nach Wien zu fahren. Auf Brémonts Geheiß wartete er das Frühstück des Gastes ab und berichtete außerdem, daß in der Nacht ein bewaffneter Mann, wie er glaube einer von der Stadtguardia, bei ihm eingekehrt und sich schwer besoffen habe. Er schlafe drin auf der Bank. Dies war der zweite glückliche Ausreißer. — Brémont besann sich, ob er ihn mitnehmen solle. Der Kerl schlief felsenfest und Brémont entschied sich dafür, ihn schlafen zu lassen. Warum? Brémont war nicht ohne politische Schlauheit. Er wollte zunächst allein imstande sein, über das Schicksal der Expedition Auskunft zu geben. Das mußte ihn wichtig machen

und konnte etwas abwerfen. Pater Norbert war ja doch eine bedeutende Person, die in der Burg vermißt werden müsse — den Weg zu Norberts Wohnung kannte er, und dort würde man ihn schon zu höheren Personen weisen, welche die Auskunft belohnen würden. Dies reiflich überlegend, fuhr er neben dem Weinfasse und dem Sattel behaglich am Hernalser Schlosse vorüber nach der Stadt hinein, das gefährlichste Werkzeug gegen die Sicherheit der Försterei. —

Dort in der Försterei ahnte niemand eine Gefahr. Der alte Graf war gestärkt aufgestanden und harrte geduldig seines Sohnes, welcher in den Tag hineinschlief, und welcher bei seinem Erwachen von Gewissensbissen gepeinigt ward. Die unwillkürliche Kopfwendung nach der Tür des Badezimmers, wo der Schatz des Grafen vermutet wurde, lag wie Blei in seiner Seele. Niedrig und gemein erschien er sich, und er hätte mit Freuden auf alles verzichtet, wenn dazu Gelegenheit gewesen wäre, um sich von so widerwärtigem Vorwurfe zu befreien.

In solcher Weise verstört kam er zum Grafen.

„Was ist dir?“ fragte Zdenko besorgt.

„Ich verachte mich selbst!“

„Warum?“

Und nun erzählte er offen, was vorgegangen in ihm und was ihn quäle.

„Das nennen die Theologen unsere Erbsünde,“ erwiderte lächelnd Graf Zdenko. „Sie zu haben ist kein Verbrechen, sie zu besiegen ist unsere Tugend. Du hast sie schon besiegt. Komm' daher und verzehre getrost dein Frühmahl und blicke getrost zu Gott hinauf, welcher seinen herrlichsten Frühlingstag über uns ausgießt, über Gerechte und Ungerechte. Wer ehrlich trachtet, gerecht zu sein, dem dienen die wilden Begierden alle zur Läuterung. Laß mich übrigens diese deine Skrupel zur Veranlassung nehmen, daß ich dich mit meinem Mammon bekannt mache. —“

„Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht!“

Lächelnd gab der alte Herr diesem gewissenhaften Widerwillen nach. Er hegte ja überhaupt wenig Aufmerksamkeit für Geld und Gut. Die Handkasse im Schreibtische war zufällig gefüllt, und so war es in nächster Zeit nicht notwendig, die eigentliche Schatzkiste in Anspruch zu nehmen. Daher kam es, daß Hans über den Aufenthalt dieser Kiste nichts näheres erfuhr.

Der alte und der junge Schwärmer versenkten sich im Gegenteile mit aller Hingebung in ihre religiösen Gedanken und Plane. Der Tag zog am Himmel vorüber, und sie bemerkten erst am Nachmittage, daß ein allgemeines Regenwetter eingetreten war und ein Besuch von Hernals nicht mehr zu erwarten stünde. Es war ein Landregen des Frühlings, der mit einer einzigen Kraftanstrengung die ganze Natur ententwickeln mochte. Er hüllte den Wiener Wald in weißgraue Wolkennebel, und man saß da oben abgetrennt von der Menschenwelt wie in einer Alpenhütte. Er strömte drei Tage lang ununterbrochen nieder, und die beiden Schwärmer konnten den Austausch ihrer Gedanken und Träume vollständig erledigen.

Ein Unterschied zwischen ihnen trat deutlich hervor. Hans war, um es kurz zu bezeichnen, nüchterner als der alte Herr. Der feste Mittel- und Hintergrund für alles, was er wünschte, war das Deutsche Reich in reformierter Gestalt. Die Kaisermacht in der Hand eines protestantischen Fürsten war sein nächstes Ziel. Seine Herkunft, seine Jugendgeschichte brachten es mit sich, daß er einen von den jungen weimarischen Fürsten vor Augen hatte. Unter den anderen protestantischen Regenten schien ihm auch keiner empfehlenswert. Gegen den kursächsischen hegte er das feindliche Vorurteil des Ernestiners gegen die usurpatorischen Albertiner. Außerdem war ihm der sächsische Kurfürst zuwider, weil er in den Händen beschränkter und fanatischer Lutheraner, weil er, in völlerischer Lebensweise befangen, geistig zu unbedeutend und weil er dem katholischen Kaiserhause in Wien zu gedankenlos ergeben

sei. Der Brandenburger war schwach und nichtig, unter den welfischen Fürsten in Wolfenbüttel und Lüneburg war nichts Hervorragendes, der hessische Landgraf war tyrannisch und verlogen, der Darmstädter —

„Warum stockst du da?" fragte lächelnd der alte Graf. „Der Darmstädter Herr ist mild und versöhnlich, aber er ist ein Süddeutscher, und ist dir deshalb nicht genehm!"

„Nein, nicht deshalb," erwiderte Hans. „Aber er hängt zu fest am habsburgischen Kaiser und an den alten Traditionen. Er würde nirgends durchgreifen können und mögen, er ist ein Vermittler, wir brauchen aber eine schöpferische Kraft. Wenn wir einmal absehen von starker Hausmacht, die doch eigentlich keiner von unserer Seite mitbringen könnte, so müssen wir auf frische persönliche Kraft Rücksicht nehmen und für diese in der neuen Reichsverfassung Mittel und Wege bereiten. Das neue Kaisertum muß mit größerer Machtvollkommenheit ausgerüstet werden im politischen Rechte, und zur Besitzunterlage kann ihm alles das von den Stiftern verliehen werden, was im weiten Nieder- und Mitteldeutschland eigentlich doch herrenlos geworden ist durch den Abfall der Stiftsbewohner vom katholischen Glauben."

Dazu schüttelte Graf Zdenko das Haupt. Er war wohl gegen die aristokratischen Gelüste seiner Standesgenossen eingenommen, welche das Reich in eine Unzahl kleiner Reiche auflösen wollten zu egoistischem Zwecke, aber er war doch auch gegen die Anhäufung aller Macht in eine Hand. Dadurch verlor nach seiner Ansicht die mannigfache innere Entwicklung der Länder zu sehr an Freiheit, und ein weltlicher Papst sei gar zu bedrohlich. Er hatte überhaupt für die politische Form der Zukunft kein klares Bild, die Spekulation dafür lag außerhalb seines Naturells, welches in der religiösen Frage zusammengedrängt war. Die Hauptmacht nach dem Norden zu verlegen, widerstrebte ihm instinktmäßig. Dann, fürchtete er, könnten allmählich die südöstlichen Mischländer für die deutsche Kultur-

macht ganz verloren gehen und in Barbarei versinken. Am natürlichsten schien es ihm, daß zu Wien die Hauptmacht verbliebe, aber der Träger derselben sollte in der Glaubensfrage mild, versöhnlich, mit einem Worte gründlich tolerant sein. Dann nur, meinte er, könne das deutsche Weltreich wieder aufblühen und weitverzweigte Wurzeln fassen. Dies sei auch das leichteste, denn es habe das Herkommen mehrerer Jahrhunderte für sich und also das erbliche Ansehen, welches in jeder Machtfrage von unermeßlichem Werte sei.

„Und dazu der Steiermärker Ferdinand?!“ rief Hans.

Graf Zdenko seufzte und setzte nach einer Pause hinzu:

„Du siehst, wohin das bloße Politisieren führt! Die Elemente drängen zu kriegerischem Flusse; wer mag sagen, wohin sie strömen werden?! Dergleichen sagt der Mensch nicht voraus, die Gottheit leitet die Ströme. Ich erleb' es nicht mehr; wer weiß, ob du es erlebst. Darum ist es dankbarer, zunächst unsere innere Welt zu ordnen und nach Kräften zu gestalten.“

So vergingen die Tage. Endlich brachte ein Morgen Aufheiterung des Wetters und mit ihr Besuch aus dem Hernalser Schlosse. Es folgte eine ganze Reihe schöner, ruhiger Tage.

Die Wetter, welche sich draußen in der Welt zusammenzogen, blieben unbemerkt in dieser friedlich gewordenen Waldoase, und man konnte meinen, diesem eingewanderten sächsischen Junker brächte die Wiener Luft alle Freuden und Vorteile des irdischen Daseins entgegen — man konnte meinen! Er selbst meinte es und fühlte sich dankerfüllt gegen einen Himmel, welcher ihn so ungemein begünstigte.

Trotzdem empfand er zum öfteren, daß wallende Nebel seine Zukunft verschleierten, gerade so, wie sie bei Regenwetter Abgründe zwischen den Bergen verschleiern. Alle Personen, die ihm von Bedeutung waren, erweckten ihm zuweilen diese unheimliche Empfindung.

Zunächst Ludmilla selbst.

Ludmillens liebenswürdiges, anziehendes Wesen, frei von

den früheren heftigen Wendungen, blieb sich gleich während dieser stillen Friedenstage. Hans sah sie selten allein. Ihr Vater, ihre kleine Schwester, Frau Amalie, zuweilen auch Isabella Harrach pflegten mit ihr zu kommen, und in der Gesellschaft war sie das erheiternde, bewegende, lebensvolle Element, das alle Aufmerksamkeit auf sich zog und verdiente. Hans bemerkte es kaum, daß sie dieser Aufmerksamkeit auch jetzt bedurfte und daß sie doppelt liebenswürdig war, wenn er sie im kurzen Zwiegespräch lobte für diese oder jene Virtuosität. Denn an solcher Virtuosität fehlte es nie, sie mochte erzählen, oder schildern, oder spotten, oder singen, oder mit der kleinen Schwester einen Nationaltanz improvisieren. Und wie gern lobt die Liebe, wie gern lobte er, wenn er einen kurzen Spaziergang unter die jetzt völlig grünenden Buchen erhaschen konnte! Dennoch fand er auch bei so günstiger, einsamer Gelegenheit nicht den Mut, ein Geständnis seiner Neigung auszusprechen, und wenn er sich vorwarf, es wieder versäumt zu haben, so flüsterte eine Stimme in ihm: Es liegt nicht bloß an deiner Schüchternheit, es liegt auch an ihr, an Ludmillen selbst! Es schwirrt und blitzt ein Etwas aus ihr hervor, das dich abhält, ein Etwas von Sicherheit, von Eitelkeit, ja von — Sinnlichkeit. Letzteres Wort wagte er nicht zu verstehen, die Stimme flüsterte es entweder zu leise, oder er war zu keusch, um es zu begreifen. Aber den Eindruck behielt er doch, daß sie ebenfalls Schuld trage an dem scheinbaren Stillstande ihres Verhältnisses. Er war ja doch nur scheinbar, dieser Stillstand, denn seine Neigung wuchs von Tag zu Tag, das konnte er gar nicht verkennen. Nur eben weil er kein unmittelbares Aussprechen desselben errang, dämmerte ihm für seine und Ludmillens Zukunft jenes Nebelgewölk auf, welches sichern Schritt und festen Weg in Zweifel stellt.

Dann blickte auch Frau Amalie zuweilen so eigentümlich auf ihn und Ludmilla, daß er nicht nur errötete, sondern daß er auch einen ernsten Vorwurf vor sich zu sehen glaubte. Sie mißbilligt es, flüsterte es in ihm, daß du in so schwerer Zeit

deine Seele hingibst an Liebesträume. Wenn du deine Bestimmung nur irgend erfüllen sollst in all den Aufgaben, die dein Vaterland, dein Glaube, dein so glücklich gewonnener Vater Zdenko dir zutrauen und auferlegen, wo bleibt dann Zeit und Raum für ein Liebesverhältnis oder gar für eine Ehe?! Erst erfülle deine Pflichten, ehe du häusliches Glück suchst, welches jetzt wahrlich wenig Aussicht und wenig Berechtigung hat!

Ferner Ludmillens Vater, der ihm sonst so wohlwollende Freiherr von Loß, war zurückhaltender gegen ihn als sonst. Billigte er das entstehende Verhältnis zu Ludmillen wirklich nicht? War er durch irgend eine üble Nachricht eingenommen gegen den sonst so gern gesehenen Junker? — Letzteres war nur zu wahr. Die kleinen Feindschaften, welche sich Hans im Hernalser Schlosse zugezogen, übten ihre Nachwirkung. Der Bart-Konrad hatte mit seinen Äußerungen Spath irre gemacht über den zweideutigen sächsischen Junker; Spath nickte bedenklich zu den ungünstigen Äußerungen des Kandidaten Götzinger über den ungläubigen Junker; Götzinger verhetzte den störsamen Fremdling getreulich vor dem Freiherrn von Jörger, der ihm ohnedies das noch immer lahme Roß nicht vergeben und noch gar viel anderes auf dem Rocken hatte gegen ihn. Jörger endlich redete in seinen Freund Loß hinein, daß alle Welt darüber einig sei, diese fahrenden jungen Ritter voll Überspanntheit und Verwirrung seien ein Kreuz für die ohnehin übermäßige Uneinigkeit im Lande und unter den Evangelischen, und fand damit ein offenes Ohr bei Loß. In die Spaltung von Lutheranern und Kalvinern hatten die beiden älteren Herren sich einmal gefunden, weitere Haarspaltereien waren ihnen gleichmäßig unbequem. Wohin sollte das führen?! Zudem war Loß gelangweilt und verdrießlich. Es reute ihn, seine Leute mitgegeben zu haben für den Transport; er wartete ungern und fand im Verkehr mit evangelischen Mitständen, die aus Wien nach Hernals kamen, daß hier in Wien nichts zu erwarten sei. Die Evangelischen hatten die große Mehrheit im Landhause und protestierten wohl gegen

den neuen Landesherrn, aber doch nur mit halben Maßregeln. Da war es in Horn entschlossener hergegangen! Kurz, er wäre gern von dannen geritten, wenn nur seine Leute erst wieder dagewesen wären. Unsern Unmut lassen wir ja aber gewöhnlich am härtesten gegen die Personen aus, welche wir eigentlich liebhaben. Da er nun nichts als Übles von Hans hörte, so sammelte sich all sein Ärger auf den armen Junker, den er sonst so gern mochte. Er ritt fast täglich mit hinauf, ja, weil die verehrte Frau Amalie hinauffuhr und weil die unruhige Ludmilla Abwechslung wollte und sogar der kleine Purzel, welcher noch aus Prag eine kindische Anhänglichkeit für den Junker Hans hegte, täglich auf der Partie bestand, ja doch! Er unterhielt sich auch gern mit dem alten Zierotin, der soviel erlebt hatte, und der soviel zu erzählen wußte, und der Hans war ihm immer noch sympathisch, wenn er auch alle Tage mehr gegen ihn eingenommen wurde; aber der Entschluß befestigte sich doch in ihm, den Verkehr mit ihm abzubrechen und seine Mädchen kurzweg nach Böhmen abzuführen, sobald seine Leute zurückkehrten. Hans hatte also ganz recht mit seiner Ahnung, daß Papa Loß nicht mehr für ihn gestimmt sei.

Endlich der alte Graf selbst! Auch er zeigte dem liebenden Pflegesohne nur trübe Aussicht in betreff Ludmillens. Er verriet mit keinem Worte, ob er die Neigung Hansens bemerke. Aber er sprach öfters über Ludmilla, und er sprach nicht günstig über sie. Reizend möge sie sein, das empfinde er selbst in seinem für Sinnenreiz unempfindlichen Alter, begabt sei sie über die Maßen, aber Vertrauen flöße sie ihm nicht ein. Er halte es für das größte Wagestück eines jungen Mannes, solch ein Mädchen vor den Traualtar zu führen. Dagegen halte er den jungen Mann für beglückt und gesichert, dem Isabella Harrach ihre Hand schenke. —

„Leider ist Waldstein kein junger Mann!" erwiderte Hans schwermütig.

„Sie ist auch noch nicht seine Frau," sprach der Graf. „Sie

erinnert mich in ihrer stillen Sanftmut", setzte er hinzu, „zuweilen an meine Anna, und mir scheint, Hans, sie sieht dich gern!"

Es war gegen Abend an einem Sonntage, als der Graf, unter der großen Fichte sitzend, diese Worte an Hans richtete, der dazu schwieg, und dem es eine Erleichterung zu sein schien, als Tschirill meldete, die gnädige Frau von Hernals komme angefahren und zwar sehr rasch.

Sie kam allein, kündigte aber an, daß die übrigen nachkämen und zwar um Abschied zu nehmen.

„Wie?" riefen der Graf und Hans einstimmig.

„Loßens Leute sind zurück," fuhr sie hastig fort, „es ist alles schneller gegangen, als man dachte, der Krieg kommt mit Riesenschritten näher! — Raupowa Wilhelm muß Kunde gehabt haben von dem Plane Thurns, des böhmischen Oberfeldherrn, er ist mit seinen Gefangenen nicht, wie er wollte, an der Donau aufwärts gezogen, sondern hat sie in Kähnen bei Tulln über den Strom gesetzt und seine Richtung gen Znaym genommen. Dort ist er denn auch richtig dem böhmischen Heere begegnet, welches über Iglau in die Markgrafschaft eingebrochen ist, um nach Brünn und Olmütz vorzudringen. Thurn und seine Umgebung haben ein großes Gelächter aufgeschlagen, als ihm Raupowa den kriegerischen Jesuiten Norbert und eine Rotte wienerischer Stadtguardisten vorgeführt und zur Verfügung gestellt hat, und spöttisch hat der böhmische Heerführer sie mit den Worten begrüßt: ‚Gebt euch dem Heimweh nicht hin, ich bring euch nach Wien zurück, ehe die jetzt noch blühenden Kirschbäume Kirschen tragen! Ihr sollt in erster Reihe stehen, wenn der Nandl und die Jesuiten herüberschießen wollen vom Roten Turme nach dem Werd.' Kaum hatte er diesen Hohn ausgesprochen gehabt, da ist die Nachricht eingegangen von Brünn und Olmütz: er möchte eilen, Albrecht von Waldstein benütze die letzten Augenblicke zum Schaden des Landes. Er habe sein Regiment von Panzerreitern aus Olmütz abführen lassen, und als der Oberstwachtmeister desselben zögern gewollt, habe ihn

Waldstein eigenhändig vom Pferde gestochen und sei spornstreichs nach Brünn geritten und vor dem Landhause abgestiegen, abends um zehn Uhr. Der ständische Einnehmer hat geholt werden und hat unter Androhung des Stranges die Kassenschlüssel der Landesgelder abliefern müssen. Diese Gelder, eine Summe von beinahe hunderttausend Talern, hat Waldstein auf Wagen laden lassen und hinweggeführt. Umsonst haben die Stände Kommissarien und Reiter hinter ihm hergeschickt, man hat ihn nicht mehr eingeholt. Zum Spott aber hat er ihnen einen Boten entgegengeschickt mit der Nachricht, seine Herren Vettern, die zu den böhmischen Rebellen hielten, werde er binnen kurzem mit Prügeln und Ruten bedenken. Mit einem Schrei der Wut haben die böhmischen Herren diese Herausforderung beantwortet, und das ganze Heer ist im Eilmarsche gegen Brünn aufgebrochen.

Dies sind die Nachrichten, welche Loßens Leute mitgebracht. Ich selbst habe heute in Wien im Harrachschen Hause weiter erfahren, jenes Geld aus der ständischen Kasse in Brünn ist bereits in Wien angekommen, und König Ferdinand hat die Annahme desselben — verweigert. Zu großem Schmerze seiner Rentbeamten hat er aus höheren politischen Gründen das Verfahren Waldsteins mißbilligt und verleugnet und die ganze Summe im Wiener Landhause niederlegen lassen. Die Stände hier wie dort sollen daraus erkennen, daß er auf keine Weise, auch nicht im Falle offener Empörung, in ihr Gut eingreifen wolle. Die Empörung und der Abfall Mährens sind übrigens unzweifelhaft. Brünn ist von den Böhmen besetzt, und die Mehrzahl der mährischen Ständemitglieder scheint sich gegen Ferdinand erhoben zu haben. Albrecht von Waldstein ist von dieser neuen Regierung all seiner Güter verlustig erklärt worden; er ist in diesem Augenblicke ein Bettler, denn all die reichen Herrschaften, welche ihm Lucretia Neckšin von Landsberg, seine verstorbene Frau, zugebracht, liegen in Mähren. Aber auch derjenige von Eurer Familie, lieber Graf, mit dem allein Ihr in

freundlicher Verbindung und in vielfacher Übereinstimmung geblieben —"

„Vetter Karl?"

„Euer sehr würdiger Vetter Karl ist zu Brünn ins Gefängnis gesetzt worden, weil er die Mittel und Zielpunkte des böhmischen Aufstandes nicht billigt."

„Der Arme! Da siehst du's, Hans, welch mißlich Feld die Politik! Mein Vetter Karl ist ein tüchtiger, ist ein weiser politischer Mann. Selbst ich, der ein Schwärmer heißt, muß ihm nachsagen: Wohl den Ländern, wenn sie die Plane Karls von Zierotin verwirklichen könnten! Denn er will ein großes österreichisches Reich auf freien und edlen Grundlagen. Umsonst! Die Leidenschaften vernichten das Beste und die Besten. Aber hier tut Hilfe not. Du kannst nicht hinüber, Hans, du bist fremd. Laß Dunstan herausbitten; er wird Rat schaffen, meinem Vetter hilfreich zu werden."

„Langsam, vorsichtig, lieber Graf!" rief Frau Amalie. „Ich möchte um keinen Preis solche Hilfeleistung verzögern, aber ich muß alles sagen, Euch aufmerksam zu machen, daß zunächst für Euch selbst gesorgt werden muß."

„Schon wieder? Die neuliche Expedition ist ja beseitigt worden, ohne daß eine Spur von ihr übrig bleiben konnte!"

„So glaubten wir. Was ich bei Harrachs gehört, widerspricht dem."

„Hat Isabella selbst —?"

„Nein, nein, Junker! Ich hatte sie nach jenem stürmischen ersten Besuche hier aufmerksam gemacht, was auf dem Spiele stünde und daß sie schweigen möge. Sie versprach es bereitwillig und — sie ist wahrhaftig. Nein, aus Harrachs Äußerungen entnehm' ich, daß in der Burg Kenntnis von des Grafen Asyle und feindliche Absicht vorhanden ist. Woher? weiß ich nicht. Als von der Abführung des Brünner Geldes aus der Burg ins Landhaus die Rede gewesen, da scheint Lamormain eine Äuße-

rung getan zu haben in Harrachs Gegenwart, welche diesen veranlaßt hat, mich zu warnen. —"

Frau Amalie wurde hier unterbrochen durch die Ankunft des Freiherrn von Loß und der Seinigen. Loß war so laut und heiter, wie man ihn seit dem Tage seiner Ankunft nicht mehr gesehen.

„Das halbe Wesen hat ein Ende," rief er, „das halbe Wesen dort wie hier und hier wie dort. Das Leben geht wieder aus dem Ganzen, und nun ist's gut. Seht freundlich dazu aus, Papa Zierotin, und der Junker da kann auch froh sein. Jetzt kann er sein Predigertum beenden und zu Kriegstaten übergehen, wie's einem Junker ziemt; ich werd' ihn nachdrücklich dem Thurn empfehlen, und er darf sich nur auf mich berufen und sich bei ihm melden, wenn er im Laufe dieser Woche vor Wien rückt. —"

„Im Laufe dieser Woche?" riefen alle.

„Allerdings. Der schlesische Vetter, der Mitzlau Rudolf, ist eben angekommen."

„Der ist auch wieder da?"

„Auch wieder da, Papa Zierotin. 's kommt alles wieder auf dieser Welt, Hunger und Durst und Liebe und Zahnweh. Also der Mitzlau kommt recta vom Thurn. Mit Mähren hat sich der gar nicht länger aufgehalten, das hat er in der Tasche und ist ohne weiters ins Erzherzogtum eingerückt. —"

„Ins Österreich?"

„Ins Österreich unter der Enns, genau zu sprechen, und wenn er da nicht mit dem Fuße an den kleinen gut ummauerten Ort Laa gestoßen wäre, so wäre er schon hier vor Wien, oder wohl gar schon in Wien. Kurz, vor Laa liegt er jetzt, die paar Meilen von hier, und über Nacht wird er da sein. Zunächst reitet und fährt und geht alles zu ihm hinaus, was nicht katholisch ist, um ihn zu begrüßen und ihm Dienst und Hilfe anzubieten. Und so mein' ich, Junker Hans von Starschädel, werdet Ihr auch tun, sobald er an die Donau kommt. Denn alsdann werd' ich

mit ihm gesprochen haben auch für Euch. Ich reite mit meinen Mädels über Laa morgen nach Böhmen — schäm' dich doch, Mille, mit deinem Schluchzen! Meiden und Scheiden tut weh, aber Wiedersehn ist Auferstehn — hör' auf."

Nie war Ludmilla so hinreißend schön und anziehend gewesen. Sie trocknete ihre Tränen und versuchte zu lächeln. Das feuchte Auge war eine heiße Sonne, und ihr Wesen und Benehmen, weich und ergeben, machte selbst dem alten Grafen Zdenko den Eindruck, er habe ihr unrecht getan mit seinem Vorurteil, denn sie sei ja wirklich ein herzenswarmes, herzensgutes Geschöpf! — Das war sie auch. Hans empfand es unter den süßesten Schmerzen. Eigentlich hegte er — und mit Recht — die schmeichelhafte Besorgnis, sie werde vor der ganzen Gesellschaft seine Hand ergreifen, werde mit ihm vor den Vater hintreten und sagen: Papa, wir beide lieben uns, trenne uns nicht, vereinige uns! Denn so war ihr leises, wenn auch unartikuliertes Flüstern, sobald sie an ihm vorüberging, so sprach ihr Auge in das seinige hinein, die ganze Umgebung war nicht für sie vorhanden.

Der Vater schien aber auch eine Ahnung davon zu haben: er bestand darauf, jeder Abschied müsse kurz sein, und in Hernals warte ein Ausschuß der Stände auf ihn, der jetzt den Bericht des Junkers von Mitzlau anhöre und dann Beschluß fassen wolle, ob die Evangelischen noch vor Ankunft des böhmischen Heeres in voller Anzahl zur Hofburg schreiten und dem Erzherzog Ferdinand ankündigen sollten, was ihr Verlangen sei.

„Fort, fort! Ein Handschlag und Ade, daß man sich jünger wiederseh'! Nun heult der Purzel auch! So schämt euch doch! Ritterfräulein sollt ihr sein, mutig und tapfer!"

Es war ihm gar nichts daran gelegen, daß Hans sie begleiten wollte hinab ins Tal. Aber geradezu abweisen konnte er's doch nicht.

Hans war entschlossen. Alle Scheu und Besorgnis Ludmillen gegenüber war hinweggescheucht. Er wollte ihr sein Herz

offen darlegen, bevor sie von ihm schiede. Zu dem Ende wollte er sie heute noch allein sprechen. Wo? Und wie? Er wußte es noch nicht. Aber zunächst mußte er mit hinab. Er kannte ja den Weg gar nicht hinunter aus den Waldbergen; Spath hatte ihn damals im Finstern heraufgeführt auf einem Fußpfade, welchen er nicht wieder zu finden wußte. Er schloß sich also jetzt dem Zuge an, wenn auch zu Fuß. Die Loßischen waren alle drei beritten, und Frau Amalie, welche gleichzeitig mit aufbrach, bot ihm vergeblich einen Platz in ihrem kleinen Wagen an. Es schien ihm unmöglich, jetzt Gleichgültiges zu sprechen; wie von himmlischen Kräften getragen, schritt er zwischen dem Pony Purzels, welche bei dieser Gelegenheit die zärtlichste Aufmerksamkeit vom sogenannten sächsischen Vetter erfuhr, und dem Rosse Ludmillens daher, durch den Buchenwald dahin. Erst als sie durch die Schlucht bis zur Rohrerhütte hinabgelangt waren, mußte er diesen Posten aufgeben. Loß bestand darauf, Eile zu haben und nötigte den nachfolgenden Reitknecht, dem Junker Hans sein Pferd abzutreten. Nun ging's raschen Trabes durch Dornbach hindurch, und Hans sah sich binnen einem Viertelstündchen zum erstenmal wieder im Schloßhofe von Hernals, wo Tartsch schon so lange vergebens auf seinen jungen Herrn gewartet hatte. Wie immer ungeschickt, drängte er sich herzu und verhinderte Hans, noch ein heimliches Wort an Ludmilla zu richten. Diese schien auch ein solches zu erwarten, ein bestimmtes Wort für eine Zusammenkunft, denn sie suchte beim Absteigen ihr Pferd so zu wenden, daß Hans nahe zu ihr treten könne. Tartsch sorgte dafür, daß dies nicht möglich wurde; er drängte sich mit unübertrefflicher Geschicklichkeit zwischen sie und seinen Herrn, um diesem Vorwürfe zu machen, daß er ihn so lange ohne Nachricht und Weisung gelassen im fremden Hause, wo niemand was von ihm wissen wolle und kaum Futter für die Pferde zu kriegen sei. Auch Papa Loß war gleich zur Hand, um seine Mädchen ins Schloß zu treiben, damit sie ihre Habseligkeiten richten möchten, nächsten Tages mit dem

frühesten gehe es auf die Reise. Er merkte es wohl, was zwischen seinem ältesten Mädchen und dem sächsischen Junker in der Luft schwebte, und innerlichst lächelte er darüber. Es wäre ihm ja noch vor kurzem so erwünscht gewesen! Seiner Mille gönnte er vom Herzen die Freuden des erwachenden Mädchenfrühlings, und der Hans war ihm in Prag noch der erwünschteste Schwiegersohn gewesen. Aber Zeugnis und Nachrede über ihn waren im Hernalser Schlosse gar zu nachteilig, jedenfalls hielt er's für seine väterliche Schuldigkeit, den verdächtigen Jungen länger zu beobachten und jetzt — setzte er mit einem halblauten Fluche hinzu — ist doch auch wahrhaftig keine Zeit zu hochzeitlichen Dingen. — Wie oft hat er sich später Vorwürfe gemacht, daß er leichtgläubig gewesen!

So blieb denn Hans allein auf dem Hofe stehen. Es kümmerte sich niemand um ihn, denn das Gesinde war durchweg angesteckt von dem Mißtrauen gegen ihn, und seine einzige Gönnerin, Frau Amalie, wurde bei ihrer Ankunft von ihren Leuten in Anspruch genommen. Haus und Hof waren voll von Gästen, die Zusammenkunft und Beratung der evangelischen Standesherren war oben im Saale bereits laut und tätig. Jeder dieser Herren war von Dienern begleitet, die den Hof anfüllten.

Der unbeachtete Hans sah und hörte nichts von der Geringschätzung, und dem Übelwollen, welche ihn empfingen. Er lebte jetzt nur für den einen Gesichtspunkt seines Herzens, alles übrige Leben war ihm ein mechanisches Abtun. Mechanisch stieg er zu dem Zimmer hinauf, welches er damals verlassen, mechanisch fertigte er Tartsch ab, der alles Mögliche wissen wollte; aber mit sehr bewußter Absicht öffnete er das Fenster. Rechts drüben an der Ecke der Hauptfronte war Ludmillens Wohnung, wenigstens *ein* Fenster derselben, das Fenster ihres Vorzimmers. Ihr Wohn- und Schlafzimmer waren hinter der Ecke. Jenes eine Fenster konnte eine Vermittlung bieten, er wußte selbst nicht welche; sinnend und hoffend blickte er hinüber — unten war Garten, Spaths Gebiet. Spath war auch

da beschäftigt und sah den Junker. Hans sah den hinter einer Hecke arbeitenden Gärtner nicht.

Der Abend sank eben herunter auf das grünende und blühende Land, der Flieder duftete berauschend, die Vögel sangen in Pausen ihre letzten Weisen, nur eine Grasmücke machte keine Anstalt, ihren lieblichen Gesang einzustellen.

Da, richtig! Sein Hoffen hatte ihn nicht getäuscht, und sein Auge täuschte ihn jetzt nicht — da erschien eine weiße Gestalt an jenem Eckfenster. Noch mehr: sie trat heraus, denn jene Ecke und die rechts von der Ecke fortlaufende Front des Schlosses hatte einen hölzernen Balkon nach Art der Bauernhäuser in den Alpenländern. Er war nur dort angebracht, weil die Morgen- und Mittagsonne nicht an jene Seite drang und solcherweise ein schattiger Aufenthalt im Freien möglich wurde für die Damen des Hauses in der warmen Jahreszeit.

Jene weiße Gestalt war Ludmilla, er war dessen gewiß, obwohl die Dämmerung ihm nicht mehr gestattete, ihre Züge zu erkennen. Frau Amalie, deren Zimmer ebenfalls auf den Balkon gingen, scheute die Abendluft und hatte jetzt im Hause Beschäftigung, das wußte er. Es ist Ludmilla, rief sein Herz, und sie harret dein!

Das Stockwerk war nicht hoch und unten war weiche Gartenerde. Er besann sich nicht lange, sondern sprang hinab.

Ludmilla, etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt, schien es bemerkt zu haben. Wenigstens meinte er, als er bis hoch über den Knöchel feststand im lockern Beete, sie habe eine hastige Bewegung gemacht.

Spath hatte es aber auch bemerkt und war im Begriff, störend einzuschreiten. Die Mißhandlung seines Beetes war ihm nicht gleichgültig, und der gründlich verleumdete sächsische Junker war ihm — doch gerade dies ließ ihn zögern.

Spath war der einzige von allen Dienstleuten im Hernalser Schlosse, welcher sich lange zweifelnd verhalten hatte gegen die allgemeine Mißachtung des Junkers. Er konnte

nicht in Abrede stellen, was man als zweideutig nachwies gegen Hans, nein, der abenteuerlich erscheinende fremde Junker mit seinem mürrischen Reitknechte hatte auch ihm allmählich den Eindruck eines zugewanderten Hungerleiders gemacht, welcher sein Schäfchen scheren wolle, sei es bei den Katholiken, sei es bei den Evangelischen. Die Anknüpfung an Waldstein und an Harrachs in Wien waren zu verdächtig, und das Fräulein Isabella, welche ja sonst nie so fleißig herausgekommen, steigerte den Verdacht, als ob Hans je nach Umständen um die reiche Katholikin oder um die reiche Protestantin freien wollte. Dazu seine Aufnahme beim Grafen Zdenko! Man sah ja und hörte es auch vom alten Herrn selber, daß er ihn an Kindesstatt angenommen, der unermeßlich reiche, mit einem Fuße schon im Grabe stehende Kavalier das dürftige Junkerlein aus Sachsen! Welcher Stoff für den Neid! Und der Neid ist geschäftig wie ein Wiesel, namentlich unter der ärmeren Menschenklasse. Ja, es ist ganz in der Ordnung, stieg es in Spaths Gemüte auf, diesem verdächtigen Patrone das Stelldichein zu verderben, welches er vorhat. Spath war im Begriffe, unter dem Kirschbaume hervorzutreten und durch laute Anrede das Fräulein da oben fortzuscheuchen. Er trat auch vor, aber nur einen Schritt. Ein gewisses Etwas in ihm hielt ihn fest. Dies war eine unerklärliche Vorliebe, welche er innerlichst für den Junker hegte. Sie erwies sich jetzt stärker als jede Verdächtigung. Die Verdächtigung hatte wohl Spaths Verstand eingenommen, aber sein Gemüt doch nicht beseitigt. Dies Gemüt flüsterte: Der Junker ist aber doch gebildeter und wohlwollender als irgendeiner seinesgleichen! Und warum wäre denn der so gute, so fromme und so erfahrene alte Herr droben im Jägerhause dergestalt für ihn, wenn nicht eine Tüchtigkeit in diesem Junker wohnte?! Und warum solltest du denn die Liebesfreude verderben, die er dir droben schon zweimal vergönnt hat — ja, zweimal ist er stumm und sachte vorbei gegangen, als er dich unter den Buchen einsam antraf mit der Nandl! Und dem

Förster hat er auch nichts verschwätzt, sonst würde der schon davon angefangen haben! Endlich — und hier zog er selbst den Gegner, den Verstand, herbei zur Unterstützung, damit es nicht heiße, er habe gedankenlos gehandelt — endlich kann ein Wort dieses Junkers den Förster mürbe machen für dich, vielleicht gar eine kleine Aussteuer vom alten Herrn erringen — kurz, er machte sich's durch alle Mittel deutlich, daß er seinem weichen Triebe nachgeben und den Junker gewähren lassen solle. Und eigentlich war das unnötig, er hatte sich schon lange niedergebückt an einen Strauch und hatte den Junker an sich vorüberschreiten lassen, ohne sich zu regen. Ja, er tat noch mehr; als Hans drüben am Balkone stand und sein Gespräch angeknüpft hatte mit dem Fräulein, da dachte er nicht neidisch, sondern mit Zärtlichkeit an sein Mädchen droben und meinte lächelnd, es sei doch gar unbequem, so bloß aus der Entfernung mit seiner Liebsten sprechen zu können. Meine Gartenleiter mit den Treppensprossen, die wäre ja dafür erfunden! Sie steht da drüben unter dem Birnbaume, den du heute abgeraupt. Aber der arme Narr sieht sie nicht. Zeig' sie ihm, ohne dich zu zeigen! — Und er schlich vorsichtig hinüber und trug dann die Leiter ungesehen in der Dunkelheit bis zu einem großen Strauche, der nur zehn Schritte entfernt stand von Hans. Dort stieß er sie um, daß sie auf Hans zufallen und von diesem bemerkt werden mußte. — Hans bemerkte sie denn auch und erschrak. Da sich aber nichts weiter regte — Spath kauerte mäuschenstill hinter dem Strauche — so meinte er, wie er sollte: die Leiter sei nur leise angelehnt gewesen und durch einen Luftzug umgeblasen worden.

„'s ist niemand da", flüsterte er zu Ludmillen hinauf, die ebenfalls erschrocken war. „Vielleicht ist ein verbannter heidnischer Gott vorübergezogen und hat mir ein Mittel hergeworfen, mich der schönen Dame da oben nähern zu können."

Und ohne weiters errichtete er die Leiter unter dem Balkone und erstieg sie. Sie reichte vollkommen: Hans stand mit einem

Fuße auf der letzten Staffel der Leiter und saß übrigens auf dem Geländer des Balkons.

Er war ganz betroffen von seiner Dreistigkeit, und Ludmilla schien es auch zu sein. Denn ihr beiderseitiges Gespräch war bis jetzt durchaus nicht so intim gewesen, daß es ihn zu solcher Annäherung berechtigt hätte. Keusch und schüchtern, wie sie beide waren, mußte ihnen eine Pause zum Übergang, ein Scherz zur Befreiung aus der Verlegenheit dienen. Ludmilla fand zuerst das scherzende Wort.

Die Worte, mit welchen sich junge Liebende unterhalten, pflegen nur Vorwände zu sein. Man braucht ein Geräusch, höchstens einen annähernden Ausdruck für das, was im Innern vorgeht, man braucht ihn vorzugsweise aus einem Bedürfnisse der Scham. Geistige Vermittlung, geistiger Übergang soll eintreten, weil man den Geist für vornehmer, für uneigennütziger hält. Der Liebesdrang selbst, wie sehr man ihn der Seele zuschreibt, ist immer tief mit den Sinnen verstrickt; das ahnt man, und man will nicht den Anschein haben, als folge man so geradehin einem mit den Sinnen verstrickten Drange. Deshalb ist das wirkliche Gespräch junger Liebesleute niemals so geistreich und geschlossen, als die Dichter schildern. Der Geist ist nur ein gezwungener Stellvertreter, und er wird gar nicht in Anspruch genommen für geschlossene Gedankenreihen. —

Demgemäß war die Zwiesprache beschaffen zwischen Ludmilla und Hans. Nicht um die Worte war es ihnen zu tun. Sie sahen sich, sie fühlten, sie atmeten ihre beiderseitige Nähe, sie schwelgten in dieser Nähe, sie schwelgten in jener reizenden Ahnung der Sinnlichkeit, welche man keusche Sinnlichkeit nennen möchte, weil sie noch fern vom eigentlichen Begehren ist, sie schwelgten in jenem Liebeszauber, der göttlich genannt wird, weil er der irdischen Erfüllung nicht zu bedürfen scheint. Nicht Umarmung und Kuß war Ziel und Streben, o nein, das lag wie der Himmel selbst vor ihnen in rosenroter Ferne, die Aus-

sicht auf den Himmel schon berauschte sie. Ludmilla war auch angetan dazu, den bescheidenen Hans durch ihre bloße Nähe zu entzücken: das leichte Gewand floß wie eine fast durchsichtige Wolke um den frischen jugendlichen Leib; der schöne Arm enthüllte sich, wenn sie eine Bewegung machte; das halb gelöste Haar spielte in Locken um die Schultern, und der Klang ihrer Stimme war wie die Sehnsucht selbst. Hans wankte einmal in seiner luftigen Stellung auf dem Geländer, da griff sie eiligst nach ihm, um ihn zu halten. Und sie tat es herzhaft wie ein Landmädchen; sie hielt ihn einen Augenblick fest an den Schultern. Langsam, allmählich verminderte sie die Kraft und nur leise berührend blieben ihre Hände noch eine Weile ruhen — Hans erbebte wie ein vom Glück Betroffener durch und durch. Er ergriff eine Hand von ihr, um sie zu küssen; sie wehrte nicht, sie überließ Hand und Arm bewegungslos und so kam es, daß nicht ihre Hand, sondern ihr Arm an seine Lippen gelangte, eine viel innigere Annäherung, als der banalere Handkuß darbieten konnte; der entscheidende Augenblick einer ersten Umarmung war unmittelbar vor ihnen — da rief eine helle Kindesstimme dicht neben ihnen:

„Ach, wie hübsch! Vetter Hans macht den Handkuß ganz anders!"

Die Liebenden trennten sich so schnell, daß der Junker fast ohne Leiter in den Garten hinabgekommen wäre, wenn das sprechende Kind ihm nicht seinen kleinen Arm hingestreckt und ihm einen augenblicklichen Haltpunkt geboten hätte, den er auch wirklich im Taumel ergriffen hatte.

„Auch so 'nen Handkuß, Vetter Hans!" rief lachend der kleine Gnom, welcher nicht ahnte, was er angerichtet.

Die kleine Schwester Ludmillens war der Störeglück, es war Purzel, wie der Vater auf dem Umwege über Murzel den Namen Marie abgekürzt hatte. Sie war drinnen im zweiten Zimmer, wie Ludmilla glaubte, zu Bette gegangen, in Wahrheit aber von den Stimmen auf dem Balkone angelockt worden,

weil sie den „Vetter Hans" — wie sie sich ausdrückte — zu hören meinte. Vetter Hans war aber ihr bester Freund, mit ihm unterhielt sie sich immer gern, und so hatte sie es jetzt für wünschenswert gehalten, ihm noch „gute Nacht" zu sagen. Arglos war sie ohne Schuhe herausgeeilt und stand jetzt zwischen den Liebesleuten, höchst glücklich darüber, daß sie beide so prächtig erschreckt hatte.

Als Hans sich nicht beeilte, den neumodischen Handkuß auch ihr zu gewähren, sagte sie schmollend:

„Ich verklag' dich beim Papa, garstiger Vetter, daß du mich weniger lieb hast als die Mille! Da kommt er! Da kommt er!"

Wirklich hörte man des Vaters Stimme.

„Hierher, Papa, hierher," rief Purzel, „wir sind alle beisammen: die Mille; der Vetter Hans und ich! Der garstige Vetter will mir nicht die Hand so küssen, wie er sie eben der Mille geküßt hat, und doch ist er m e i n Bräutigam, nicht wahr?"

Hans war in peinlichster Verlegenheit durch dies „schreckliche Kind".

Sich so am dunkeln Abende auf dem Balkongeländer neben Ludmilla betroffen zu sehen, hätte zu jeder Zeit sein Mißliches gehabt. Jetzt aber, nachdem der Freiherr von Loß seine freundliche Gesinnung gegen ihn unverkennbar gewechselt, war es eine geradezu bedrohliche Lage.

Insbesondere wußte er nicht, ob es noch unschicklicher sei, die halb sitzende Stellung auf dem Geländer beizubehalten mit der leichtfertigen Gartenleiter unter sich, oder ob er nicht wenigstens mit dem Fuße die Leiter umstoßen und wie ein regelmäßiger Besucher sich auf die Beine stellen solle. —

Purzel ersparte ihm auch hierin einen selbständigen Entschluß.

Sie rief dem heraustretenden Vater entgegen:

„Der ungezogene Vetter hat mich gar nicht gerufen und ist auch nicht durch die Tür gekommen, er muß vom Taubenschlage heruntergeklettert sein —!"

Da stand die mächtige Figur des Freiherrn dicht vor ihm und — schwieg.

Ludmilla unterbrach die ängstliche Pause. Sie schlang ihre Arme um des Vaters Hals und küßte ihn.

„Geh' hinein ins Zimmer und laß Licht anzünden!" sagte er ruhigen Tones. „Geh' zu Bett, Purzel," setzte er hinzu, „es ist spät."

Die Mädchen gingen.

Der Freiherr stand dem immer noch sitzenden Hans allein gegenüber.

„Ich habe Euch was Wichtiges zu sagen, Herr Junker. Seid so gut, mit hineinzukommen."

Er ging.

Hans folgte, einer ernsten Szene gewärtig.

Drin im Zimmer Ludmillens, in welches die Dienerin eben Licht brachte, beharrte der Freiherr von Loß kurz darauf, Purzel solle zu Bette gehen.

„Dich seh' ich noch, Mille!" fuhr er fort. „Erst hab' ich mit dem Junker auf meinem Zimmer zu sprechen."

Und ohne weiteres schritt er hinaus, dem Junker winkend. Dieser suchte im Fortgehen Ludmillens Auge, Ludmilla aber sah zu Boden. Sie schien verlegen, unsicher, verschämt. Des Vaters Schweigsamkeit, sonst gar nicht in seiner Art, hatte sie bestürzt.

Hans konnte nicht warten, konnte nicht zögern, der Wink des Freiherrn war zu bestimmt.

In dem erleuchteten Zimmer des Freiherrn harrte ein Diener. Loß schickte ihn fort und wies dem Junker einen Sessel an, indem er sich selbst nahe zu ihm und zwar an einen Tisch setzte. Auf diesen Tisch legte er einen Brief, welchen er aus dem Wamse zog. Sein Antlitz war rätselhaft, und ein ruhiger Beobachter selbst hätte es nicht zu deuten vermocht, viel weniger Hans, welcher ein Gefühl der Beschämung nicht los werden konnte, der Beschämung darüber, daß er einen so vertraulichen

Schritt gegen die Tochter des Mannes gewagt, welcher neuerdings ersichtlich nicht einverstanden war mit einem näheren Verhältnisse zwischen seiner Tochter und dem Junker.

Gegen seine Gewohnheit begann der Freiherr endlich, der sonst gar kein Redner war, langsam und feierlich zu sprechen wie folgt:

„Wir haben jetzt wieder eine Stunde lang drüben beraten. Es sind an zwanzig Herren da, und der Thonradl überschreit sie alle. Morgen soll eine Hauptsitzung im Landhause sein. Der Erzherzog Ferdinand will selber kommen und die Huldigung fordern. Von den Unsrigen soll jedermann erscheinen. Auch nach den ‚Hornern' sind von Thonradl Reiter geschickt worden. Wir sollen alle nach Wien hinein. Er versichert, man würde nicht wagen, uns anzutasten. Auch mich nicht, obwohl ich ein böhmischer Rebell heiße. Ich glaube auch, ich werde hineinreiten —."

„Tut das nicht!" unterbrach ihn Hans.

„Ich habe es so gut wie zugesagt," entgegnete Loß und sein Auge schärfte sich zum ersten Male auf den Junker. Es schien ihn zu verstimmen, daß dieser so bestimmt abriet. Was wußte denn Hans so Genaues, um bestimmt abraten zu können? Hatte er also wirklich besondere Quellen bei den Katholischen, wie Kandidat Götzinger behauptete? — Der scharfe Blick milderte sich indessen allmählich wieder, und es kehrte der vorige Ausdruck auf Loßens Gesicht zurück, welcher so schwer zu deuten war. So schwer, weil entgegengesetzte Regungen durcheinander zu spielen schienen: Entschlossenheit in wichtigen Fragen und doch auch Besorgnis; ja zwischen all dem hindurch schienen, ganz und gar befremdlich, freudige Zuckungen zu hüpfen.

Er strich sich mit der Hand über die Augen und fuhr fort:

„Ihr selbst, Junker, habt mich aus der Versammlung herausgesprengt."

Hans schwieg, der Anklage gewärtig.

„Ihr seid nicht mehr der, welcher Ihr in Prag in meinem

Hause wart. Ihr seid tief, vielleicht zu tief, in die politischen Wirtschaften hineingeraten. Das ist wohl niemand so leid gewesen als mir, der ich Euch sehr lieb hatte. —"

„Um Gottes willen erklärt Euch näher!"

„Nicht doch! Ihr seid ein freier Edelmann und könnt mit Euch schalten, wie Ihr mögt. Ich mag mich nicht in das Gewissen anderer eindrängen. Ihr seid auch gelehrter als ich und müßt, wie die Jörger und der Zdenko, die feinen Unterscheidungen besser verstehen. Ich mische mich da nicht ein und wünsche nur, daß Ihr darüber nicht verloren geht. —"

„Aber ich beschwöre Euch, mir deutlicher —"

„Ganz gewiß nicht. Ich komme nur darauf, weil ich Euch etwas mitzuteilen habe, was vielleicht ein Wendepunkt in Eurem Leben wird."

Hans schwieg in großer Spannung. Wohin ging das alles?

„Ich wurde aus der Versammlung hinausgerufen, weil ein Reitender mit dringenden Briefschaften für mich angekommen sei. Der Reitende ist vom Matthias, vom Grafen Thurn. Aus dem Feldlager bei Laa schickt er ihn, und die Botschaft betrifft Euch."

„Mich?"

„Einer Eurer jungen Herzoge in Weimar, mit denen Graf Matthias in engem Verkehr, hat Euch unserm Feldhauptmann dringend empfohlen zu einem bestimmten gefährlichen Zwecke. Matthias schreibt mir des Breiteren darüber. Er klagt, wie er oft getan, daß unsere Armada im Geschützwesen vernachlässigt sei und wiederholt mir, was er mir schon neulich mündlich gesagt, daß Eure jungen, kriegerischen Herzoge in Weimar einen alten invaliden Lehrmeister aus den Niederlanden gehabt —"

„Den alten Straaten, ja."

„Der die spanischen Kriege mitgemacht und ein vortrefflicher Lehrmeister geworden sei bei Euren jungen Herren in Weimar. —"

„Ja wohl!"

„Namentlich in allem, was die Behandlung und Benützung des Pulvers und die Wirksamkeit der Geschütze überhaupt betreffe. —“

„Ganz richtig!“

„Von seinen Schülern — hat der Weimarsche junge Herzog dem Matthias geschrieben — habe der alte Niederländer drei genannt als diejenigen, welche ihn am leichtesten und besten begriffen hätten: den Herzog Wilhelm, den Herzog Bernhard, ein noch ganz junges Herrchen, und — den Junker Hans von Starschädel, Euch!“

„Das mag wohl sein! Der alte Straaten ist mir sehr zugetan, und ich habe fleißig bei ihm gelernt.“

„Nun, dies ist der Haken, an welchen der Thurn anknüpft. Er hat sich nach Euch erkundigt. —“

„Er kennt mich ja aus Prag!“

„Er hat sich nach Euch erkundigt in betreff dessen, was Ihr seit Prag vorgenommen, und da haben ihm einige mancherlei zugeraunt —“

„Was?“

„Ich hab' Euch schon gesagt, daß ich davon nicht sprechen mag. Matthias Thurn ist ein harter eigensinniger Schädel, der sich nicht leicht von etwas abbringen läßt, was er sich vorgenommen, er hat die Zuraune abgetrumpft und — nun seht, das hat mich gefreut! —“

„Aber was ist es denn?“

„Hört nur zu! Er schreibt mir davon und legt die Entscheidung in meine Hände. Das ist kein Spaß, denn die Verantwortung ist groß, aber es freut mich doch. Er schreibt: ‚Wenn du, ehrlicher Loß, gutsagst für den jungen Mann, so schick' den Starschädel spornstreichs nach dem Feldlager bei Laa; ich habe für ihn eine kapitale Aufgabe, kapital für unsere Armada und für die Affäre, welche wir vorhaben.‘ — Soll und kann ich nun für Euch gutsagen, und wollt Ihr die Aufgabe übernehmen?“

„Zuerst muß ich wissen, warum und inwiefern es einer besonderen Gutsagung für mich bedarf!“

„Element! Ich hab' Euch schon zweimal gesagt, daß ich mich darauf nicht einlassen mag. Man weiß nicht mehr recht, woran Ihr glaubt und ob Ihr auch ganz und gar zu unserer Sache gehört. Da habt Ihr's in kurzen Worten.“

„Zu diesem Zweifel ist man ganz berechtigt.“

„Wie? Seid Ihr des Teufels?! Also wirklich?“

„Ich begreife Eure Verwunderung nicht. Ihr seid ja mehrfach Zeuge gewesen unserer Disputationen über den inneren Stand unserer Lebensfragen und habt da gehört, daß Graf Zdenko und Frau Amalie und ich nicht befriedigt sind mit den Grundsätzen, mit den Zielpunkten und mit der Handlungsweise Eurer Landsleute. —“

„Wenn's weiter nichts ist! Ich bin auch nicht immer zufrieden, und wenn Ihr Euch mit der Jörger auf gleiche Linie stellt, da hat es nichts auf sich. Dann seid Ihr ja doch unter allen Umständen Protestant geblieben und wollt nichts mit den Katholischen zu tun haben. Dann bleiben wir schon in Ordnung und Gemeinschaft!“

Und unter diesen Worten stand Loß auf und alle Rätselhaftigkeit seiner Miene war verschwunden, die heitere Gutmütigkeit seines Antlitzes war wieder da, ja, die erwähnten Zuckungen besonderer Freude breiteten sich strahlend über sein Gesicht. —

Hans blickte staunend auf ihn. Von einer Szene wegen Ludmillens schien also gar nicht die Rede sein zu sollen? Doch, doch! Nur in ganz anderer Weise, als der ängstliche Liebhaber erwartet hatte. Loß hatte innerlichst eine herzliche Freude, oder — um das wahre Wort zu gebrauchen — eine väterliche Freude daran, seine Tochter bei einer Liebesszene überrascht zu haben. Er war eben ein so gutmütiger Vater, dem diese Herzensentwicklung seiner Mille das behaglichste Vergnügen gewährte. So wie er von einem Sohne eine herzhafte Tat

oder das erste Zeugnis einer fertigen männlichen Bildung aufgenommen hätte, so meinte er von seiner Tochter erbaut sein zu dürfen, wenn sie die Liebe eines bedeutenden Jünglings erwecken und fröhlich teilen könne. Sie ist ein richtiges Frauenzimmer, sie kann glücklich machen und glücklich sein! hatte es mit kichernder Stimme in ihm gerufen, als er die jungen Leute auf dem Balkone ertappt hatte, und er würde sie ohne weiteres beide segnend ans Herz gedrückt haben, wenn ihm nicht der neuerliche bedenkliche Leumund über Hansens Charakter zu Kopfe gestiegen wäre. Deshalb war eine so wunderliche Schlacht streitender Empfindungen auf seinem gutmüiigen Gesichte entstanden, und jetzt war er über die Maßen froh, daß er Grund genug zu haben glaubte, allen peinlichen Verdacht abzuschütteln und mit dem Schlingel, dem Hans, dem er ja innerlichst zugetan war, kurzweg Verlobungspräliminarien besprechen zu können.

So nahe war Hans den Erfüllungen seiner Herzenswünsche, und nur er selbst war imstande, neuen Anstoß zu geben durch seine unerbittliche Gewissenhaftigkeit oder Pedanterie, je nachdem man es gut oder übel benennen will.

Loß nämlich trat nahe zu ihm hin mit dem vollen Ausdrucke seiner liebenswürdigen und fröhlichen Gutmütigkeit, die er sich — wie er meinte — tapfer wieder erobert hatte, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte munter:

„Na also, junger Sauertopf, so wären denn unsere Dinge wieder in gutem Gange! Die Mille wird sich freuen, wenn es jetzt auch einige heiße Zähren der Trennung kostet. Ihr reitet morgen mit dem frühesten über die Donau hinüber nach Laa hinauf und bringt dem Matthias eine Gutsagung, die ich gleich schreiben werde und entwickelt Eure Kriegstalente in Blitz und Donner des Geschützes, ja?! 's ist mir doch herzlich angenehm, dich in so wichtige Tätigkeit eintreten zu sehen, mein lieber Junge!"

Nun hätte der Hans bloß zu schweigen gebraucht, und es wäre alles im besten Gange geblieben.

Aber Hans schwieg nicht, sondern sagte:

„Mein verehrter väterlicher Freund, ich kann solch eine Gutsagung von Euch nicht verlangen und kann sie nicht annehmen!"

„Wie? Was? Warum nicht?"

„Ich kann nicht dafür einstehen, daß ich ihr Ehre mache; ich kann nicht voraussehen, ob ich sie nicht zu Schanden mache."

„Aber um Christi willen, unglücklicher Junge, was heißt denn das?"

„Zunächst bin ich kein besonderer Verehrer des Grafen Thurn. Ich teile die Meinung der böhmischen Kavaliere nicht, daß er ein hervorragendes Feldherrntalent besitze. Unsere weimarischen jungen Herren und ich haben ihm seit einem Jahre aufmerksam zugesehen und zugehört, und wir sind der Meinung geworden: Graf Thurn sei ein überaus dreister Parteigänger und allenfalls auch ein tapferer Kriegsmann, aber einen eigentlichen Feldherrn*geist* besitze er nicht."

„Nun, wenn dem auch so wäre, was hindert dich denn —"?

„Erlaubt! Dies ist nur die eine Seite. Auch diese ist nicht so gleichgültig, als Ihr meint. Man handelt doch nicht gern unter einem Anführer, dem man nicht die nötigen Fähigkeiten zutraut, weil man fürchten muß, ohne Erfolg zu handeln. Und die andere Seite ist für mich noch wichtiger."

„Welche?"

„Graf Thurn ist Protestant, ja! Aber von der dürrsten, unfruchtbarsten Sorte."

„Was heißt das?"

„Mit nüchterner Seele will er in der religiösen Frage nur Platz schaffen für seine politischen Zwecke. Hat er den Platz, wird er dem religiösen Sinne keine weitere Aufmerksamkeit und keine andere Nachsicht angedeihen lassen, als seine einmal angenommene lutherische Form zuläßt. Er wird den anders denkenden Christen, der seinen Planen nicht zu Willen ist, unbe-

denklich mißhandeln und mit dem rohen Türken ein Bündnis schließen, wenn der Türke ihn im Kriege unterstützt gegen das Haupt der österreichischen Erblande. Die Beweise liegen vor. Er ist längst in Unterhandlung mit dem treulosen und gottlosen Barbaren Bethlen Gabor, er ist längst in Unterhandlung mit dem Sultan. Was Christentum! ruft er. Die Herrschermacht in Wien zu stürzen, geht ihm über alles, und dies große östliche Ländergebiet deutscher Nation auseinanderzuschlagen ist sein ein und alles. Herrenrepubliken zu gründen, in denen der Edelmann — allenfalls auch mit einem kleinen Scheinkönige für den Anfang und Übergang — herrscht, gebietet und unterdrückt auf Kosten aller übrigen Einwohner, das ist sein Ziel. Das deutsche Reich kümmert ihn dabei nicht im geringsten. Oder doch, es kümmert ihn. Er will jeden Zusammenhang mit demselben auflösen. Zu dem Ende verleugnet er seine deutsche Abstammung und spielt den slawischen Herrn, der alle deutschen Elemente und Hilfsmittel beseitigen möchte, denn mit der slawischen Masse können die Herren leichter umspringen und gebaren. Sind dies Ziele für mich, der in der Religion eine edle, liebevolle Freiheit sucht, der für sein Vaterland, für das ehrwürdige Deutsche Reich eine vollere bessere Form anstrebt?! Soll ich für Leute fechten, welche unser Reich tief beschädigen und arg verkleinern wollen?!"

„Ach was, das ist weitsichtige Schwarzseherei! Die Dinge kommen uns nicht wie gebrat'ne Tauben auf die Schüssel, und wenn man in einen großen Kampf geht, kann man sich seine Nebenmänner nicht auswählen, wie man sich die Herzensfreunde auswählt. Wie die Dinge nach dem Kampfe sich gestalten werden, kann so genau kein Mensch vorhersehen. Und wer das will, der fängt niemals an. Es tut aber doch wahrhaftig im höchsten Grade not, anzufangen gegen diese erstickende Tyrannei der Pfaffen und Jesuiten und gegen ihr bigottes Werkzeug, den Ferdinand. Tausend Element, mit solchen Bedenklichkeiten arbeiteten wir ja den Papisten geradezu in die Hände! Und

sind denn die besser als die Türken?! Oder ist es wirklich möglich, daß ein sächsischer Edelmann imstande wäre, mit dieser Rotte in Wien zu paktieren?!"

Hans schwieg, seine Augen mit der Hand bedeckend. Seine Seele litt unter den Schwierigkeiten, welche sich seinem Verstande auftürmten. Loß aber bezog dies Schweigen auf seine letzte Frage, und der Gedanke schoß ihm wie ein Blitz durch den Sinn: Dieser Junker ist am Ende doch wirklich im Paktieren begriffen mit der Rotte in Wien und seine Ankläger haben recht! — Im Innersten erschreckt, stand er starr.

Hans ahnte nicht, was die nun folgende Pause bedeute. —

Leider wurde die Gelegenheit abgeschnitten zu einer Aufklärung. Die Tür ging auf. Der Eintretende war der Junker Rudolf von Mitzlau. Er hatte nach seinem Vortrage in der Versammlung von dem ankommenden Loß erfahren, daß die Damen alle mit heruntergekommen seien vom Walde, und hatte während der ermüdenden politischen Debatte das Bedürfnis empfunden, sich nach der schönen Ludmilla umzuschauen. Vielleicht sei sie bei Frau von Jörger oder während des schönen Abends im Garten. Bei Frau von Jörger war sie nicht gewesen, und vor ihrem Zimmer hatte die Dienerin erklärt, ihre Herrin sei schon im Hauskleide und empfange keinen Besuch mehr. Ärgerlich war er nach dem Hofe hinabgestiegen, vielleicht um auf gut Glück nach dem Garten zu schlendern. Da war ihm Tartsch begegnet, und so hatte er erfahren, daß Junker Hans mit herabgekommen sei vom Walde.

„Ist er auf seinem Zimmer?"

„Nein!" hatte Tartsch geantwortet.

Da war dem Junker das Blatt geschossen, ob nicht am Ende —? Und gerade während des Aufsprießens eifersüchtiger Gedanken war Spath, der Gärtner, an ihm vorübergegangen.

„Hast du den Junker Starschädel gesehen?" hatte er hastig gefragt.

Spath, welcher den Junker Rudolf gerade so innerlich nicht leiden mochte, wie er eigentlich den Junker Hans gern hatte, Spath hatte zunächst auf die Anfrage geschwiegen und dann einfach den Kopf geschüttelt.

Was ist das? hatte sich Rudolf gesagt. Der Kerl lächelt so kurios, antwortet kaum, und beim Fortgehen schaut er sich lächelnd nach mir um — der weiß was und lacht mich aus! — Eilig war er nun wieder nach dem Sitzungssaale gegangen, um Papa Loß irgendwie zu veranlassen, — Loß war abgerufen gewesen — vorwärts zu ihm unter dem ersten besten Vorwande, um dann vielleicht das zu stören, was er fürchtete! So war er dahergekommen in Loßens Zimmer.

Die Störung war schlimmer für Hans, als wenn der Nebenbuhler, wie er gewollt, eine Liebesszene unterbrochen hätte. Loß blieb nun unter dem Eindrucke des peinlichsten Argwohns.

Rudolf schützte vor, die Versammlung rufe nach Loß; man wolle Entscheidung treffen für morgen.

„Ich komme!" entgegnete Loß mit tonloser Stimme, starr auf Hans blickend, der die Hand nicht von seinen Augen zurückzog.

Während dieser Pause hörte man Ludmillens Stimme, welche draußen den Diener fragte, ob der Vater nicht mehr allein sei mit dem Junker. Da doch eine Unterbrechung stattgefunden, hielt sie sich auch für berechtigt, ins Zimmer zu fliegen, dem Vater um den Hals zu fallen und ihn aufs zärtlichste zu bitten, er möge morgen noch nicht abreisen mit ihr und der Purzel.

„Ich gehe morgen nach Wien hinein, mein Kind," erwiderte Loß mit gedrückter Stimme, „und wir reisen noch nicht. Aber gewinnen wirst du dabei schwerlich."

Erstaunt blickte sie auf und wurde die Anwesenheit Rudolfs gewahr, der sich zierlich vor ihr verbeugte, und sah erschrocken auf Hans, der jetzt seine Hand vom verstörten Antlitze hinweg-

gezogen und wie blicklos vor sich hinstarrte. Sie ahnte nicht, welch ein schwerer Kampf in ihm vorging.

In demselben gedrückten Tone sagte endlich der Freiherr von Loß zu Hans:

„Ihr verzichtet also wohl, Herr Junker von Starschädel, auf mein Zutun —?"

„Ich verzichte auf jede Gutsagung, allerdings!" entgegnete Hans mit matter Stimme. „Was ich tue oder lasse, muß ich und will ich allein vertreten. Damit will ich übrigens nicht sagen, daß ich die Berufung selbst ablehne. Dies soll sich morgen entscheiden, nachdem ich mit meinem Gewissen und den Freunden meiner Gesinnung mich beraten habe."

„Mit den Freunden Eurer Gesinnung?! Ich habe also nichts mehr damit zu tun!" rief hastig und nicht ohne Heftigkeit Loß und setzte mit einer an ihm ungewöhnlichen Strenge hinzu: „Gott befohlen!"

Hans, auf diese Weise verabschiedet, sah schmerzlichen Blickes auf Ludmilla, die gar nicht wußte, wie ihr geschah, und verließ das Zimmer.

„Ich komme sogleich!" sagte der Freiherr, während Hans hinausschritt, zu Rudolf, und beförderte gleichsam auch diesen durch eine verabschiedende Handbewegung zur Tür hinaus.

„Vater!?" rief Ludmilla schmerzlich und fragend.

„Mein armes Kind!" stöhnte Loß und schloß die Tochter heftig in seine Arme.

II.

Hans ging ohne weiteres nach den Zimmern der Frau Amalie. Sie und den alten Grafen Zdenko hatte er unter den „Freunden seiner Gesinnung" verstanden. Der mißtrauisch gewordene Loß hatte leider noch ganz andere Personen dahinter gesucht.

Mit Frau Amalie zunächst wollte sich Hans beraten. Beraten! Eigentlich war der Entschluß schon ganz lebendig in ihm. Er war eben doch ein junger Mann, der zum Teil in der Waffenkunst auferzogen war, der zum Tun und Handeln die Wanderschaft aus der Heimat angetreten hatte. Er war nur aus Gewissenhaftigkeit schwerfällig und zweifelvoll, und Loß gegenüber war er es doppelt, weil er wußte, daß Loß die ganze innere Welt dieser Fragen nicht kannte und nicht zu schätzen wußte. Der Unkenntnis so im Handumkehren, so ohne weiteres zuzustimmen, das verwehrte ihm der Stolz auf tieferes Wissen, wenn man es Stolz nennen darf und nicht auch Eitelkeit nennen muß. Sein männliches Naturell an sich war von vornherein für Teilnahme am Kriege gegen die katholische Welt, weil in ihr das Pfaffentum die herrschende Rolle spiele.

Dennoch wollte er mit dieser Frau beraten, welche ja doch alle die tiefergehenden Plane für eine Gemeinschaft der Kirchen kannte.

Sie wird ihren eigenen Gesichtspunkt haben, und der wird der Rede wert sein! sagte er sich, als er an ihr Vorzimmer anklopfte.

Hans ward angenommen. Frau Amalie saß vor ihrem Schreibtische und legte die Feder weg, als er eintrat.

„Ihr kommt von Loß, der Euch eine Botschaft Thurns ausgerichtet?" redete sie ihn an, als er noch an der Türschwelle stand.

„Ja. Woher wißt Ihr —?"

„Der Reitende für Loß hat auch mir einen Brief mitgebracht aus dem Lager vor Laa. Und zwar von einem Mann, der uns näher steht, als irgend einer der böhmischen Kavaliere, zu denen er nur dem Stande nach gehört, nicht aber der Bildung und Gesinnung nach. Ihr habt ihn nur einmal in Prag gesprochen, er aber erinnert sich Euer. Ich hatte ihm über Euch geschrieben, und er antwortet mir mit dem Reiter Thurns."

„Wer ist es?"

„Wenzel von Budowa."

„Ah!"

„Er ist Euch im Gedächtnis geblieben?"

„Ja wohl! Und zwar als ein überlegner Geist."

„Das ist er. Vielleicht zu sehr und darum etwas leichten, spöttischen Sinnes. Er weiß von der Aufforderung Thurns an Euch und schreibt darüber."

„Nun?"

„Er rät Euch, rasch zu kommen."

Hans entwickelte nun vor Frau Amalie seinen Gedankengang in ähnlicher Weise, wie er es eben vor Loß getan: ob es ratsam sei, sich einer vollen Beteiligung hinzugeben für eine Partei, welche ihm in so vielen Punkten mißfiele.

„Ja", entgegnete Frau Amalie nach kurzer Pause. „Wißt Ihr, habt Ihr irgendwo eine Partei, die Eurem Sinne mehr entspricht und die gleichzeitig in der Lage ist, mit großen Mitteln handelnd aufzutreten?"

„Nein. Und ich muß eingestehen, daß die Verbreitung unseres kirchlichen Ideals doch nicht ganz und allein dasjenige ist, wozu ich mich berufen glaube durch meine Erziehung und mein Naturell. Ich habe am Ende wenig Anlage zu einem Missionär oder gar zu einem Apostel, wie sehr ich mich auch erwärmen kann für unsere einfache und allgemeine christliche Kirche. Ich bin für die weltlichen Dinge, für Staats- und Kriegsleben vorgebildet worden. —"

„Und was die Hauptsache ist," fuhr Frau Amalie fort, „was steht uns überhaupt für eine Wirksamkeit, für eine Hoffnung bevor, wenn der Kampf gegen Papismus und Jesuitentum gar nicht begonnen wird?"

„Gar keine Wirksamkeit, gar keine Hoffnung."

„Müssen wir nicht also hindurch durch diesen Krieg, obwohl wir seine Motive nicht überall lauter finden? Ich bin hierin als Frau eine schlechte Ratgeberin, mein eigentlicher Charakter erschrickt davor, in Unreines zu springen und über Krieg und

Zerstörung hinweg das Ideal aus dem Unreinen hinauszutragen wie eine Fahne. Meine weibliche Empfindung schreckt zurück vor den Opfern an Blut und Menschenleben. Aber ich denke mir den Mann anders. Ich denke mir, er ist von der Natur dafür eingerichtet, unempfindlicher zu sein für einen peinlichen Weg und rücksichtsloser einem großen Ziele zuzustreben."

„So ist er auch, und so fühle ich mich."

„Und dann die Einwirkung! Kann man und soll man nicht einwirken, mäßigen und zügeln, oder treiben und drängen auch unter denen, welche in vielen Punkten nicht mit uns einverstanden sind, welche aber doch in einem Hauptpunkte ein gemeinschaftliches Ziel mit uns haben? Ist diese Einwirkung nicht eine heilige Pflicht unserer Bildung?"

„Sehr wahr. Ihr bestärkt mich vollständig in meinem Entschlusse. Nur mein verehrungswürdiger Freund und neugewonnener Vater, der am Rande des Grabes wandelnde Graf Zdenko, macht mich immer wieder unsicher. Wird er nicht wünschen, daß ich seine letzten Tage mit ihm teile? Und wenn er mich hinausläßt, wird er nicht verlangen, daß meine Tätigkeit reineren, höheren Zwecken gewidmet sei? Unsere einfache Kirche allein liegt ihm am Herzen; Krieg und Gewalttat scheut er."

„Ja wohl, und die Schwäche des Alters macht eigennützig. Aber er ist weise: er weiß, daß die Wandlungen der Welt weite und oft gewaltsame Übergänge brauchen. Er ist weise und weiß deshalb persönlich zu verzichten für das Ziel seines Geistes und Herzens. Sprecht ihn! Eröffnet es ihm vorsichtig! Wer weiß, ob er nicht noch die Kraft hat, sich uneigennützig zu fassen!"

Das Geräusch von lauten Männerstimmen auf dem Vorsaale unterbrach die Unterhaltung. Die Tür wurde heftig aufgerissen, und herein trat der Freiherr von Jörger, hastig, unruhig, zornig. Er redete laut mit sich selbst in scheltenden, unzusammenhängenden Ausdrücken; erst als er den neben seiner Frau aufstehenden Junker gewahrte, schwieg er sichtlich unangenehm überrascht.

„Was ist denn?“ fragte Frau Amalie, indem sie sich ebenfalls erhob.

„Was ist?!“ entgegnete der Freiherr, indem er einen ärgerlichen Blick auf den beiseite tretenden Junker warf und mit langen Schritten umherzugehen begann. „Was ist?! Ich sprenge die Versammlung! Ich sage mich los von meinen Standes- und Glaubensgenossen!“

„Jörger!“

„Ja, ich, der Freiherr von Jörger! Du hörst sie draußen auf dem Vorsaale. Ich habe ihnen meine Meinung gründlich gesagt. Sie machen unsere gute Sache zur Sache einer Rebellion! Nicht unsere Kirche wollen sie sicherstellen, das Erzhaus wollen sie stürzen, den Staat in Trümmer werfen! Dieser Thonradl ist wie toll! Und man stimmt ihm bei! Unser Landesfürst möge morgen bieten, was er wolle, man will in trotzigem Schweigen verharren, man will nichts annehmen, kurz, man will böhmische Rebellion spielen, und dazu stimme ich nicht, stimme ich durchaus nicht! Sie sollen gehen! Mein Haus soll nicht die Stätte einer Staatsverschwörung werden.“

„Gut, gut, lieber Jörger,“ entgegnete sanft Frau Amalie, „du tust recht daran, deiner Einsicht und deinem Gewissen zu folgen. Aber du bist bekannt als ein Mann von Haltung, du wirst nichts im Zorne tun, du wirst den gastfreien Hausherrn, als welcher du bekannt bist, nicht verleugnen, wirst deine Gäste nicht hinaus —“

„Das hab' ich nicht getan und das — werd' ich nicht tun. Ich bin nur weggegangen, um mich einen Augenblick zu sammeln und weil ein neuer Gast mich zum äußersten gebracht —“

„Wer denn?“

„Czernin ist angekommen aus Prag. Ein Katholik, ein sanfter, sonst so mäßiger und milder Mann! Und selbst dieser —“

„Nun?“

„Selbst dieser widerspricht mir und behauptet, es müsse dem Landesfürsten voller Ernst der Landstände gezeigt werden,

auch bei uns. Ein Katholik, ein sanfter, gesetzlicher Charakter, tritt so auf! Im Handumkehren wird unsere gerechte Religionsfrage in eine politische verwandelt, wird unser Österreich in die wilden Bahnen Böhmens und Ungarns geworfen. Die Folgen werden entsetzlich sein!"

„Ja, ja, lieber Freund, die Aufgabe wird immer schwerer, weil wir mitten in die kriegerische Handlung hineingeraten. Aber du wirst deiner Aufgabe doch Herr werden, ich kenne dich. Und was du an Widerstand zu leisten hast, wirst du zum Gedeihen des ganzen in nützlicher Weise leisten. Du hast aber ganz recht: ein Katholik gehört jetzt nicht unter euch. Lieber Junker, kennt Ihr den Grafen Czernin?"

„Ich kenne ihn aus Prag."

„O, dann geht und bittet ihn her zu mir, damit mein Mann einen guten Grund hat, seine Gäste wieder aufzusuchen."

Hans ging hinaus und fand auf dem Vorsaale die Edelleute, welche teils heftig perorierend umhergingen, teils in Gruppen beisammenstanden. Man achtete nicht auf ihn, und er konnte ungestört nach dem Grafen Czernin umherspähen, den er zu erkennen hoffte, obwohl er ihn nur selten in Prag gesehen. Als Katholik gehörte Czernin nicht zu den Kreisen, in welchen sich Hans zu Prag bewegt hatte. Aber gerade als Katholik war er für Hans merkwürdig gewesen, weil er mit den protestantischen Kavalieren in gutem Vernehmen blieb und sich auch nach dem Ausbruche des Aufruhrs nicht von ihnen getrennt hatte. Ebensowenig hatten die protestantischen Kavaliere ihn zurückgewiesen. Im Gegenteile: er war eine beliebte Persönlichkeit durch milde, liebenswürdige Formen, durch Güte des Herzens, durch Bildung, durch wohlwollenden Freisinn in politischen Fragen, ja selbst in der religiösen Frage.

In einer Ecke des Vorsaales stand er, mit einer einzigen Person, und zwar mit Loß sprechend; jawohl, diese lange, schmale Figur war Czernin, und Hans trat zu ihm, seinen Auftrag ausrichtend.

Graf Czernin, ein feiner Weltmann, war sogleich bereit, dem Rufe einer Dame zu folgen, und versicherte gleichzeitig dem Junker, daß er sich seiner sehr wohl aus Prag erinnere und daß er sich freue, einen jungen Edelmann näher kennen zu lernen, über welchen seine Freunde ihm soviel Gutes berichtet. Dabei reichte er Hans die Hand und ging mit ihm ins Zimmer der Frau Amalie.

Loß sah ihnen traurig nach. Obwohl er selbst ein persönlicher Freund Czernins war, fand er doch wiederum eine Bestätigung seines Argwohnes darin, daß Hans sich an den einzigen Katholiken dieses ganzen Kreises wendete, und daß dieser Katholik Hans versichern konnte, er sei ihm durch seine „Freunde" längst empfohlen.

Als Hans mit Czernin eintrat bei Frau Amalie, verließ der Freiherr von Jörger eben das Gemach, und zwar würdevoll und ruhig. Er hatte seine Fassung wieder gefunden, ganz wie ihm seine Frau vorhergesagt, und trat nun wieder als höflicher Wirt unter seine zum Aufbruch drängenden Gäste.

Hans wollte gleichfalls das Zimmer verlassen, nachdem er den böhmischen Gast eingeführt, dieser aber selbst bat ihn, gegenwärtig zu bleiben. Es sei gar wohl möglich, daß er den Junker um dessen Mitwirkung ansprechen könnte bei dem Vorhaben, welches ihn, den Grafen Czernin, nach Wien führe.

„Meine Mitwirkung?" fragte Hans nicht ohne Staunen.

„Ja, wohl, die Eure, eines sächsischen Edelmannes, welcher unsere Verhältnisse unbefangener ansieht und gleichsam von einem höheren Gesichtspunkte als meine Landsleute. Das Verhältnis zum deutschen Reiche ist der höhere Gesichtspunkt, welcher uns retten kann vor endlosem Bürgerkriege. In bezug auf die Kaiserwahl allein wird man in Wien zu grundsätzlicher Nachgiebigkeit sich herbeilassen, und eine solche Nachgiebigkeit zu erreichen, ist der Zweck meiner Reise nach Wien. Räte des Herrn Erzherzogs Ferdinand, wie Eggenberg und Harrach, sind, ich weiß es, vollständig geneigt, mir behilflich zu sein, und was mir Budowa

noch gestern über Euch gesagt, lieber Herr Junker, das veranlaßt mich, Euch aufzufordern: Lehnt die kriegerische Berufung zum Grafen Thurn ab und geht mit mir hinein nach Wien zu Unterhandlungen mit den dortigen Machthabern."

„Budowa? Ich habe ihn ein einziges Mal gesprochen."

„Er kennt Euch doch! Er kommt eben von einer Rundreise in Deutschland zurück, er ist in Weimar gewesen und auch in Dresden, er ist genau über Euren Charakter unterrichtet, sowie über Eure Fähigkeiten. Geht mit mir! Es steht Außerordentliches auf dem Spiele. Können wir die Machthaber in Wien nicht zu großen grundsätzlichen Schritten der Nachgiebigkeit und Versöhnung bewegen — und außer mir will niemand in Böhmen von solcher Bemühung etwas wissen! — so stehen wir am Eingange eines unabsehbaren Bürgerkrieges durch das ganze weite Kaiserreich. Budowas Schilderungen setzen mir das außer Zweifel; alle möglichen Antriebe ehrgeiziger und eigennütziger Art stehen auf dem Sprunge, und die Abenteurer kriegerischer und politischer Anmaßung, wie Mansfeld und Anhalt, werden zu Hunderten aus der deutschen Erde wachsen, wenn das Kriegsfeuer unter uns hier erst in vollen Flammen steht, werden einen Zustand neuesten Faustrechts über uns heraufbeschwören, unter welchem Religion jeglicher Art, Staat, Gesittung und wir selbst elendiglich zugrunde gehen."

Das feine Antlitz des Grafen glühte bei diesen Worten, und die Tränen rollten ihm über die Wangen. Er war ein edler Enthusiast, der vielleicht vom katholischen Standpunkte zu einem milden Ausgleiche der religiösen Streitpunkte ebenso geneigt gewesen wäre, wie Hans und Graf Zdenko und Frau Amalie vom protestantischen. In begabter, warmer Rede führte er seinen Gedankengang weiter aus und schloß mit der erneuerten dringenden Bitte, Hans möge ihn nach Wien begleiten.

Hans war auf das Angenehmste überrascht von der Bekanntschaft eines solchen Mannes, aber er lehnte ab. Er meinte, die Verhältnisse der Machthaber in Wien besser zu kennen,

wo der papistische und jesuitische Einfluß alle Versuche zunichte machen werde, und er meinte auch in dem grundguten Wesen des Grafen Czernin eine Weichheit zu entdecken, welche für eine solche Aufgabe am letzten Ende nicht geeignet sei. Der Graf machte ihm den Eindruck, als wollte er Wasser und Feuer versöhnen durch bloße Güte des Herzens.

Nach ruhiger Darlegung seiner Gründe und unter dem Ausdrucke warmer Hochachtung für die Sinnesweise des Grafen lehnte Hans positiv ab und ging.

Er ging über den leergewordenen Vorsaal nach seinem Zimmer. Gerade der sentimentale Eifer des Grafen Czernin hatte ihn in dem Gedanken bestärkt, es seien kriegerische Erfolge nötig, ehe von Unterhandlungen die Rede sein könne. Ein männlicher Instinkt trug ihn hierin, und sein Vorsatz stand nun fest. Nur das Morgengrauen wollte er auf seinem Lager abwarten — denn Schlaf erwartete er nicht — um zu seinem Pflegevater hinaufzueilen in den Wald und diesen um die Erlaubnis zur Abreise nach Laa zu bitten.

Die Kraft der Jugend verfügte anders über ihn. Wie lebhaft anfangs in seinem Geiste die Fragen durcheinander schwirrten über Politik und Krieg, das Herz gewann bald die Oberhand. Die Erinnerung an Ludmilla, an die Szene auf dem Balkon, die schwärmerischen Empfindungen mit all ihrer goldenen Hoffnung hüllten ihn bald in jene Traumwolke, welche uns lieblich emporhebt aus den Sorgnissen der bloß verständigen Welt. Er entschlief zu glücklichen Träumen, und als er aufwachte, war es schon heller Tag.

Eiligst warf er sich in die Kleider und eilte hinunter, sein Roß selbst zu satteln. Tartsch aber war schon tätig in dem Morgendienste eines Pferdehüters: er striegelte sorgfältig den Gaul seines Junkers und war erbaut von der Nachricht, daß er alles reisefertig machen und daß es vielleicht schon um Mittag nordwärts hinaufgehen solle ins Hügelland.

Das ausgeruhte Pferd war einverstanden mit der Eile

seines Herrn: es flog hinaus durch das Tor und ließ ihm kaum Zeit zu einem Blicke nach den Fenstern neben dem Balkone, hinter denen die Geliebte schlummerte; es griff aus mit allen Kräften und flog hinauf in den Bergwald, der im Morgenschauer geheimnisvoll flüsterte.

Es war nicht zu früh für den alten Herrn. Er stand schon an der offenen Tür, welche zum Fichtenbaum führte, und schaute andächtig über Wiese und Schlucht hinüber in die feinen Morgenschleier, welche langsam niedersanken vor den Strahlen der steigenden Sonne. Langsam, lächelnd, gefaßt wendete er sich dem eintretenden Hans entgegen und sagte mit milder Stimme:

„Du kommst Abschied nehmen, mein Sohn, ich ahne es."

„Wie?!"

„Ich weiß es ja, wie das Leben den kräftigen Menschen mit hundert Armen ergreift und wie das Alter zur Entsagung bestimmt ist. Es ist auch nötig so. Ich darf dich nicht einfangen in engen Raum und in tatenlosen Gedankenkreis. Selbst unser liebstes Werk, die Erweiterung der Religion, kannst du nur befördern, wenn du handelnd mit Menschen verkehrst. Ich sah es kommen, als du gestern aus jener Tür hinausschrittest. Es war eine schmerzliche Stunde für mich; sie ist überstanden. Dort hab' ich dir Geldmittel zurechtgelegt, dort auf dem Tische. Verwahre sie so gut du kannst; nimm deinen Diener dabei zu Hilfe, denn du wirst in stürmische Lagen geraten! Und nun setze dich zu mir, damit ich dir Namen und Anknüpfungen nenne aus unserem Religionskreise. Du wirst sie aufsuchen und wirst in unserem Sinne wirken. Und sende mir Botschaft, so oft du kannst. Sende sie an meinen Bruder Dunstan in der Schottenabtei. Komm! Reich' mir die Hand! Setze dich zu mir und erzähle mir, was du vorhast, was du denkst, was du hoffst. Dann werd' ich dir — für den doch möglichen Fall eines Nichtwiedersehens —"

„Oh!"

„Sieh auf den hinfälligen Greis, wie rasch kann er völlig dahinfallen! Also dann werd' ich dir meinen letzten Willen einhändigen, den ich gestern in einer Zeile niedergeschrieben habe — man kann nicht wissen, ob er dir nicht einmal auch als bürgerliches Dokument nötig sein könne! — und werde dir den Ort zeigen, wo die eiserne Kiste mit meinem Golde verwahrt liegt, das du benützen magst zu deinem Wohlergehen und zum Gedeihen unserer religiösen Wünsche. Schau' nicht traurig drein! Ich leide weniger, als du glaubst; meine Seele ist schon abgestumpft durch die Schwäche meiner sinnlichen Kräfte. Erzähle, sprich!"

Hans berichtete zunächst, daß ein Wiedersehen so ferne nicht stünde. Er gehe ja zum böhmischen Kriegsheere, das vielleicht schon in einigen Tagen vor Wien erschiene. Dann sei es ihm ja leicht, ab und zu heraufzukommen und seinen geliebten Pflegevater zu sehen. Dann erzählte er ihm die Vorgänge, Gespräche und Gedanken, welche ihn auf dem Hernalser Schlosse in Anspruch genommen und unter welchen Kämpfen er seinen Entschluß gefaßt. Die Szene auf dem Balkon erwähnte er indessen sehr kurz und oberflächlich, zum Teil darum, weil er zu wissen glaubte, daß der alte Herr dieser Herzensneigung nicht fröhlich zustimmen mochte.

Außerdem wurde er gestört, vor dem Fenster draußen erschien das Maultier des Pater Dunstan mit seinem Reiter, und Pater Dunstan trat ein. Nicht zur guten Stunde für Hans. Denn die Absicht des alten Grafen, seinem Pflegesohne die Goldkiste zu zeigen und den letzten Willen einzuhändigen, geriet dadurch in Vergessenheit, daß die Aufmerksamkeit des alten Mannes auf andere Gegenstände gelenkt wurde.

Vergeßlichkeit für das Nächste ist ja eine stete Begleiterin des Greisenalters.

Pater Dunstan kam mit bestimmten Vorschlägen zur Veränderung des Aufenthalts. Die Umgegend Wiens werde binnen kurzem mit Kriegsvolk bedeckt sein. Mehr oder minder

sei das stets räuberisch. Es sei nun ratsam für Zdenko, die Nähe Wiens zu lassen. Auch sei die neue Wohnung für ihn ausfindig gemacht. Zu Altenburg bei Horn habe der Benediktinerorden ein armes Stift, Sankt Lambertsstift genannt, welches für den vorliegenden Zweck geeignet wäre. Gerade weil es im Rufe der Armut stehe, erscheine es ganz besonders passend, denn es locke kein Kriegsvolk an, auch wenn solches im Laufe des Krieges jene Gegend berührte. In wenigen Tagen werde eine Sänfte bereit sein für Zdenko und Frachtwagen, von zuverlässigen Klosterknechten geführt, für die Fortschaffung der Kiste würden ebenfalls herbeigeschafft werden. Er selbst werde den Zug geleiten.

„Und ich geleite ihn ebenfalls!" sagte Hans.

„Nein, nein, nein!" rief Graf Zdenko, heftiger als sonst seine Art war. „Nicht da hinauf in jene dürftige Gegend, wo der Krieg sich länger herumtummeln wird als hier! Nicht mehr wechseln und wandern, nicht mehr neu anfangen! Ich kann nicht mehr, und ich will nicht. Ich will eher ausatmen und endigen, als neuen Anstrengungen und Entbehrungen ausgesetzt werden, welche ich beide nicht mehr ertrage. Die letzten Wochen mit all ihren Aufregungen, und der Kampf seit gestern, den Hans fortzulassen, haben mich zum Äußersten erschöpft. Laßt mich, Freunde, laßt mich!"

Dunstan machte Hans ein Zeichen, für den Augenblick abzustehen.

Er kannte seinen alten Freund und sagte ihm öfters nach, daß er auch im höchsten Alter noch etwas vom eigensinnigen Herrensohne aus dem väterlichen Schlosse in sich trage.

Und Graf Zdenko war wirklich heute eigensinnig, wie junge Herrensöhne und überreizte Greise zu sein pflegen. Er drängte selbst seinen Liebling Hans zu schleuniger Abreise, weil er ihn dann um so früher wiedersehen werde und besser, besser als jetzt — „ich meine nicht dich, mein Sohn, du bist ja gut; ich meine mich. Ich leide heute peinlich unter den

angeerbten Fehlern der Kreatur, die man zurückdrängen, aber nicht vertilgen kann. Alle meine Knabenfehler bellen heute in mir, dem alten Manne, und quälen euch, quälen mich. Laßt mich allein! Und wenn du wirklich hoffen darfst, mich wiederzusehen, Hans —"

„Vielleicht schon in dreien Tagen ist das Heer an der Donau!"

„Nun, dann eile zu mir herauf! Vielleicht bin ich dann erläutert und empfänglicher für eure Ratschläge, auch für die deinen Dunstan, der du eben stärker bist als ich. — Da steht ja noch der Beutel, Hans, steck' ihn doch ein! Und das Blatt Papier mit meinem letzten Willen, wo ist es denn? Da, da!"

„Mit deinem letzten Willen?" fragte Dunstan und nahm das Blatt und las es.

„Wozu das, Dunstan, wozu das? Gib's ihm!" eiferte der Graf, und sein Wesen wurde immer hastiger und ungeduldiger.

Seine Nerven schienen wirklich zum Zerspringen gespannt.

„Wozu?" sagte Pater Dunstan. „Zum Besten deines Pflegesohnes da, der in Gefahr und Krieg hinausgeht und bei dem ein so wichtiges Blatt Papier überaus schlecht aufgehoben ist. Ich will es an mich nehmen, lieber Hans —"

„Nein, nein!" rief Graf Zdenko.

„Und will es niederlegen unter Umschlag und Aufschrift bei dem Bibliothekar unserer Abtei, wollt Ihr? Mit einem Motto versehen! Mit dem Motto: ‚Alter schützt vor Torheit nicht!' Wenn Ihr das Motto nennt, so wird es Euch eingehändigt, falls von uns niemand mehr leben sollte. So ist es sichergestellt, wenigstens tausendmal sicherer als in Eurer Tasche oder Eurem Reitergepäck. Wollt Ihr?"

„Ich will und danke Euch!" entgegnete Hans.

Kaum hatte er dies gesprochen, da sank der alte Graf

mit einem schmerzhaften Seufzer in den Sessel. Er schien bewußtlos zu sein, und der willenlos gewordene Körper drohte an die Erde zu gleiten.

Hans sprang hinzu, und Dunstan rief mit starker, fester Stimme nach Tschirill. Tschirill flog herbei, und als er seines Herrn ansichtig geworden, stürzte er nach Wasser. Mit diesem wusch er Stirn und Haupt des ohnmächtigen Greises.

„Ängstigt Euch nicht, Hans," sprach Dunstan mit gedämpftem Tone, „das begegnet ihm öfter, wenn ihm zuviel zugemutet worden ist. Das Nervenleben ist von Jugend auf das reizbarste in ihm gewesen; aber es tötet ihn keine solche Krisis, im Gegenteil! Er versinkt dann in tiefen Schlaf und erwacht gekräftigt. Warten wir nur ab, bis er die Augen wieder aufschlägt, und dann gehen wir. Er braucht dann einen langen Schlaf, und wenn er frisch erwacht, dann martert ihn tagelang die Reue, daß er seiner natürlichen Fehler nicht Herr werden kann bis an den Rand des Grabes. Unser braver Freund meint immer noch, wir könnten uns der Eigenschaften entäußern, welche unsere persönliche Lebenskraft bilden in unauflöslicher Mischung. In den nächsten Tagen also ist es ihm nötig, ganz allein zu bleiben. Ich treffe in den nächsten Tagen trotz seines Widerspruchs alle Vorkehrungen zu seiner Übersiedelung, wenn ich sie auch vielleicht nicht bewerkstelligen kann ohne seinen zustimmenden Willen. Immerhin ist es gut, daß sie bereit gehalten werden für den Fall dringender Not. Seht Ihr, da schlägt er die Augen auf! Nötigt ihn nicht zum Sprechen! Drückt ihm die Hand und gehen wir!"

So geschah es. Hans selbst wurde in der Aufgeregtheit nicht inne, daß er den Ort nicht erfahren hätte, an welchem die Goldkiste verborgen sei. Erst als er vor dem Hernalser Schlosse Abschied nahm von Dunstan und dieser ihm noch Notizen angab über die Mittel und Wege der Benachrichtigung, wenn Wien wirklich eingeschlossen und belagert werden sollte, erst da fiel es ihm ein, und er war im Begriff, Dunstan da-

nach zu fragen. Aber eine falsche Scham in ihm drängte die Frage zurück. Er erinnerte sich, daß Dunstan von vornherein mißtrauisch gegen ihn gewesen, er wollte deshalb jetzt nicht zeigen, daß ihm das Gold des Pflegevaters im Sinne liege. Er schied von Dunstan, ohne die Frage ausgesprochen zu haben.

Wie schlug sein Herz, als er in den Hernalser Hof einritt! Einer entscheidenden Zusammenkunft mit Ludmilla meinte er entgegenzugehen. Abschied nehmen wollte er freilich, denn noch im Laufe des Tages wollte er gegen Laa hinauf; aber vor dem Abschiede wollte er der Geliebten fröhlich sein Herz erklären, offen und rückhaltslos und wenn sie seinem Geständnisse offen entgegenkäme, wie er hoffen durfte, dann wollte er vor Papa Loß hintreten und sagen: Ich reite noch heute zu dem Kriegsheer der Deinen, um ihm Kopf und Hand zu widmen; ich liebe deine Tochter, sie liebt mich wieder, ich bin auch kein armer Junker mehr, versprich mir die Hand deines Kindes.

Also denkend und in glücklicher Stimmung stieg er vom Pferde. Zu seiner Verwunderung zeigte sich kein Diener und kein Knecht. Er führte sein Roß selbst nach dem Stalle und rief nach Tartsch. Tartsch war da und meldete ihm, daß darum alles so still im Hofe wäre, weil die Freiherrn beide mit all ihren Dienern und Knechten nach Wien hineingeritten seien. Dort versammle sich der Landtag in großer Zurüstung, der Erzherzog werde in Person erscheinen und die Huldigung verlangen von den Kavalieren. Der Hausherr Jörger sei für die Huldigung, der Freiherr von Loß sei gegen dieselbe. So hätten die Knechte erzählt, und der Herr Kandidat hätte im Vorbeigehen bemerkt, fast alle evangelischen Kavaliere seien gegen diese Huldigung, und heut' werde sich's entscheiden, ob ein papistischer Fürst wieder über Österreich herrschen solle oder nicht. Alle Welt sei sehr gespannt, und man erwarte, daß die Huldigung nicht bewilligt werde, denn der protestantischen Kavaliere seien viel mehr als der katholischen.

Hans hatte während dieser Berichterstattung den Lederbeutel aus der Satteltasche gezogen und hundert Goldstücke abgezählt. Die gab er Tartsch mit dem Auftrage, sie gut zu verwahren. Tartsch traute seinen Augen nicht. Hundert Goldstücke waren in damaliger Zeit eine außerordentliche Summe, und er sah deutlich, daß sein Junker wohl noch ebenso viel in dem ledernen Säcklein zurückbehielt. Der fast erschrockene Diener verstand es kaum, daß er Pferde und Gepäck sorgfältig rüsten sollte, in ein paar Stunden ritten sie von dannen. —

Hans schritt auf den Eingang des Schlosses zu. Da sah er Spath innen am Fenster der Gesindestube, blieb stehen und winkte ihn zu sich. Ein junger Mann voll glücklicher Hoffnungen, welcher zum ersten Male ungezählte Goldstücke in seinem Besitze hat, ist die Freigebigkeit selbst.

„Lieber Spath," sprach der Junker halblaut zu dem herantretenden Gärtner, „ich ziehe fort und möchte gern, daß Ihr meinen Pflegevater, den alten Herrn Grafen oben, behüten und beschützen helfet, so weit Ihr könnt. Und Ihr seid aufmerksam und besonnen, Ihr könnt viel. Ihr habt da oben auch etwas, was Euch am Herzen liegt — verleugnet's nicht, ich hab's wohl bemerkt, erst vorgestern abends wieder, als die Herrschaften aufbrachen und Ihr im Hausflur hinter der Tür dem Nandl noch was zu sagen hattet — Ihr braucht Euch nicht zu schämen! Nehmt getrost da einige Goldstücke. Vielleicht sind sie Euch förderlich beim strengen Golling, wenn's zur Einrichtung einer kleinen eigenen Wirtschaft für Euch kommt. Laßt's gut sein! Mich selbst freut's ebenso wie Euch, daß ich etwas für Euch tun kann, und wenn's der Himmel will, daß wir da oben heil aus dem jetzt entstehenden Tumulte hervorgehen, so wird mein Pflegevater noch gründlicher für Euch sorgen. Liebt ihn dafür und seid ihm zur Hand. Und jetzt sagt mir noch: ist Fräulein Ludmilla vielleicht im Garten?"

„Nein, gnädiger Junker, sie ist ja nach Wien."

„Nach Wien?!"

„Ja doch! Der Herr Vater hat sie mitgenommen."

Hans schwieg. Das war eine Enttäuschung. — Er fragte erst nach einer Pause, ob die Frau von Jörger auch mit hinein sei.

„Nein, die ist ganz allein zu Hause. Wie soll ich Euch aber, lieber Herr Junker —?"

„Du hast mir schon gedankt. Trachte, glücklich zu werden."

Langsam stieg er hinauf zu Frau Amalie. Da erfuhr er Schlimmeres. Loß hatte ihr unumwunden gesagt, daß er sein Mädchen mit in die Stadt nähme, damit sie der Begegnung des sächsischen Junkers entzogen werde. Er wünsche nicht, daß sich ein näheres Verhältnis mit ihm entwickle. Warum? Dazu habe er nur den Kopf geschüttelt.

Frau Amalie war ebenfalls nicht eingenommen für die Neigung Hansens zu Ludmilla; sie zeigte also kein Interesse, näher auf die Sache einzugehen, sondern fing an von Budowa zu sprechen, an welchen sie ein paar Zeilen geschrieben, welche den Junker noch besonders seiner Teilnahme empfehlen sollten. Diese übergab sie ihm und ermunterte ihn übrigens zur Eile. Die wichtige Entscheidung, welche heute in Wien gefällt werde — die Stände würden die Huldigung ablehen — sei ganz geeignet, auf die Katholischeu einen niederschlagenden und lähmenden Eindruck zu machen. Je früher also Thurn an der Donau erschiene, desto mächtiger werde sein Erscheinen wirken.

„Sagt ihm das von mir und zieht mit Gott zu der Bestimmung, die Euch jetzt wirklich obliegt. Sind die Dinge erst zu einem Resultate gediehen, dann kommt auch die Zeit, lieber Junker, uns mit unseren häuslichen und Herzensangelegenheiten zu beschäftigen. Sie wird nicht ausbleiben, wenn jeder von seiner Seite kräftig handelt."

„Noch eins!" rief sie dem Scheidenden nach. „Czernin ist wirklich nach Wien hinein, obwohl er zu den böhmischen Rebellen gezählt wird, und beharrt darauf, Eure Tätigkeit

als Vermittler in Anspruch zu nehmen. Seid auf Eurer Hut! Czernin ist ein sehr guter Mann, aber auch ein sehr sanguinischer Mann, der sich nur zu leicht in Hoffnungsseligkeit berauscht. — Auf baldig' Wiedersehen!"

Betroffen stieg Hans aufs Roß und ritt auf schmalem Nebenwege über die Hügel von Pötzleinsdorf und Grinzing nach Nußdorf hinüber an die Donau. Er konnte nicht die große Donaubrücke benützen, weil er es nicht wagen mochte, durch Wien hindurchzureiten. Auf einer Holzplätte, wie deren vom oberen Lande zahlreich die Donau herabgeflößt und „Tschaiken" genannt wurden, ließ er sich oberhalb Nußdorf über den Strom setzen. Durch Erlen- und Espengehölz hindurch, welches das linke Donauufer tief einsäumte, erreichte er das freie Feld zwischen dem Spitz und Jedlersee und befand sich also unversehens wieder an der Stelle, wo er vor einigen Wochen stillgehalten und zum ersten Male den Stephansturm gesehen hatte. Er hielt wieder still. Welch ein Wechsel seines Schicksals seit jener Zeit!

Nordostwärts über Strebersdorf und Stammerdorf ritt er auf Feldwegen weiter. Hinter Stammersdorf hoffte er die nach Norden aufsteigende Heerstraße nach Brünn zu finden. Er erkannte sie schon von weitem an den Reiterkarawanen, welche sie belebten. Deputationen von allen Parteien des Landes und von den meisten Ortschaften am linken Ufer des Wiener Beckens zogen nach Laa hinauf, oder kehrten von da zurück. Jede Partei wollte ihr Verhältnis feststellen mit dem böhmischen Heere, jede Ortschaft wollte dem Schutze des Grafen Thurn empfohlen sein, denn vor Gewalt und Raub hatte jeder Ort zu zittern.

Hier hinter Stammersdorf erhebt sich das Land in sanfter Anhöhe über das Wiener Becken. Der Bisamberg streicht bis hierher und senkt sich in das weite Marchfeld, welches am fernen Osten begrenzt wird durch die kleinen Karpathen.

Ein hoher Eichenwald zog sich damals vom Bisamberge

herab ins Marchfeld, und hier auf der Anhöhe lag ein Jägerhaus.

Noch heute ist ein Teil des gelichteten Waldes vorhanden, und die im Freien stehenden wenigen Häuser heißen das Jagdrendezvous. Hier hielt der Junker Hans eine kurze Weile und blickte auf die weite Mulde zurück, in welcher das alte Wien liegt, hoch vom „Stephan" beherrscht, der immer höher zu wachsen scheint, je mehr man sich von Wien entfernt. Der helle Frühlingsmorgen zeichnete in recht deutlichen Umrissen die fernen und nahen Gebirge, durch welche dem Wiener Lande der Charakter eines Beckens oder einer Mulde verliehen wird; ganz nahe im Nordwesten der Wiener Wald, fern im Südwesten die Alpe des Schneeberges und an diese südlich sich andrängend der Semmering und das Leithagebirge, niedrig und lieblich bis an die Donau heranziehend. Hans, im Anschauen und in Gedanken vertieft, wurde nicht gewahr, daß ein Klepper an ihm vorüberkeuchte, und daß der Reiter desselben ihn scheu angeschaut und dann hastig das Angesicht von ihm abgewendet hatte. Tartsch war abgestiegen, um das Gepäck fester zu schnallen, und auch er hatte es nicht bemerkt, daß der Reiter des Kleppers niemand anders war, als Medardo, die „rote Feder", welcher heute in der Morgendämmerung aus dem Hauptquartier Thurns in Tassowicz bei Laa entwischt war und jetzt im abgerissensten Zustande nach Wien hinabhastete.

Ohne Arg ritt der Junker auf der Hochebene fort, welche hinter dem Jagdrendezvous bis Eibesbrunn in flachen mageren Feldern sich ausdehnt. Sie ist gegen Norden und Westen von den anderen Ausläufern des Bisamberges wie von einer Mauer halbkreisförmig eingerahmt. Hans beobachtete aufmerksam diese aufsteigende Bildung des Erdbodens neben der immer offenen Fläche des Marchfeldes gegen Osten, weil er sich klar machen wollte, wie ein Kriegsheer da herabziehen und was es für Hindernisse finden könne.

„Wenig oder gar keine,“ sagte er leise vor sich hin, „bis zu jener zweiten Terrasse, welche vor mir liegt.“

Er meinte die Höhen hinter Wolkersdorf, welche mit weiten Wäldern bedeckt waren und welche jetzt noch den meilenweiten Wald der „Hochleiten“ tragen.

„Hier herab“, setzte er hinzu, „bis an die Donau hemmt nichts den Heereszug der Böhmen, auch wenn das kaiserliche Feldvolk, welches bei Budweis steht, in Eilmärschen am Strom herunterzieht. Wien, du kannst in wenig Tagen den Feind vor deinen Basteien sehen!“

Dies vor sich hinsprechend, gab er seinem Roß die Sporen. Die Landschaft hatte ihn in dem Gedanken bestärkt, daß Thurn rasch herabrücken solle. Der weitere Verlauf des Weges über Ulrichskirchen und Mistelbach bestärkte ihn in dem Gedanken. Das gelbe Land, von Sand- und Lehmboden gebildet, bleibt zwar einige Stunden weit bergig und zeigt tiefe Täler, aber die Heerstraße zieht immer über die Kämme und gibt dem von Norden kommenden Kriegszuge die Überlegenheit.

Unter diesen Beobachtungen, die er dem Feldherrn ausführlich mitteilen wollte, vergaß er die Sorgen seines Geistes und Herzens, der Kriegsmann war vollständig in ihm erwacht, und er, welcher noch vierundzwanzig Stunden früher zweifelhaft gewesen war, ob er sich beteiligen solle in diesem Kriege, war jetzt voller Ungeduld, dem Grafen Thurn zuzurufen: „Auf, auf, unbedenklich und sogleich gegen Wien!“

Er hätte allerdings Wien in einem schwachen Zustande gefunden, schwach an Kriegsleuten, schwach an Macht und Ansehen der Regierung. Gerade heute sollte im Landhause in der Herrengasse entschieden werden, ob die Regierung auch nur einigermaßen auf die „Herren“ in Niederösterreich zählen könne.

Die Herrengasse war angefüllt mit Reitpferden, welche umhergeführt wurden von den Dienern, so weit es der enge Straßenraum zuließ. Hinter dem Gitter, welches die da-

maligen Landhausgebäude von der Straße abschloß, hielten in dem kleinen Vorhofe die stattlich aufgeschirrten Rosse des Königs, wie ihn die Seinigen nannten, des Erzherzogs, wie er von den Gegnern geheißen wurde. Er war mit kleinem Gefolge zu Pferd herübergekommen von der Burg und war soeben in die Landstube eingetreten, um den Vertretern des Landes einen Vortrag zu halten.

„Er soll sehr mild und versöhnlich sein, dieser Vortrag," sagte ein kleiner Mann, welcher sich in den Männergruppen im Strauchgassel umherbewegte.

Das Strauchgassel, welches damals wie heute in die Herrengasse beim Landhause mündete, war damals sehr dürftig und unsauber. Es war sogar nicht frei von Misthaufen, denn der kleine Mann, sehr zierlichen Aussehens, machte graziöse Anstrengungen, diese Haufen sorgfältig zu umgehen, indem er sich von einer Gruppe zur andern schlängelte. Das war erreichbar, denn der Gruppen waren nicht viele.

Die Teilnahme Wiens an dem politischen Ereignisse war eine geringe. Die „Herren" nur beschäftigten sich damals mit Politik, der Bürgersmann stand ihr fern, und Leute wie Raschmacher Urban, welcher denn auch hier nicht fehlte, machten eine Ausnahme.

Der kleine zierliche Mann unterhielt sich auch mit dem Raschmacher Urban, aber nicht in dem Tone, welchen er eben, angeschlagen, nicht von der Milde und Versöhnlichkeit des Fürsten sprach er zu diesem, sondern von der Nutzlosigkeit des Vorganges da drüben im Landhause sprach er dem Raschmacher.

Der Raschmacher Urban blickte schweigend auf das zierliche, in lichtblaues Tuch sehr sauber gekleidete Männchen, schweigend und nicht ohne bedenkliches, nach Hohn schmeckendes Lächeln. Das höhnische Lächeln schien indessen nicht dem lichtblauen Männchen zu gelten, welches er unbefangen „Herr Tocke" nannte, sondern dem politischen Vorgange.

Herr Locke verweilte denn auch nicht bei allgemeinen Dingen, sondern flüsterte dem Raschmacher zu, daß er heut morgens den wackeren Kandidaten, Herrn Götzinger, in Hernals gesprochen und nur Tröstliches über die Stimmung der „Protestantischen" vernommen habe. Die Versammlung draußen sei gestern ganz einig geworden, und man fühle sich so herrschsam, daß sich heute alles nach Wien hereingewagt habe, was zu anderer Zeit Verhaftung zu fürchten gehabt hätte.

„Wer denn?" fragte Urban.

„An der Spitze ein böhmischer Herr, der eigentlich zu den sogenannten Rebellen gehört — nein, zwei sogar, der Graf Czernin und der Freiherr von Loß. Da drüben vor Harrachs Hause könnt Ihr noch ihre Wagen und Pferde sehen. Bei Harrachs sind sie abgestiegen, durch Harrach will Czernin Unterhandlungen anknüpfen mit den Geheimräten des Erzherzogs, oder in seinem Sinne des Königs, denn ich glaube, Czernin nennt ihn noch König. Auch der schlesische Junker, Mitzlau glaub' ich heißt er, ist da oben und macht den Frauenzimmern die Cour. Herr Götzinger sagt, dieser schöne junge Mann sei erst kürzlich übergetreten zu den Protestanten und noch obendrein zu den Kalvinern. Kommt aber doch fröhlich herein! Ja, Gevatter Urban, nun geht's weiter!"

„'s ist Zeit!" knirschte Urban.

Er schien keine besondere Zärtlichkeit zu hegen für das weiterschreitende Männlein, den Herrn Locke, aber doch auch kein Mißtrauen.

Hätte er ihm nachgehen mögen, so wäre wohl das Mißtrauen erwacht gegen den gefälligen jungen Mann, welcher erst seit einigen Monaten in Wien gesehen wurde und welcher sich gegen jedermann zuvorkommend und angenehm erwies. Er galt für einen Kunstfreund aus der Lausitz, wohl auch für einen Künstler. Man erzählte, er male sehr schön und kaufe Bilder, denn er sei sehr wohlhabend. Deshalb verkehre er in allen großen Häusern, die Bildersammlungen besäßen. Bei

den Vornehmen frage man nicht nach seinem Glauben, weil er sich nur um Kunst bekümmere, und die sei doch katholisch. Bei den gemeinen Leuten war er aus der Lausitz, die eben lutherisch sei, und die Lutherischen hätten ja in ihren Kirchen noch Bilder; Doktor Luther habe auch eine Liebhaberei dafür gehabt.

Herr Tocke schritt über den Hof nach dem Graben zu. Dort begegnete ihm in der Gegend des Peilertores der hinkende Brémont. Tocke schien mit seinen kleinen lichtblauen Augen sehr scharf zu sehen, wenigstens schien er den alten Soldaten aus der Entfernung schon zu erkennen und die Begegnung vermeiden zu wollen. Er schlüpfte behende in eine offene Haustür der Bognergasse. Brémont war aber gewiß weitsichtig und hatte ihn ebenfalls erkannt. Er trat in dieselbe Haustür.

Nach etwa fünf Minuten kam Herr Tocke wieder heraus. Sein Gesicht lächelte unverändert, aber die Richtung seines Weges schien eine Änderung erfahren zu haben, er ging nach dem Hofe zurück und wendete sich nach dem Judenplatze und über Maria-Stiegen nach dem Salzgries hinunter. Dort trat er in den „Weißen Löwen".

Hier saß Medardo, die „rote Feder", und stärkte sich mit einer Mahlzeit, welche für den kleinen mageren Mann auffallend stoffartig erschien. Sie tat ihm not; man hatte ihn in der böhmischen Gefangenschaft verzweifelt kurz gehalten und der Fluchtritt von Laa herunter nach Wien hatte seine untergrabenen Kräfte erschöpft. Er hatte deshalb seinen Klepper sofort nach diesem Gasthofe gelenkt, um sich aufzufrischen, und dann erst an die abgerissene Kleidung und an die Meldung bei seinen Vorgesetzten zu denken.

Der Sinn für Vorsicht war ihm indes trotz aller Erschöpfung treugeblieben; als er Herrn Tocke auf sich zukommen sah, schüttelte er rasch den Kopf und deutete mit der Gabel seitwärts.

Herr Tocke verstand das und grüßte höflich nach dem Tisch-

chen im Fenster. Dort verzehrte nämlich noch jemand seine Mahlzeit, und ohne sich weiter um Medardo zu kümmern, näherte sich Herr Tocke dem Fenster und erkundigte sich unter dem verbindlichsten Lächeln nach dem Wohlbefinden des Herrn Rates.

Dieser Herr Rat war Gangelberger. Er war in feierlicher Kleidung und speiste heute vor seiner gewöhnlichen Speisestunde. Er wollte nach der Burg. Infolge der damaligen nächtlichen Szene mit Odontius, als Kaiser Matthias aus dieser Welt geschieden, war er dem wichtigsten Minister, dem Grafen Eggenberg, nahegekommen und hatte dessen Vertrauen gewonnen. Graf Eggenberg hatte ihn denn auch heute rufen lassen. Unmittelbar von seiner Mahlzeit wollte Gangelberger hinauf in die Antekamera, wohin er beschieden war. Er hatte deshalb weder Zeit noch Neigung, sich des breiteren mit Herrn Tocke einzulassen, welcher um Erlaubnis bat, in der Nähe des Herrn Rates seinen Imbiß einzunehmen.

Gangelberger nickte artig mit dem Haupte. Er hatte nichts einzuwenden gegen die Nähe des hellblonden Köpfchens, welches mit fein gerötetem Antlitze lächelnd in die Welt hineinsah, denn er wußte nichts weiter von ihm, als daß das Männlein sich mit der Malerkunst beschäftigte.

Gangelberger war ein Freund und Kenner der Künste, er hörte gern Musik, er sah gern ein gutes Bild und fragte also, ohne im Essen innezuhalten, ob irgendwo ein neues Bild zu sehen sei.

„Ja, verehrungswürdiger Herr kaiserlicher Rat, ja! Unser leutseliger Mäcen, der Herr Baron von Harrach, hat einen Lucas Cranach erworben und in seinem Gesellschaftszimmer aufgestellt. Man streitet, ob dieses Bild trocken und nüchtern genannt werden dürfe oder respektabel. Die Frage gilt für wichtig, weil die religiöse Anschauung hineinspielt und Lucas Cranach der lutherische Maler genannt wird. Ich wäre wohl

begierig, ein Urteil des Herrn kaiserlichen Rats darüber zu vernehmen."

„Wäre von keiner Bedeutung — liebe zu sehr die Farbe, als daß ich — gegen Cranach gerecht sein könnte!" erwiderte in Pausen Gangelberger.

Er schluckte dazwischen die letzten Bissen, trank seinen letzten Schluck und erhob sich zum Fortgehen. Stumm und höflich Herrn Tocke grüßend, blieb er bei der „roten Feder" einen Augenblick stehen und sagte halblaut:

„Gratuliere also zur Befreiung und erwarte Euch zu weiterem Rapport. In den ersten Abendstunden pfleg' ich allein zu sein auf der Schranne. Addio!"

So ging er.

Tocke und Medardo sahen einander schweigend an. Erst als Frau Riedl nach sorgfältiger Verabschiedung vom Herrn Rat die übrigens leere Gaststube auf einen Augenblick verlassen hatte, sprach Medardo halblaut:

„Vor Eintritt der Dämmerung komm' ich ins Kollegium und erstatte Bericht!"

Frau Riedl trat wirklich schon wieder ein, und Herr Tocke berichtigte die Zeche für seinen kleinen Imbiß, indem er nicht unterließ, ihr gutes Aussehen zu preisen und sich nach dem Wohlbefinden ihres allerliebsten Töchterleins zu erkundigen. Dann ging auch er unter schalkhaften Abschiedsworten.

Er eilte die Fischerstiege hinauf und hätte beinahe den Rat Gangelberger wieder eingeholt, welcher langsam und, wie es schien, in tiefen Gedanken das steile Gäßchen hinaufstieg. Das war aber nicht Tockes Absicht. Oben angekommen, wendete er sich links nach dem Hohen Markte zu, während Gangelberger neben dem Salvatorkirchlein in den Durchgang eintrat, der auch damals schon in die Wipplingergasse hinüberleitete. Der sorgenvolle kaiserliche Rat — die politischen Zustände belasteten sein patriotisches Herz — nahm den geraden Weg durchs Jordan- und Schultergäßchen, durch die Tuchlauben, die Späng-

lergasse, das Peilertor und den Kohlenmarkt hinauf nach der Burg.

Auf dem weiten Raum zwischen der Burg und dem Cillihofe lag die Frühjahrssonne wie ein goldenes Meer. Die Luft war still und heiß. Kein Mensch war zu sehen außer der Schildwacht, die oben auf der Burgbastei im Schatten lehnte.

Er ging über die Brücke in den Schweizerhof hinein und stieg die Treppe rechts hinauf nach den Vorzimmern des Königs. Für ihn war er König und hoffentlich bald Kaiser. Hoffentlich! Gangelberger empfand, daß es einer starken Hoffnung bedürfe, und seufzte.

Als er in das erste Vorzimmer trat, sah er zu seinem Erstaunen zwei schwarzbärtige wilde Gestalten an der Seitenwand auf und nieder gehen. Ihre Säbel und Sporen klirrten schrill, vielleicht nur darum schrill, weil man an diesem Orte an solches Geräusch nicht gewöhnt war. „Es sind Ungarn!“ sagte sich Gangelberger und dachte unwillkürlich an die Odontiusszene drüben in der Stallburg. Er dachte ferner daran, daß man doch eigentlich dies weite Reich im Süden zu sehr aus aller Berechnung lasse für die Sache des Königs. Des Königs! Er sei ja doch auch erblicher König von Ungarn, und doch spreche niemand von der dortigen Krönung! — Von neuem seufzend schritt er nach dem zweiten Vorzimmer, der eigentlichen Antekamera, und im Dahinschreiten gestand er sich ein, daß man nur zu guten Grund habe, das ungarische Reich aus aller Berechnung zu lassen. Es war eben nicht zu berechnen, in nichts zu berechnen. Wilde Parteiungen beherrschten es, lähmten es, zerrissen es. Es gab dort keinen Strom der Absichten, sondern nur Wildbäche, die plötzlich unter einem Gewitter zu überflutenden Strömen anschwollen, tags darauf aber wieder versiegten.

In der Antekamera harrten die Geheimräte auf die Rückkehr des Königs. Nur Harrach war mit dem König im Land-

hause. Eggenberg, als steirischer Herr, hatte dort nicht Sitz, noch Simme. Er wartete hier unruhig und ungeduldig und hörte bekümmert auf Lamormains Auseinandersetzung, daß von den Ständen in der Herrengasse gewiß nichts zu erwarten sei, und daß diese ständische Regierungsform überhaupt nur lähmen könne und jeden großen Gedanken eines Regenten verhindere oder wenigstens beschädige.

In diesem Gedanken begegneten sich der Edelmann und der Priester ganz und gar nicht. Eggenberg erwiderte nichts, sondern winkte den nahe an der Tür bleibenden Gangelberger zu sich heran.

„Was sagt Ihr dazu, Herr Rat? Ihr habt draußen die Ungarn gesehen! Es sind Abgesandte, wirkliche Abgesandte, ihre Legitimation stellt es außer Zweifel. Und nun wird man irre. Am Ende war doch auch jener kleiner, häßliche Greis, welcher damals in der Stallburg drüben zu Boden stürzte, am Ende war doch auch e r ein wirklicher Agent des ungarischen Mithridates, und die Meinung der geistlichen Herren, er sei ein Bösewicht, sei der Odontius selbst gewesen, diese Meinung verliert die Wahrscheinlichkeit."

„Aber Exzellenz wissen ja durch mich—" schalt Lamormain unwillig ein.

„Ich weiß, was Ihr glaubt; ich aber glaub' es noch nicht. Es stimmt auf ein Haar, was in dem Schreiben jenes sogenannten Bösewichtes angedeutet war, mit dem, was draußen jene Abgesandten in ausführlichen Worten anbieten. Denkt Euch: der Burghauptmann von Kaschau sendet die Leute im positiven Auftrage Bethlen Gabors. Und was will der Herr von Siebenbürgen? Er will wenig und bietet viel, bietet es in diesem verhängnisvollen Augenblicke! Da leset und sagt mir dann rasch, frisch und kurzweg, was Ihr davon haltet und wozu Ihr raten möchtet."

Gangelberger nahm den ziemlich unscheinbaren Brief aus den Händen Eggenbergs und trat ein paar Schritte zur

Seite, um ihn ungestört zu lesen. Er war in lateinischer Sprache abgefaßt, und sein Inhalt ging dahin, daß Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, dem Könige Ferdinand seine Dienste anbot, und zwar in ganz bestimmter Weise. Er wollte sogleich dreitausend Mann in Bewegung setzen zur Hilfe für Wien. Sie sollten der Vortrab sein, welchem er mit ganzer Heeresmacht folgen würde. Bei den Böhmen wollte er den Wahn hervorrufen, er käme angerückt, um sie zu unterstützen. Dergestalt ihr Vertrauen erobernd, würde er die böhmischen Häupter in sein Lager einladen zu einer Besprechung, dort werde er sie festnehmen und gleichzeitig mit seiner ganzen Heeresmacht über die sichergemachten böhmischen Truppen herfallen. Ihre Niederlage werde unausbleiblich sein, und wenn er dann mit seinen Scharen ins böhmische Land einfalle, so werde ihre Unterwerfung nicht auf sich warten lassen. Zum Lohn dafür verlangte er die Burg und Herrschaft Tokai in Ungarn.

„Nun, was ist Eure Meinung?" fragte Eggenberg, als Gangelberger ihm den Brief zurückstellte.

„Die schmutzige Hand, welche sich im Augenblicke höchster Not darbietet, rasch und fest zu ergreifen."

„Nicht wahr?!"

Er wollte weitersprechen, da hörte man Geräusch und klingendes Spiel aus dem Hofe, von dem Vorzimmer her aber ein starkes Klopfen an die Tür.

„Der König kommt!" riefen alle.

Das Klopfen an die Tür von Türhütern im äußeren Raume, von Kammerherren in den inneren Gemächern, war stets die unfehlbare Anzeige, daß der regierende Herr heranschreite. Die Türen flogen auf, Kammerherren, Truchsessen und Pagen fanden sich ein, letztere in dem ersten Vorzimmer, die Kammerherren in der wirklichen Antekamera. Man stellte sich auf und blickte durch die offenen Türen nach dem Vorsaal hinaus.

Der König erschien dort. Aber man sah ihn nur einen Augenblick. Er ging nur außen vorüber, er trat nicht ein.

„Er geht in die Kapelle!“ flüsterte man sich zu; und so war es. Die wichtige Feierlichkeit mit den Landständen wollte der fremde Herr mit andächtigem Gebete für sich beschließen.

Eggenberg, obwohl ein ganz guter Katholik, verbarg nur mühsam seinen Unmut über die Verzögerung bei so drängenden Angelegenheiten. Ja, selbst Lamormain schien sich weltlich überraschen zu lassen von Ungeduld. Man verkehrt eben auch als Geistlicher nicht ungestraft Tag für Tag mit weltlichen Dingen. Beide begegneten sich außerdem in einem unmutigen Gedanken: jedem fiel ein, daß die Mittagszeit da sei, und jeder wußte, daß der König in seiner Tagesordnung regelmäßig und unabänderlich sei wie eine Uhr. Schon um 4 Uhr des Morgens pflegte er aufzustehen, demgemäß das „Frühmahl“ zeitig einzunehmen und pünktlich um die Mittagsstunde zu speisen. Jeder dachte: So wird es auch heute geschehen und die wichtigsten Fragen werden unerledigt harren müssen. Lamormain litt am meisten dabei, denn er durfte seinem Stande gemäß am wenigsten seinen Ärger zeigen.

Glücklicherweise wurde die peinliche Stimmung und Stille bald unterbrochen. Man meldete dem Grafen Eggenberg, der Kommandant des Arsenals wünsche ihn zu sprechen.

„Er soll eintreten!“

Seine Ankunft war willkommen; man erwartete eine wichtige Nachricht von ihm. Dem alten zuverlässigen Manne pflegte man damals die bedeutenderen Botschaften aufzutragen, welche den Krieg und die Kriegsleute angingen. So hatte er jetzt, als Thurns Einbruch ins Österreich offenkundig wurde, einen Reitenden an Boucquoi nach der Budweiser Gegend hinaufsprengen müssen mit der Anzeige jenes Einbruchs und mit der Weisung, Kriegsvolk herabzusenden zum

Schutze Wiens. Die Antwort hierauf brachte wahrscheinlich der greise Santhelier.

Schweren, langsamen Schrittes, denn er war ein von Wunden gebeugter und gepeinigter Greis, trat Santhelier in die Antekamera, blieb an der Tür stehen und richtete sich nach Kräften gerade, um die Herren zu grüßen. Eggenberg ging ihm entgegen und trat mit ihm in eine Fensterbrüstung. Halblaut sprach Santhelier in gleichmäßigem Tone eines Rapports:

„Die Meldung des kaiserlichen Feldhauptmannes Grafen von Boucquoi ist mündlich an mich gelangt. Größerer Sicherheit wegen, damit sie nicht aufgefangen und ausgesprengt werden kann. Der kaiserliche Feldhauptmann meldet, seine Armada zähle augenblicklich trotz der eingetroffenen Panzerreiter Waldsteins und trotz der Vereinigung mit Dampierre nur zwölftausend Mann. Ihm gegenüber aber stehe der Mansfeld und Styrum und Hohenlohe mit viel größerer Macht und hätten ihm bereits die Schanze am goldenen Steig, die Verbindung mit Passau, weggenommen. Schwäche er jetzt seine Macht, so setze er die ganze Armada aufs Spiel. Er könne nicht einen Mann abgeben. Dies die Meldung."

Eggenberg stand wie vernichtet vor diesem unerbittlichen Boten. Die Hoffnung auf Boucquois Hilfe gegen Thurns Heranziehen war seine einzige Hoffnung gewesen für Wien. In Wien selbst war die Truppenmacht eine ganz geringe. Was stand also bevor, wenn sich Thurn wirklich gegen Wien wendete? Das Ärgste!

Dem alten Arsenal-Hauptmann stumm dankend mit einer Kopf- und Handbewegung, winkte er Lamormain und Gangelberger herzu, um ihnen die zerschmetternde Nachricht leise mitzuteilen.

„Was tun?" fuhr er fort. „Ist's nicht jetzt am Ende wirklich ratsam, daß der König Wien verläßt und seine Residenz in Graz nimmt?"

„O nein, nein!“ sagte hastig Gangelberger.

„Nein? Womit soll Wien verteidigt werden, wenn auch die Landstände in dieser Stunde vielleicht schon die Huldigung versagen und also auch kein Geld, keine Leute, keine Hilfe stellen zur Rüstung und Verteidigung der Wälle? Wir wissen noch nichts aus dem Landhause?“

„Noch nichts!“ antwortete Lamormain. „Aber wir wissen, daß es von unermeßlichem Schaden wäre, wenn der König Wien aufgäbe! Alle unsere Hilfsquellen sind hier, die geistlichen, die geistigen und auch die materiellen. — Dort kommt Harrach! Er kommt aus dem Landhause! Er wird die erste Nachricht bringen.“

Während wirklich Baron Harrach hastigen Ganges durch das Vorzimmer sich näherte, hörte man das eigentümliche Klopfen mit einem Schlüssel an die Türen draußen, und die Türen flogen auf, der König kam aus der Kapelle zurück. Pagen und Kammerherren gingen voraus; einer der letzteren flüsterte im Vorübergehen dem Grafen Eggenberg zu:

„Majestät geht zur Tafel!“

Der König war in spanischem Anzuge von dunkler Farbe. Sein rötlich gefärbtes Antlitz und lichtbraunes Haar hob sich vorteilhaft ab von der tiefgefärbten Kleidung, und sein gedrungener, mittelgroßer Körper schritt leicht und kräftig daher. Das ernste Antlitz hatte einen milden, freundlichen Ausdruck, den Ausdruck des Wohlwollens, wenn sein Blick auf jemand gerichtet wurde. Das geschah aber erst, als er in die Nähe Eggenbergs kam. Bis dahin war links und rechts nichts für ihn zu sehen, noch weniger zu beachten gewesen. Die spanische Etikette, welcher Ferdinand jetzt schon ergeben und später ganz hingegeben war, brachte es so mit sich. Auch die rasselnd vortretenden Ungarn im Vorzimmer hatte er nicht bemerkt, wenigstens hatte nicht die kleinste Wendung oder Miene gezeigt, daß er sie bemerkt hätte. Selbst das wohlwollende Zeichen für Eggenberg war nur eine leichte Bewegung des

Augapfels und der Augenlider. So schritt er dahin in seine Gemächer, aus denen ihm eine angenehme Musik entgegenschallte. Sie fand immer statt während seiner Mittagstafel. Er liebte Musik ungemein und pflegte zu sagen: „Der Aufwand dafür ist kein eitler, denn die Tonkünstler dienen dazu, Gott zu loben und auf anständige Weise den Geist zu erheitern."

Als die Türen sich geschlossen, drängten Eggenberg und Lamormain den Baron Harrach, Bericht zu erstatten über den Ausgang der Sitzung in der Landstube.

„Steht was zu hoffen," rief Eggenberg, „und wieviel?"

Harrach sah niedergeschlagen aus und zögerte mit der Antwort. Er war ein redlicher Patriot und litt schmerzlich unter dem herrschenden Zwiespalte.

„Wir hofften immer noch," begann er endlich, „als der König erschienen war und seinen Vortrag begonnen hatte. Sein Vortrag klang so mild, so vertrauensvoll! Alle Streitworte wurden vermieden, billige Ausgleichung für alles wurde zugesagt, an die patriotische Gesinnung der Herren wurde so warm gemahnt! Die Stimme des Königs klang so gut, fast herzlich! — Alles umsonst! Als er fort war, erhoben sich die Evangelischen und — verließen die Stube!"

„Oh?!"

„Alle! Statt die Huldigungsfrage vorzunehmen, hoben sie die Sitzung auf; die Sitzung, denn sie sind die Mehrzahl. Wir haben also gar nichts zu erwarten und das Schlimmste zu befürchten. Zur Landesverteidigung werden sie nicht ein Roß, nicht einen Mann stellen, wohl aber hat der heranrückende Feind allen Vorschub von ihnen zu erwarten."

Jedermann schwieg. — Nach einer Pause fuhr Harrach fort:

„Sollen wir den Strohhalm ergreifen, der von Prag hergeweht worden?"

„Welchen?" fragten Eggenberg und Lamormain.

„Czernin ist angekommen und hofft noch, eine Vermittlung anbahnen zu können.“

„Czernin, der zu den Rebellen gehört, obwohl er Katholik?!“ rief Lamormain heftig.

„Eben weil er unseres Glaubens geblieben, sollen wir ihn hören. Man kann nicht wissen!“ sprach Eggenberg.

„Er ist ein Latitudinarier!“ rief Lamormain, „ein weichlicher Vermittler auch in der Religion, ein Toleranzprediger!“

„Eben deshalb! Nur mit Toleranz ist eine Vermittlung möglich, und nur eine wahrhaft angebahnte Vermittlung kann Thurn aufhalten, kann unsere evangelischen Stände umstimmen. Wir wollen Meggau rufen und den Fabricius zur Schriftführung, und du, Harrach, hole Czernin!“

„Doch nicht hierher in die Burg, den Rebellen?!“ erwiderte heftig Lamormain. „Es ist schwach genug, daß man ihn nicht verhaftet, und gar —“

„Meinethalben! Wir treffen in Harrachs Hause zusammen und halten dort die Konferenz. Unterdes hat der König abgespeist und ich kann für eine Nachmittagsstunde eine Audienz nachsuchen. Die ungarischen Boten soll man bewirten — Heda, kommt herein! Ja, ja, Ihr, Hamm! Besorgt, daß die beiden Ungarn da gespeist und getränkt werden; ich werd' es bei deinem Chef, ich werd' es beim Grafen Meggau verantworten.“

„Der Alte paßt für die Ungarn!“ sagte halblaut Pater Lamormain.

„Was sagt Ihr? — Ich hoffe doch, Ihr nehmt teil an der Konferenz?“

„Zuverlässig, obwohl ich sie für hoffnungslos halte.“

„Also zu Harrach! — Lieber Rat Gangelberger, nach zwei Stunden möcht' ich Euch hier wiedersehen. Ich hoffe, eine Sitzung des geheimen Rates vom Könige zu erbitten, und möchte vorher anhören, was Ihr über den Stand der Dinge, besonders in der Stadt, zu sagen habt. Wenn alles scheitert,

ist ja doch die Hauptfrage, ob die Stadt aus eigenen Mitteln zu verteidigen ist gegen ein Kriegsheer. Wie denkt Ihr darüber, würdiger Herr Hauptmann?"

„Erlauchter Herr," entgegnete langsam Santhelier, „das kommt auf die Geschütze des Feindes an. Sind die nicht so gut wie die spanischen und niederländischen, dann kann sich die Stadt Wien eine Zeitlang halten, eine Zeitlang. Die Wälle, Mauern und Basteien sind fest angelegt und in gutem Stande. Wenn man vor Verrat sicher ist, geht es dann, wie gesagt, eine Weile."

„Wenn man vor Verrat sicher ist!" rief Lamormain. „Das ist man gar nicht. Die Evangelischen sind lauter Verräter unserer Sache. Dagegen muß der König noch heute einen durchgreifenden Beschluß ergehen lassen. Es muß reiner Tisch gemacht werden in Wien. Zunächst in der Burg."

„In der Burg?"

„In der Burg. Es sind noch offenkundige Ketzer unter uns, und es sind verborgene Ketzer unter uns. Hamm, Ihr werdet Euch heute abend bei mir melden; ich habe eine Mitteilung für Euch. Und jetzt gehen wir denn den müßigen Gang zum Czernin."

Ehe er noch mit Eggenberg und Harrach das Vorzimmer erreichte, trat ihm ein Diener entgegen und überreichte ihm ein kleines Blatt Papier. Es schien nur eine Zahl darauf geschrieben zu sein, der Zettel reichte aber doch hin, ihn zu bestürzen.

„Jetzt gerade," stieß er ärgerlich aus, „jetzt gerade, wo jede Viertelstunde kostbar! Er muß warten! Die Geheimratssitzung muß erst vorüber sein!" setzte er leise hinzu und folgte den Kavalieren, welche vorausgegangen waren.

Auf dem Wege nach der Freiung war nichts zu entdecken, daß Wien eingedenk wäre der Gefahren, welche heraufzogen. Die Sonne lag heiß in den Straßen, und die Straßen waren leer. Selbst die Pferde vor dem Landhause waren verschwunden,

der Landtag war auseinandergefahren, als ob ein Wirbelwind hineingeblasen hätte.

Die Oberfläche Wiens war wie ein unbewegter Teich. Aber auch nur die Oberfläche. In der Tiefe begann die Bewegung. Von Haus zu Haus hatte sich die Nachricht verbreitet: die Herren im Landhause sind von dannen geritten, ohne auf die Vorschläge des Königs zu antworten. Sie verweigern also auch jede Hilfe zur Kriegführung. Sie sind mit Thurn in Verbindung, der jetzt im Sturmschritte vor Wien rücken wird. Wien ist ohne hinreichende Verteidigung, Wien ist verloren und mit ihm die katholische Religion.

Letzteres offenbarte sich den Bürgern durch einen öffentlichen Aufzug, welcher an diesem Nachmittage stattfand. Die Glocken auf Sankt Stephan läuteten plötzlich zu dieser ungewöhnlichen Stunde mit ihrem Geläute, und ein langer Zug von Männern, je zwei und zwei, kam vom Graben her nach dem Haupttore des Doms. Es war angelweit geöffnet, innen im Dome brannten die Lichter wie bei großen Kirchenfesten, ein unerwarteter, ungewöhnlicher Gottesdienst begann. Die Männer aber, welche langsam je zwei und zwei durch das Tor einzogen, waren alle in vornehmer Kleidung, waren sämtlich — die herzueilenden Leute erkannten sie — waren sämtlich Kavaliere.

Diese Nachricht ging nicht mehr, sie flog durch die Stadt.

„Es ist der Orden der christlichen Ritterschaft," hieß es, „der schon vor dem Tode des Kaisers im Stephan zusammengetreten ist. Er hat zum Symbolum das Bild der Jungfrau Maria, und gewaltige Kriegsmänner, wie Dampierre, gehören zu ihm. Er bietet heute abend dem Könige seine Waffenkräfte an und wird jetzt im Stephan gesegnet. Daß dies heute geschieht, ist ein Zeichen, wie nahe die Gefahr!"

Es war derselbe Orden, dessen Odontius in seiner Predigt damals im Kellergeschosse an der Seilerstätte gedacht hatte.

Dies Ereignis mit seiner Gedankenreihe wirkte in Wien

wie ein Gewitterschlag. Ehe noch der Abend völlig einbrach, waren alle Kirchen gefüllt, waren alle Korporationen zusammengetreten, hatte der Rat der Stadt eine Sitzung „einsagen" lassen. Die Straßen belebten sich und besonders im Südosten der inneren Stadt, da, wo die Bäckerstraßen auf den Platz münden, welchen die Universität und ein Jesuitenhaus abschlossen, da wogte es von Studenten.

Die Studenten gehörten in damaliger Zeit durchaus dem Einflusse der Jesuiten und waren im Jugendeifer bereit, für die Losungsworte der Jesuiten in den Kampf zu gehen, ganz so wie man sie in heutiger Zeit auf demselben Platze gesehen hat für die entgegengesetzten Losungsworte.

Die Jesuiten waren in jener Zeit noch nicht vollständig wohnhaft bei der Universität. Ihr Kollegium residierte noch am Hof. Nur der Provinzial hatte sich hier unten in einem Universitätsgebäude mit einer Abteilung des Ordens angesiedelt, um Besitz zu ergreifen von einem der Universität zugehörigen Hause. Zwei Jahre später erst wurde es mit vielen Nebengebäuden vom Kaiser dem Orden geschenkt und zum Kollegium eingeräumt.

Es führten Stufen hinauf zu der Eingangstür dieses Jesuitenhauses. Diese Stufen wollte eben Herr Tocke herabsteigen. Er hielt inne, als er den Platz angefüllt sah mit Hunderten von jungen Leuten und Äußerungen vernahm, daß sie eine „Legion" bilden wollten zum Schutze der heiligen Kirche. Scheute er sich, unter die aufgeregten Scharen hinabzusteigen — die Dämmerung fiel langsam von den hohen Mauern auf den Platz herunter — und wollte er vielleicht völlige Dunkelheit abwarten, oder —? kurz, er trat in die Halle des Hauses zurück, wendete sich dann links und stieg die steinerne Stiege hinauf. Dann ging er links den Flur entlang, wie ein Mann, der hier zu Hause war und klopfte in eigentümlicher Weise dreimal an eine kleine Tür. Nach kurzer Pause öffnete sich diese Tür. Aber nur ein wenig. Man sah nicht, wer sie öffnete;

es war innen dunkel. Tocke aber wußte wohl, wer da innen im Finstern vor ihm stand, und machte eiligst die Meldung von dem, was er unten gesehen und gehört. Die Form der Meldung klang so, als sei sie nur ein Nachtrag und als habe er kurz vorher über ähnliche Dinge Mitteilungen gemacht. Als er jetzt fertig und eines freundlichen Lobes gewärtig war über so rasche und günstige Kunde, antwortete eine rauhe Baßstimme:

„Ich habe das selbst gesehen und gehört. Es taugt nichts, obwohl es für die gute Sache geschieht. Die Jugend soll gehorchen, aber nicht anführen!"

Die Tür schloß sich und Herr Tocke ging betroffen wieder hinab.

Die Baßstimme da innen aber war die eines steinalten Mannes. Aus dem dunkeln Vorzimmer ging er zurück in ein großes Zimmer, welches mit Büchern und Papieren angefüllt und übrigens mit hölzernen Möbeln einfachster Art versehen war.

Ein junger Mann stand in der Mitte dieses Zimmers und erwartete die Rückkehr des kleinen Greises. Auf einem Schreibtische brannten zwei dicke Wachskerzen, und man konnte nun sehen, daß der untersetzte breitschulterige Greis einen schwarzen Jesuitenrock trug von gröberem Stoffe, als es gewöhnlich war. Der Kopf war garstig und zeigte den Ausdruck von herber, verdrießlicher, oder um es richtiger zu bezeichnen, von ärgerlicher, liebloser Härte. Der Knochenbau dieses Kopfes mit seinen vorstehenden Backenknochen erinnerte an mongolischen Typus. Der Mund, breit geschlitzt, tief eingefallen, bedeckte unzureichend vereinzelte braune Zähne. Die Augen, ebenfalls tiefliegend, waren klein, lichtgrau und stechend, über ihnen dichtbuschige, schneeweiße Augenbrauen, die bis gegen die weißen Augenwimpern herabhingen und vielleicht das völlige Aufschlagen der Augenlider hinderten oder doch erschwerten. Die Nase war klein und an der Wurzel eingedrückt, das Haupt

völlig kahl und nackt. Dennoch trug der über achtzig Jahre zählende Greis den Kopf unbedeckt.

Langsam, aber festen Schrittes ging er an dem harrenden jungen Manne vorüber und machte ihm mit der Hand — sie war groß, grob, und erweckte nicht den Eindruck der Sauberkeit — ein Zeichen, daß er fortfahren möge. Der junge Mann war jener italienische Arzt Blandini, welcher zuletzt am Sterbebette des Kaisers gesehen worden war, und er schien in Schilderung des Gesundheitszustandes von wichtigen Persönlichkeiten begriffen zu sein. Er fuhr fort:

„Se. Heiligkeit also —"

„Das hab' ich ja gehört!" unterbrach ihn rauh der Jesuit. „Vom jetzigen Könige, vom bayrischen Herzoge, vom pfälzischen Buben und seinem Weibe, vom Tilly will ich Kunde und dann vom Mansfeld, Anhalt und wie die ketzerischen Abenteurer weiter heißen. Das sind die Personen, welche zunächst auf dem Theater des deutschen Reiches auftreten werden."

Indem er dies unfreundlich herausstieß, ging er weiter und nötigte Blandini, ebenfalls auf und ab zu gehen im weiten Zimmer.

„König Ferdinand", fuhr Blandini fort, „ist vorherrschend sanguinischer Beschaffenheit. Die Blutbereitung ist leicht, die Quellen des Ärgers und Zornes sind spärlich. Er ist viel empfänglicher für angenehme Eindrücke, als für unangenehme. Er ist also auch fähig zu edlem Aufschwung, fähig zu Opfern. Seine Körperentwicklung ist mit seinem vierzigsten Jahre harmonisch geschlossen wie seine geistige. Äußerliche Zufälle abgerechnet, hat er ein Dezennium gleichmäßiger Existenz vor sich. Ob er weit darüber hinaus —"

„Über zehn Jahre! Was wißt Ihr davon! Was brauch' ich — zehn Jahre sind bei der jetzigen Lage der Dinge eine Ewigkeit. — Und der Bayer?"

„Ist noch stärker ausgerüstet. Der Knochenbau ist noch massiver, die Ernährung noch stärker."

„Und Tilly?"

„Wallonische Körperbeschaffenheit. Sehr fest und zäh; leider in der Ernährung übermäßig enthaltsam. —"

„Dafür ist er ganz klein. Mit Eurer Ernährung! Als ob der Mensch soviel brauchte! Die Brahminen essen niemals Fleisch und werden steinalt!"

„Die Frage ist nur, ob das Alter kräftig sei bei den Brahminen, kräftig wie bei Euer —"

„Ich esse Fleisch, esse sogar stark. An mich denk' ich dabei nicht. Und der Pfälzer?"

„Der Kurfürst von der Pfalz ist ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren und körperlich von einer so glücklichen Beschaffenheit, daß er hundert Jahre alt werden kann. —"

Da klopfte es wieder. Aber nicht von der Seite, wo Tocke geklopft hatte, sondern von der entgegengesetzten. Auch nach dieser Seite stand die Tür in ein Nebenzimmer offen, und man hörte das Klopfen. Der alte Jesuit ging nun in dies Nebenzimmer. Hier schien der regelmäßige Zutritt stattzufinden. Ein Laienbruder war eingetreten und hatte dichter an der Tür, welche auf den Korridor führte, sich aufgestellt.

„Wer ist's?"

„Der Herr Pater Lamormain," antwortete der Laienbruder mit kaum hörbarer Stimme.

„Soll kommen! — Ich entlaß' Euch, Doktor. Später mehr!"

Und dabei zeigte er ihm die Tür zum Abgange, an welche vorher Tocke geklopft hatte.

Respektvoll empfahl sich Blandini; die Stellung des alten Jesuiten mußte eine sehr hohe sein! — Es war die höchste in diesen Ländern; es war die eines Provinzials. Ein solcher war gleichsam Statthalter des Jesuitengenerals in Rom, Statthalter in einem Reiche. Der damalige Provinzial der Jesuiten in Wien hieß Pater Athanasius, und dieser Greis war jener Methodius, von welchem Graf Zdenko von Zierotin dem

Junker Hans erzählt hatte. Während Zdenko die Welt durchreiste, machte Methodius mit riesenhafter Anstrengung und Zähigkeit, mit unablässigem Fleiße und großer Klugheit die Laufbahn im Jesuitenorden. Er galt in Rom für einen der fähigsten Menschen, der sich durch nichts verblenden ließe und der auch in so hohem Alter noch mit voller Geistes- und Tatkraft ausgerüstet sei.

Wie war es möglich, daß die Leiter des Ordens übersahen, welch niedrige moralische Welt in der Seele dieses Methodius lebte?! Wie es möglich war? Sie hatten ja grundsätzlich nur auf disziplinarische Formen zu achten, auf alle Grade des Gehorsams und der Tatkraft. Und ein kluger Kopf weiß sich alles, was bloße Form ist, anzueignen. Deshalb war es möglich, daß ein Mensch wie Methodius zu hoher Stufe eines Ordens aufsteigen konnte. Selbst wenn die Oberen tiefere Bedürfnisse gehabt und in ihm gesucht hätten, er war der Mann, sie durch dialektische Wendungen seines Geistes zu täuschen. Das Grundmotiv des Ordens aber veranlaßte sie gar nicht, nach solchen tieferen Bedürfnissen umzuschauen. Dies Grundmotiv war ein formelles: Rückführung zur römischen Kirche durch jedes Mittel. Nicht bloß durch Überzeugung. So formell war es wenigstens von dem Augenblicke an geworden, als der Orden die Eroberung, die Eroberung mit allen weltlichen Mitteln zu seiner kriegerischen Fahne gemacht hatte für kirchliche Zwecke. Für kirchliche! So nannte man es mit logischer Richtigkeit; man nannte die Zwecke nicht religiöse. In einem eigentlich religiösen Orden wäre einem Methodius das so hohe Emporsteigen kaum möglich gewesen.

Er selbst war sich dessen sehr wohl bewußt, und in zwei Richtungen handelte er streng und gewissenhaft wie ein Mensch, der nach besten Kräften ein würdiges Ziel zu erreichen trachtet. Zuerst streng und gewissenhaft in allen Fragen der Ordensdisziplin. Obwohl von Natur hochmütig und herrschsüchtig, zwang er sich zur demütigsten Unterwürfigkeit gegen die Vor-

gesetzten. Noch jetzt in seiner hohen Stellung waren seine Berichte nach Rom an den General des Ordens Musterbilder hingebender Demut. Der General mochte in allen Weltteilen kaum einen Provinzial haben, der so scharf und unerbittlich für die Gesichtspunkte des Ordens, so scharf und unerbittlich gegen sich selbst in seinen Berichten auftrat. Wie hätte der General zweifeln können, daß Pater Athanasius ein Schatz des Ordens sei? — Er war aber auch zweitens gegen sich selbst streng und gewissenhaft. Nicht nur in der Disziplin, welche nach außen sichtbar wurde, auch in der Disziplin seines Innern. Ohne jedes liebevolle Gefühl war er, der logische Mensch, sogar erbaut davon, daß er jede Handlung, jede Äußerung, ja jede innere Regung nach disziplinarischen Formeln einrichten und ordnen konnte. Die Disziplin in weitester Bedeutung des Wortes war sein Stab und seine Stütze. Er kannte Shakespeares Shylok nicht, aber er rief mit Shylok: „Welch Urteil soll ich scheun, tu' ich kein Unrecht?!". Die dialektische Fähigkeit seines Geistes verschaffte ihm die Mittel, sich innerhalb der formellen Gesetze seines Dogmas und Ordens alles so zurechtzulegen, wie es sein Bedürfnis brauchte, um gewissenhaft auch vor sich selbst zu erscheinen.

Er durfte sich getrost „korrekt" nennen, er war ein Held des Formalismus.

War er dabei glücklich geworden? Konnte er glücklich werden? Jeder stark ausgesprochene Charakter kann eben nur diejenige Gattung von Glück erreichen, welche seinen starkausgesprochenen Eigenschaften entsprechend ist.

Die Eitelkeit war ursprünglich stark in Pater Athanasius; sie wurde genährt und befriedigt durch seine immer aufsteigende Laufbahn. Die Herrschbegierde und der Haß gegen die Hoch- und Glücklichgestellten lag von Jugend auf in seinem Naturell: für beide Begierden fand er reichliche Nahrung. Was unter ihm stand, das knechtete er unbarmherzig. Die Disziplin rechtfertigte es. Was über ihm stand, das züchtigte

er — wenigstens für seinen Geist — durch übertriebene Demut. Die Narren nehmen's für nahrhafte Speise, lachte der Kobold in ihm, speisen wir sie mit Lust! Und indem er den Kobold streng aufs Maul schlug, sagte er ernsthaft zu seinem Gewissen: Das ist die Erbsünde, die in mir lacht, das ist der Teufel! Ersticken wir ihn dadurch, daß wir der Disziplin, welche Demut gegen die Oberen heischt, den stärksten Ausdruck geben. Und wenn der Kobold dennoch, nur leiser, weiter flüsterte: Du kannst ja selbst ein Oberer, am Ende gar der Oberste werden! dann ließ er sich's gefallen, denn dies war ja nicht gegen die Disziplin, es war disziplinarisch richtig.

Trotz all den Rechtfertigungen war er ein tief verdrießlicher, ein tief ärgerlicher Mann, war er ein innerlichst unbefriedigter Greis geworden. Am Tage mochte er das Bild verjagen, in seinen Träumen erschien es doch: die kleine von Sonnenstrahlen durchglitzerte Sakristei, in der die blonde Anna in seiner Nähe saß, und die Allee nach dem Zierotinschen Schlosse hinauf und jede Szene mit Anna, welche sein Herz bewegt hatte. Der Traum kam mehr denn sechzig Jahre hindurch hartnäckig wieder, der höhnische Traum, daß der Mensch auch ein Herz habe und daß dies Herz von wunderlicher Bedeutung sei. Widerwärtiger Traum, dem mit keiner Disziplin beizukommen war, und den man deshalb hassen durfte, hassen mußte!

So war der Mann beschaffen und geworden, zu dem jetzt Pater Lamormain eintrat, eilig und aufgeregt eintrat.

„Wann habt Ihr meinen Zitationszettel erhalten?" herrschte ihm der greise Provinzial entgegen.

„In der Mittagsstunde."

„Könnt Ihr lesen? Stand auf dem Zettel die jetzige Abendstunde?!"

„Es war mir nicht möglich, früher zu kommen. Die Staatsgeschäfte sind jetzt von höchster Dringlichkeit. Eine Konferenz mit Czernin rief mich aus der Burg, eine Geheimrats-

sitzung unter Vorsitz des Königs rief mich in die Burg zurück. Vor einer Viertelstunde erst hat uns der König entlassen. —"

„Ist der König Euer Herr, oder bin ich es?! — Soll ich Euch das ABC des Ordens vorsprechen? Was geht Euch der König an, wenn der Orden befiehlt! Der Orden kann Euch heute befehlen, den König zu vernichten, was habt Ihr zu tun?"

„Zu gehorchen."

„Zu befehlen wißt Ihr ohnehin nicht. Euer König wenigstens läßt sich vom Untergange überraschen, ohne Vorkehrung zu treffen. Und dieser Untergang verschlingt auch uns. Wißt Ihr denn nicht, was es bedeutet, wenn dies Haus mit seinen Archiven den Ketzern in die Hand fällt?! Und die Ketzer können morgen an der Donau, übermorgen vor Wien stehen, und Wien laßt Ihr in wehrlosem Schlafe! Ich habe die ‚christliche Ritterschaft' aufbieten, den Dom öffnen, dem Rate der Stadt und den Korporationen Sitzung ansagen müssen, um den bleiernen Schlaf zu verscheuchen. Wofür ist Euer König da? Wofür seid Ihr neben ihm?"

Nach dieser für einen Mann wie Lamormain tief beleidigenden Rede maß der kleinere, garstige, grinsende Greis in grober Hülle den höher gewachsenen und mit feinerem Schwarz bekleideten Lamormain vom Scheitel bis zur Zehe und ging dann in den weiten Zimmerraum hinaus, seine langsame Promenade, die durch Lamormains Eintritt unterbrochen worden war, wieder aufnehmend. Den bei Hofe wohlbeglaubigten Pater zu demütigen, war seinem Neide gegen alles Vornehme ein Genüge. Das schlürfte er jetzt. Es war ihm aber auch ein Bedürfnis, schreiend darzulegen, daß der Anstoß zu wichtigen Handlungen von ihm ausgehe, und daß endlich seine Kenntnis der Dinge und Verhältnisse eine viel genauere sei, als die des Paters Lamormain, obwohl dieser, im Schoße der Landesregierung selbst residierend, eigentlich besser unterrichtet sein könnte. Dies gehörte überhaupt zu den Übelständen der jesuitischen Einrichtung, daß einer den andern überholen wollte

im Kundschaften und daß dadurch Behorchen und Spionieren ein alles überwucherndes Lebensgeschäft wurde. Athanasius erzog sich immer einen ganzen Kreis von Agenten, und er betrieb dies mit feinem Verstande. Jenen Herrn Tocke zum Beispiele hatte er sich von einer Revisionsreise aus Breslau mitgebracht, wesentlich nur zu dem Zwecke, ihn an alle Spione und Kommissionäre Lamormains zu heften. Die Medardo, Brémont und solche Helfershelfer waren dem gebildeten zierlichen Lausitzer bei weitem nicht gewachsen an harmlos erscheinender Schlauheit, sie wurden fast täglich aufgeknöpft von Herrn Tocke und ausgeschält bis auf die kleinsten Fasern alles dessen, was sie von Lamormain erfahren, was sie für ihn getan hatten oder tun sollten. Tocke unterließ nicht, sie unzweifelhaft ahnen zu lassen, daß er den Chef Lamormains, daß er den Provinzial selber kenne und besuche und daß sie verloren wären, wenn sie Lamormain davon einen Wink gäben, daß sie aber auch verloren wären, wenn sie ihm, dem Herrn Tocke, die geringste Kleinigkeit verschwiegen oder falsch berichteten. An Bezahlung fehlte es nicht für all die Schmerzen. Tocke hatte nun heute erst beide gesprochen, also früher gesprochen als Lamormain selbst, der im Drange der Geschäfte noch keinen von beiden hatte anhören können; Tocke hatte aber auch Athanasius schon ausführlich Vortrag gehalten. Athanasius war deshalb mit all seinen Lieblingswaffen versehen gegen den „Pater bei Hofe", und wollte sich nun eine vergnügte Viertelstunde bereiten. Zuvor aber wollte er einsammeln, was Lamormain diesen Nachmittag erlebt. Er blieb also endlich stehen — die Greisennatur machte doch ihr Recht einiger Ruhe geltend — und rückte den Sessel am eichenen Schreibtische herum. Dann setzte er sich, und erst als er eine Weile schweigend gesessen und den innerlich kochenden Lamormain ärgerlich angeschaut, machte er mit der Hand eine roh gnädige Bewegung nach einem der hölzernen Sessel hin, dessen sich der „Pater bei Hofe" bedienen könne.

„Hat denn nun Euer König", begann er mit knarrender Stimme, „wenigstens heute etwas der Rede Wertes beschlossen? Hat er die Ungarn angehört und angenommen?"

Auch das weiß er! dachte Lamormain und vergaß, daß der Bote des Provinzials, welcher den Zettel mit der Nummer gebracht, sie gesehen haben konnte, und der Provinzial vielleicht weiter nichts wußte als eben dies.

„Wollt Ihr die Gnade haben, zu antworten?" fuhr Athanasius fort und die Stimme knarrte weniger, der breite eingefallene Mund aber lächelte widerwärtig. — „Aber nein, der Reihe nach! Ihr seid mit den Geheimräten zu Czernin gegangen. Was ist denn da zustande gekommen?"

„Man hat sich über neue Anerbietungen geeinigt, welche der König den Böhmen bieten soll."

„Unnütz! Die Böhmen können einen Frieden gar nicht brauchen. Nun, und der König?"

„Der König hat für nachmittag eine Geheimratssitzung bewilligt und hat ihr vorgesessen. In dieser hat er mit großer Zuvorkommenheit die Anerbietung für die Böhmen bewilligt, und Czernin ist sogleich abgeritten ins Lager von Laa, um —"

„Er wird die Herren Direktoren schon auf dem Marsche hierher finden, und die Antwort Thurns kann ich Euch voraussagen. Sie wird lauten: Was nützen uns eure Versprechungen! Sobald der Frieden hergestellt ist, haltet ihr sie ja doch nicht. Die Herren Rudolf und Matthias haben alles Zutrauen zerstört, und Ferdinand ist in den Händen der Jesuiten!"

„Wie? Das sagen wir selbst —?"

„Das sagt der Thurn, und wenn er mit den letzten Worten unrecht hat, so seid Ihr schuld daran. Er soll aber nicht Unrecht haben, nur sollt Ihr bei Hofe nicht überall und zu jeder Zeit gesehen werden, als wäret *Ihr* der Minister. Denn daher stammen Thurns letzte Worte. Weiter! Zu den Ungarn! Hat der König gutgeheißen, was sie wollen?"

„Das war eine schwere Stunde. Eggenberg sprach leb-

haft für das Bündnis, welches Bethlen Gabor vorschlägt. Der König schien betroffen und schwieg lange. Alle Räte sprachen für den Abschluß, denn er bringt binnen wenig Tagen dreitausend Mann zur Hilfe —"

„Was spracht Ihr?"

„Ich sprach wie die Räte. Der König schüttelte leise den Kopf —"

„Falsch!"

„Und dann blickte er auf den Pater Bartholomäus —"

„Den schwachen Mann!"

„Und von dessen Gesichte schien er mit Befriedigung zu lesen. Er sammelte sich und erklärte dann feierlich und unwidersprechlich, dieser Bethlen Gabor, ein Genosse der Türken, ein treuloses, verderbtes Menschenkind, sei noch ganz was anderes als irgend ein Lutheraner, ja noch was schlimmeres als selbst ein Kalviner, zu denen er sich zähle. Sich von ihm retten lassen durch Lug und Trug, heiße sich dem Bösen überantworten und vom Himmel abwenden. Das könne er vor seinem Gewissen nicht verantworten; man möge den Siebenbürger ausweichend bescheiden."

„Und das ist geschehen?"

„Es geschieht an diesem Abende."

Athanasius schwieg.

Das Lächeln auf seinem Antlitz war zum Grinsen geworden.

„Der Mann beschämt uns!" sagte er endlich mit einem unheimlichen Tone. „Der Himmel wird viel für ihn tun müssen. Was tut er zunächst selbst, der — König?"

„Alle des Ketzertums Verdächtige werden von heute an streng aus der Burg gewiesen."

„Und?"

„Und die Stadt wird von morgen an wie eine belagerte Festung behandelt. Jede Zusammenrottung wird untersagt, die Tore werden um neun Uhr geschlossen, vor dem Schottentore wird eine Schanze aufgeworfen."

„Und woher kommen die Kriegsleute? Vom Himmel? — Tröstet Eure Regierung, ich habe dafür gesorgt: die Stadt soll werben lassen von morgen an, die ‚christliche Ritterschaft' desgleichen, die Korporationen werden Hilfsmänner stellen, und für Geld kann schon gesorgt sein, wenn Ihr Eure Schuldigkeit getan habt. Ist der Schatz des Grafen Zdenko hereingebracht?"

„Wie?"

„Nun, spreche ich denn undeutlich?"

„Aber Ihr wißt ja doch," sagte Lamormain, „daß die Expedition nach dem Wiener Walde hinauf verunglückt ist, daß unsere besten Leute gefangen und zum Rebellenheere geführt worden sind!"

„Wo sich der junge Norbert, die vornehme Novize, ganz artig ins Unvermeidliche gefügt hat unter seinen Standesgenossen!"

„Er nimmt eine Erlaubnis unserer Regeln in Anspruch, er verleugnet notgedrungen und um unter den Feinden nützen zu können, seinen Glauben und zeigt sich willfährig für die Grundsätze der Gegner."

„Um unter den Feinden nützen zu können?! Um sich nützen zu können! Um sich's leicht und bequem zu machen. Verblendete Diener unseres Ordens, die ihr immer vorzugsweise unter dem Adel werben zu müssen glaubt für unsere Reihen! Dieser Adel hat ein Standesinteresse, welches unserem Interesse schnurstracks zuwiderläuft, und welches er nie vergißt, weil ihn seine Standesgenossen stets daran erinnern. Laßt nur die Adelsrepubliken entstehen und fest werden in Böhmen, Österreich und Ungarn, und ihr werdet mit Schrecken erkennen, daß ihr gegen die Priestermacht eine Mauer errichtet habt. Wo so viele nicht bloß mitraten, sondern auch mittaten, da werden wir machtlos. Schaut doch auf Venedig, auf die Adelsrepublik! Ist sie nicht der einzige katholische Staat, welcher dem Heiligen Vater Ungehorsam zu bieten wagt? Schaut

auf Holland! Ist jene ketzerische Republik nicht der einzige ketzerische Staat, wo wir nicht die kleinste Anknüpfung gewinnen können und von wo der Lebenshauch ausgeht gegen alles, was wir unternehmen?! — Um unter den Feinden nützen zu können! Dieser Herr Norbert wird ein lustiger Kavalier bleiben, wenn die Kavaliere siegen! Verliebt ist er jetzt schon und nur Ihr bemerkt es nicht."

„Ich hab' es bemerkt!"

„Und nach dem Schatze des Oheims trachtet er für seine Tasche."

„Was aber hätten wir tun können nach jener Niederlage da oben, über welche uns selbst alle näheren Nachrichten fehlen?"

„Sie fehlen Euch nicht. Einer Eurer Agenten ist entwischt, ist hier in Wien, hat Euch genauen Bericht abgestattet."

Der Name Brémont zuckte auf der zitternden Lippe Lamormains. Auch das wußte der Provinzial!

„Ihr habt kostbare Zeit verstreichen lassen, während welcher da oben der alte und der junge Ketzer allein und wehrlos waren. Nun ist der letzte Augenblick da. Sobald das böhmische Heer die Umgegend besetzt, ist er vorbei. Also morgen wiederholt die Expedition, aber geschickter, mit Umgehung der Ketzerburg in Hernals und erst mit einbrechender Dunkelheit des Abends. In zwei Stunden können die Leute oben sein, also spätestens um elf. In zwei Stunden kann es abgemacht und der Schatz aufgeladen sein. Laßt einen bedeckten Rüstwagen mitgehen. In diesen den Schatz und den alten Ketzer. Um ein Uhr kann der Wagen abfahren, vor drei Uhr, also vor Tagesanbruch, kann er hier vor dem Hause sein. Verstanden?"

„Wo soll ich im jetzigen Augenblicke die Kriegsleute dazu hernehmen?! Die Stadtguardia ist durch die Gefangennahme so vieler Leute ohnedies geschwächt, ihr kundiger Führer ist ebenfalls fern in der Gefang —"

„Er ist hier. Euer Medardo ist seit heute mittag in Wien. Es ist erschreckend, wie wenig Ihr von Euren eigenen Leuten

wißt. Genug. Morgen abends neun Uhr finden die Euern am Kreuzwege hinter Dornbach, wo sie damals gelagert waren, zwölf handfeste Kriegsmänner, die ich hinsende. Um elf Uhr sollen sie mit den Euren oben sein, um ein Uhr fertig, um drei Uhr hier mit dem alten Ketzer und seiner Habe. Handelt! Ihr seid entlassen."

III.

An demselben Abende wankte der alte Hamm durch die Herren- und Schottengasse nach dem Gäßchen hinauf am Kegel, wo seine Tochter wohnte. Er hatte sich fortgeschlichen aus der Burg, um der Bestellung Lamormains auszuweichen. Es war ja auch bereits allgemeine Rede in der Burg, daß jeder des Ketzertums Verdächtige ausgestoßen werden sollte — die Bestellung Lamormains hatte ihm dargetan, daß er zu den Verdächtigen gehöre.

„'s ist gut so," flüsterte er. „Wenn er mich gefragt hätte, so hätte ich ja sagen müssen. Meinen Glauben verleugnen kann ich nicht mehr. 's ist besser so, daß es nun nicht zu grobem Streite kommt."

Es war dem alten Manne sehr weh zumute. Er hing eigentlich fest an seinem Dienste in der Burg, obwohl er dort von lauter Katholiken umgeben war; er hatte sich an das vornehme Wesen gewöhnt. Hinabzusteigen für den Rest seines Lebens unter die gemeinen Leute, das dünkte ihm ein schwerer Schritt. Aber nicht bloß das! Dreißig Jahre war er da oben gewesen, und vom Ofenheizer war er aufgestiegen bis zum Diener, welcher die Livree des Erzhauses trug. Jede Tür, jeder Winkel war ihm heimlich, und alle die Menschen, groß und klein, besonders die höchsten Herrschaften! Er hatte sie oft bedauert, daß ihnen seine reine Religionslehre verschlossen blieb, und dabei hatte er sie alle geliebt, respektvoll alle, und so manches einzelne Mitglied herzlich, vom Kaiser Rudolf her bis zum

kleinsten Erzherzog, der aus Graz gekommen war. Weinend hatte er seinen Rock ausgezogen, den Rock von schwarzem Tuch mit gelber Borte — er mußte ihn ja doch als ehrlicher Mann zurücklassen! Obwohl der Abend ganz schwül war, so fröstelte es ihn doch in der Jacke, welche er angezogen: das dichte schwarze Tuch hatte seinen alten Körper verwöhnt.

Fröstelnd und traurig trat er in das Stübchen seiner Tochter.

Es war ganz dunkel in dem Stübchen. Kathi saß am Bett ihres schlafenden Kindes. Sie weinte still, und es ward ihr schwer, den „Guten Abend!" ohne Schluchzen herauszubringen für den Vater. Dieser setzte sich im Dunkeln nieder und schwieg. Erst nach langer Pause sagte er sanft:

„Der Konrad ist also noch immer nicht wiedergekommen?"

„Nein, Vater."

Dann seufzte er und erzählte ihr allmählich, wie es ihm ergangen sei und was er vorhabe. Auswandern war der Inhalt seiner Rede.

„Das übersteht Ihr nicht, Vater!"

„Warum denn nicht, Kind! 's ist recht hübsch dort im Böhmerlande an der Lausitzer Grenze; bin ja dort aufgewachsen und mein Erspartes wird uns ein Häuschen und Gärtchen und ein Stückchen Ackerland verschaffen. Dort kann ich auch deinetwegen in Ruhe sterben. Denn deinen — Konrad wirst du wohl vergessen müssen, der hat gar zuviel anderes zu tun in dieser Welt!" —

„Vater!" schluchzte Kathi heftig und fiel ihm um den Hals.

Während dieser Umarmung wurde die Tür aufgestoßen. Der alte Hamm erschrak bis ins Innerste, denn es war ihm klar, das seien die Verfolger, welche ihm Lamormain nachgesendet.

„Kathi!" aber rief eine mächtige Stimme, und Kathi schrie gellend auf und rannte auf die Tür zu.

Konrad war's, ihr heilloser, sehr geliebter Konrad war es.

„Mach' nur Licht, du Närrchen," polterte er, „daß ich dich anschau'n kann!"

Nun war eine Viertelstunde Glück vorhanden im Stübchen. Denn auch der alte Hamm war versöhnt, als er erfuhr, sein wilder Schwiegersohn komme vom Kriegsheere der Protestanten, sei also in gottgefälliger Wirksamkeit gewesen seit seinem jähen Verschwinden. Konrad, nachdem er sein schlafendes Kind zärtlich geküßt, erzählte fliegend seine Abenteuer vom Scharmützel an oben im Wiener Walde bis zum Lagerleben vor Laa, welches er heute morgen erst verlassen hatte. Er war freilich nicht sehr erbaut von dem böhmischen Heere, die „Dickköpfe, die nicht Deutsch verstehn", hatten ihm gar nicht gefallen. Aber was half's! „Sie kommen doch eben gegen unsere Widersacher, man muß mit ihnen vorwärts!" meinte er. Daß er der „roten Feder", die vergangene Nacht entwischt, nachgejagt und deshalb so plötzlich nach Wien gekommen sei, davon sagte er nichts, um seiner Frau die Freude nicht zu verderben.

Es war dies auch nur die letzte Veranlassung gewesen Der Feldhauptmann Graf Thurn hatte ihn schon lange ausersehen gehabt zu einer wichtigen Aufgabe in Wien. Innen in der Stadt brauchte er eine Hilfspartei, wenn er außen vor den Mauern läge. Ein Ortskundiger wie der Bart-Konrad war dazu vielfach geeignet. Gestern nun war der Herr von Wildling mit drei evangelischen Genossen in Tassowicz beim Feldhauptmann gewesen, und es war ein Plan besprochen worden, wie auch innerhalb der Stadt ein Schlag geführt werden könne. Das Nähere wußte Konrad noch nicht, er hoffte, es heute abend noch in der „Loge" zu erfahren. Dorthin, nach dem Wildlingschen Hause auf der Seilerstatt, ging sein Trachten, wenn er erst sein Weib besucht und — untergebracht haben würde. Denn darin traf er mit Vater Hamm zusammen, daß sie während der Belagerung nicht in Wien bleiben könne. Es werde bald an Nahrungsmitteln fehlen. — „Die Toren vom Regimente", rief er lachend, „haben ja für nichts gesorgt und lassen sich überraschen! —" und es könne in der Verzweiflung auch scharf hergehen gegen alle, die mit den Ketzern zusammenhängen;

Kathi müsse also mit dem Kinde hinaus. Der Spath in Hernals werde schon Rat wissen.

Hamm sagte nicht gleich, daß sie viel weiter weg wollten, aber er machte den Schwiegersohn aufmerksam, daß er als Bart-Konrad wie ein bunter Hund in Wien bekannt sei und daß die Gefahr —

„Stat! stat!“ rief Konrad. „Ich werd' mich am Tag nicht viel sehen lassen, und lange wird die Komödie nicht dauern; bis zur Frohnleichnams-Oktave wird sie schon aus sein! Bis dahin sind nur noch ein paar Tage. Die Kathi soll mir auch gleich den Bart abschneiden, und dann erkennt mich keine Katz'! Also jetzt nur frisch zusammenpacken, damit wir sie und das Kind und die Betten etwa morgen in aller Früh hinausschaffen können. Unnützen Kram laßt nur zurück. Sobald Wien genommen ist, geht ein ander Regiment los, und du kriegst ein Quartier wie eine Edelfrau!“

An demselben Abend kam Junker Hans in die Nähe von Laa, das Grenzstädtchen Niederösterreichs, dicht an der mährischen Grenze. Er war von Mistelbach an scharf geritten, um noch vor völliger Dunkelheit im böhmischen Lager einzutreffen. Am spitzigen Berge von Staats vorüber war er denn mit untergehender Sonne an das Ende dieser niederösterreichischen Hügel gelangt. Die Weinberge hören hier auf, das Land ebnet sich, der Erdboden wird dunkler, und ein anmutiger Fluß, die Thaya, strömt durch fruchtbares Gelände. Dieser Fluß bildet abwärts von Laa eine Strecke lang die Grenze zwischen Österreich und Mähren.

Von jenseits der Thaya warf das ummauerte Städtchen Laa schwarze Abendschatten dem Junker entgegen und mit ihnen den Gedanken: Wenn aber Thurn nicht einmal die Ringmauern dieses kleinen Ortes zusammenschießen kann, was wird er dann vor Wien zuwege bringen?! Und wozu hält er sich hier auf? Was kann die kleine Besatzung des Feindes, auch wenn er sie im Rücken lassen muß, für eine Bedeutung haben! Er

lagert also wohl nur darum hier, weil er unschlüssig ist, ob er nach Westen hin, ob er gegen Budweis aufbrechen soll!

Die Vorposten, welche bis diesseits des Flusses standen, riefen ihn an. Er verlangte zum Heerführer, dem Grafen Thurn, gebracht zu werden. Man geleitete ihn nach links hin über den Fluß bis in ein Dorf, welches Tassowicz genannt wurde. Dort im Herrenhause des Orts fand er in einem großen Zimmer des Erdgeschosses — es war indessen Nacht geworden — die Führer des Heeres bei der Abendmahlzeit.

Hans blieb an der Tür stehen, während er dem Feldherrn gemeldet wurde. Ausdrucksvolle, entschlossene Gesichter saßen um eine kleine Tafel rechts hinten in einer Ecke des weiten Raumes. Links hinten in der Ecke waren auf einem großen Tische Landkarten ausgebreitet, und ein mittelgroßer Mann stand vor ihnen und betrachtete sie. Er hatte ein feines, liebenswürdig anmutendes Gesicht und war wohlbeleibt, oder um richtiger zu sagen: feist. Das kleine runde Antlitz mit schwachem braunem Barte, der wohlgepflegt war, wie das kurzgeschnittene Haupthaar, die fleischigen weißen Hände, deren Finger auf der Landkarte umhertippten, die ebenmäßige volle Gestalt, zeigten einen wohlerhaltenen Mann, der behaglich zu leben gewohnt sein mochte und der durch eine gewisse Feinheit abstach von den bärtigen Kriegsmännern an der besetzten Tafel. Hans erkannte sogleich in ihm Herrn Wenzel von Budowa, verhielt sich aber doch ruhig an der Tür, bis ein starkknochiger Mann von der Tafel rechts aufstand und ihm ein paar Schritte entgegentrat mit den Worten:

„Willkommen, Herr Junker aus Weimar! Es freut mich, daß Ihr da seid!“

Dieser starkknochige Mann mit harten Gesichtszügen und einer tiefen sonoren Stimme war Thurn selber. Was er da eben gesagt hatte, das war das wärmste, dessen er fähig war. Ohne weiters ging er sogleich auf das politische und Kriegsgeschäft über und teilte dem Junker mit, daß die Kapitulation

von Laa heute zustande gekommen sei und daß die sogenannte kaiserliche Besatzung mit Aufgang der Sonne abziehen werde. Noch in dieser Nacht werde das böhmische Heer gegen Wien aufbrechen. Der Junker komme ja von da, er möge sich äußern über die Beschaffenheit der Wege und des Terrains überhaupt.

Hans, welcher gerade hierauf bedacht gewesen, tat dies in raschen bestimmten Worten. Er hatte in Weimar eine für die damalige Zeit vortreffliche Erziehung genossen in der Wissenschaft des Krieges und hatte Talent für dieselbe. Sein bündiger Vortrag hatte bald alle Kavaliere herbeigezogen und wurde mit großem Anteile gehört.

„Ihr seid also," nahm Thurn das Wort, als Hans seine Terrainschilderung und seine Vorschläge zur Einteilung wie Richtung der Märsche geendigt — „Ihr seid also ebenfalls der Meinung, recta auf Wien loszugehen?"

„Ich war es bis vor einer halben Stunde, bis ich die Mauern von Laa gesehen."

„Das heißt?"

„Wenn Ihr in die Stadtmauer von Laa nicht Bresche schießen könnt, dann ist Euer Geschütz unmächtig gegen die viel stärkeren Wälle von Wien."

Ein „Da hörst du's!" von einem der Kavaliere ausgestoßen, brachte drohende Finsternis auf das ohnehin strenge Gesicht Thurns. Er wußte wohl, daß dieser Zug auf Wien ein Wagnis sei, aber sein Kalkul war wie er selbst viel mehr politisch als militärisch. Der moralische Eindruck dieses Schrittes verlockte ihn, und das Parteigetriebe, in dem er seit Jahren aufgegangen war, verschob ihm die Erkenntnis der Wahrscheinlichkeit. Er rechnete sicher darauf, daß ihm die protestantischen Herren im Innern Wiens kräftig zu Hilfe kommen und die Tore der Festung öffnen würden. Die Bemerkung des Junkers machte ihm also einen lästigen Eindruck, und er erwiderte ziemlich verdrießlich:

„Nun, wir hoffen ja auch, daß Ihr der Mann dazu seid,

unser Geschützwesen zu verbessern und auf die Höhe des niederländischen zu bringen, wie Euer Herzog in Aussicht gestellt hat."

„In der Geschwindigkeit von heut' bis übermorgen!" schaltete Budowa sarkastisch ein mit leichtem angenehmem Tone; und ohne sich um den Zornesblick Thurns zu kümmern, reichte er dem Junker die Hand und begrüßte ihn herzlich, auf solche Weise die Konferenz zerstreuend und sprengend.

Man sagte ihm nach, daß ihn die Debatten im Hauptquartiere langweilten und daß er in diesem Betracht oft Ärgernis gäbe.

Diese Zerstreuung schien indessen auch einem der anderen Kavaliere erwünscht zu kommen: Herrn Wilhelm von Raupowa. Er nahm Thurn unter den Arm und führte ihn einige Schritte zur Seite, indem er flüsterte:

„Verdient denn so ein grüner Bursch mit der Stubenkriegskunst soviel Aufmerksamkeit? Wir wissen ja, was wir wollen und was uns in der Stadt zu Gebote steht. Andere nichts! Der weimarische Junker treibt mich übrigens zur Beschleunigung des Unternehmens gegen den alten Zdenko, du weißt ja! Halte den Junker beim Heere, damit er mir nicht in den Weg kommen kann. Ein Quantum Goldstücke, nach Wien hineingeworfen, werden auch die Torschlösser geschmeidiger machen. Das besorg' ich schon, wenn ich erst die Goldstücke habe. Also höre! Du schickst einen Reitertrupp rechts hinab über Stockerau nach dem Tullner Boden zu?"

„Ja. Ich muß zeitig Nachricht haben, ob etwa Boucquoi doch an der Donau herabkommt."

„Und du täuschest dadurch auch die Wiener über den Punkt deines Überganges über die Donau. Ich will dafür sorgen, daß sie von den Reitern bei Stockerau erfahren und auf den Gedanken kommen, du könntest bei Korneuburg übersetzen wollen."

„Du?"

„Ja, ich. Ich will diesen Reitertrupp begleiten. Verstärke ihn mit zwanzig zuverlässigen Altböhmen. Mit diesen setz' ich bei Königstätten über den Fluß und ziehe auf den Wiener Wald hinauf, die Goldsäcke des alten Narren Zdenko für uns in Beschlag zu nehmen. Aber befiehl, daß die Leute noch in dieser Nacht aufbrechen. Ich will sie nicht übernehmen im Marsche, damit sie morgen abend frisch in Königstätten ankommen und in der Nacht mit munteren Gliedmaßen oben den Fang machen. Abgemacht?"

„Abgemacht."

Und Thurn ging zur Tür, rief nach einem Reiterführer und gab die Order.

Raupowa aber holte seinen Hut und schritt nahe an Junker Hans vorüber, aus dem halb verdeckten einen Auge den schärfsten Blick boshafter Genugtuung schießend, welcher ihm erreichbar war.

Budowa, in eifrigem Gespräche mit Hans begriffen, bemerkte das und fragte Hans rasch:

„Kennt Ihr den Raupowa Wilhelm?"

„Ein wenig und zwar ungünstig. Ich habe ihn beim Grafen Zdenko gesehen, dem er verdächtig ist."

„Er hat was vor gegen Euch, der schlimme Gesell. Nehmt Euch in acht!"

„Wie kann ich?"

„Wir wollen aufmerksam bleiben. — Und nun begrüßt Thurn noch einmal. Er liebt es, als Herr behandelt zu werden. Dann gehen wir in mein Quarter, um ungestört über Frau Amalie, den alten Apostel Zdenko und Eure kindlichen, sehr achtungswerten Träume einer einfachen allgemeinen Kirche zu schwatzen."

Hans erhielt von Thurn den Bescheid, daß die ganze Armada mit Sonnenaufgang in Bewegung gesetzt und bis Mistelbach vorgeschoben werden solle. Es werde ihn freuen, den Herrn Junker beim Vortrab zu finden, um von dessen Terrainkenntnis

Gebrauch zu machen. Zur Prüfung des Geschützwesens stehe ihm alles zu Gebote, es würden heute noch die nötigen Anweisungen erteilt werden.

Hans schritt sodann mit Herrn Wenzel v. Budowa durch die stille Nacht dahin einem Bauernhause zu, in welchem sich Herr Wenzel nach Kräften bequem eingerichtet hatte. Er war ein Lebemann und war ein wohlhabender Mann, der durch lange Reisen die Kunst erlernt hatte, sich jeden Raum und jeden Tag wohnlich und behaglich einzurichten. „Du bleibst ja nur kurze Zeit hier, wozu also irgend einen Aufwand von Mühe!" pflegt die Mehrzahl der Menschen zu sagen. So sagte Herr Wenzel nie. Er hielt jede Stunde für ein Geschenk, das man ehren und ausnützen solle. Er behandelte die Gegenwart immer wie die Hauptsache. Und dabei war er keineswegs eigennützig; es gehörte im Gegenteil zu seinem Wohlbehagen, daß die Menschen neben ihm sich ebenfalls wohl befänden.

Hans war ihm empfohlen und war ihm angenehm. Er hätte ihm gern alles Gute angetan, was augenblicklich erreichbar war. So erhielten seine Diener, — er hatte und hegte die vortrefflichsten, — den Wink, ein Nachtmahl für den Gast zu bereiten und in dem niedrigen Stübchen anzurichten. Das Stübchen selbst aber war mit Decken und Reisemöbeln ganz artig austapeziert.

„Wir setzen uns", fuhr er gegen Hans fort, „vors Häuschen ins Freie, bis die Mahlzeit fertig ist wenn's Euch beliebt, werter Junker, und genießen die warme Sommerluft, die in unseren Ländern selten so still und würzig ist, wie heute. Alle Hecken und Bäume duften und der rohe Krieg will gar nicht dazu passen. Vergessen wir ihn eine Weile. Gebt die leichten Sessel her!"

Die Diener flogen. Auf dem Bauernherde leuchtete das Feuer empor für den Koch, welchen Herr Wenzel immer mit sich führte, und außen an der Dorfgasse saßen bald unter ein paar Kirschbäumen und nahe bei einem Fliederbusche Herr Wenzel und Herr Hans, des intimeren Gedankenaustausches

gewärtig, welcher so anmutig lockt, wenn einander sympathische Gemüter zum ersten Male sich begegnen. Denn Herr Wenzel machte nicht bloß den Eindruck eines Lebemannes, was für den ernsthaften Hans gar nicht so anziehend gewesen wäre. Er machte den Eindruck eines reichen Menschen, der unter anderem auch die äußeren Dinge sorgfältig geebnet haben wollte, der aber auch eine sorgfältig geebnete innere Welt besaß, und zwar eine sehr mannigfaltige. Als Mann von guter Sitte ließ er zuerst Hans sich aussprechen über das, was er wünsche und worin ihm gedient sein könne. Er hörte trefflich zu, ergänzte ein stockendes Wort geschwinde, führte einen angedeuteten Ideengang mit wenig Worten ans Ziel und erwies sich schon als Zuhörer als ein witziger Mensch.

Letzteres befremdete Hans einen Augenblick. Der Kreis, aus welchem er kam, hatte vom Witz keine Ader, und in ihm selbst war sie gering. Wer wichtigen, schweren Dingen sein Leben ganz widmet, mag hie und da humoristische Erleichterung finden, der Witz bleibt ihm gewöhnlich ferne, als etwas Spielerisches oder gar Frivoles. So erschien er aber doch nicht im Wesen Wenzel v. Budowas. Er erschien vielmehr als eine große Beherrschung der Dinge. Dieser Mann war offenbar unter sehr glücklichem Sterne geboren. Zu reichen äußeren Mitteln war ihm eine ungemein leichte Auffassung, ein scharfer Verstand, eine bewegliche Phantasie in die Wiege beschert worden und dazu ein weiches gutes Herz. Was braucht es mehr? Für ihn vielleicht nicht, für die Interessen, denen er sich widmen sollte und auch wollte, brauchte es vielleicht doch mehr. Er war im protestantischen Sinne sorgfältig auferzogen worden, er war auf Universitäten gewesen, namentlich längere Zeit in Heidelberg, er war des ganzen gelehrten Rüstzeuges mächtig geworden, welches in damaliger Zeit zu haben war, er hatte eine Zeitlang in Holland, dem wissenschaftlichen und diplomatischen Kriegsherde jener Zeit, gelebt, er hatte dann bei der entgegengesetzten Richtung, er hatte in Italien jahrelang zugebracht, er war solcher-

gestalt aufs Klare gekommen durch seinen scharfen Geist über die innere Natur der Gegensätze, welche das Jahrhundert spalteten und — er hatte vielleicht zuviel gesehen und war zu klar geworden, als daß er noch die Fähigkeit zur eigentlichen Begeisterung in sich hätte nähren und bewahren können. Er stand über der Leidenschaft der kämpfenden Fragen und war nicht mehr jung. Sein gutes Herz entschädigte aber doch. Es hing an den Jugendeindrücken, an den Landsleuten, es hing an Grundsätzen, und so war es ihm eine echte Freude, in Hans einen jungen Mann kennen zu lernen, welcher noch von ehrlichem Enthusiasmus getrieben war für vaterländische und religiöse Ideale.

Diese Freude drückte er ihm liebenswürdig aus und gestattete sich zunächst nur die Bemerkung: ob das in seinen Grundfesten verwandelte Deutsche Reich wohl noch geeignet sei, sich zur alten Kaiserherrlichkeit zu reformieren?

„In welchen Grundfesten verwandelt?" fragte Hans.

„In seinem Vasallentume, in den Fürsten und Herren gegenüber dem Kaiser. Besonders in den größeren Fürsten. Luther hat sie mündiger gemacht, als das Kaisertum verträgt. Er hat ihnen die Kirchengüter gegeben und das Regiment der Kirche verliehen. Sie sind zu mächtig geworden für Vasallen."

„Dann reformiere man auch die allgemeine politische Form demgemäß. Wenn nur ein organischer Zusammenhang des Reiches streng gebildet wird!"

„Ist das nicht die Aufgabe von Jahrhunderten? Die großen Tiere, die Elefanten zum Beispiele, sterben schwer und langsam, wachsen langsam wieder auf. Wie rasch züchtet man Hunde und das gemeine Schwein, wie langsam schon Pferde! Ist nicht das Deutsche Reich ein Elefant?"

„Hindert das, anzufangen?"

„Nein, und Anfänger sind wir allerdings. Ich glaube auch, daß die Jahrhunderte hiemit früher zustande kommen, als mit der einfachen Kirche."

„Das Einfache ist ja doch leichter, als —"

„Ich halte es für schwerer. Neunundneunzig von hundert Menschen sind ungebildet, sind wenigstens unselbständig. Sie brauchen Stäbe und Stützen. Und besonders für das, was über diese Erde hinausreichen soll. Können und sollen wir sie ihnen entreißen? Ihren Verstand wissen sie nur schwerfällig zu gebrauchen, für diesen schnitzt man am schwersten neue Stäbe. Das Lebhafteste, was sie noch haben, ist die Phantasie, eine wüste, unklare Phantasie, ich gebe es zu, aber das geliebteste Gut für den unklaren Menschen, die Schwester des Traumes, den sie umsonst haben und hochhalten. Die überlieferte Religionslehre mit ihren Phantasien, mit Phantasien, die den Menschen Lebensinhalt geworden sind für diesseits und jenseits, solch eine vergoldete Lehre wollt Ihr ihnen nehmen und mit ein paar trockenen Lehrsätzen wollt Ihr sie entschädigen. Werden sie das annehmen? Werden sie sich nicht für verkürzt halten?"

„Es soll ihnen ja nicht gewehrt werden, sich um phantastische Kirchen zu sammeln!"

„Sie sollen wählen! Wer die Wahl hat, hat die Qual. Zum Wählen gehört geistige Tätigkeit, und nichts wird ihnen so sauer als diese. Wenn man ein Tier verwirrt —"

„Ein Tier —"

„Auch das edelste! Wenn man es verwirrt, so wird es wild, und mit der Wildheit wird es böse. Ihr werdet also immer die große Mehrheit gegen Euch haben, oder die große Mehrheit wird barbarisch werden, wird unglücklich werden, denn — des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

„Die Mehrheit, die Mehrheit! Hat die Mehrheit je eine neue Entwicklung, hat sie je einen Fortschritt begonnen? Waren es nicht immer einzelne, welche das Samenkorn auswarfen für Umwandlungen, oft für die tiefsten Umwandlungen?! Denkt doch an die Stifter der Religionen! Nach Eurer Ansicht müßte der heidnische Götzendienst noch heute die Völker beglücken, damit sie nie genötigt worden wären, ihren überlieferten Phantasien zu entsagen. Und wenn Ihr wirklich so wohlwollend

besorgt seid um die faule Bequemlichkeit des Volkes, was veranlaßt Euch denn zur Teilnahme an unseren Reformplanen? Ich weiß doch, daß Graf Zdenkos Einladung zu unserem Prager Konzilium auch an Euch gesendet worden ist!"

„Ist mir auch zugekommen, und ich werde auch erscheinen, wenn ich alsdann noch in der irdischen Erscheinung dieses Rebellenlebens vorhanden bin, und wenn die alte Hussitenstadt Prag alsdann noch von Protestanten, nicht aber vom neuen katholischen Kaiser regiert wird. Denn wenn ich auch Eure Illusionen nicht teile, so teile ich doch Euer Interesse. Was ist denn das Leben, wenn man nicht teilnimmt am Streben seiner Zeitgenossen?! Bloß zuzusehen, ermüdet bald. Ich hoffe nicht so viel als Ihr; ich hoffe anders, aber ich hoffe doch auch. Die Schritte der Gottheit, welche die Entwickelung der Menschen zustande bringen mögen, sind für mich weiter und langsamer, als ein enthusiastisches Gemüt sie sich vorstellt und deshalb bin ich gleichgültiger bei den kleinen Schachzügen, wie sie unsere Rebellion und der meines Erachtens beginnende Deutsche Krieg schreiend vollzieht, aber gleichgültig bin ich nicht. Mich interessiert alles, sogar der Krieg, sofern er eine Kunst und Wissenschaft. Fragt nur Thurn, der meine höhere Weisheit, die ich in Holland eingesammelt, oft zu Rate zieht. Die Landkarten zum Beispiel besorge. i ch. —"

Der Diener meldete, daß angerichtet sei. Gleichzeitig näherte sich auf der Straße des Dorfes das Geräusch von heranziehenden Reitern, und der harte Ruf einer Kommandostimme veranlaßte Hans, noch einen Augenblick außen zu zögern. Er meinte Raupowas Stimme zu erkennen. Ja wohl, sie war es! Als die Reiter, ein ganzer Zug, in der Dunkelheit vorüberritten, verstand er deutlich Raupowas Worte:

„Keine Deutschböhmen sollen dazu genommen werden, Wachtmeister, sondern nur böhmisch Redende, und einen leeren Pulverkarren nehmt mit, vierspännig bespannt, wenn wir an den ‚Stücken' vorüberkommen."

Der Zug und das Geräusch verlor sich in die Nacht hinaus.

Es stieg in Hans eine unklare Besorgnis auf. Warum setzt sich dieser Raupowa mehrere Stunden früher in Bewegung als das Heer? Was soll ihm ein sorgfältig bespannter und doch leerer Pulverkarren? Er teilte Budowa seine vage Besorgnis mit, indem er erzählte, daß Raupowa unter verdächtigen Umständen oben im Walde beim Grafen Zdenko eingedrungen sei. Budowa schalt das Hypochondrie. Der rauhe Wilhelm habe wohl eine Vorpostenaufgabe, weil er von seinem neulichen Gefangenentransporte her die Nebenstraßen an die Donau hinab kenne und wahrscheinlich den Feind auf falsche Fährte verleiten solle. Übrigens könne man sich ja morgen erkundigen, wenn die Führer in Mistelbach zusammenträfen.

So wurde zur Nacht gespeist. Budowa leistete aus gastlicher Artigkeit Gesellschaft und beschäftigte sich mit einem zarten Fische aus der Thaya. Dann wurde für ein Lager gesorgt, damit ein paar Stunden Schlaf gewonnen würden.

Hans gewann sie nicht ganz. Ludmilla fehlte heute in seinen Träumen; das halb geschlossene Auge Raupowas stach aus allen Ecken, und der alte Graf Zdenko erschien händeringend. Erschreckt fuhr Hans in die Höhe. Er wußte nicht gleich, wo er sei und was das dumpfe Geräusch außen bedeute. Allmählich kam er aufs Klare: das Heer war im Aufbruch begriffen, Kanonenwagen rasselten vorüber, Pferde wieherten, Peitschen knallten, Fuhrknechte fluchten in fremder Zunge, grauer Dämmer des anbrechenden Tages fiel in die Stube.

Hans stand auf, und gerade des Traumes wegen meinte er die Besorgnis um Vater Zdenko wegschieben zu müssen. Es war ja nur ein Traum! Die ganze Besorgnis wird nur Schwarzseherei sein!

Eine halbe Stunde später ritt er neben Budowa durch die fruchtbare Niederung des Thayageländes auf den spitzen Berg von Staats zu. Sie mußten Fußwege und Feldraine suchen, weil der Hauptweg vom Heereszuge angefüllt war.

Die Sonne ging rot auf zu ihrer Linken, die Luft war dick und gewitterhaft, am Himmel standen ringsum Wetterwolken, welche nur des jetzt noch ruhenden Windes zu harren schienen.

Auf einem breiten Rasenrain, der Raum gab zum Nebeneinander, dahin reitend, betrachtete Hans mit halber Aufmerksamkeit das prächtige Roß Budowas. Es tänzelte unter gediegenem Geschirr und einem leicht im Sattel hängenden Reiter wohlgeschult einher. Seine regelmäßigen Bewegungen schienen indes mehr Ergebnis der Schule als der Führung zu sein, welche ihm sein jetziger Reiter angedeihen ließ. Die wenn auch fleischige, doch feine Gestalt Budowas entwickelte nicht jenen strengen Nerv, welcher den Reitersmann zum Herrn des Rosses macht, und Hans hatte den flüchtigen Eindruck, daß dieser Mangel wohl zu dem Charakter seines neuen Freundes passe. Dieser sei wahrscheinlich mehr fein als stark und jedenfalls nicht zum Kriegsmanne bestimmt.

Hans lobte die Schönheit des Pferdes, die fast zu delikat sei für den Krieg.

„So wie sein Reiter, verschweigt Ihr? Für wie alt haltet Ihr mich?"

„Für einen Fünfziger halt' ich Euch."

„Dank für die gute Meinung. Kaufte die Jahre drüber gerne zurück. Gäbe für jedes ein Dorf dahin. Indessen, Gott will den Leichtsinnigen wohl. Der Kern unter dieser schon ziemlich stark abgenützten Hülle ist immer noch leidlich zäh. Aber darin hat Euer kritischer Blick recht: ich schwärme nicht mehr für das Kriegshandwerk und reite da eben nicht gar hoffnungsvoll gegen das alte Wien, gegen das alte Kaiserhaus, gegen die alte Kaisermacht. Ich bin eben kein verbissener Böhm'. Wien ist mir angenehmer als Prag; das Kaiserhaus hat uns bedeutende Männer gegeben — welch ein frischer Mensch war zum Beispiele der erste Max, welch ein frischer Geist der zweite Maximilian! Und welch ein unbehagliches Chaos würde entstehen, wenn die alte Kaisermacht ganz in Trümmer ginge!

Wird sie? Meine Stimmung sagt nein. Mir ist, als ritten wir zu unserer Niederlage, obwohl ich weiß, daß Ferdinand in diesem Augenblicke an Kriegsmitteln schwach ist wie ein Kind. Aber er ist auch ein Kind an Einfachheit, an Glauben und Vertrauen. Das ist eine riesengroße Macht im Sturme. Ich habe ihn vor einiger Zeit wochenlang in der Nähe gesehen und beobachtet. Es war gerade die Krisis, in welcher der allmächtige Erzbischof Klesel gestürzt wurde durch die Erzherzöge. Ferdinand war unter ihnen. Trotz seiner Hingebung an Geistliche wußte er sehr wohl zu unterscheiden, daß es sich bei Klesel trotz Titel, Würden und Gewänder nicht mehr um einen geistlichen Herrn, sondern um einen politischen Herrn handelte. Er hat, möcht' ich sagen, einen religiösen Instinkt. Nur der echte, gläubige Priester wirkt auf ihn. Fast mit Neid hab' ich die Sicherheit betrachtet, welche ihm sein Glaube verleiht. Das ist uns ja versagt, die wir uns vielfacher Erkenntnis rühmen. Das Vielfache ist nicht immer stärker als das einfache. Und ich fürchte, das werden wir in diesem Kriege gegen die Kaisermacht erfahren. Irgend ein Einfaches und durch seine Einfachheit Mächtiges scheint erblich zu sein in diesem Kaiserhause. Was sagt Ihr dazu? Ihr seht noch immer schwermütig aus!"

„Ich bin es auch; ich kann mich dessen nicht erwehren. Macht es die dicke, warme Luft, macht es der Raupo — O, o, seht, wie rücksichtslos! Da kommt eine große Reiterschaar gesprengt mitten durch die grüne Saat, welche schon in Halme schießt, sie zertretend und vernichtend."

„So ist der Krieg. Aber das sind unsere Hauptleute, Thurn darunter. Er winkt Euch!"

Thurn behielt wirklich in der nächsten Stunde den sächsischen Junker an seiner Seite und sprach viel mit ihm, manches auch vertraut und leise. Er war milder als gestern abends und zeigte den praktischen Führer, welcher sich um alle Hilfsmittel seiner Aufgabe kümmert und welcher zu verwalten, wohl auch zu leiten versteht. Und weil er sich übrigens in seinem lutherischen

Glauben unerbittlich streng äußerte in bezug auf weltliches Regiment, welches ihm nimmermehr dahinein schlagen solle, so machte er heute auf Hans einen nicht ungünstigen Eindruck. — Dies bemerkte der erfahrene Politikus wohl, und als sie der Raststunde in Staats nahe waren, rückte er mit der Anfrage heraus, welche ihm besonders am Herzen liegen mochte.

„Ich leugne ja gar nicht," sagte er fast gutmütig, „daß in unserm Heerwesen noch viel zu ordnen und zu bessern ist, besonders was unsere Geschütze betrifft. Deshalb hab' ich Euch berufen. Ihr sollt in diesem Betracht die ausgedehnteste Vollmacht erhalten und jetzt gleich, sobald wir die Donau überschritten haben, erbitt' ich von Euch eine wichtige Leistung. Was den Marsch über Mistelbach und Wolkersdorf hinunter betrifft nach dem Marchfelde, so dank' ich für Eure Auskunft. Der Vortrab ist überall hin nach Euren Angaben geleitet, und es scheint sich kein Hindernis entgegenzustellen —"

„Wilhelm v. Raupowa hat eine besondere Aufgabe des Vortrabs?"

Hans gestattete seiner unheimlichen Ahnung diese Zwischenfrage.

„Raupowa?"

„Ja."

„Jawohl! Eine Aufklärung, ob von Boucquoi nichts den Fluß herabkommt, und eine Irreleitung des Feindes, als könnten wir oberhalb Wien übersetzen. Wir wollen aber nicht einmal beim Tabor hinüber, und auch dort wollen wir sie durch Vorrücken irreleiten. Wir werden weiter unten übergehen, da, wo große Inseln den Strom spalten. Und dann, wenn wir drüben sind, und Ihr unsere ‚Stücke' und die Bedienung derselben geprüft habt, dann erbitt' ich von Euch den besonderen Dienst."

„Welchen?"

„Seid Ihr erfahren in Anfertigung einer Petarde?"

„Einer Petarde?"

„Einer Petarde. Ihr seid's nach den Schilderungen Eures

Herzogs. Dies Instrument zur Sprengung eines Tores brauchen wir, und unsere Leute sind unerfahren in Anfertigung desselben. Wollt Ihr es uns anfertigen lassen unter Eurer Anleitung?"

„Ich bin dazu bereit."

„Die nächste Aufgabe ist dann, sie in die Stadt hineinzubringen; sie soll von innen heraus wirken. Das soll schon möglich sein. Es sind entschlossene Leute unter den Evangelischen der Stadt, welche sich zu solchem Dienst bereit erklärt haben, will sagen: zur Hineinschaffung der Petarde und zur Anbringung derselben am Tore. Es kommt aber doch viel darauf an, wie das Instrument angebracht wird, damit seine Wirkung nicht nach der unrechten Seite verpuffe, und deshalb brauchen wir einen kundigen Leiter für das letzte Anbringen und Abfeuern des Geschosses. Wollt Ihr dieser Leiter sein?"

„Ich?"

„Entschließt Euch dazu! Ihr leistet unserer Sache einen Kapitaldienst."

„Das heißt: ich trage meinen Kopf auf den Henkerblock, wenn ich dessen noch gewürdigt werde. Der Strick oder ein Martertod ist mir sicherer."

„Oh!"

„Ich bin ja bekannt in Wien! Bin als Ausländer bekannt, als Ketzer. Hundert Personen würden mich auf den ersten Blick wieder erkennen, und das Schicksal eines Spions würde mir zugeteilt, auch ohne Petarde. Mit der Petarde aber würde ich im Todespreise nur ansehnlich steigen."

„Nicht doch! Ihr verkleidet Euch, haltet Euch während des Tages in sicherem Versteck und tretet nur des Nachts ein- oder zweimal aus dem Hause. Einmal, um die Gelegenheit am Tore in Augenschein zu nehmen und das zweitemal, um die Petarde an richtiger Stelle anzulegen. Im Wildlingschen Hause ist alles vorbereitet zur Aufnahme der Petarde und zum Versteck für Euch. Es ist dies Haus gar nicht weit von dem Tore, und die

ganze Unternehmung ist für Euch ein Wagnis von zwei Nächten. Vielleicht nur von einer. Denn die Vorbereitungen sind alle fertig, wenn Ihr hineinkommt. Entschließt Euch und verpflichtet Euch dadurch die ganze protestantische Welt!"

„Nein, Herr Graf, das lehn' ich ab. Zum Teil auch darum, weil ich nicht voraussagen möchte, daß die Wirkung einer Petarde groß genug sein wird, um eins der starken Wiener Tore genügend zu sprengen."

„So baut sie aufs stärkste!"

„Das hat sein Maß und seine Grenze. Ich werde die Petarde nach besten Kräften anzufertigen trachten und werde diejenigen, welche mit ihr operieren sollen, sorgfältig unterrichten. Das wird auch genügen. Man wird meiner nicht so dringend bedürfen, als Ihr glaubt. — Da liegt Staats vor uns, und wie mir scheint, ist der lange hagere Herr, welcher uns entgegengeritten kommt, Graf Czernin. Er wird Euch Anträge aus Wien bringen, die anzuhören ich wohl nicht berechtigt bin. Ich bleibe also mit Eurer Erlaubnis zurück."

Es war Czernin. Seine Bemühungen waren für Thurn im voraus gerichtet. Die böhmischen Führer wollten kein friedliches Übereinkommen. Nur des Anstandes halber trat Thurn mit ihm ins erste Haus und ließ einige Kavaliere herbescheiden, um den gutmütigen Vermittler anzuhören.

Schon nach einer Viertelstunde wurde Hans von Starschädel nach demselben Hause gerufen. Er fand Thurn allein mit Czernin, und auch dieser war im Begriff zu gehen. Er begrüßte nur den Junker in seiner wohlwollenden, liebenswürdig freundlichen Weise und setzte mit einer gewissen Befriedigung hinzu:

„Nun wird es mir doch noch gelingen, Eurer Unterstützung habhaft zu werden. Thurn denkt gerade so günstig über Euch, wie ich, und ich denke, wir gehen zusammen. Auf Wiedersehen!"

Mit diesen Worten ging er.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Hans den Grafen Thurn, über dessen herbes Antlitz ein Lächeln zu spielen schien.

„Daß ein Friedensapostel nicht zu bekehren ist durch Kriegsleute. Czernin hofft jetzt noch auf Frieden, und er bringt Anträge, welche — vielleicht doch zu beachten sind. Wir haben ihm unsere Meinung darüber mitgeteilt, und er will sie hineinbringen in die Burg. Euch wünscht er zum Begleiter.“

„Mich!“

„Es würde in der Burg gern gesehen werden, wenn ein Edelmann von draußen zuhörte und gelegentlich mitspräche. Der Hof brächte seine Gesinnungen weiter zu Gehör und erführe auch Näheres von draußen, was der Kaiserwahl wegen, auf die man trotz aller Kalamität hofft, nicht gleichgültig wäre. Da ist, also, lieber Junker, die Gelegenheit, welche wir brauchen. Jetzt ist's nicht mehr nötig, daß Ihr Euch verkleidet und verbergt, um in Wien zu sein!“

„Am Tage wäre ich eine Art von Gesandter, und in der Nacht wäre ich ein feindlicher Kriegsknecht, wenn nichts Schlimmeres. Das widerstrebt mir noch mehr, als die einfache Gefahr, welche Ihr mir vorhin zugedacht. Laßt mir die einfache Aufgabe bei Eurem Geschützwesen oder entlaßt mich ganz. Ich bin in unruhiger Stimmung, bin in Sorge um eine mir hochwerte Person. Diese will ich eiligst aufsuchen, und vielleicht schon in zwei Tagen stelle ich mich bei Eurem Heere wieder ein, um die Petarde zusammenzusetzen und weiteres zu veranlassen.“

„Nichts da,“ rief Thurn, welcher sogleich an Raupowas Plan dachte und die „hochwerte“ Person des Junkers erriet, „nichts da! Ich habe Eure Zusage und halte sie fest. Ein Mann, ein Wort! Ihr werdet das Eurige halten. Da kommen ‚Stücke‘ angefahren! Nehmt sie in Augenschein! Ich gehe selbst mit Euch, um Eure Meinung zu hören und Euch einzuführen.“

Mit innerem Widerstreben fügte sich Hans.

Seine Ahnungen waren nur zu richtig! Raupowa war um diese Zeit schon in Stockerau. Dort ließ er seine Kriegsknechte eine lange Rast machen, damit Mann und Roß sich kräftigten. Am späten Nachmittage ritt er mit seinen zwanzig Altböhmen auf Feldwegen aufwärts der Donau zu. Er suchte die Stelle, wo er damals mit seinen Gefangenen über den Fluß gesetzt war. Bald nach Sonnenuntergang hatte er sie erreicht und auch ein Floß herbeigeschafft.

Es war dunkel, als Raupowa nach Königstätten kam. Hier mußte er wieder verweilen, um die letzten Vorkehrungen zu treffen. Er brauchte Führer und Träger und eine eichenfeste Tragbahre. Denn für einen Wagen zeigte sich der Weg dahinauf zum Fuße des Tulbinger Kogels nicht geeignet. Er war kaum zureichend für Reiter. Der Pulverkarren war umsonst mitgeschleppt.

Wie gewaltsam er aber auch die erschrockenen Königstättener nötigte, seine Forderungen zu erfüllen, dies Bedürfnis verzögerte doch seinen weiteren Aufbruch: das Bedürfnis der Tragbahre. Es war keine aufzutreiben von der nötigen Haltbarkeit. Er war eingedenk des damals in Mähren mißlungenen Überfalls der Zierotinschen Transportwagen und setzte voraus, daß der Zierotinsche Schatz auch jetzt noch in eiserner Kiste verwahrt sein werde. Für solche Last bedurfte es eines soliden Tragwerkzeuges. Brach es unterwegs entzwei, so drohte ein immerhin gefährlicher Aufenthalt. Es blieb also nichts übrig, als in Eile eine solche Tragbahre von Eichenbohlen zusammennageln zu lassen. Die wilden Altböhmen — er hatte gerade *sie* ausgesucht, um Schrecken zu erregen — schleppten aus Häusern und Höfen zusammen, was irgendwie dienen konnte, und flößten den deutschen Bewohnern unwiderstehlich den Gedanken ein: Gott behüte uns vor den Böhmen! vor ihren unverständlichen Lauten, vor ihren langen Armen!

So war es spät abends geworden, ehe der Zug aufbrechen

konnte nach dem Wiener Walde hinauf. Der Abfall desselben ist hier nach Norden ziemlich steil. Die Reiter, einer hinter dem andern, konnten nur langsam vorrücken. Führer mit brennenden Kienwurzeln mußten vorausgehen und an den Seiten kriechen, denn an der Seite war selten Raum zum Gehen. Raupowa ritt vorne neben dem Hauptführer. Er hatte den Weg einmal gemacht und konnte einigermaßen beobachten, ob etwa der Führer den Zug irreleiten wolle. Bei dem bloßen Verdachte der Irreleitung war dem armen Königstättener deutlich versichert worden, daß er auf Nimmeraufstehen zusammengehauen würde.

Dieser Verbindungsweg über den Wald — wunderbar genug noch heutigen Tages keine Landstraße! — geht fast ununterbrochen hart aufwärts bis an den Fuß einer Haupthöhe des Wiener Waldes, bis an den Fuß des Tulbinger Kogels. Den eigentlichen „Kogel“ rechts lassend, findet der Wanderer jetzt, und fand der Zug auch damals schon ein einsames Wirtshaus. Dort wurde ein kurzer Halt gemacht. Malerisch genug sah der Trupp aus: finstere Nacht, Windstöße, qualmende Kienbeleuchtung, wild ausschauende Reiter. Dazu grollte der Donner von allen Himmelsgegenden her; die schwüle Luft hatte ringsum Gewitterwolken zusammengezogen, welche Blitz und Donner erregten und nur von dem zeitweise aufbrausenden Winde ferngehalten wurden.

Raupowa fürchtete Regen, der Kienfackeln wegen fürchtete er ihn. Darum rief er hier in böhmischer Sprache seinen Reitern zu: von hier aus würde der Weg ebener, sie sollten ihren Pferden den Sporn fühlen lassen. Dem Hauptführer aber schärfte er nochmals ein, ihn aufmerksam zu machen, wenn der Abfall des Bergrückens nach Dornbach hinab beginne. Dort — das hatte er wohl behalten — mußte der Zug rechts einschwenken.

„Doprschdu!“ rief er, zu Deutsch: Vorwärts!

Trotz seiner Mahnung kam der Zug nicht schnell vor-

wärts; die Pferde strauchelten zu oft auf dem engen, ungeebneten Wege.

Wer aber für den bedrohten Grafen Zdenko wohlgesinnt war, der mußte diesem Raupowaschen Zuge Eile wünschen. Eile? Jawohl! Raupowas Zielpunkt war nur der Schatz des Grafen, die Person desselben war ihm gleichgültig.

Der Zug aber, welcher um dieselbe Stunde von Dornbach neben der Rohrerhütte heraufdrang, wollte nicht bloß den Schatz, er wollte auch den Grafen selber aufheben und in Gefangenschaft führen. Und dieser Zug hatte den kürzeren Weg und gewann den Vorsprung. Nur in der Schlucht über der Rohrerhütte war er ein wenig aufgehalten worden, weil der Schluchtweg nicht überall breit genug war für den Rüstwagen. Aber auch dies Hindernis war besiegt worden und dieser Zug schwenkte bereits oben links in den Rasenweg ein, als Raupowa seinem Führer diesen Punkt der Schwenkung eingeschärft hatte.

Medardo und Brémont waren heut' nur Wegweiser dieses Zuges, ein spanischer Kriegsmann war Befehlshaber. Der Provinzial Athanasius hatte ihn beigegeben.

Langsam und — bis auf das Knarren des nachfolgenden Wagens — lautlos näherte sich dieser Zug dem Zaune.

Da drüben im Jägerhause schlief bereits die ganze Einwohnerschaft: Graf Zdenko und Tschirill, Frau Golling und ihre Tochter Nandl. Golling und Trumm waren nicht im Hause. Trumm hatte am Tage vorher an der Hütteldorfer Seite einen Kapitalhirsch abgespürt, der von den Feldern in den Wald herein wechsle. Da dies vor Sonnenaufgang geschieht, so hatte Golling beschlossen, die Nacht in einer Köhlerhütte oberhalb Hütteldorf zuzubringen, um bei weichender Nacht auf dem „Wechsel" des Hirsches sich anstellen zu können, und so war er schon vor Sonnenuntergang mit Trumm und Karo von Hause fortgegangen.

Nur Zahn wachte in seiner Hütte. Aber der heftig

wehende Wind verhinderte auch ihn, die herannahenden Feinde zeitig zu entdecken. Sie waren schon mitten im Park, als ein Windstoß aus Norden dem treuen Hunde Witterung und Geräusch zutrieb. Er sprang auf und bellte, bellte heftig, bellte heulend.

Frau Golling erwachte. Sie kannte Zahns verschiedenartige Laute. Sollte Golling umgekehrt sein? dachte sie. Aber Zahn erkennt ja seinen Herrn —! Sie richtete sich im Bette auf.

Was konnte es helfen, daß die kleine Frau aufsprang und ihre Tochter weckte! Ehe noch Tschirill gerufen war, hatten die Feinde die Haustür eingebrochen und waren eingedrungen.

Die Frauen schrien, und dadurch wurde Tschirill, der oben vor der Tür seines Herrn schlief, aufgeweckt. Halb angekleidet, wie er immer schlief, flog er sogleich die kleine Treppe herunter, um zu erfahren, ob dies Geschrei eine Gefahr für seinen Herrn bedeute. Ehe er noch die Tür zum Wohnzimmer Gollings öffnen konnte, hörte er aber so deutlich die Drohworte der Feinde, daß ihm kein Zweifel übrig blieb. Sie verlangten Licht, das ihnen zum Grafen Zdenko leuchten sollte, zum reichen alten Ketzer. Tschirill flog hinauf, weckte seinen Herrn und stöhnte ihm zu:

„Feinde, die Feinde da! Auf, auf, Pan! Hört! Ankleiden! Fort! Hört!"

Graf Zdenko hörte jetzt selbst von unten herauf den wachsenden Lärm. Die Tür zu Gollings Wohnzimmer war jetzt geöffnet, und was er hörte, ließ ihm keinen Zweifel über den Ernst des Überfalles, über den furchtbaren Ernst. Denn er hörte, daß seine „Ketzerei" das Losungswort und daß von den Maßregeln der „Kirche" die Rede war.

Dadurch wurde er gestärkt. Der erste Schreck hatte den Greis ins Zittern geworfen; die Erkenntnis aber, daß der Feind seines Lebens und seines ganzen inneren Menschen einbreche, erhob ihn plötzlich, erhob ihn ganz.

„Das Ende ist da!“ sprach er leise vor sich hin. „Steh' ihm Rede zu deiner eigenen Genugtuung! Besiegle den Schluß durch all die moralische Kraft, welche du zu sammeln getrachtet hast im langen Leben!“

Tschirill war der Meinung, sein Herr bete in Todesangst, und die Hände flogen dem entsetzten Diener durcheinander. Das Anziehen dauerte länger statt kürzer, und er brachte es kaum aus der Kehle, daß er für einen solchen Fall ein Fluchtmittel vorbereitet habe: über den Dachboden hinüber zu einer Leitertreppe in den kleinen Hof hinab zu den Haustieren und durch dessen Ausgangspforte in den Park hinaus. Der Greis hörte es nicht, sein Geist sammelte sich mit all den Kräften, welche von irdischen Dingen frei werden konnten.

Der Lärm unten war indes gewachsen. Vom Wagen war eine Laterne hereingebracht worden — denn Frau Golling und Nandl waren außerstande gewesen, Licht zu machen — die langen Holzspließe, aus harzigem Kiefernholz gespalten und auf dem Ofen aufgeschichtet, waren herabgeworfen und als Leuchtmittel angezündet worden, und die Eindringlinge waren hinübergestürzt in den Wohnsaal des Grafen Zdenko. Medardo voraus; er wußte den ohnedies einfachen Weg von damals. Dort begann die Plünderung und Durchsuchung. Medardo leitete sie. Der spanische Kriegsmann war zu Pferde draußen geblieben beim Wagen. Ihm war vorzugsweise aufgetragen, den alten Ketzer zu fangen und einzubringen, und er hatte deshalb das Gehöft rings umstellen lassen, daß keine Maus entwischen könne. Medardo dagegen hatte das Stichwort: „den Schatz“, und den zu suchen, war sein Hauptzweck. — Sein erster Gang richtete sich auf den Schreibtisch. Dort fand er außer den Papieren eine Handvoll Gold- und Silbergeld. Ein Guardist mit einem ledernen Sack war ihm zur Seite und stopfte alles in den Sack, was ihm Medardo zureichte. Die anderen leuchteten mit ihren Holzspließen in alle Winkel. Sie wußten die

Losung: ein Schatz, wahrscheinlich in großem eisernem Kasten, sei aufzufinden.

„Nichts da!" lautete es von allen Seiten.

„Die nächste Tür! Das nächste Zimmer!" kommandierte Medardo, immer noch mit Durchstöberung des Schreibtisches beschäftigt.

Die nächste Tür führte ins Badezimmer. Dort hinein ging es jetzt.

„Eine leere Badewanne!" klang die Meldung.

„Sonst nichts?"

„Sonst nichts!"

„Die Badwanne umstürzen!"

„Sie ist mit eisernen Schrauben im Fußboden befestigt."

„Holla," schrie eine Stimme vom kleinen Vorplatze herein, „da ist der Ketzer im weißen Mönchsgewande und will entfliehen. Herbei!"

Alles eilte hinaus, Medardo voran. Im rauchigen Schimmer der Holzspähne stand wirklich oberhalb der kleinen Treppe Graf Zdenko. Tschirill hatte ihn fortziehen wollen nach dem Dachboden, der Greis hatte mit Hand und Haupt verneint. Er schritt langsam die Stufen herunter; die hohe Gestalt im weißen Talar, mit wallendem weißen Barte, übte in dem engen Raume des Vorplatzes und bei dem dunkelgelben, fast braunroten Leuchten der harzigen Spähne einen gebieterischen Eindruck. Alles schwieg. Der spanische Kriegsmann draußen sah durch das Fenster des kleinen Vorplatzes ebenfalls die Erscheinung des Greises und unterbrach die Stille: eine Fensterscheibe flog klirrend herein. Der spanische Kriegsmann hatte mit dem Schwerte ins Fenster gehauen, und seine Kommandostimme folgte unmittelbar dem Geräusche, dahin lautend: der alte Ketzer sollte unverweilt herausgebracht werden.

Medardo deutete mit der Hand, daß der Graf den Weg durch Gollings Wohnzimmer nehmen solle. Auf der letzten Stufe blieb dieser stehen und fragte mit klarer Stimme:

„Wem gehorcht Ihr?“

„Dem Kaiser!“ antwortete Medardo.

„Dem toten Kaiser?“

„Dem lebendigen, der Kaiser wird.“

„König Ferdinand sendet Euch?“

Medardo stockte. Es schien ihm doch verwegen, öffentlich etwas zu behaupten vom regierenden Herrn, was vielleicht nicht richtig war.

„Du tust wohl daran, die Lüge zu scheuen. Wer sendet Euch also?“

„Vorwärts, alter Ketzer!“ schrie draußen der Spanier. „Das heilige Gericht sendet uns, dem du Rede stehen sollst für den Teufel, der dich regiert. Vorwärts!“

Nichts war geeigneter, den Grafen zu stärken.

„Ich danke dir, Gott,“ sprach er leise, zur Höhe aufblickend, „daß du mich an entscheidender Stelle den Stempel aufdrücken lässest auf den Schluß meines Lebens!“

„Zeigt mir an, wo Euer Gold verborgen ist, Herr Graf, damit Ihr nicht unnötig draußen im Freien aufgehalten werdet,“ sprach Medardo halblaut und fast respektvoll, denn auch auf ihn, wie auf die übrigen Guardisten wirkte die Erscheinung und das Benehmen des Grafen ehrfurchtgebietend.

Der Greis antwortete nicht. Es schien, als ob er die Anrede gar nicht verstanden habe. Sein Geist verweilte jetzt nicht bei irdischen Dingen.

„Vorwärts!“ schrie draußen der Spanier und hieb von neuem ins Fenster und stieß geläufig einen spanischen Fluch aus, während er früher gebrochen und langsam die deutschen Worte hervorgestoßen.

Der Greis machte mit der rechten Hand eine große Bewegung, ihm Platz zu machen, und schritt herunter von der letzten Stufe, mit der linken Hand nach der Schulter Tschirills suchend, auf die er sich stützen wollte. Die Guardisten wichen nach allen Seiten, und der Graf schritt, auf seinen Diener ge-

stützt, hinaus, von den schreienden Wehklagen der beiden Frauen begleitet.

Medardo winkte, und zwei Guardisten folgten. Den übrigen trug er auf, das ganze Haus und die Keller zu durchsuchen. Er selbst wolle oben mit zwei Guardisten alle Räume durchforschen. Er hatte besonderes Vertrauen zu dem Gedanken, daß der Graf da oben in der Nähe seines Bettes den Schatz verborgen habe. Brémont sollte die anderen durch Haus und Keller geleiten.

Der Rüstwagen draußen, welchen ein Fuhrknecht vom Rücken des Sattelgauls lenkte, hatte bereits jenseits der beiden Häuser und der Bäume vor denselben seine umkehrende Wendung bewerkstelligt und war bei der Haustür vorgefahren. Die Pferde schauerten, denn der Wind blies jetzt vom Walde über die Parkblößen herein mit der Gewalt des Sturmes. Die Wetter am Himmel waren zusammengeweht und bildeten nun ein einziges Gewitter von erschütternder Gewalt. Es fiel kein Tropfen Regen, aber die Blitze gossen Feuermassen über das Waldgebirge, und der Donner toste und krachte so ununterbrochen, daß das Echo in den Tälern mit seiner Antwort unterging. Selbst Zahn, der ununterbrochen, leidenschaftlich und immer heiserer bellte, wurde nicht mehr vernommen.

In diesen Aufruhr der Elemente trat der alte Graf heraus, und der Rüstwagen, welcher ihn aufnehmen sollte, erschien wie ein Zufluchtsort. Er war mit einer dicken Leinwandplane überspannt, Stroh und Heu bedeckte innen seinen Boden, und eine große Schütte Stroh war als Sitz in der Mitte eingequetscht.

„Holt lieber einen Schemel heraus, statt zu schreien," rief einer der Guardisten den Frauenspersonen zu, „damit der alte Herr hinauf kann!" Frau Golling brachte eilig den Schemel. Jetzt aber, als ein starker Mann aus der Schoßkelle des Wagens heraussprang — man hatte ihn bisher im Fin-

stern gar nicht gesehen — um den Grafen für Ersteigung des Schemels rasch und gewaltsam zu unterstützen, jetzt entwickelte sich ein Widerstand, auf den niemand gefaßt war. Dieser letzte Schritt, welcher seinen Herrn entführen sollte, trieb Tschirill zum Äußersten. Unter einem Geheul, das halb Wut, halb Schmerz war, ergriff er den starken Mann und schleuderte ihn mit erstaunlicher Kraft zur Seite, so daß dieser — ein Hausknecht aus dem Jesuitenkollegium — bis an den nächsten Baum und von diesem abprallend betäubt zur Erde flog. Dann ergriff Tschirill seinen Herrn, hob ihn auf wie eine Feder und eilte mit ihm hinweg dem nächsten Gebüsche zu. Die beiden Guardisten hinter ihm her, der spanische Kriegsmann auf seinem Rosse desgleichen, und ehe der arme Tschirill das Gebüsch erreichen konnte, war er eingeholt und durch einen Schwertstreich des Reiters zu Boden geschmettert. Das ununterbrochene Blitzen hatte dazu geleuchtet. Noch im Niederstürzen ließ der treue Diener seinen Herrn nicht los, und die Guardisten mußten den Greis auffangen, daß er nicht mit zu Boden gerissen wurde. Sie trugen ihn nun sofort in den Wagen und setzten ihn auf den Strohsitz. Der betäubte Hausknecht ward dann aufgehoben, ward gerieben und geschüttelt, bis er zu sich kam und endlich auf seinen Platz in die Schoßkelle hinauf befördert.

„Fahr' dort hinter den Busch," rief jetzt der Spanier, „damit wir aus dem Winde kommen! Und ihr, Guardisten, hinein! Medardo soll zum Ende eilen. Der alte Ketzer stirbt uns in dem Sturme. Ich aber habe geschworen, ihn lebendig einzubringen."

Die Guardisten gingen ins Haus zurück, Frau Golling und Nandl liefen zu dem daniederliegenden Tschirill hinüber, der Fuhrknecht trieb die Pferde an.

„Halt!" schrie plötzlich der Spanier. „Was ist das?"

Raupowas Kolonne erschien auf dem Parkwege; Raupowa selbst an der Spitze neben dem Wegweiser, dessen Kien-

fackel niedergebrannt war, aber noch glühte. Im Feuer der Blitze tauchte der wild aussehende Reiterzug auf wie eine Gespenstermasse.

Der Spanier wußte nicht gleich, ob dies einen Feind bedeute oder eine nachgesendete Hilfstruppe. Er rief also nur ins Haus hinein mit dem ganzen Aufwande seiner Stimme ein spanisches Wort, welches soviel bedeuten mochte, wie unser militärisches „Achtung!" Dann sprengte er vor den Wagen und rief dem heranrückenden Reiterzuge ebenfalls spanisch entgegen:

„Wer da?"

Unter kaiserlichen Truppen waren spanische Worte fürs Kriegshandwerk hinreichend verbreitet; der spanische Kriegsmann also, auch wenn er sich übereilt hatte mit solchem Anruf, konnte sicher sein, verstanden zu werden, wenn der Reitertrupp kaiserlich war.

Für Raupowa aber war dieser spanische Anruf ein sicheres Zeichen, daß ein Feind vor ihm stehe. Just „spanisch" nannten die böhmischen Herren vorwurfsvoll das ihnen verhaßte Regiment in Wien. Raupowa also kommandierte unmittelbar auf den spanischen Anruf in böhmischer Sprache zum „Fertigmachen" und zum „Anrücken im Trabe". Rasselnd und klirrend kamen die böhmischen Reiter heran und hatten auf neues Kommando den Wagen und den Spanier umringt.

„Wer bist du? und was tust du hier?" herrschte Raupowa dem Spanier zu, indem er sein Schwert zog und seinen Reitern kommandierte, desgleichen zu tun.

„Kaiserlicher Kriegsmann bin ich und handle auf Befehl."

Die Luft war e i n Feuermeer, und Raupowa erkannte im Wagen den Grafen Zdenko, der ohne ein Zeichen von Teilnahme gesenkten Hauptes auf dem Strohbunde saß.

„Dein Befehl aber ist, diesen greisen Kavalier samt seinem Schatze zu entführen?! Wirf dein Schwert weg und steig' vom Pferde."

„Gewiß nicht!“ erwiderte der Spanier und streckte seine Klinge vor.

Zwei Hiebe Raupowas machten dem Gespräch ein Ende. Der erste schlug die Klinge des Spaniers nieder, der zweite sauste in des Spaniers Kopf, der nur mit einem Filzhute bedeckt war. Der Spanier taumelte, und seine Sporen fuhren dabei dem Pferde in die Flanken. Es machte bäumend einen Satz, denn die krampfhafte Hand zog die Zügel an, und der verwundete Mann fiel rücklings zur Erde, um nie wieder aufzustehen. Sein Roß ward von zwei böhmischen Reitern geschickt ergriffen und festgehalten.

Des Spaniers Ruf ins Haus hinein: „Achtung!“ hatte indessen doch seinen Zweck nicht verfehlt. Die Guardisten, welche zuletzt wieder eingetreten, waren ans Fenster geeilt und hatten die Ankunft der böhmischen Reiter erblickt, hatten das böhmische Kommando gehört, hatten gesehen, daß der Spanier niedergehauen wurde. Der eine hatte Lärm gemacht im Hause, der andere war nach der Haustür zurückgeeilt, hatte sie zugeschlagen und mit herbeigeschleppten Tischen und Sesseln nach Kräften verbarrikadiert. Die Böhmen draußen ließen ihnen Zeit, denn Raupowa war der Meinung, der Goldkasten Zdenkos sei schon mit ihm innerhalb des Wagens. Danach wurde das Innere des Wagens durchwühlt, und erst als sich unwidersprechlich ergab, der Goldkasten sei noch nicht da, erst dann wendete sich Raupowa dem Hause zu, vorher noch kommandierend, die Leute sollten absteigen, ihre Sattelpistolen bereit halten und die Pferde durch vier Mann hinter die Häuser und hinter den Wind führen lassen. Der wachthaltende Spanier war ihm ein hinreichend Merkmal, da innen sei noch eine Schar Bewaffneter.

Die verschlossene Haustür bestätigte seine Meinung. Er befahl nun seinen Altböhmen, die Tür zu erbrechen und paarweise durch die eingeschlagenen Fenster hineinzudringen. Kaum aber hatte er dies angeordnet, so krachten zwei Schüsse aus den Fenstern und zwei seiner Leute stürzten.

Einen entsetzlichen Fluch ausstoßend, rief Raupowa seine Leute von den Fenstern hinweg und ordnete an, daß die Tragbahre aus starken Eichenbohlen angewendet werde, um die Haustür einzustoßen.

„Macht alles nieder," setzte er grimmig hinzu, „was ihr drinnen findet von den spanischen Schuften, die uns zwei Böhmen niedergeworfen!"

Er selbst umging mit der andern Hälfte seiner Leute das Gehöft, um von hinten einzudringen, wo es an besetzten Fenstern fehlen und das Schießen aus sicherem Hinterhalte nicht zu fürchten sein würde.

Hier stieß er auf die einzelnen Wachtposten, welche der Spanier aufgestellt hatte. Ihnen war entweder durch den brüllenden Donner des Gewitters nichts hörbar geworden von den Ereignissen auf der vorderen Seite, oder sie waren der Aufstellungsorder gemäß unverrückt auf ihren Posten geblieben. Jetzt rissen sie aus vor der Mehrzahl, welche unerwartet von außen erschien. Denn sie waren, weit auseinandergestellt, ihrer drei, und Raupowa kam mit acht Kriegsleuten.

Diese Kriegsleute wollten den fliehenden Wachtposten nach, um sie zu fangen. Raupowa aber verbot das. Er wußte nicht, wieviel Feinde im Hause stecken mochten, drei Gegner weniger schien ihm Gewinn, und er ging kurzweg auf die kleine Hintertür los, hinter welcher Zahn mit erschöpfter Stimme heulte. Sie war von innen verriegelt. „Drückt sie ein! Sie ist schwach!" hatte er eben gesagt, da rief einer der Böhmen, welcher am weitesten voraus gewesen war in Verfolgung der Flüchlinge:

„Hei, strecha horj!" — Zu Deutsch: Feuer im Dache!

„Wo?"

„Dort!"

Aus der Mitte des Schindeldachs schoß eine Feuerlohe empor und ward im Sturmwinde über das ganze Dach gejagt.

Die warme Luft der letzten Tage hatte die hölzernen Schindeln ausgetrocknet, und das hastige Umhersuchen mit brennenden Holzspließen auf dem Dachboden mochte eine abfallende Kohle ins Werg der Frau Golling geschleudert, der durch die Ritze des Daches ziehende Wind mochte angeblasen haben, und so war in regelmäßigem Gange die Feuersbrunst ausgebrochen, eine prächtige Unterhaltung für den Sturmwind, welcher sie mit reißender Schnelle über das ganze Haus verbreitete. Binnen wenigen Minuten lohte sie den Blitzen zum Trotze dergestalt, daß die große Fichte mitentzündet wurde und wie eine Riesenrakete Funken und Flammen nach dem schwarzen Gewitterhimmel sprühte.

Eine gellende Lache Raupowas, ein durchdringender Schrei Nandls vom Rasenplatze herüber waren die ersten Ausdrücke menschlicher Teilnahme. Ein Jammerschrei Zahns, auf dessen Hütte eine herabgeschleuderte brennende Schindel gefallen sein mochte, das Brüllen der Kühe im Stalle waren die Äußerungen der bedrohten Tiere, Zahns an der Kette, der Kühe im Verschluß des Stalles.

Während Raupowa seine Leute eilig wieder nach vorn führte, wo jetzt der Feind durch Rauch und Flamme herausgejagt werden mußte, stürzte Nandl, ein handfestes Mädchen, der Hintertür zu, deren Griff zur Öffnung auch von außen sie kannte, um die Tiere von den Ketten zu lösen und herauszutreiben. Frau Golling konnte vor Schreck kein Glied regen und blieb auf den Knien liegen neben Tschirill, unverwandten Blickes nach der flammenden Zerstörung ihrer Habe schauend.

Vorn geschah es, wie Raupowa vorausgesetzt: aus allen Fenstern flüchteten die Guardisten, Medardo an der Spitze, vor dem erstickenden Rauche und der überall hervorzüngelnden Feuerschlange dem Feinde in die offenen Arme. Sie wußten wohl, daß diese sehnigen, bewehrten Arme auch keine Rettung boten, aber hinter ihnen im Hause war ja doch der unmittelbare peinliche Tod.

Sie waren siebzehn Mann hoch von Wien ausgezogen: zwölf Mann des Provinzials mit dem Anführer und vier Guardisten. Den niedergestreckten Führer und die drei Entsprungenen abgerechnet, mußten sie ein Dutzend ausmachen. Sie waren aber nur elf. Brémont fehlte. Er hatte die Keller untersucht und war da, wie einer der Guardisten leise Medardo zuraunte, auf ein kleines Faß voll spanischen Weines gestoßen — zur Erquickung für Graf Zdenko von Dunstan hergeliefert — und von dort sei er nicht fortzubringen gewesen trotz des in den Keller hinabdringenden Rufes: „Feuer! Feuer!“

Davon wußte Raupowa nichts, und es hätte ihn auch nicht gekümmert. Ihn beschäftigte nur, nachdem die zehn Gefangenen entwaffnet und in einen Haufen zusammengetrieben waren, ihn beschäftigte nur Medardo, die „rote Feder“. Den kannte er von damals, der war vor Laa entwichen, der sollte jetzt zahlen. Zweierlei: für die beiden geschossenen Böhmen und den da drinnen verborgenen, vielleicht jetzt schmelzenden Schatz. Auch geschmolzen war derselbe zu brauchen.

Medardo lag vor dem grimmigen Kavalier auf den Knien. Er war mehr tot als lebendig; er wußte, daß ihm das Schlimmste bevorstand.

„Du bist einer der giftigsten welschen Schurken,“ sprach Raupowa ruhigen Tones zu ihm hinab, „der unseren Feinden zu jedem Schuftesdienste immer bereit war. Du hast den Strick reichlich verdient an uns. Aber ich will dir das Leben schenken, wenn du mir genau angibst, an welcher Stelle da drinnen der Goldkasten des Grafen steht.“

„Gnädigster Herr! Dann — bin ich — ein verlorener — Mensch. Ich habe — jeden Winkel — durchsucht und — keine Kiste — keinen Goldkasten — gefunden.“

„Dann stirbst du auf der Stelle!“

„Der barmherzige Gott im Himmel — ist mein Zeuge — ich spreche die — Wahrheit. Ich wäre ja wahnsinnig,

wenn ich — jetzt nicht — glaubt einer — in Todesangst zitternden Kreatur — — wir haben uns alle — getäuscht. Der Schatz ist gar nicht — hier gewesen. Zettel und — Quittungen — im Schreibtisch dort — haben mir verraten — er ist in den Händen — eines Benediktiners — er ist bei meiner Seelen — Seligkeit — nicht hier!"

Raupowa konnte sich nicht verleugnen, der Kerl habe den Schatz nicht gefunden. Es hatte keinen Sinn, daß er nicht auf eine Stelle des brennenden Hauses zeigen sollte, um sein Leben zu retten. Diese Überzeugung aber gerade erregte dem Kavalier den wütendsten Ingrimm. Zum zweiten Male war er genarrt mit diesem Schatze. Die ganze Anstrengung war, wie damals in Mähren, wieder umsonst gemacht. Was Wunder, daß er nach kurzer Pause sich abwendete von dem knienden Schächer und daß er den Böhmen zurief:

„Eure beiden verwundeten Kameraden legt auf die Tragbahre, den Lump hier aber — werft ins Feuer hinein!"

Ein Schreckensschrei Medardos, ein Jubelgeschrei der Reiter folgte, und eine Sekunde später war die „rote Feder" durchs glimmende Fenster in die Stube Gollings, welche von schwarzem Rauch und roter Flamme angefüllt war, hineingeschleudert.

Zu diesem Verhör und zu dieser Exekution hatten sich — mit Ausnahme der Gefangenenwacht — alle Reiter herzugedrängt. Der Fuhrknecht auf dem Sattelgaul des Wagens hatte von seinem erhöhten Platze aus der Ferne rückwärts sehend zugeschaut. Aus der Ferne, denn schon beim Ausbruche des Feuers war er eine Strecke fortgefahren, um seinen Wagen sicherzustellen. Er war ein ziemlich gedankenloser Fuhrknecht, aber soviel wußte er doch zu folgern, daß auch ihm von diesen Böhmen keine Rosen blühen würden, und da der Hausknecht in der Schoßkelle immer noch Kopfweh haben mochte und nichts sagte, so entschloß er sich allein, langsam und so still als möglich sein Gespann in Bewegung zu setzen. Das Anrücken

der Pferde traf gerade mit dem Jubelgeschrei zusammen, und nun ging's geräuschlos weiter.

Die Böhmen bemerkten es nicht. Aber es bemerkte es doch jemand. Und zwar einer, von dem es gar nicht zu erwarten stand: Tschirill. Der Hieb des Spaniers war flach auf den kraushaarigen Schädel gefallen. Vielleicht weil der Spanier den alten Grafen nicht mittreffen gewollt und deshalb in der Vollendung des Streiches geschwankt hatte. Die Wunde war also nur die eines Schlages, war nur eine Schramme geworden, welche dem armen Burschen auf einige Zeit das Bewußtsein geraubt. Die Bemühungen der Frauen — Nandl hatte aus einem nahen Troge zum Tränken des Rindviehs eine Handvoll Wasser über die wunde Stelle geschüttet — hatten sein Erwachen vorbereitet. Als Nandl seinen Kopf plötzlich fallen gelassen hatte, um zur Rettung der Tiere fortzustürzen, war er zu sich gekommen und hatte die Augen geöffnet. In der nächsten Minute hatte er sich auf seine Ellbogen gestützt und hatte sich gesammelt. Nichts kümmerte ihn als der Wagen, in dem sein Herr saß, und als dieser Wagen sich in Bewegung setzte, da stand er auf seinen Beinen, zitternd zwar und schwankend, aber er stand und versuchte zu gehen. Er fiel, aber er raffte sich wieder auf und versuchte es von neuem. Es ging besser, immer besser, er kam vorwärts, so weit vorwärts, daß er den Wagen im Scheine des Feuers nicht aus den Augen verlor; endlich wich der Schwindel ganz, die Gliedmaßen gehorchten wieder, er konnte rascher gehen, er konnte laufen, und am Zauntore hatte er den immer noch langsam fahrenden Wagen eingeholt und hatte sich hinten auf die Lampelstange desselben aufgeschwungen.

Die Böhmen und Frau Golling hatten gar nichts davon bemerkt. Raupowa hätte auch am Ende nichts dagegen gehabt. Was sollte ihm der alte Mann! Und Frau Golling hatte in ihrem starren Schrecken so viel anderes zu sehen: Zahn, der winselnd herauskam und zu ihr eilte; die Kühe und das Mutter-

schwein, welche vor der Nandl herausgaloppierten, und hinter der Nandl, himmlischer Vater! ein über und über rauchender Mann, der nach der Seite zulief, wo unter der großen Fichte der Abhang hinabfiel zur Tiefe. „Ein Salamander!“ hätte sie rufen sollen, wenn sie von diesem Begriffe etwas gewußt hätte. Denn es war in der Tat der auch im Feuer nicht zerstörbare Medardo, welcher durch Rauch und Feuer hindurch die Küchentür in Gollings Stube getroffen hatte, durch die Küche hindurch in den Hof gedrungen war, und hier an den Tieren und an Nandl Wegweiser gefunden hatte ins Freie.

Jenseits des Zaunes aber trieb der Fuhrknecht seine Pferde zur Eile, und Tschirills Sitz auf einer Stange wurde unhaltbar durch die Stöße, welche Wurzeln und Löcher dem Wagen beibrachten. Tschirill hielt aber doch aus unter Schmerzen in seinem Schädel, er mußte bei seinem Herrn bleiben, was es auch koste. Das schnelle Fahren konnte ja auch keinen Bestand haben auf dunklem Waldwege trotz der Blitze.

Als es wieder langsamer ging, versuchte Tschirill, sich aufzurichten auf der Stange und vielleicht gar in den Wagen hineinzudringen. Aber das dicke Plantuch war nirgends zu beseitigen, und ein Messer hatte Tschirill nicht. Er war ja in Hemdsärmeln, ohne Wams, ohne Schuhe, so wie er aus dem Schlafe aufgesprungen war. Was sollte er tun? Was hatte er vor? Er wußte es nicht. Nur den Herrn nicht verlassen! Das allein wußte er. Er war auch übrigens wie ein Kind und kannte weder Weg noch Steg, noch Gegend, noch Ortschaft. Er war seit Jahren Tag und Nacht um den Grafen gewesen. Aus der Schottenabtei war er mit ihm bei Morgengrauen heraufgefahren in den Wald, und seit der Zeit hatte er das Jägerhaus mit keinem Tritt verlassen. Er kannte Dornbach nicht, durch welches der Wagen polterte, Hernals nicht, wo er nahe am „Geschloß“ vorüberrasselte, er wußte nicht, daß hier Hilfe zu finden wäre. Ein wenig blöd durch die Erschütterung seines Kopfes, entschlug er sich allmählich jedes

weiteren Sinnens, lief streckenweise, wenn das Gefährt sehr langsam ging, und sprang wieder auf, wenn die Pferde rascher ausschritten. Seinem Herrn durch die Plane zuzurufen, daß er da sei, wagte er nicht, weil es vorn gehört werden konnte vom Hausknechte und Fuhrknechte. Beide wechselten übrigens auf der Fahrt kein Wort miteinander.

Erst als der Wagen am Gottesacker zwischen Hernals und dem Schottentore anlangte, wendete sich der Fuhrknecht auf seinem Sattel herum und fragte:

„Zum Schottentore oder zum Stubentore?“

Die Antwort ließ warten. Der Hausknecht hatte geschlafen. Der Schlaf aber hatte ihn gestärkt, und sein dicker Schädel erinnerte sich kaum noch der näheren Bekanntschaft mit einem Kastanienbaume da oben. Er erinnerte sich aber allmählich seiner Aufgabe, nachdem er in den inneren Wagenraum geblickt und den weißen, wahrscheinlich schlafenden Mann entdeckt hatte.

„Halt still!“ antwortete er zunächst dem Fuhrknechte.

Und als die Pferde stillstanden, fragte er weiter, wo sie wären? Und als dies aufgeklärt war, antwortete er endlich auf die erste Frage:

„Wir sollen durchs Stubentor eini! Aber der Weg an den Luken hin wird schlimm sein. —“

Am Schottentor, erwiderte der Fuhrknecht, sei's auch schlimm. Dort würde „a Schanzl“ aufgerichtet, und da läg' soviel Erdreich und Stein und Holzwerk umher, daß man sich nicht durchfände bei der Nacht. — Die beiden Feldherren entschieden sich also für den „schlimmeren“ Weg nach dem Stubentore. Es gehörte zu den wunderlichen Spielen des Schicksals, daß ein Mann wie Graf Zdenko solchen schwachköpfigen Gesellen überantwortet war, die von seiner Bedeutung nichts ahnten und aus deren Händen er in einsamer Nacht so leicht zu befreien gewesen wäre. Der dritte Feldherr, mit ebenfalls mäßigen Geistesgaben, dachte jetzt wirk-

lich daran, ob ein Versuch zu machen wäre. Aber das Messer fehlte! Er müßte die Stränge der Pferde durchschneiden, eh' er versuchen könnte, mit den zwei Leuten fertig zu werden.

„Und dann der gnädige Herr in finsterer Nacht! Wohin mit ihm? Gehen wird er nicht können, und ich weiß nicht, wohin ich ihn tragen soll. Nun fängt's auch an zu regnen. Nässe verträgt er gar nicht!"

Und der arme Tschirill ergab sich in Geduld hinten auf seiner Stange.

„Was sind denn das für Feuer auf der Bastei?" fragte der Hausknecht, noch ehe es weiterging.

„Das werden die Lärmstangen sein, weil die Böhmen kommen!" entgegnete der Fuhrknecht und trieb endlich, nach rechts biegend, seine Pferde wieder an.

Die „Lärmstangen" leuchteten ihm jetzt auf dem Wege zur Ostseite der Stadt hinüber. Sie hatten Pechbündel an ihrer Spitze und wurden an befestigten Orten brennend aufgepflanzt, um der Umgegend anzuzeigen, daß der Ort in Gefahr sei, daß sich auswärtige Einwohner heimbegeben, zur Hilfe bereite Kräfte eilen möchten.

Am Stubentor wurde der Wagen von einem Wachtposten angerufen. Der Hausknecht lieferte den Nachweis, daß Gefährt und Inhalt ins Jesuitenkollegium gehörten, und nach kurzer Pause öffnete sich knarrend das schwere gewaltige Tor. Durch das bombenfeste Gewölbe desselben, welches eine Biegung machte, rollte mit dumpfem Geräusche der Wagen. Hinter ihm schlossen sich unheimlich schallend die Torflügel — Graf Zdenko war in der Gewalt seiner Feinde.

Tschirill hinten wurde nicht bemerkt. Durch die Riemerstraße rechts von der Wollzeil lenkte der Kutscher hinüber nach dem Universitätsplatze, und einige Minuten später hielt der Rüstwagen vor dem Jesuitenkollegium.

Der Hausknecht stieg ab und läutete an der Hausglocke. Die Tür wurde rasch geöffnet, der Türhüter schien darauf

gewartet zu haben. Als er des Wagens ansichtig wurde, rief er ein paar Worte zurück in den gewölbten Hausflur, und ein paar junge Männer traten rechts aus der Stube des Türhüters. Sie waren in der schwarzen Tracht des Ordens und mochten Koadjutoren wie Norbert und beauftragt sein, den alten Ketzer in Empfang zu nehmen.

Der Hausknecht war nun die Stufen wieder zurückgestiegen und hatte in den Wagen hineingerufen, der „Mann“ solle aufstehen und absteigen. Der „Mann“ tat es, tat es ohne Widerrede. Er verriet gar keine Schwäche. Sein Geist, auf den Untergang gefaßt, beherrschte den Körper mit wunderbarer Macht. Nur von der Deichsel hinab bedurfte er der stützenden Hilfe des Hausknechts.

„Leih mir deine Schulter die Stufen hinauf, guter Freund!“ sprach der Graf milde zu dem breitschulterigen Burschen, der mit Erstaunen jetzt inne wurde, daß die Gestalt des weißen „Mannes“ gewachsen sei und daß Auge, Antlitz und Bart desselben Scheu einflöße.

Tschirill, welcher herzugeschlichen war, versuchte diesmal keinen Widerstand. Er war eingeschüchtert und wußte nicht was weiter, wenn er seinen Herrn in der fremden Stadt von dannen trüge. Nur bei ihm bleiben wollte er jetzt. Er huschte also still hinter dem Talare des Grafen mit hinauf und in den Hausflur hinein; sein natürlicher Hauptfeind, der Hausknecht, sah ihn nicht. Oben im Hausflur aber, als die jungen Jesuiten den alten Mann von beiden Seiten unter ihre Arme nahmen und er frei wurde, da entdeckte er beim Lampenschimmer des Flurs den grauen Krauskopf von draußen und schrie auf.

„Still!“ rief der Türhüter, riefen die jungen Jesuiten mit gedämpfter Stimme.

Lautes Wesen war hier überhaupt nicht Sitte, am wenigsten jetzt in stiller Nacht und bei solchem Ereignis. Heftig, wenn auch leise, berichtete schleunigst der Hausknecht, was der hemdsärmlige Lump ihm draußen angetan.

„Weil ich der Diener des Herrn Grafen bin und zu ihm gehöre!“ schaltete Tschirill ein und wollte diesem nach, der langsam im Flure fortschritt.

„Hier gibt's keinen Grafen und keinen Grafendiener. Zurück!“ entgegnete der Türhüter und winkte dem Hausknechte.

Tschirill ward plötzlich wie von einem Blitze erleuchtet, daß er seinen da hinten fortschreitenden Herrn zum letztenmal sähe, und ein herzzerschneidender Schrei machte sich Luft in ihm, und mit einem Sprunge wollte er seinem Herrn nach — aber die festen Arme des Türhüters und des Hausknechts ergriffen ihn unwiderstehlich, und der arme Getreue flog wie ein Bündel rückwärts über die steinernen Stufen hinab auf das Pflaster des Platzes. Glücklicherweise war der Wagen schon fort, an den er geflogen wäre. Unverletzt sprang er auf in seiner Verzweiflung, um neuerdings einzudringen. Die Tür war zugeschlagen und verschlossen.

Er setzte sich auf die Stufen und weinte bitterlich. Der Regen floß jetzt in Strömen auf ihn herab; er merkte es nicht. Sein Bedürfnis war nur, an dieser Schwelle liegen zu bleiben.

Innen im Hause aber wurde Graf Zdenko eine Stiege hinaufgeleitet und dann rechts einen Korridor entlang geführt bis vor eine offene Tür. Sie führte in eine kleine Zelle. Dort mußte er eintreten. Die Tür schloß sich hinter ihm. Oben nahe der Decke des kleinen viereckigen Raumes war ein mit Eisenstäben vergittertes Fenster. Unter demselben ein Tisch, neben demselben eine hölzerne Lagerstatt, vor dieser ein Schemel. Auf dem Schemel saß Pater Athanasius. Eine kleine Lampe beleuchtete vom Tische her sein Angesicht und den grinsenden Triumph, welcher auf diesem Angesichte zuckte, wie Feuerflammen zucken. Endlich hatte er den gehaßten Grafensohn, den vorgezogenen Liebhaber in seiner Macht.

„Du trittst in dein Grab, Zdenko. Lerne denn sterben. Auf jenem Tische liegt ein Buch, die Edikte des Tridentiner Konziliums. Lerne sie auswendig und bekehre dich zu ihnen.

Solange du sie bezweifelst, soll dich die Pönitenz des einsamen Kerkers peinigen mit den Strafen der Ordensregel. Sobald du sie bekennest, wird dir ungestörte Muße gewährt zu reumütigem Sterben."

Zdenko, inmitten des kleinen Raumes stehend, sah ernst und ohne Erregung auf den sitzenden Methodius hinab. Er hatte gewußt, daß sein schlimmer Jugendgenosse hier herrsche, er hatte ihn beim ersten Worte erkannt. Nahe zu ihm hintretend, sah er ihm lange in die unheimlich leuchtenden Augen und sprach dann mit sanfter Stimme:

„Wie unglücklich bist du, Methodius!"

„Unglücklich?!"

„Ein so langes eifriges Leben hat den Haß in deiner Seele nicht zu töten vermocht. Und mit der Stimme des Hasses willst du mir Christentum predigen! Sieh, wie glücklich ich daneben bin. Ich werde durch deine Stimme zurückversetzt in die Zeit unserer Jugend, ehe noch Leidenschaft uns verwirrte. Ich könnte dir die Hand bieten zum Austausch unserer Gedanken über Gott und göttliche Dinge —"

„Wie sie dein ungebesserter heidnischer Sinn erfindet und ausmalt in seiner Frechheit. Dies frevelhafte Spiel zu beenden, bist du hier. Dort das Buch, welches du beschwörst, oder die Marter. Der verwöhnte Herrensohn, welcher jegliche Freiheit, jegliches Gelüst für sich vorhanden glaubte, ist in dieser Stunde untergegangen. Das allgemeine allen gleiche Gesetz ergreift ihn und demütigt ihn. Unterwirf dich oder leide! — Am nächsten Sonntage werde ich kommen und nachfragen, ob sich dein frecher Geist gedemütigt hat. Wenn nicht, dann werde ich Sonntag für Sonntag die Frage wiederholen bis zum leiblichen Tode."

„Der dir sanft sein möge wie ein Kuß Gottes!"

Entrüstet über die unerschütterliche Ruhe Zdenkos stand Methodius auf und ging hinaus, die Tür hinter sich verschließend.

„Du hast die Lampe vergessen in deinem Unmut! Sie ist mir wohl nicht bestimmt,“ sprach Zdenko leise hinter ihm her.

Dann sah er sich um in der kleinen Zelle, faltete die Hände und flüsterte:

„Im Grabe bei lebendigem Leibe!“

Nach langer, schmerzensreicher Pause wankte er zu dem Schemel, und als er eine Zeitlang auf ihm geruht, trug er sich den Schemel zum Tische und nahm das Buch, um es zu lesen.

IV.

Als das erste Morgengrauen vom Horizonte aufdämmerte, kältete sich die Luft und der Regen hörte auf.

Diese Morgenkälte fiel sogar einem Manne beschwerlich, der erst vor einigen Stunden in Feuersgefahr gewesen und jetzt noch mit Brandwunden behaftet war: Medardo, der „roten Feder“.

Er war nicht, wie Frau Golling besorgt hatte, bis in die „Tiefe“ hinuntergesprungen, nein, in betreff seines Lebens war er augenscheinlich gefeit; eine Wendung nach rechts hatte ihn mitten in ein Tannengebüsch versetzt, welches ihn stillzuhalten und den allerdings hinter dem Gebüsch gähnenden Abgrund zu vermeiden nötigte. In diesem Gebüsche hatte er einige sehr unangenehme Stunden verbracht, die Brandwunden zuckten widerwärtig, besonders im Gesicht und an den Händen. Zum ärgsten am Kopfe, der eine schwere Unannehmlichkeit erfahren hatte: er hatte sein Haar vollständig in Gollings Wohnstube gelassen. Ein Feuerstrom vom Bett herüber hatte das nach unten gehaltene Haupt des Durcheilenden schleunigst abgesengt.

Zuerst also war ein Herumwälzen auf dem Erdboden,

so weit dies die steifen Tannenzweige zuließen, das dringendste Geschäft für Medardo gewesen, und alsdann erst, als er vor Erschöpfung die Glieder nicht mehr regen konnte, war er zu der moralischen Betrachtung gekommen, es sei für die Zukunft besser, solchen Expeditionen aus dem Wege zu gehen; sie seien unter allen Umständen mißlich.

Der Himmel aber erbarmt sich über Gerechte und Ungerechte. Auch diesem Medardo im Tannengebüsche sendete er jenen ausgiebigen Regen, den Tschirill nicht merkte, den aber die „rote Feder" einsog wie ein Schwamm. Erst gegen das Morgengrauen hin wurde ihm dessen zuviel, und als der Himmel auch auf diese Meinung Rücksicht nahm und seine Schleusen stopfte, da wirkte die eintretende Kälte so empfindlich auf den Rekonvaleszenten, daß ihm die Zähne klapperten und daß ihm der verwegene Gedanke aufstieg, ob er sich nicht am Feuer des Försterhauses wärmen könne.

„Was sollten denn die ‚Böhmen' hier noch länger erwartet haben!" dachte er und fing an, aus dem Tannengezweige hinauszuspähen und zu horchen. Er hörte nichts. Der Donner war verstummt, der Sturmwind war vorüber, es herrschte völlige Stille. Das Morgengrauen wurde lichter, er sah an der Hinterseite des Hauses, die oben vor ihm lag, kein menschliches Geschöpf. „Die beiden Frauenzimmer", meinte er, „werden wohl vor dem Regengusse untergekrochen sein." Und er meinte richtig. Nach dem ärgerlichen Abzuge Raupowas, den nichts so gewurmt hatte, als daß er zwei verwundete Leute auf der Tragbahre forttragen lassen mußte statt der Schatzkiste, war Mutter Golling und Nandl mit Zahn in Trumms Stube gekrochen, und sie waren dort in einen leichten Schlummer der Erschöpfung gesunken.

Medardo wagte sich heraus und stieg vorsichtig bis an die Brandtrümmer hinauf. Der Regen hatte hier zwar kräftig gelöscht, aber es rauchte doch immer noch eine recht dichte Wärme aus dem Glutherde hervor. Sie war ihm sehr behaglich, und

er stand wohl eine Viertelstunde auf einer Stelle, sich nur wie ein Bratspieß um seine eigene Axe bewegend, damit jeder Teil des klappernden Körpers die Wärme einsaugen könne. Bei dieser ruhigen Operation machte sein Kopf trotz der peinlichen Kahlheit eine praktische Bemerkung, eine Bemerkung, welche für unverletzte Lebenskraft des Aufpassers zeugte. Auf dem Rasen nämlich, der durch den Regen ganz rein gewaschen war von Asche, fiel ihm ein längliches Viereck auf von etwa sechs Schuh Länge und zwei Schuh Breite. Dies Viereck schien aus einzelnen Rasenstücken zusammengesetzt zu sein. Es war seitwärts von der jetzt traurig aussehenden Fichte und weil die herabfallenden brennenden Nadeln die Grashalme angenagt, so erkannte man doppelt deutlich, daß dies Viereck ein neuerdings gemachter, künstlich gemachter Rasen sei. Medardo schoß ein Gedanke wie ein Licht durch das Gehirn. Hier war am Ende die vergeblich gesuchte Goldkiste vergraben! Das war ein Geschenk des Schicksals, denn auf der Stelle erinnerte er sich auch, daß er unten am Rande des Tannengebüsches ein hölzernes Instrument, eine Gartenschaufel, gesehen, welche Trumm da wahrscheinlich liegen gelassen hatte. Rasch hinab! Wirklich, es war ein Grabscheit.

Rasch wieder hinauf! Und nun begann das Ausgraben. Wie schön warm machte das! Er vergaß alle Vor- und Umsicht. Schon hatte er drei Schuh tief gearbeitet und ruhte sich einen Moment lang aus und wischte sich den herabtriefenden Schweiß ab, da — fühlte er eine Hand auf seinem kahlen Scheitel. Er meinte, der Schlag treffe ihn, und konnte nicht umschauen.

Eine Stimme nannte seinen Namen. Diese Stimme war keine feindliche, es war die Brémonts.

Dieser Schäker, der sonst nicht eigentlich ein Säufer war, hatte den spanischen Wein unten im Keller so süß und anheimelnd gefunden — er stammte ja aus den spanischen Niederlanden — daß er bis zur Betäubung bei dem Genusse verweilt, und dann neben dem Fasse in schweren Schlaf gesunken war.

Der gut gewölbte Keller war vom Feuer verschont geblieben, der Schläfer hatte gar nichts gemerkt von den Dingen, die sich oben ereignet, und als er endlich aufgewacht, da war er sehr erstaunt gewesen, vor Balken und Trümmern kaum heraus zu können aus dem Kellerhalse. Dieser mündete nach der hinteren Seite des Hauses, und so entdeckte er gleich den grabenden Mann, der noch mit halber Leibeslänge aus seinem Loche hervorragte. Er hielt ihn auch gleich für Medardo, aber der kahle Scheitel machte ihn irre. Er hatte nie bemerkt, daß die „rote Feder“ eine Perücke trage, indessen! — er ging langsam zu ihm, zuweilen betroffen seitwärts auf die Brandstatt blickend, die er nicht zu erklären wußte.

Nun, Medardo gab ihm rasch alle Erklärungen, auch die Perücke und das Graben nach dem Schatze betreffend.

„Löse mich eine Weile ab im Graben,“ schloß er, „ich will umherspähen, ob sich auch niemand zeigt.“

Niemand zeigte sich. Er übernahm wieder die Arbeit von dem etwas träg und matt grabenden Brémont, und endlich blieb das Grabscheit unten hängen.

„Jetzt kommt's!“

Ein Fetzen grober Leinwand hing an der Schaufel, als sie heraufgezogen war.

„Gegen den Rost scheinen sie Sackleinwand umgeschlagen zu haben — all' ihr Heiligen!“ schrie er auf und sprang aus der Grube.

Er hatte mit den Händen zugegriffen, hatte die Leinwand auseinander gerissen gehabt und aus der Erde war ein menschliches Angesicht zum Vorschein gekommen, das Angesicht eines Leichnams.

Brémont erkannte ihn; er hatte die Leiche da drüben gesehen, als er des Morgens fortgeschlichen war — es war Odontius, den Tschirill hier begraben hatte ohne Vorwissen seines Herrn. Der Graf hatte bis zuletzt geglaubt, Odontius liege krank darnieder.

Die beiden sonst leidlich abgekochten Sünder sahen einander nicht ohne stilles Entsetzen an, und der Gedanke kam dem einen wie dem andern, fort von diesem Orte, der verwünscht und unheilbringend ist!

Brémont übernahm die Führung. So wie er damals, schlichen sie jetzt beide rechts an der Brandstatt und dem Wirtschaftsgebäude vorüber nach dem Zaune, wo auch das Loch noch offen war von damals.

Erst als sie aus dem Walde waren, begannen sie ein Gespräch. Keiner hatte Lust, den Pater Lamormain die neue Hiobspost zu überbringen. Was aus dem Wagen, was aus dem alten Grafen geworden, wußten sie gar nicht.

„Gehen wir zum Herrn Tocke! Der mag's bestellen!" sagte Brémont.

„Du weißt seine Wohnung?"

„Freilich. Am Lugeck, im Regensburger Hofe."

„Gut, gehen wir dahin. Ah, du hast ja die Ledertasche gerettet! Das ist doch ein kleines Beutestück!"

„Ja, wenn die Papiere was bedeuten. Das bißchen Geld ist nicht der Rede wert, nicht des —"

„Nicht des Ablieferns wert, meinst du?"

„Du scheinst es zu meinen. Und ich — ich hab' nicht viel dagegen."

„Nicht viel? Alter Wallone!"

Sie teilten die Geldstücke und marschierten auf die Stadt zu.

Zu ihrem Erstaunen begegneten sie in der Gegend von Hernals dem Herrn Tocke. Zu so früher Morgenstunde!

Herr Tocke war derselbe blonde Mensch, welchen Spath damals vom Kandidaten Götzinger hatte herauskommen sehen, als der Doktor Blandini das Heilkraut unweit des Gartens gesucht hatte für den kranken Kaiser. Herr Tocke war ein Freund des Kandidaten und besuchte diesen oft, — um für den Provinzial immer auf dem Laufenden zu bleiben über das Ketzer-

und Verschwörernest im Hernalser Schlosse. Kandidat Götzinger hielt ihn natürlich für einen orthodoxen Lutheraner aus Görlitz und hatte ihn sehr gern, weil er alle dogmatischen Gänge des Kandidaten so verständig und getreulich mitzumachen und zu erklären wußte. Herr Tocke war so belesen!

Jetzt war nun Erntezeit für Herrn Tocke. In Hernals erfuhr man, was die Böhmen und wie sie's vorhatten. Jetzt durfte man den Gang nicht scheuen durch die vielfachen Wachen am Tore, für welche ein Mann wie Tocke immer einen vortrefflichen Ausweiszettel in der Tasche hatte. Und auf solch einem Erntegange war Herr Tocke in der Morgenfrühe begriffen, als ihm die beiden Agenten begegneten.

Er liebte es nicht, öffentlich mit so bekannten Gestalten zu verkehren. Er winkte ihnen also, ehe sie ihn ansprechen konnten, in die Schlucht eines Weingartens hinter ihm einzutreten.

Dort hörte er sie an. Er hörte mit Vorsicht. Denn er merkte bald, daß er in betreff des Grafen mehr wisse als sie, und er hielt es nicht für nötig, das zu verraten. Teilung der Kenntnisse, so weit es irgend angeht, war eine jesuitische Grundregel. Dieser kleine Görlitzer brauchte sehr wenig Schlaf. Er war heute schon vor der Sonne aufgewesen, der Ausgang der Expedition hatte ihn gestachelt, und er war im Morgendämmer zum Türhüter des Jesuitenhauses geeilt. Zu seinem Erstaunen hatte er auf der Treppe ein wunderliches Menschenkind in Hemdsärmeln gefunden, das mit ihm ins Haus wollte: Tschirill, den er nicht kannte. Der Türhüter war ergrimmt gewesen, daß der „Lump" immer noch da sei, hatte ihn zurückgestoßen und die Tür zugeschlagen, nachdem Herr Tocke eingetreten. Herrn Tocke hatte er dann erzählt, was es mit diesem „Lump" für eine Bewandtnis habe und was in der Nacht angekommen sei. Ein eisgrauer Mönch, weiter nichts. Eine Kiste, wie ihm angekündigt gewesen, sei nicht mitgekommen, und der Herr Provinzial sei in der Nacht über-

aus ungnädig gewesen, als er von jenem eisgrauen Mönche herausgetreten und die Nichtankunft der Kiste erfahren habe. — Darauf hatte Herr Tocke den Türhüter bedeutet, daß der „Lump" da draußen beseitigt werden müsse. Sein Dasein vor oder gar auf der Treppe würde ja am Tage Aufsehen erregen, und der Kerl würde auch nicht unterlassen, den Vorübergehenden zu erzählen, was hier vorgegangen und was er suche. Dies gäbe Skandal. Das Kürzeste wäre, den „Lump" hereinzulassen und festzusetzen. Dem Türhüter hatte das eingeleuchtet. Er hatte geöffnet und Tschirill zugerufen, er möchte hereinkommen. Mit einem auffallenden Instinkt hatte dieser aber gemerkt, daß solch ein Umschlag nichts Gutes für ihn bedeute, und hatte sich nun langsam entfernt. Zur Beunruhigung für Herrn Tocke. Dieser wahrscheinliche Diener des eingebrachten „eisgrauen Mönchs", wie der Türhüter den Grafen Zdenko nannte, war immerhin geeignet, in der Stadt oder sonst wo auszubringen, daß und wo sein Herr eingesperrt worden sei. Jetzt entnahm Herr Tocke nun obenein, daß Medardo und Brémont sogar nicht wußten, wohin der Graf entführt worden. Es wußte es also niemand als der Lump von Diener. Das war immerhin ein Vorteil, der ausgenützt zu werden verdiente. Die Ausnützung bestand darin, daß man den Diener ausfindig zu machen und zu ergreifen suchte.

Konrad mochte aber angetan sein, wie er wollte, er war zu händelartigen Abenteuern ausersehen. Brémont nämlich kam gerade jetzt die Wipplingerstraße entlang, um verabredetermaßen die Ledertasche in den Regensburger Hof zu tragen, und an der Ecke des Hohen Marktes sah dieser den Tschirill stehen, welcher sich die Häuser betrachtete und über den Hohen Markt zurückschaute, ehe er in die Gasse eintrat. Brémont stutzte einen Augenblick, im nächsten aber erkannte er den Burschen, welchen er gerade so, wie er dastand, heute nacht neben dem die Treppe herabsteigenden Grafen gesehen. Herrn Tockes Rede, Medardos Erklärung dazu, es war unzweifelhaft, und

siegesgewiß schritt er auf den armen Burschen zu, welcher die Gefahr nicht ahnte, sondern starr nach den Häusern rückwärts blickte. So kam Brémont unbemerkt dicht neben ihn und legte Hand an ihn, barsch und kurz verlangend, Tschirill möge ihm folgen. Die Schranne am Hohen Markte war nur fünfzig Schritte entfernt. Dort wollte er ihn dem alten Pudel übergeben.

Tschirill sah erschrocken in das grinsende Antlitz Brémonts. Er sprach nichts, er tat nichts. Die Prozesse seines Kopfes waren langsam. Als ihm endlich klar wurde, daß er verhaftet werden sollte, machte er aber eine so nachdrücklich abwehrende Bewegung, daß Brémont an die Wand des Eckhauses flog und Tschirill wie ein Wiesel durch die Menschenmenge nach den Tuchlauben hinein entschlüpfen konnte. Brémont traf ärgerlich Anstalt, ihm zu folgen. Das war nicht gefährlich, denn sein lahmer Fuß gestattete nicht eine besonders eilige Bewegung. Aber er fing eben an zu rufen: „Ein Böhm'!" und das war in diesem Momente gefährlich, weil man auf solchen Ruf den Flüchtling aufgehalten hätte — da, da fiel Brémont, ehe noch der ganze „Böhm'" aus der Kehle war, seiner vollen Länge nach hin aufs Pflaster. Ein langer Stock war ihm zwischen die Beine geraten. Natürlich gehörte dieser Stock dem mährischen Ochsentreiber, der seines Weges weiterging, als gehörte der Stock gar nicht zu ihm. Die Leute lachten, und eh' sich Brémont wieder aufgerichtet, war Tschirill unter den Tuchlauben, Konrad in der Wipplingerstraße verschwunden.

Tschirill hatte sich gleich beim Eingange zu den Tuchlauben rechts gewendet und war durchs Schultergäßchen gelaufen, hatte sich dann wieder rechts gedreht und kam so instinktmäßig wieder in die Wipplingerstraße. Er hatte auch in der Flucht seine Richtung eingehalten und ging nun ganz wie vorher alle Häuser betrachtend nach der Hohen Brücke zu. Die Gefahr, mit Gefangennehmung bedroht zu sein, ward ihm jetzt schon geläufig. In leidlicher Fassung schritt er hinter dem Weiß-

mantel, dem mährischen Ochsentreiber, her. Wenn er nicht nach den Häusern blickte, sah er mit einem angenehmen Gefühle auf diesen Mantel, eine Tracht seiner Heimat. Hätte er den Mann darunter nur angeredet!

Dieser, Konrad, war auf dem Wege nach Harnals, also zu den Freunden des Grafen Zdenko, bei welchen die Nachricht vom Gefängnisorte des Grafen Zdenko am wirkungsvollsten angebracht werden konnte. Aber Tschirill ahnte nicht, wer vor ihm ginge, und Konrad blickte nicht um. Bei der Wendung nach der Renngasse verließ er obenein die Richtung, welche Tschirill sich ganz gut eingeprägt hatte. Konrad ging frech durchs obere Arsenal. Er wollte in seine verlassene Wohnung am Kegel, wo seine Frau im Wandschränkchen gestern etwas vergessen hatte, als sie mit Kind und Vater und ihrer kleinen Habe nach Hernals ausgewandert war. Nicht ihretwegen steuerte er übrigens nach Hernals, sondern infolge der Nachricht, welche Pfeifer gebracht. Ein Lastwagen mit Mehlsäcken sollte gerüstet und vielleicht morgen schon nach Wien hereingebracht werden zum Wildlingschen Hause auf der Seilerstatt. Unter den Mehlsäcken —

„Der böhmische Feldhauptmann ist nicht dumm!“ lachte er vor sich hin und trat zur Seite vor zwei Reitern, die eben aus dem oberen Arsenalhofe heraus in die Stadt ritten.

Der alte, steif zu Pferde sitzende Herr war der Arsenalhauptmann, wie er in damaliger Sprachweise hieß, war Santhelier. Konrad kannte ihn vom Ansehen. Der andere war untergeordnet und hörte respektvoll auf die kurzen Worte des alten Hauptmanns. Konrad verstand im Vorübergehen die Worte „Krems“ und „florentinisch“, und dann sah er, daß der untergeordnete Reiter rechts abbog in die Renngasse, Hauptmann Santhelier nach der Wipplingerstraße geradeaus ritt.

„Nach Krems?“ dachte Konrad. „Wohl über Krems nach Budweis, um Hilfe zu holen! Ehe die ankommt, werden unsere Mehlsäcke schon ihre Schuldigkeit getan haben!“

Und dies denkend, schritt er guten Mutes zum Pförtchen hinauf, welches ins Kegelgäßchen leitete. Er hatte ja Brémont da unten erst gesehen, und sonst kannte ihn niemand hier im Arsenale.

Tschirill seinerseits war betrachtsam bis zu den „Drei Hacken" auf die Freiung gekommen, und dort hatte ihm ein Hausknecht auf seine Frage: „Schottenkloster?" mit der Hand gezeigt, daß es vor ihm liege zur Rechten. Endlich! Er läutete.

Der Pförtner öffnete.

„Pater Dunstan?"

„Ist vor einer Viertelstunde fortgeritten."

Tschirill brach in ein bitterliches Weinen aus. Nach aller Anstrengung, nach allem Schmerz und Schrecken täuschte ihn nun die letzte Hoffnung. Denn er meinte in seiner Angst, wenn nicht sogleich sein Geheimnis an eine Vertrauensperson gelange, wenn nicht sogleich Anstalt getroffen werde zur Hilfeleistung, so sei sein Herr verloren. Er knickte zusammen an der Schwelle der Klosterpforte und schluchzte wie ein Kind.

Der Pförtner, ein gutmütiger alter Mann, suchte ihn aufzurichten und meinte, ihn zu erkennen. Er war von schärferer Aufmerksamkeit als Tschirill und erinnerte sich, daß damals mit dem Gaste des Pater Dunstan ein Diener gekommen und gegangen sei. Dieser Diener war zwar nur beim Kommen und Gehen sichtbar gewesen, dennoch mahnte der Krauskopf den Pförtner an jenen Diener. Er hob ihn auf, sprach ihm Trost zu und führte ihn in seine Stube. Pater Dunstan sei zwar über Land und bleibe allerdings manchmal tagelang aus. Diesmal aber sei er, soviel verlautet habe, nur nach Penzing hinaus, um einen Frachtwagen ausrüsten zu lassen und komme wohl im Laufe des Tages wieder heim, besonders da eine Belagerung der Stadt bevorstehe.

„Fasse dich nur, mein Junge," setzte er hinzu, „ich werde dir ein kleines Frühstück besorgen, und dann wirst du dich ausruhen."

Tschirill hörte kaum vor Schluchzen. Die Angst des in der Stadt wildfremden Landburschen kam hinzu, er werde den Weg durch die Häuserhaufen nicht mehr finden und er sei ja doch der einzige Mensch, welcher den Ort wisse!

Darin hatte er ganz recht. — Es wäre besser gewesen, wenn der findige Konrad, der jetzt zum Schottentore hinunterschritt, im Besitze des Geheimnisses gewesen wäre. Und doch war auch er seiner Freiheit nicht besonders sicher. Gerade jetzt, als er ans Tor kam, trat Medardo aus der Wachtstube, wo er nicht ohne Schwierigkeit Toilette gemacht hatte, eine Toilette, hinter welcher ihn sogar Konrad kaum erkannte. Eine schwarze Kappe bedeckte seinen Schädel bis an die Augenbrauen, und das versengte Gesicht war trotz Reibens und Waschens voll Blasen und Brandflecken geblieben, viel grausamer entstellt als damals nach dem Fluge auf das Pflaster vor dem „Weißen Löwen", viel grausamer! Die beiden Gegner gingen arglos aufeinander zu, und erst als sie dicht bei einander waren, schoß dem mährischen Ochsentreiber der Gedanke auf, dies könne — Er wendete rasch den Kopf nach der anderen Seite Medardo wurde aufmerksam durch dieses scheue Abwenden, aber ein Gardist trat eben zu ihm mit einer Meldung. Sie lautete dahin, daß der Feind jenseits der Donau mit seiner Hauptmacht nach Aspern hinab gesehen worden, also wahrscheinlich über die Lobauinsel den Fluß passieren und von der ungarischen Seite gegen die Stadt rücken werde. Deshalb solle beizeiten nur das Stuben- und Burgtor geschlossen, das Schottentor aber zum Aus- und Eingang für das Bedürfnis des Proviants offen gelassen werden bis auf weiteres.

Konrad hörte dies noch und gelangte unbehelligt hinaus. Die aufgefangene Nachricht war ihm wichtig genug und erwünscht. Das Schottentor war ihm das liebste zur Einpassierung des Mehlwagens.

Heiteren Sinnes schritt er auf das Hernalser Schloß zu. Die Witterung des Morgens war angenehm. Der Himmel

war bedeckt, und es wehte ein abgekühlter Luftzug. Konrad freute sich auf die nächsten Tage, denn er hatte scharf und gefährlich zu tun. Das war ihm recht. Im böhmischen Lager hatte es ihm nicht besonders gefallen. Die vielen schweigsamen Leute, welche nicht Deutsch verstanden, das finstere, fast unheimliche, ans Hussitentum mahnende Protestantentum der Böhmen war nicht nach seinem Sinne gewesen. Er liebte überhaupt die Böhmen nicht, und der grelle Gegensatz zwischen Herren und Dienern, das ganze slavische Wesen der gemeinen Leute paßte nicht zu seinem oberösterreichischen Charakter. Dabei hatte es nichts zu tun, nichts zu wagen gegeben — es war ihm langweilig geworden. Jetzt aber war ihm eine wichtige Aufgabe anvertraut. Er sollte ein gefährliches Kriegsinstrument aus dem böhmischen Lager abholen und nach Wien hineinschwärzen, damit es in Wien von den protestantischen Parteigängern zum Schrecken und Verderben der Festung angewendet werde. Das war etwas für ihn! Was das eigentlich für ein Instrument sei, wußte er nicht genau, der Name „Petarde", welchen Herr von Wildling gebraucht heute nacht bei der Mitteilung, war ihm fremd und unbekannt. Aber einerlei! Er würde es schon kennen lernen! In Hernals wollte er einen Mehlwagen rüsten lassen zur Aufnahme desselben, und dann wollte er, hoffentlich heute noch, über Gumpendorf hinüber nach Schwechat zu. In der Richtung von Schwechat werde das böhmische Heer heranziehen. Die Meldung am Schottentore hatte auch soeben die Nachricht Pfeifers bestätigt.

Guten Humors schritt er über die Grabenbrücke in den Hof des Hernalser Schlosses.

Da saßen auf einer Bank vor der Gesindestube die Seinigen, sein Weib, sein Kind, sein Schwiegervater. Sie genossen dem Kinde zu Gefallen die wohltuende Morgenluft. Er herzte Weib und Kind, welche den weißmanteligen Ochsentreiber nicht gleich erkannt hatten, setzte sich zu ihnen und war auf kurze Zeit

idyllischer Hausvater. Er erkundigte sich, ob das von Spath angewiesen Stübchen zureiche und ob sonst alles in Ordnung sei. Nur kurze Zeit! Lange dauerte solch friedliches Behagen nicht in ihm, und beim Namen „Spath“ lag es ihm zu nahe, daß er gerade mit diesem die Anstalten mit dem Mehlwagen besprechen wolle.

„Wo ist Spath?“ fragte Konrad.

„Drüben beim Herrn Kandidaten — da kommt er!“

Er trat mit dem Herrn Kandidaten Götzinger und Herrn Tocke eben in den Hof. Der Herr Kandidat schien seinem hellblauen Gaste aus Wien eine Strecke weit das Geleit geben zu wollen. Wenn er es nur ohne weiteres getan hätte! Herr Tocke paßte gar nicht zu Konrad und zu dessen bedenklichem Vorhaben. Konrad war immer vorlaut und unvorsichtig, und hielt natürlich den hellblauen Blondin, welchen er übrigens nicht kannte, für einen Religionsgenossen. Kathi sagte ja auch leise:

„Der schmucke Herr ist einer von Euren Leuten aus der Stadt, und der Herr Kandidat soll große Stücke auf ihn halten.“

Vater Hamm schien eine Einwendung machen zu wollen, aber da kam der Kandidat mit seinem Gaste schon heran und fragte Konrad, ob er etwas Neues gehört und wie die Sachen stünden und ob das streitende Israel unter dem verehrlichen Grafen Thurn viel Zeit brauchen werde, das götzendienerische Garizim in den Staub zu werfen.

„Ein paar lumpige Tage, Herr Kandidat, mehr nicht!“ erwiderte Konrad.

„Mehr nicht?“ lispelte Herr Tocke.

„Mehr nicht. Ich bin eben auf dem Wege, ein Instrument zu holen, das gehörig „Staub werfen“ wird!“

„Wieso?“

„Na, Ihr sollt's schon hören, wenn Ihr ein Wiener seid und nicht weit vom Tore wohnt.“

„Von welchem Tore?“

Jetzt erst merkte Konrad, daß Vater Hamm ihn am Mantel zupfte. Er sah sich nach ihm um und erkannte an Augen und Miene des alten Papas, daß da etwas nicht richtig sei und der Herr Schwiegersohn lieber sein Maul halten solle. Konrad verstand das wohl, aber er war eine Antwort schuldig.

„Von welchem Tore?" fragte nun auch der Herr Kandidat.

„Vom Neutore!" sagte Konrad und tat sich mit einem Blicke auf seinen Schwiegervater etwas darauf zugute, die Neugierigen irregeleitet zu haben. Denn dem Neutore galt der Streich nicht. Übrigens wich er nun weiteren Fragen aus, und der Kandidat ging nach kurzem Verweilen mit Herrn Tocke nach dem Tore zu.

„Warum zupftet Ihr mich denn?" fragte nun leise Konrad.

„Weil ich den hellblauen Herrn", entgegnete Hamm, „einmal bei Pater Lamormain gesehen, und weil ich einige Worte von ihm gehört habe, die mich mißtrauisch machen."

„Donnerwetter! Da will ich ihm gleich nach und ihn so zusammenbeuteln, daß er —"

„Nicht doch, nicht doch!" riefen Hamm und Spath, und letzterer hielt Konrad zurück, hinzusetzend, das müsse wohl eine andere Bewandtnis haben, denn der „Hellblaue" verkehre schon seit dem Winter mit dem Herrn Kandidaten und erzähle diesem auch Neuigkeiten von den Päpstlichen. Das wisse er vom Herrn Kandidaten selber. Er möge also wohl ein Zwischenträger für unsere Leute sein — „da kommt der Golling! Herr Gott, wie sieht der aus! Was ist dem begegnet?!"

Golling kam von der Brandstatt oben. Er wollte nach Wien ins Schottenkloster, um die Meldung des Unglücks zu machen. Im Vorbeigehen nur wollte er auch der „gnädigsten Frau" Bericht abstatten.

Natürlich mußte er erst unten alles erzählen, ehe ihn Spath hinaufführte. Erzählen so gut er's wußte von seiner Frau und seiner Tochter. Letztere war nach Ausbruch des

Brandes mit den Tieren beschäftigt gewesen, die sich verlaufen gewollt, und Frau Golling war nicht in der Stimmung gewesen, aufmerksam zu bemerken. Für sie war der böhmische Überfall samt dem Wagen mit dem Herrn Grafen gleichzeitig verschwunden, Graf Zdenko war also auch nach Gollings Berichte von den Böhmen entführt. Dabei mischte der verstörte Jägersmann immer noch den verwünschten Hirsch auf der Hüttelsdorfer Seite hinein, der ihn vom Hause weggesprengt und den er noch obenein gefehlt habe.

Ehe es hinaufging zur Frau Baronin, nahm Konrad den Spath beiseite und fragte ihn, ob er den Mehlwagen allein beschaffen könne, oder ob er dem Freiherrn davon sagen müsse. Spath, von des alten Grafen und Gollings Schicksal sehr betroffen — die arme Nandl oben lag ihm schmerzlich im Sinn — war etwas schwerhörig für Konrad, und als er endlich hören und verstehen mußte, erklärte er kurz, dem gnädigen Herrn dürfe man mit solch einer Geschichte nicht kommen, der gnädigen Frau aber wolle er's sagen, und der Wagen solle gerüstet werden.

„Ich verlaß mich drauf!“ sagte Konrad.

„Den Kuckuck auch! Kann ich dafür einstehen?“ erwiderte Spath, der bei aller Betroffenheit doch nüchtern blieb und den Augenblick nicht geeignet fand, für diese Böhmen etwas Gefährliches zu unternehmen, welche soeben da oben — „Ich werd's ihr sagen, damit holla!“

„Du wirst's schon richten,“ lachte Konrad, „und ich marschier' hinüber!“

Unter der Versicherung an die Seinen, morgen, spätestens übermorgen wieder da zu sein, wanderte er nach den Weingärten von Gumpendorf hinüber, welche in damaliger Zeit einen sehr beliebten Wein lieferten, und nahm seine fernere Richtung unter dem Laaer Berge hin, um etwaigen Truppen auszuweichen, die von Wien aus als Vorposten nach Schwechat hin aufgestellt sein könnten. Unnötige Besorgnis! Dazu fehlte

es der Regierung in Wien an Reitern, weil es ihr an der Beihilfe des Adels fehlte, welcher vorzugsweise Reiter ins Feld stellte. Wohl sah man Reitertrupps aus der Badener und aus der Brucker Gegend in einzelnen Partien nach der Waldhöhe von Rauchenwart hinter Schwechat ziehen, aber dies waren Kontingente protestantischer Herren, welche der böhmischen Armada entgegenzogen, um sich mit ihr zu vereinigen. Unter ihnen natürlich den dicken Freiherrn von Thonradl, welcher aus seinem Ebergassing vergnügt ausrückte mit seinen Knechten, um in Fischamend den Grafen Thurn zu begrüßen.

Dort nämlich, wo die Fischa in die Donau mündet und wo die große Insel Markt-Schüttl-Au den Strom verengt, bewerkstelligte das böhmische Heer seinen Übergang. Bei Fischamünd, wie das heutige Fischamend genannt wurde.

Hans von Starschädel war nicht dabei. Er war in Groß-Enzersdorf, bekannter unter dem Namen Stadtl-Enzersdorf, zurückgeblieben, um die Petarde zu bauen. In diesem Städtchen durfte er mehr Hilfsmittel erwarten als in einem Dorfe. Namentlich Tischler- und Schlosserarbeit und Wachs. Letzteres war hier an der südlichen Grenze des Marchfeldes leicht zu haben, denn man besäte schon damals weite Flächen mit Heidekorn — Heiden, im Volksmunde Haarn genannt — der beliebten Nahrung für Bienen, welche hier im Spätsommer zu Millionen schwärmen. Das Gefäß, welches den Pulverhaufen einer Petarde in sich schloß, wurde nämlich mit Wachs ausgegossen. Das Gefäß selbst, einen kolossalen Becher von Glockenspeise, hatte Hans vorgefunden unter dem Materiale des Geschützwesens. Es bedurfte also nur des Ladens und der kunstgemäßen Verfestigung.

Über die Pulvermasse wurde ein Filz gelegt, welchen der Enzersdorfer Hutmacher liefern mußte, und der Guß von Wachs verschloß ihn um und um. Im Boden des Gefäßes befindet sich ein Loch, welches in das Metall gebohrt ist. Dies Loch ist die Brandröhre, durch welche das ganze entzündet wird. Hans

verschloß diese Brandröhre ebenfalls mit Wachs und ging nun an die Verfertigung des Brandröhrensatzes — aus Mehlpulver, Salpeter und Schwefel — während Tischler und Schlosser das sogenannte Matrillbrett fertigten. In die Oeffnung dieses Matrillbrettes wird der Petardenbecher eingenietet, und das Brett wird übrigens mit Schrauben versehen, vermittelst welcher das ganze Geschoß an das einzusprengende Tor angeschraubt werden kann.

Der genauen Fertigung dieser Dinge hatte Junker Hans einen ganzen Tag gewidmet. Abends war er damit zustande und ließ nun Becher und Brett in dicke Lagen Werg einwickeln und mit doppelten Lagen von Sackleinwand umhüllen, so daß es rund und weich erscheinen mochte wie ein Sack, welcher, mit Mehl besprengt, unter wirklichen Mehlsäcken unverfänglich passieren konnte.

Am nächsten Morgen erst brach er auf, um dem Hauptquartier Thurns zu folgen. Dies war am Tage vorher bis über die Linie von Schwechat der Festung Wien nähergerückt und hatte sich in Kaiser-Ebersdorf eingelagert.

Hier fand Hans günstige Aufnahme, als er melden konnte, daß die Petarde fertig und zur Absendung bereit sei.

Graf Thurn berief sogleich einen engeren Kriegsrat und lud dazu auch einige der österreichischen Kavaliere ein, welche sich bei seinem Heere eingestellt hatten. Unter ihnen auch Thonradl und Jörger. Dieser, mit welchem Loß und Mitzlau gekommen waren, hatte wenig Lust gehabt, der Einladung zu folgen. Er war eigentlich nur auf Zuraten seiner Frau herübergeritten. Ihm war ja dieser ganze Krieg zuwider. Aber er mußte zugeben, daß er all seinen Einfluß, daß er seine ganze Bedeutung als Mittelpunkt der niederösterreichischen Protestanten verlieren müsse, wenn er vor so entscheidender Krisis zurückwiche. Beim katholischen Regimente ohnehin verrufen als wichtiger Parteigänger, werde er nun auch bei der protestantischen Partei verrufen werden als halb und furchtsam, und so werde er sich zwischen

zwei Stühlen auf den Erdboden angewiesen finden, er, welcher daran gewöhnt sei, als ein Herr und Führer betrachtet zu werden.

Er erschien also, wenn auch tief verstimmt, im Saale des Ebersdorfer Schlosses und setzte sich neben dem widerwärtigen Thonradl und mit den böhmischen Rebellen an die runde Tafel, welche mit Karten von der Umgegend Wiens bedeckt war.

Thurn forderte den Herrn von Starschädel auf, seine Meinung auszudrücken, wie die Beschießung Wiens und die Anbringung der Petarde am besten in Verbindung miteinander zu bringen seien.

Er erwartete eher einen niederschlagenden, als einen belebenden Eindruck von dem Vortrage dieses stockernsthaften und — wie er meinte — pedantischen Schülers der Niederländer. Deshalb ließ er ihn zuerst sprechen. Er mit den Seinen gedachte alsdann schon zuzudecken, was der Pedant an Lücken aufgedeckt hätte.

Hans entledigte sich seiner Aufgabe in Kürze. Unter dem vorhandenen Materiale habe sich nur die kleinere Form zu einer Petarde vorgefunden, und er müsse sein früheres Bedenken wiederholen, ob ein solcher Petardenschlag genügen werde, eines der Wiener Tore zu sprengen. Er kenne nur eines, welches er im Vorbeireiten flüchtig angesehen, das Schottentor, für dessen doppelte Bohlen und Eisenbeschläge scheine ihm die Pulvermasse der Petarde nicht groß genug zu sein.

„Es gilt nicht dem Schottentore," unterbrach ihn Thurn, „denn mit jener Seite werden wir wenig oder gar nichts zu schaffen haben. Die Stadt ringsum einzuschließen, ist kaum tunlich. Wir dürfen unsere Macht nicht allzusehr zerteilen. Die Wasserverbindung durch den Kanal können wir doch nicht vollständig absperren. Wir werden unsere Macht darauf zusammendrängen, ein Tor zu stürmen, und dazu soll die Petarde behilflich sein. Auch wenn sie nur einigermaßen wirkt, wird sie uns gute Dienste leisten. Das Stubentor ist dazu ausersehen. Es ist uns am leichtesten zugänglich. Die einzelnen Häusergruppen in

der entstehenden Vorstadt Landstraße machen es uns leicht, bis nahe an den Wienfluß und das Glacis vorzurücken, und die Vorposten berichten soeben, daß die dortige Brücke über die Wien jetzt noch nicht abgebrochen sei. Übrigens werden wir unsererseits die Macht und Aufmerksamkeit des Feindes zu teilen suchen: eine Abteilung unserer Truppen wird des Nachts über den Kanal setzen unterhalb des sogenannten Erdbergs und wird durch den Praterwald vorrücken gegen die Schlagbrücke, als gelte es der Erstürmung des Rotenturmtores. —"

„Dies halt' ich aber für das stärkste Tor!" rief Thonradl.

„Wir halten es vielleicht auch dafür!" fuhr Thurn fort. „Dennoch scheint es uns ratsam, wie ich gesagt. Entweder pocht der Feind auf diese Stärke und wirft wenig Truppen hin, und dann nehmen wir's trotz der Stärke, oder er versieht es mit großer Truppenmacht und entblößt dadurch das Stubentor, auf welches wir es gemünzt haben. Natürlich werden unsere Stücke am Tage dieses entscheidenden Abends ununterbrochen feuern, um Schrecken zu erregen und immerwährende Anstrengung nötig zu machen in der Stadt. Dies ist der Plan.

„Wie bedünkt er Euch, Starschädel?" sprach Budowa, indem er sich zum Ärger Thurns gegen Hans wendete.

„Er bedünkt mich", — erwiderte dieser — „wie ein Mensch mit schwacher Lunge, welcher einen langen und heftigen Anlauf unternimmt. Die ‚Stücke', welche Schrecken erregen sollen, haben eine schwache Lunge. Sie sind von schwachem Kaliber —"

„Das wissen wir!" fuhr Thurn auf. „Der rasche Zug von Böhmen hieher hat es unmöglich gemacht, das stärkere Geschütz in großer Anzahl mitzuführen. Deshalb werden wir den Mauern so nahe rücken mit den Batterien, daß dies ausgeglichen wird. Namentlich der Burg gegenüber bietet die Höhe von Sankt Ulrich Gelegenheit, dem Ferdinand recta in die Fenster zu schießen, und ich denke, das soll ihm den Widerstand bald verleiden. Nicht wahr, Thonradl?"

„Richtig!" schrie dieser und sprang auf. „Und wir Öster-

reicher" — fuhr er fort — „haben auch unsere Batterie vorbereitet auf die Burg und auf den Ferdinand. Wir haben eine Schrift aufgesetzt, welche voll Pfeffer und Salz ist. Die legen wir ihm zur Unterschrift vor, während ihr von Sankt Ulrich aufspielt. In der Angst wird er unterschreiben und damit die Tore der Stadt öffnen; denn er hat alsdann die Abschaffung aller jetzigen Mißbräuche und die Einführung eines neuen Regimentes, unseres Regimentes, unterschrieben. Es lebe die Rebellion der Landstände! Es lebe die Herrschaft des Herrenstandes!"

Wie unpassend dieser Aufschrei auch war bei einem Kriegsrate, dem Grafen Thurn und den Seinigen war er willkommen, um weiteren Widerspruch zu verdrängen, und der dicke, sprudelnde Thonradl wirkte auch in der Tat so behaglich, daß Männer mit einstimmten, welche sein Geschrei ebenso unpassend fanden, wie Hans und der Freiherr von Jörger.

Man stand auf. Jörger allein blieb noch eine Weile sitzen. Er war in Verzweiflung. Das alles war ihm gründlich zuwider. Seine Heimat, sein Wien, seines Landes Oberhaupt so behandelt zu sehen, als eine Beute für fremde Rebellen behandelt zu sehen, und von einem Landsmanne neben sich unwürdigen Jubel darüber vernehmen zu müssen, das empörte ihn innerlichst. Er war zu schwach, um offen dagegen aufzutreten; als er aber endlich seinen einsam gewordenen Sitz verlassen hatte und an der Ausgangstür den umherprustenden Thonradl begegnete, da brach der mühsam verhaltene Zorn aus ihm hervor, und er sagte dem dicken Revolutionär im Vorübergehen halblaut zu Gehör:

„Jeder gute Österreicher wird sich noch in späten Jahrhunderten der Felonie schämen, welche sich hier im uralt österreichischen Hause der Ebersdorfe breitgemacht hat!"

„Was? Felonie?!" polterte der hitzige Thonradl. „Wartet doch, Jörger! Was habt Ihr da gesagt?!"

Jörger wartete nicht, sondern ging, in dem alten Ebers-

dorfer Schlosse wohl bekannt, einer Seitentreppe zu, welche in den Garten führte. Thonradl, jäh aufgereizt, hinter ihm her.

Dieser Garten war berühmt durch seine üppige Fruchtbarkeit, wie denn heute noch der gute Boden um Ebersdorf eine Gemüsekammer für Wien ist. Den Eingang zum Garten vom Schlosse aus bildete ein weiter Rundplatz, von doppelter Reihe hoher Ulmenbäume eingesäumt. Zwischen ihnen waren Ruhesitze angebracht, und auf einem derselben hatte sich soeben ein Kavalier niedergelassen. Suchte er den erquickenden Schatten, oder suchte er die Aussicht nach Wien, welche sich hier eröffnete, da der Garten nordwestlich ans Schloß stieß? Der Kavalier sah gen Wien hinaus, hinter welchem die Abendsonne unterging und achtete nicht sogleich auf Jörger und Thonradl, welche streitend aus dem Schlosse traten. Sie sahen auch ihn nicht, den dunkel gekleideten jungen Mann. Er saß hinter der ersten Baumreihe, an einen breiten Stamm gelehnt, kehrte ihnen also den Rücken zu.

Es war Norbert, einst Pater Norbert fälschlich genannt, ehe ihm noch der Titel eines Paters gebührte, jetzt Zierotin Norbert oder Zierotin Jaromir genannt, und mit einiger Scheu und Verwunderung angesehen von den älteren Männern, von den jungen Kavalieren aber allmählich hingenommen als wunderlicher Standesgenosse, der ins rechte Geleise eingerüttelt werden müsse durch Spott und Zureden. Norbert hatte sich zureden lassen, als Thurn erklärt hatte, ein Zierotin müsse Zeit und Gelegenheit unter Kavalieren finden, sich auf seinen Beruf zu besinnen, auf den Beruf eines freien Edelmannes, welcher ja doch nur irrtümlich Pfaffenknecht geworden sein könne.

Warum sollte er sich auch nicht zureden lassen?! Bequemer war's doch, als wenn er die Entbehrung und Gefahr eines ernstlich Gefangenen hätte bestehen sollen! Der gezwungene Übergang vom Jesuiten zum Ritter war ihm ja auch eigentlich ganz angemessen. Die Liebesleidenschaft in ihm konnte sich's kaum

günstiger wünschen. Siegten die Ketzer — so nannte er sie noch unwillkürlich — nun, so konnte er in der aufgezwungenen Laufbahn weiterschreiten; ein Gelübde hatte er noch nicht abgelegt, es stand also dann nichts Wesentliches im Wege, daß er — —

Dennoch arbeitete die diplomatische Erziehung in ihm auf eigene Hand. Der Stephansturm, den er da rot umsäumt von der Abendglut vor sich erblickte, mahnte ihn an die Kirche darunter, und hinter der Kirche sah er den häßlichen „Provinzial" stehen mit seiner plebejischen Rauheit. Eine Beschwichtigung für diesen Cerberus — meinte die diplomatische Gedankenwelt in ihm — wäre doch sehr wünschenswert! So nahe an der Stadt und in so kritischem Augenblicke, wäre ein Lebenszeichen, das er hineinfördern könnte, doch nicht ohne Wert, wenn es nur mit irgend einer Nachricht von Bedeutung verbunden und beschwert sein könnte! Aber dazu ließ man ihn nicht kommen. Er erfuhr nicht mehr als jedermann im Heere; von Beratungen war er natürlich ausgeschlossen. Er gab sich darum auch jetzt allmählich wieder den Bildern seiner Phantasie hin, welche das schöne Mädchen vor seine Sinne zauberte, das schöne Mädchen, welches ihn einsame Stellen suchen ließ — was war das?

Er hörte heftige Stimmen, und sie näherten sich seinem Platze.

Jörger und Thonradl waren es. Sie gingen an der Baumreihe hin und her und stritten sich zornig. Jörger warf dem Thonradl in österreichisch-patriotischer Entrüstung vor, daß es allerdings Felonie sei, den Lehnsherrn auf solche Weise zu verraten, den Fremden die Landeshauptstadt durch heimliches Öffnen der Tore zu überliefern.

„Bloß eines, Gevatter, bloß das Stubentor, zur Feier der Fronleichnamsoktave! Mit dem Rotenturm ist's ja nicht ernst" — entgegnete lachend Thonradl und fuhr in diesem Tone fort.

Sein Zorn war in Heiterkeit und Spott übergesprungen, als er gefunden hatte, daß Jörger ohne Logik schalt. Widerstand

wollte er ja auch leisten, der protestantische Jörger, nur die Art und der Grad waren ihm mißfällig. Er wollte ins Wasser gehen, ohne sich naß zu machen!

„Dummes Zeug!" höhnte Thonradl und zählte dann alle Folgen auf, wenn das Öffnen des Tores gelungen, die Stadt erobert wäre. „Du sollst es aber auch offen und ehrlich haben" — schloß er — „da du das so nötig brauchst. Ja, das sollst du! An demselben Tage, an welchem vom Prater her und vom Stubentore her das Loch aufgesprengt werden soll, reiten wir unser Zwanzig in die Stadt hinein als Parlamentäre und steigen in die Burg hinauf zum Ferdinand selbst, und du, Jörger, sollst dabei sein, Gott straf mich, wenn du nicht ausgestoßen werden willst aus der Landschaft mit Schimpf und Schande. Denn ganz offen und sonnenklar wollen wir dem Ferdinand in einer Schrift vorlegen, was wir wollen, und das soll er unterschreiben. Ist das nicht grad' und ehrlich, he? Und nun besinn' dich, ob du dich ausschließen kannst und willst. Morgen früh hol' ich mir deine Antwort."

Fort ging er.

Langsam folgte ihm Jörger. Für ein offenes Hintreten vor den Landesherrn hatte er selbst immer gesprochen. Und jetzt sollte es in so furchtbarer Weise geschehen! Und wie konnte er sich jetzt noch ausschließen?!

Norbert hatte nicht alles gehört, denn die Streitenden waren hin und her gegangen. Aber Thonradl hatte geschrien und die Fronleichnamsoktave, Prater, Stubentor waren für Norbert ganz verständlich gewesen. Diese Nachricht konnte die Beschwichtigung sein, welche er für den Provinzial wünschte.

„Auf!" flüsterte er, als auch Jörger im Schlosse verschwunden und Dunkelheit hereingebrochen war. „Auf, das lohnt der Mühe!"

Zu der kavaliermäßigen Behandlung, welche man ihm hatte angedeihen lassen, gehörte es auch, daß ihm einer der mitgefangenen Guardisten als Diener belassen worden war. Den

wollte Norbert jetzt benützen. Er selbst hätte vielleicht nicht entweichen können, als kenntliche Persönlichkeit — er wußte es nicht und hatte es auch bisher nicht beabsichtigt — aber ein geschmeidiger Bursche konnte schon durch die Vorposten schlüpfen.

Kavaliere kamen und gingen ja mit ihrem Gefolge fortwährend ab und zu; es war ein ungeordnetes Revolutionswesen, und der Guardist kannte so nahe bei der Stadt jeden Weg und Steg. — Er war auch bereit. Der Auftrag war so wichtig, daß er ihm nützen mußte. Der Sicherheit wegen sollte er ihn mündlich überbringen und dem Herrn Provinzial selber!

Während der Guardist die Abzeichen seiner Kleidung entfernte und auf der Seite nach Rauchenwart hinauf aus dem Lager schlich, wo keine so scharfe Aufmerksamkeit zu befürchten stand, als auf der Seite gegen Wien, rollte langsam von der Lobauinsel her jener Karren ins Lager, auf welchem die Petarde eingebracht wurde.

Der Führer des Karrens fragte nach dem Quartier des Feldhauptmanns und wurde vor das Ebersdorfer Schloß geführt. Hier war nach Thurns Befehle alles vorbereitet zur Empfangnahme. Der Karren wurde in eine Scheuntenne gezogen und der Herr von Starschädel ward benachrichtigt, daß er am nächsten Morgen zu dieser Scheune kommen und dem ihn dort erwartenden Manne das Geschoß übergeben und die Anwendung desselben erklären möge.

Es war die Zeit des Neumonds, und eine finstere Nacht bedeckte die Erde. Der Himmel war bewölkt, die Luft still und warm. Von Zeit zu Zeit tropfte ein wenig Regen hernieder.

Hans hatte sich bei Budowa einquartiert und hatte zeitig sein Lager gesucht. Selbst Budowa war heute nicht redselig gewesen. Die Entscheidung rückte so nahe; jedermann war ernst und schweigsam. Hans war zudem ermüdet und fiel bald in festen Schlaf. Auch seine Ahnungen schwiegen heute; er hatte nur flüchtig an Hernals und an die Försterei oben auf dem Wiener

Walde gedacht, will sagen an Ludmilla und Vater Zdenko. Von des letzteren Schicksal war nicht ein Hauch zu ihm gedrungen.

Um diese Zeit aber — es war gegen zehn Uhr des Abends — erfuhr drinnen in Wien Pater Dunstan das unglückliche Schicksal seines Freundes Zdenko. Gerade für ihn war er in Penzing beschäftigt gewesen: er hatte alle Vorbereitungen zur Übersiedlung nach Altenburg getroffen, hatte Wagen und Sänfte richten lassen und war erst in später Abendstunde durchs Schottentor heimgekehrt, weil er am verschlossenen Burgtore zurückgewiesen worden war.

Jetzt erst fand er Tschirill und Golling, welche den ganzen Tag auf ihn geharrt hatten, beim Pförtner.

Er verhielt sich regungslos bei der Kunde vom Überfalle der Försterei, vom Brande derselben, von der Wegführung des Grafen. Erst als Tschirill erzählte, daß der Graf in die Stadt gebracht worden sei, erhob er rasch den Arm. Langsam sank er auf die Schulter Tschirills, langsam folgte die Frage:

„Weißt du, in welches Haus?"

„Ja, Pan!"

„Kannst du mich hinführen trotz dunkler Nacht?"

„Ja, Pan!"

„So komm!"

Es war nicht ganz dunkel. In vielen Fenstern waren Lichter aufgestellt nach obrigkeitlichem Befehl, damit das Zusammenfahren von Material, das Ordnen und Einüben der Truppen auch während der Nachtzeit vor sich gehen könne. Und Tschirill mochte in mancher menschlichen Fähigkeit vernachlässigt sein, in tierischer Fähigkeit war er stark ausgerüstet. Er hätte den Weg auch im Dunkeln gefunden. Links — rechts! war eingegraben in seinem Sinn: links bis zum Ende der Renngasse rechts geradeaus bis zum Jesuitenhause. Ohne Schwanken brachte er den Pater Dunstan vor dies Haus.

„Hier?!"

„Hier."

Jetzt erst zeigte sich Dunstan erschüttert und bedeckte mit beiden Händen seine Augen. So stand er lange still; nur die zwei Worte: „Armer Zdenko!“ rangen sich aus seiner Brust.

Ohne weiter ein Wort zu sagen, ging er langsam nach dem Schottenkloster zurück. Tschirill folgte betroffen. Er hatte wohl erwartet, der ihm mächtig erscheinende Herr Pater werde sofort Einlaß begehren in das große Haus und den Herrn befreien.

Im Schottenkloster angelangt, sagte Pater Dunstan zu Golling, er möge sich schlafen legen mit Tschirill. Vor Tagesanbruch werde man ihn wecken. Dann solle er hinaus und Botschaft tragen. Zunächst nach Hernals, um sich zu versichern, ob Junker Hans wirklich beim böhmischen Heere sei, dann zu diesem.

Alsdann ging Pater Dunstan die große Stiege hinauf und trat in die Zelle des Abtes, von dem er wußte, daß er bis tief in die Nacht hinein zu lesen pflege.

Bei diesem blieb er wohl eine Stunde. Dann ging er auf seine Zelle und schrieb bis gegen Morgen. Als dieser aufdämmerte, erhob er sich und stieg hinab zum Pförtner. Golling und Tschirill hatten auch nicht geschlafen und waren seiner Befehle gewärtig.

„Golling,“ sprach er langsam, „laß Tschirill von Hernals hinaufführen zu den Deinen. Dort bleibt er, bis ich Zeit finde, hinaufzukommen. Er bewacht die Brandtrümmer. Niemand soll sie betreten. Du aber, Golling, gehst von Hernals geraden Weges ins böhmische Heerlager. Bei Schwechat soll es sein. Und du erkundest dort den Junker Hans von Starschädel und übergibst ihm dieses Schreiben. Verwahre es gut und sobald du es abgegeben, kehre zurück zu den Deinen. Gott schütze Euch!“

Tschirill ging weinend mit Golling. Er wäre viel lieber in der Stadt geblieben, in der Nähe seines Herrn. Aber dem Herrn Pater Dunstan gehorchte er.

Der Pförtner geleitete sie zum Schottentore hinüber für den Fall, daß es so früh am Tage noch geschlossen sei. „Der

Dienst des Klosters!" sollte er sagen, damit es geöffnet werde. Es war aber geöffnet. Man suchte Nahrungsmittel so viel als möglich in die Stadt zu bringen.

Lichtgrau flog der Tag über den Himmel, als Golling und Tschirill über die Wallgrabenbrücke vor dem Tore ins Freie hinausschritten.

Länger wartete auch Tartsch nicht in Ebersdorf, der seinen Herrn wecken sollte, wenn der Abgesandte vom Grafen Thurn käme, um die Petarde in Empfang zu nehmen. Dieser war so frühe da. Es war der Bart-Konrad, und er war nicht wenig erstaunt, alte Bekannte zu finden in solcher Angelegenheit. Man hatte ihm nur gesagt, beim Herrn von Budowa wohne der Kavalier, welcher ihm Auskunft erteilen werde.

Konrad war immer noch voll Mißtrauen gegen den Junker. Er konnte nicht vergessen, daß er ihn Arm in Arm mit dem „tollen Waldstein" gesehen. Und jetzt war derselbe Junker im Feldlager der Waldsteinschen Feinde und war eine Vertrauensperson! Und desselben Junkers sogenannter Vater, der steinreiche Graf, war gestern erst von diesen Böhmen überfallen und gewaltsam fortgeführt worden, wie Golling ja soeben berichtet hatte! War das eine Konfusion für den sonst so schlauen Konrad!

Er hörte deshalb zerstreut zu, als Junker Hans in den Bauernhof heraustrat und ihm die Eigenschaft der Petarde und die Art auseinandersetzte, wie sie vermittels des Matrillbrettes angeheftet werden sollte. Hans erkannte bald, daß Konrad keine klare Vorstellung gewann. Er ließ sich also von Tartsch ein Stück Kreide geben — es war unterdes Tag geworden — und zeichnete Metallbecher und Zündloch und Luntenfaden und Matrillbrett ans Haustor, und erklärte alles nochmals. Umsonst! Bei genauer Nachfrage fand er, daß Konrad immer noch unsicher und ungenau war.

„Nun, da bleibt nichts übrig," sagte Hans ärgerlich, „als

daß wir die Petarde wieder auspacken und daß ich Euch alles genau zeige und vormache am Instrument selber!"

„Das wird wohl 's beste sein!" erwiderte Konrad, der einräumte, daß er heute „begriffsstützig" sei, und er schickte sich an, mit dem Junker nach der Scheuntenne zu gehen, auf welcher der Karren mit der Petarde stand. „Ich bin halt nicht so gefaßt", brummte er, „wie der Herr Junker. Wenn man mir so wie Euch den Vater fortgeschleppt hätte, und wär's auch nur den Pflegevater, so —"

„Was?!"

Und jetzt erfuhr Hans zum ersten Male das Unglück, so weit es Konrad wußte. Er geriet außer sich. Konrad mußte sich fest mit beiden Füßen einrammen, um nicht umgeworfen zu werden von dem Fragenden, der jede Einzelheit gleichsam aus ihm herausriß. Erst als der Name „Raupowa" heraus war, ließ Hans los, um die Faust zu ballen.

„Raupowa?!" schrie er. „Wehe ihm! Böhmische Räuber ihr! Wo mag er hin sein?! Wie kann ich ihn einholen?! Tartsch, die Pferde!"

„Für den braucht der Herr Junker keine Pferde! Den hab' ich gestern abends hier ankommen sehen mit seinen Gefangenen." —

„Hier?! Und der Graf mit ihm?!"

„Den hab' ich nicht gesehen. Es waren bloß Reiter und Fußgänger. Gefangene Fußgänger. Aber das waren nur Kriegsknechte, der alte Graf war nicht drunter. Der könnte wohl auch nicht marschieren."

„Führ' mich hin zu dem Schurken. Wo ist er abgestiegen?"

„Das weiß ich nicht! Wird wohl auf dem Schlosse sein, der Spezial des Feldhauptmanns!"

„Also aufs Schloß!" schrie Hans und stieß eine Hand von sich, welche ihn am Arme hielt.

Es war die Hand Budowas, welcher von den heftigen Reden herausgelockt worden war.

„Fassung, Fassung, Mäßigung, Hans! Was ist's?"

In drei Worten rief ihm Hans zu, was der nichtswürdige Raupowa getan, und eilte nach dem Schlosse.

Budowa folgte. Es ging langsamer, als Hans wünschte. Das Heer hatte sich schon in Bewegung gesetzt und die Gassen des Dorfes waren angefüllt und verstopft von den Geschützen und Wagen und Reitern.

Konrad folgte natürlich ebenfalls. Das war was für seinen „Gusto", und der Junker gefiel ihm zum ersten Male wieder. Das war doch ein blanker, ehrlicher Zorn!

Als sie endlich bis zum Schloßhofe durchgedrungen waren, erfuhren sie, daß der Feldhauptmann mit den vornehmsten Herren auf der anderen Seite des Schlosses unter den Ulmenbäumen im Garten sein Frühstück einnehme. Also um das Schloß hinum nach dem Garten!

Da saßen sie im Schatten der breitästigen Bäume, wohl zehn Herren.

Der Schatten war schon willkommen, denn die Morgensonne war unverhüllt emporgestiegen und sendete bereits heiße Strahlen über das Dach des Schlosses auf den runden Raum vor den Bäumen. Neben Thurn saß Loß und neben Loß an der Ecke Wenzel Wilhelm von Raupowa, der eben gesucht wurde. Obwohl mit dem Gesichte nach der Richtung sitzend, in welcher Hans raschen Schrittes herankam, sah Raupowa diesen doch nicht. Er war hungrig und war ganz in sein Frühmahl vertieft. Erst als er dicht vor sich rufen hörte: „Herr Wilhelm von Raupowa!" blickte er auf.

„Herr Wilhelm von Raupowa!" wiederholte Hans mit einer Stimme entschlossenen Ingrimms. „Ist es wahr, daß Ihr den verehrungswürdigen Greis, den Grafen Zdenko von Zierotin, bei nächtlicher Weile in seiner Wohnung räuberisch überfallen, daß Ihr die Wohnung in Brand gesteckt und den hilflosen Greis davongeschleppt habt? Ist das wahr?"

„Was geht's Euch an, ob ich das oder jenes getan?"

„Ja oder nein!“

„Laßt mich in Ruh —!“

„Ja oder nein!“

„Oder ich weise Euch den Weg!“

„Also ja! So beginnt Ihr einen Krieg um religiöse Freiheit! Den freisinnigsten und frömmsten Mann, der tausendmal mehr wert ist, als ihr alle zusammen, überfällt Ihr, um ihn zu berauben.“ —

„Deutscher Junker —!“

„Einen verehrungswürdigen Greis reißt Ihr in den Tod, denn die Lebenskraft seines hohen Alters hängt nur noch an einem Haar, bloß um sein Gold zu stehlen, das er einer guten Sache bereitwillig und mit vollen Händen hingegeben hätte — pfui über Euch! Schande und Schmach über Euch, die Ihr mit gemeinem Sinne die reinsten Fragen des Glaubens besudelt —“

„Da, unverschämter deutscher Lump!“ schrie Raupowa, indem er aufsprang, sein Schwert aus der Scheide riß und einen Hieb auf Hans von Starschädel führte, der ihm den Kopf spalten mußte, wenn er ohne Gegenwehr blieb, so sehr war er ausgeholt aus vollster Kraft des Leibes und der Wut.

Aber die Gegenwehr war blitzschnell da. Hans war in in Handhabung der Klinge aufgewachsen, die Klinge gehorchte ihm, wie ihm sein Arm gehorchte. Sie war jetzt aus der Scheide rasch wie ein Gedanke, sie parierte fast ohne Handkorb den furchtbaren Hieb, so daß er abglitt und tief gegen den Erdboden hinabfuhr. Dadurch kam Raupowa aus dem Gleichgewichte und war nicht imstande, unmittelbar einen zweiten Streich folgen zu lassen gegen den einen Schritt zur Seite springenden Gegner. Im Gegenteil! Hansens Angriff überraschte nun ihn, ehe er wieder in voller Deckung war, und die Hiebe des Junkers fuhren zweimal, dreimal um Raupowas Brust und Hut, daß die Fetzen vom Kleid und Filze flogen. Nur weil der Sprung zur Seite den Junker auch einige Spannen vom Gegner entfernt hatte, griffen sie nicht tief genug.

Alle sprangen auf am Tische und zogen ihre Schwerter, um die Streitenden zu trennen. Ehe das aber bewerkstelligt werden konnte, war Raupowa zu neuem Streiche um jene fehlenden Spannen vorgedrungen, hatte von neuem gehauen, war wiederum pariert worden und hatte nun in hinreichender Nähe den ihm zugedachten Zirkumflex — wie der zuschauende Konrad den Blitzstrahl nannte — dergestalt über das ganze Angesicht erhalten, daß sein Kopf unwillkürlich zurückfuhr und das Blut ihm über Auge und Wange herunterflutete.

Unter großem Geschrei waren jetzt vier bis fünf Körper und Schwerter zwischen die Kämpfer gefahren und hatten sie auseinander gedrängt. Man überschüttete Hans mit Vorwürfen, während Raupowa ins Schloß geführt wurde; aber der einmal ergrimmte Junker erzwang sich durch eine jähe Kreisbewegung seiner Waffe freien Platz und beharrte in seiner herausfordernden Stellung und Rede.

„Wo ist Graf Zdenko von Zierotin?" — schloß er diese Rede. — „Wo ist er? Ihr wißt es so gut wie jener Raupowa! Euer Feldhauptmann, Graf Thurn da, ist ein Vertrauter Raupowas! Er hat ihn selbst abgesendet aus dem Lager vor Laa, während er von mir einen Dienst heischte, welcher mit ziemlicher Sicherheit schmählichen Tod bringt. Er hat ihn nach seiner Rückkunft heute nacht hier in Ebersdorf offenbar gesprochen, hat seinen Bericht entgegengenommem, er ist Mitwisser; ich frage den Grafen Thurn: Wo ist Graf Zdenko von Zierotin?!"

Ein allgemeines Stillschweigen erfolgte. Man sah, daß Loß und Budowa unter dieser widerwärtigen Anschuldigung litten. Loß unterdrückte ein leises „Pfui!" nicht. Budowa erhob unwillig die Hand gegen Thurn hin, welcher sich am wenigsten eingemischt und sich sogar wieder gesetzt hatte, und als die Handbewegung keine Folge weckte, da sagte Budowa in scharfem Tone: „Herr Feldhauptmann! Auch unsereins erwartet eine Erklärung. Ich bin ganz in der Stille auch der Ansicht, daß solch ein Schritt gegen den edlen Zierotin ein zum Himmel schreiendes

Opfer pfäffischer Verfolgung, eine recht kuriose Einleitung wäre zu unserem Kriege gegen die Pfaffen. Es wäre nicht ohne Wert für unsre ganze Sache — denn solche Späße bleiben nicht geheim — wenn unser Feldhauptmann darüber etwas Beruhigendes zu sagen wüßte.

Neue Stille trat ein. Graf Thurn griff sogar zu Messer und Gabel. Loß aber schrie ihm in einem ganz eigentümlichen Ausdrucke zu: „Matthias?!"

Da legte Thurn Messer und Gabel hin und sagte mit unwilligem Tone: „'s ist ja alles eitel Übertreibung! Der Zierotin Zdenko ist von Päpstlichen aus Wien überfallen worden, und sie haben ihm das Haus überm Kopfe angezündet. Raupowa ist dazu gekommen und hat den alten Knaben aus ihren Fäusten gerettet. Geht hinüber zum Schafstalle, da sind die Gefangenen, welche Raupowa mitgebracht, die können's euch erzählen."

„Wo ist also Graf Zdenko?" riefen einstimmig Hans und Budowa.

„Was weiß ich! Die Päpstlichen hatten ihn in einen Wagen gesteckt, und in dem Wagen ist der Alte während des Tumultes davon gefahren. Raupowa weiß selbst nicht wohin?!"

Schweigend sah man sich an. War das richtig? Die unerschütterliche Ruhe Thurns sprach dafür.

„Der Golling, Junker, der Golling!" unterbrach ein Ausruf Konrads die Stille.

Golling kam schweißtriefend auf den Junker zu. Frau Amalie hatte ihm ein Pferd satteln lassen. Reiten war nicht sein Geschäft, es hatte ihn angestrengt, da er im Sinne der gnädigen Frau nach Möglichkeit schnell geritten war. Er ließ sich in seiner Erschöpfung zunächst auf keine Anrede ein, sondern holte aus verborgener Hintertasche das zusammengefaltete Papier hervor und überreichte es dem Junker mit der halblauten Äußerung: „Vom Herrn Pater Dunstan."

Hans hatte kaum angefangen zu lesen, da stieß er einen

Schrei aus, welcher Schmerz und Entsetzen in sich schloß. Er konnte nicht sogleich weiter lesen; sein Auge starrte ins Leere.

Budowa trat teilnahmsvoll zu ihm und nahm den Zettel aus der herabhängenden Hand Starschädels, und da dieser nicht wehrte, so las er ihn mit leiser Stimme, so daß nur Hans den Inhalt vernahm:

„Freund Zdenko ist in den Händen der Jesuiten. Im Jesuitenhause zu Wien, bei der Universität, liegt er in Gefangenschaft, und sein Jugendfeind Methodius, jetzt Provinzial im Jesuitenorden, ist sein Kerkermeister. Ich werde tun, was irgend in meinen Kräften liegt, ihn zu befreien. Aber auch im glücklichen Falle braucht dies längere Zeit. Der arme Zdenko kann während dessen vergehen. Nur wenn die Böhmen Wien erobern, kann ihm rasch geholfen werden. Dies zu Eurer Kenntnis. Sehen wir uns in diesem Leben nicht wieder, dann gedenkt meiner Weisung, die ich Euch oben auf dem Walde gegeben."

„Was ist denn?" rief nun Loß und auch Thurn, der endlich aufstand und näher trat.

Hans war in furchtbarer innerer Bewegung, das sah man. Endlich deutete er pantomimisch an, daß er nur zu Thurn, Loß und Budowa sprechen wolle. Sie folgten ihm einige Schritte seitwärts unter die Bäume. Hier teilte er ihnen mit wiederkehrender Fassung den Inhalt des Schreibens mit und setzte einfach hinzu: „Ich liebe den alten Mann wie meinen Vater, und jetzt, Graf Thurn, übernehme ich, was ich vor einigen Tagen in der Gegend von Staats abgelehnt habe: ich gehe selbst mit hinein nach Wien, um das Stubentor zu sprengen."

„Bravo!" rief Thurn; „bravo, Hans!" riefen Loß und Budowa.

„Von übermorgen an laßt des Abends über die Wienbrücke nach dem Walle sorgsam hinüberschauen, dahin, wo die Seilerstätte hinter dem Walle liegt. Dort im Hofe eines Hauses, welches uns Evangelischen offen steht —"

„In Wildlings Hause?"

„Ich glaube ja. Dort werde ich eine Rakete aufsteigen lassen.

Seht Ihr sie, so beginnt den Sturm aufs Stubentor. Ehe ihr über die Brücke seid, soll die Petarde springen. Lebt wohl!"

„Hans! Prächtiger Junge, ich bitte dir alles ab, was ich dir angetan," rief Loß und umarmte herzlich den Junker — „aber überleg dir's noch einmal, du gehst in den Rachen des Todes."

„Es ist überlegt!" erwiderte Hans und ging. Er schien keinen Eindruck zu haben von der rückkehrenden Güte Loßens, seine Seele war mit allen Organen nur dem erwählten Ziele zugewendet.

Budowa ging mit ihm. Konrad, Golling und Tartsch folgten. Budowa sprach wie Loß in ihn hinein, einen so unzweifelhaft lebensgefährlichen Schritt nicht eilig zu fassen.

„Nicht eilig?" entgegnete Hans ruhig, „und der arme Greis stirbt wehevoll in jeder Minute! Was sind wir denn wert, Budowa, wenn wir für die Ideale unseres Geistes nicht einstehn mögen ganz und gar? wenn wir für den Inhalt unseres Herzens ein Opfer scheuen? Nichts sind wir alsdann wert. Wir müssen uns alsdann selbst verachten. Was ist ein Leben in Verachtung seiner selbst! Der arme Greis hat mir sein Herz geschenkt, ein kostbares Vaterherz, und ich liebe ihn wie ein Sohn. Es ist nur natürlich und nichts besonderes, daß ich alles daran setze, ihn aus den Martern seiner Todfeinde zu befreien. Er ist nicht zu befreien, wenn Wien nicht erobert wird. Thurn aber erobert es nicht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. Ich weiß auch nicht, ob meine Beihilfe genügen wird, aber ich weiß, daß ich das einzig Mögliche versuchen muß. Es ist mir dies ein Bedürfnis. — Tartsch, die Pferde! Wir reiten nach Hernals. Konrad! den Karren hier auf der Scheuntenne bespannen lassen und mir sogleich nach Hernals folgen. Ihr braucht keine weitere Instruktion, ich selbst übernehme die Ausführung. —"

„Ah!" rief Konrad, dem der verdächtige Junker seit einer halben Stunde unbändig gefiel. — „Um Gottes willen nicht!" schrie Tartsch.

„Du bleibst in Hernals, Tartsch, ohne Widerrede! Und wenn ich verloren gehe, so wende dich an diesen Herrn hier,

an Herrn Wenzel von Budowa, er wird dir bereitwillig sein. Nicht?"

„Natürlich."

„Wie steht es mit dem Mehlwagen, Konrad?"

„Spath besorgt ihn."

„Gut. Und nun vorwärts. Die Pferde, Tartsch! Wir müssen noch bei Tage mit unseren Säcken am Schottentore sein, denn jetzt bei Anrückung des Belagerungsheeres in solcher Nähe werden sie abends das Tor nicht mehr öffnen. Habt Dank, Herr Budowa, für rasch geschenkte Freundschaft! Gelingt es, so sehen wir uns bald wieder. Mißlingt es, so laßt Euch die Sorge um den Greis empfohlen sein. Wer weiß, ob Ihr nicht bei etwaigen Unterhandlungen seinen Namen nennen, seine Auslieferung zu einer Bedingung machen könnt. Gott schütze Euch!"

Budowa umarmte ihn liebevoll und verließ ihn nicht, bis er von dannen sprengte.

Um nicht durch den Heereszug aufgehalten zu werden, ritt Hans bis nach der Himberger Straße hinüber und erreichte in weitem Bogen das Tal der Wien hinter Gumpendorf. Noch vor der Mittagsstunde war er in Hernals.

Der Ritt im warmen Sonnenschein hatte ihn aufgeregt. Die entschlossene Ruhe war in drängende Hast übergegangen, und er kümmerte sich um nichts, als um die Vorbereitungen zu seinem Werke. Von den Einwohnern des Schlosses war nur Spath für ihn vorhanden, der alle Hilfsmittel stellen sollte. Auch einen bäurischen Anzug, der mit Mehl bestreut wurde, und einen Stock für die Rakete. Auch die Werkzeuge zum glatten Abrasieren des Bartes; Tartsch hatte nichts für diesen Zweck im Mantelsacke und erwies sich sehr ungeschickt in dieser Operation: er schund und schnitt den Junker grausam und das pudernde Mehl war auch für das zerfleischte Gesicht willkommen.

Erst als er ein fertiger Müllerknecht aus der Gesindestube hervorging und Konrad mit dem Karren noch nicht angekommen war, dachte Hans daran, nach den Damen des Hauses zu fragen.

Er hätte es früher tun müssen, wenn nur der kleinste Gedanke von Eitelkeit jetzt in ihm Raum gehabt hätte, denn empfehlend sah er nicht aus als Mühlknecht.

Er erfuhr, daß Frau Amalie oben sei und Fräulein Ludmilla. Letzteres berührte wohl sein Herz, aber in ganz andrer Weise als bisher. Einen Blick auf sie, einen Blick von ihr zu gewinnen, war alles, was er im Drange seiner jetzigen Aufgabe wünschen mochte. Keine Unterredung, keinen Austausch von Gedanken und Gefühlen! Er meinte nicht teilen zu können in der Hingebung. All seine Hingebung sollte jetzt dem gepeinigten Pflegevater gehören. Vielleicht ahnte er auch ein starkegoistisches Element in Ludmilla und fürchtete, dies könne seine opferlustige Neigung für den Pflegevater bekritteln und beeinträchtigen wollen. Nur das nicht, nur jetzt nicht!

So ging er stracks zum Zimmer der Frau Amalie und klopfte an und trat ein. Sie erkannte ihn nicht sogleich, und als er ihr mitgeteilt, was er vorhabe — ihr, aber nur ihr wollte er es mitteilen — da reichte sie ihm die Hand. Eine Träne zitterte in ihrem Auge.

Er bat sie um Sorge für seinen Diener, wenn er lange oder — ganz ausbleiben sollte.

„Natürlich, lieber Junker! Wir werden uns alle gegenseitig brauchen, wenn die Einnahme Wiens nicht gelingt. Hernals wird alsdann dafür büßen müssen, daß es ein Mittelpunkt der Ketzer gewesen, darauf bin ich gefaßt. Was übrigens Euch betrifft, so beauftragt nur einen unscheinbaren Menschen in Wien, daß er an Isabella Harrach Nachricht bringt, wenn Euch ein Unglück begegnen sollte. Sie kann durch ihren Vater unter allen Umständen eine Hilfe bieten. Und sie wird. Gestern noch war sie eine Viertelstunde hier. Das gute Geschöpf leidet ebenfalls. Die Verbindung mit Waldstein ist keineswegs der Wunsch ihres Herzens, und ich habe ihr zum ersten Male geradezu geraten, ihren Vater um Auflösung des Verhältnisses anzugehen. Das edle Mädchen antwortete kaum

hörbar: ‚Wie könnt' ich das, da mein Verlobter jetzt ein Bettler ist!‘ — Vergeßt ja nicht, jemand mit Nachricht für sie zu beauftragen! Sie nimmt herzlichen Anteil an Euch. —"

Da ging die Tür auf, und Ludmilla erschien. Sie schien nichts zu wissen von der Ankunft des Junkers und sah jetzt sein Antlitz nicht, da er abgewendet nach dem Hofe hinab blickte, ob denn Konrad noch immer nicht anlangte. Als er sich herum wendete, schrie sie überrascht auf, und es war nicht der Ton angenehmer Überraschung. „Wie schaut Ihr aus? Wie garstig!" rief sie.

Der in ihr vorgehende Gedankenprozeß war für Hans recht ungünstig. Sie hatte es schon übel vermerkt, daß er nach Laa geritten war, ohne sie nochmals zu sprechen, wenigstens zu sehn. Dann war die Zerstreuung eingetreten durch den galanten Vetter Rudolf, der sich erst gestern abens so verbindlich bei ihr verabschiedet hatte. In ihrer Liebe zu Hans war kein Wandel eingetreten, aber ihre Eitelkeit meinte doch, ärgerlich sein zu dürfen. Und nun äußerte sich der Ärger über das unvorteilhafteste, widerwärtige Aussehen des Geliebten, welcher sie übrigens gar nicht hatte wissen lassen, daß er im Schlosse sei. Sie fand ihn ja jetzt ganz zufällig! Dies alles verstimmte das immerhin eigensinnige Geschöpf. Und dabei richtete er kaum ein Wort an sie, sondern wendete seine Blicke immer wieder nach dem Fenster — ah, und nun wollte er sogar eiligst fort, als ein Wagen in den Hof fuhr —!

Es war der Karren Konrads. Hans brach wirklich auf, und nachdem er der Frau Amalie die Hand gereicht, hielt er sie auch ihr hin zum Abschiede. —

„So kurz und plötzlich?" rief sie, halb verletzt, halb erschreckt — „und ohne daß Ihr mir sagt, was Ihr vorhabt in dieser abscheulichen Verkleidung?!"

„Ich darf nichts davon sagen, liebes Fräulein. Das Leben meines Pflegevaters steht auf dem Spiele, mein eigenes, und vielleicht das Gelingen des ganzen Kriegs. Verkennt mich

nicht! Meine Seele ist in Aufruhr und nur einem Ziele zugewendet. Gedenket mein, wie ich Euer gedenken werde, und seid behütet von Gottes Gnade."

Hinaus war er, hinab; die Umladung der Petarde auf den bereitstehenden Mehlwagen war sein nächstes Geschäft. Hohl sollte sie liegen und doch wohl versteckt. Der fahrende Knecht mußte unterrichtet werden, daß er am Tor zu sagen habe im Fall der Anfrage: die Ladung komme von Klosterneuburg; Konrad mußte in die Müllerjacke gesteckt und eingepudert werden; dessen Weib und Schwiegervater mußten in Spaths Wohnung zurückgehalten bleiben, damit nicht neue Nachfrage und Einsprache entstehe. Hans war fest gesammelt für seinen Zweck. Es geschah alles genau, und als er und Konrad auf die Mehlsäcke hinaufgeklettert waren, als der Mehlwagen nach dem Hoftore hinaus knarrte, da sah er nicht mehr rückwärts. Er sah nicht hinauf nach dem Fenster der Frau Amalie, an welchem diese und Ludmilla standen, er dachte nicht daran, daß die Geliebte tief beleidigt sein könne durch seine Unaufmerksamkeit und Schweigsamkeit.

Es ward kein Wort gesprochen auf dem Wagen, welcher sich langsam fortbewegte. Die Mittagssonne brannte heiß. Der Bart-Konrad, sonst ein so herausforderndes Schwatzmaul, war sich diesmal doch auch bewußt, daß er in den Rachen einer Lebensgefahr hineingezogen werde. Diese versteckte Pulvermaschine unter den Säcken war ihm überhaupt unheimlich. Schon auf dem Karren von Ebersdorf herüber hatte er ihr mit Besorgnis zugesehn, wenn sie ein wenig aufgerüttelt wurde von einem Steine des Feldweges, der den Wagen aufhüpfen machte. Sonst war er doch wahrhaftig kein ängstlicher Mensch! Aber er hatte etwas geerbt vom Wesen der Ritter, wenigstens der Raubritter: Tapferkeit mit Faust und Gliedern, das war sein Element bis zum Äußersten. Jedoch Tapferkeit im Stillhalten, Tapferkeit gegen geheimnisvolle Kräfte, die er nicht sehen, nicht berechnen konnte, das

war nicht sein Geschmack. Und er war wirklich nicht klug geworden aus der Beschreibung, welche ihm Hans heute morgen hatte angedeihen lassen; deshalb schaute er jetzt mit doppelter Scheu auf die Stelle unter den Mehlsäcken, wo das „Ding“ steckte. Mit einem Worte, es war ihm unheimlich zumute, und er fand es albern, daß er nicht wenigstens seiner Kathi und der kleinen Josephe noch ein herzhaftes „Bußerl“ gegeben zum Abschiede, wer weiß, ob — —!

Hans blickte mit heißem, trocknem Auge auf die Wälle der Stadt, welchen sie näher und näher rückten. Endlich waren sie auf der Wallgrabenbrücke des Schottentores — da dröhnte ein dumpfer Schall durch die Luft und ein zweiter, ein dritter! Es waren die ersten Kanonenschüsse, welche von der Vorstadt „Landstraße“ auf die Festung Wien abgefeuert wurden. Sie wirkten wie jeder Anfang überraschend und stark. Alles drängte ins Tor hinein, und auch der verstärkte Wachtposten innen markierte den Eindruck, daß es nun ernst und gefährlich würde. Der Kutscher des Mehlwagens wurde nicht gefragt: woher? und wohin? Man rief ihm nur zu, daß er sich beeilen müsse, wenn er wieder heraus wolle, denn das Tor werde geschlossen werden, der „Böhm“ fange an zu schießen.

Jetzt wäre es Hans und Konrad wohl vorteilhafter gewesen, wenn man sie nicht eingelassen, ja selbst wenn man sie erkannt und festgenommen hätte! Jetzt aber ließ man sie unbehindert ein, damit sie bis über Hals und Lippen in den Strudel geraten konnten!

Die Straßen der Stadt, bis jetzt voll und belebt von all denen, welche sich rüsten und mit Vorräten versehen mochten, sie leerten sich bei diesen ersten Kanonenschüssen mit unglaublicher Schnelle und Geschicklichkeit. Jedermann sah im Davonlaufen schon in die Höhe, ob eine Kugel gerade durch diese Gasse spaziert käme.

Der Wagen fand nicht das geringste Hindernis bis zur

Seilerstätte hinunter. Das Wildlingsche Haus dort war sein Ziel. Als er still hielt, puffte eine Kanonenkugel an den obersten Stock, prallte ab und fiel nahe am Wagen aufs Pflaster.

„Na, das fehlte noch, daß die dummen Böhmen uns treffen, die wir —“

„Still!“ rief Hans halblaut.

Das Einschlagen der Kugel hatte Konrad von seiner unheimlichen Stimmung befreit und hatte Hans im Gegenteil einen traurigen Eindruck gemacht. Das Abprallen der Kugel war ein Zeichen von Kraftlosigkeit, und doch war die Seilerstätte zunächst dem Walle. Was konnte von so machtlosen Kugeln erwartet werden!

Übrigens nützte diese Kugel den Ankommenden. Die Seilerstatt wurde leer wie eine gefegte Tonne, und das Abladen einiger Mehlsäcke, unter ihnen des Petardensacks, wurde von Konrad und dem herbeigerufenen Jobst ohne irgend eine Störung bewerkstelligt. Das Haus schloß sich, und der Wagen mit den übrigen Säcken bewegte sich zu dem Bäcker, welcher dem Kutscher im voraus bezeichnet war.

Trotzdem war der Vorgang beobachtet worden und zog unmittelbare Folgen nach sich.

Seit der Mittagsstunde nämlich war ein Mann angestellt, die Seilerstätte, und auf ihr besonders das Wildlingsche Haus, scharf im Auge zu behalten. Die Kanonenkugel hatte auch ihn in ein Haustor gejagt, das Abladen einiger Mehlsäcke aber konnte er doch melden und er konnte hinzusetzen, zwei Müllerknechte seien nicht mehr herausgekommen aus dem Wildlingschen Hause; der Wagen sei ohne sie fortgefahren.

Die Seilerstätte und das Wildlingsche Haus waren schon nach der Odontiusaffäre durch Gangelberger als verdächtig an die Stadtguardia bezeichnet worden. Als nun Herr Locke mit dem ledernen Sack voll von Papieren des Grafen Zdenko zum Herrn Provinzial gekommen war, da hatte er nicht unter-

lassen, die Konradschen Worte von einer verräterischen Öffnung des Neutores innerhalb der Stadt vermittelst eines „staubwerfenden“ Instruments getreulich zu überliefern. Der Begriff „Neutor“ hatte zur Folge gehabt, daß man den „Weißen Löwen“ im Salzgries in der Nähe des „neuen“ Tores unter geheime Aufsicht gestellt hatte. Heute vormittag aber war eine neue „Post“ eingelaufen. Es war der Bote Norberts vor dem Provinzial erschienen und hatte die „Fronleichnamsoktave“ und das „Stubentor“ als Zeit und Ort eines Verrats innerhalb der Mauern genannt. In der Fronleichnamsoktave — so heißen die acht Tage zwischen dem 30. Mai und 6. Juni — befand man sich schon, der Kalender zeigte den dritten Juni! Hier schien also die Gefahr sehr nahe, und hier war das Wildlingsche Haus der wahrscheinliche Sitz derselben. Deshalb der Aufpasser. Dieser war beauftragt, jeden ungewöhnlichen Vorgang sogleich im Wachthause neben dem Jakoberkloster anzuzeigen, und dieser Aufpasser kam denn jetzt mit der Meldung, daß die Knechte des Mehlwagens das Wildlingsche Haus nicht mehr verlassen hätten. Von dort wurde es weiter gemeldet an die höhere Instanz, und binnen einer halben Stunde war ein Offizier der Stadtguardia mit einem ganzen Dutzend seiner Leute unterwegs, das Wildlingsche Haus von oben bis unten zu durchsuchen.

Dessen war Wildling übrigen schon lange gewärtig und hatte sich vorgesehen. Das Hinterhaus war abgesperrt und versteckt wie eine Kasematte. Es enthielt jenes Kellergeschoß, wo damals Odontius gepredigt, und die zwei Eingänge zu diesem Kellergeschosse waren kaum zu entdecken. Der eine war in Jobstens Küche, der andere hinter einer dunklen Treppe des Vorderhauses. Vor beiden Eingängen standen hohe Kleiderschränke, innerhalb deren drei Reihen von Kleidern hingen.

Durch den Schrank in Jobstens Küche war Hans, Konrad und der Petardensack durch den Betsaal ins Kellergeschoß hinab

gebracht worden, und sie gingen dort sogleich an die Auspackung der Petarde und des zu ihr gehörigen Materials.

Herr von Wildling, das magere, kahlhäuptige Männchen von etwa fünfzig Jahren, sah neugierig zu, wie der metallne Kern allmählich herausgeschält wurde, und schilderte dem Junker Hans, was er ihm für Menschenkräfte zur Ausführung des Werkes stellen könne. Außer dem Raschmacher Urban und dem Schuster Pfeifer, welche beide zugegen waren, stünden noch zehn handfeste Bürger zu Gebote, welche sich beim Dunkelwerden einstellen würden. „Zum Teil schon früher," — fuhr er fort — „denn es ist heute von oben befohlen worden, daß von neun Uhr an des Abends niemand mehr auf der Straße erscheinen darf."

„Das bildete mit uns", sprach Hans, „ein Kontingent von etwa fünfzig Mann. Graf Thurn hat mir aber damals in Staats erzählt, daß Ihr ihm in Tassowicz eine Mannschaft zugesagt habt. —"

„Allerdings, von zirka vierzig Mann. Einige zwanzig Arbeitsleute stehn uns noch bereit, Salzschiffer, Ziegelstreicher, Schuster- und Schneidergesellen. Die sind gegen Abend immer in kleinen Weinschänken verteilt und zechen da auf meine Kosten. —"

„Auf Kosten des Fonds!" schaltete Urban ein, der Raschmacher.

„Des Fonds, ja, solange er voll ist. Kurz, diese Leute sind unser jeden Abend gewärtig, und die Buben Jobstens holen sie herbei binnen einer Viertelstunde. Dort im Winkel lehnen, wie Ihr seht, Spieße für sie in hinreichender Anzahl."

„Macht fünfunddreißig Mann — ohne Disziplin und Kriegskunde. — Können sie heute abend alle hier sein, um durch mich im Notwendigsten instruiert zu werden?"

„Ja freilich!"

„Wie stark war bis jetzt die Wache besetzt neben dem Tor?"

„Mit etwa zwanzig Mann."

„Das wird jetzt anders werden, seit die Beschießung angefangen!“

„Mag sein! Aber wir haben auch noch eine ganz andere Hilfsquelle. Blanke Silbergulden — nicht bloß aus dem Fonds, wie Meister Urban glaubt — haben uns in den Kompanien der Feinde drei Zuträger erworben. Von denen erfahren wir täglich die Losungsworte und was der Feind sonst vorhat. Das wird Euch als Kommandanten sehr zustatten kommen. Ferner hab’ ich drei Fässer ungarischen Wein von der hitzigsten Sorte in den Keller schroten lassen, die sollen uns wie drei Pulverfässer dienen. Drüben neben dem Jakoberkloster nämlich, dicht unterm Walle, ist eins jener ‚Losamentshäusel‘, welches die Kriegsleute besonders gemütlich finden. Dorthin absentieren sie sich von der Torwache äußerst gern und in großer Schar. Dorthin nun soll am entscheidenden Abend ein Faß ums andere des hitzigen Ungrischen gebracht werden, wie von ‚oben‘ kommend, um ‚Animo‘ unter die Kriegsknechte zu bringen. Ich steh’ dafür, daß binnen einer halben Stunde das Wachthaus leer und das Losamentshäusel voll ist, und wir freie Hand bekommen.“

„Gut. Das nächste Erfordernis ist nun, daß ich das Tor rekognosziere. Wer führt mich?!“

„Jetzt am lichten Tage?“

„Während der ersten Beschießung, welcher jedermann ausweicht, wird es am leichtesten ausführbar sein — was ist?“

Der älteste Bube Jobstens fiel mehr als er lief die kleine Treppe herab und meldete angstvoll, daß ein großer Trupp der Guardia Haus und Hof besetze. —

„Löscht die Lichter aus!“ flüsterte Wildling nach kurzer Pause des Schreckens. — „Jobst und deine Mutter sollen sich bereitwillig zeigen, alle Zimmer zu öffnen, und sollen aufschauen, daß nichts gestohlen werde — ich sei nicht daheim — sei auf die Burg gegangen — spring!“

Die nächste Viertelstunde war unangenehm in der finstern

Kasematte. Besonders als durch die rasch gebildete Vorpostenkette die Nachricht kam, der Offizier fände, daß ein breites Stück Mauer im Hofe nicht stimmen wolle zu den ersichtlichen Räumen und daß der große Schrank hinter der Treppe im Hausflur aufgeschlossen werden müsse. —

Das gab eine ziemliche Pause. — Raschmacher Urban sagte leise: „Finden sie den Weg, dann still vorn in die Ecken und alle herunterlassen! Alsdann erst hinaus und die eiserne Tür zuschlagen! Hier können sie verhungern, kein Mensch hört was von ihnen!"

Niemand erwiderte einen Laut. Das mochte für Zustimmung gelten.

Eine lange Pause des Stillschweigens trat wieder ein. — Plötzlich hörte man ein halblautes Pfeifen von oben, welches den Anfang einer Volksmelodie modulierte. —

„Es steht gut!" flüsterte Wildling, „das ist der älteste Bub, welcher das Sicherheitszeichen pfeift."

Endlich kam Jobst selbst. Die langen Gliedmaßen schlotterten ihm sehr, aber er weinte jetzt nicht. Das tat er nur bei Rührung, und Rührung war ihm jetzt ferne. Halb war er erschrocken, halb war er ingrimmig. Sie hatten alles durchsucht, auch den Mehlsack, der noch im Hausflur gestanden. Sie müßten etwas wittern, denn sie hätten von einer Pulvermaschine gesprochen, welche im Mehlsacke stecken könne. Und da hätten die Spitzbuben den ganzen Mehlsack mitgenommen. Glücklicherweise sei die „rote Feder" nicht dabei gewesen, sonst wär's nicht so kurz abgelaufen. Aber das Haus, habe der Offizier gesagt, bliebe Tag und Nacht unter „Vigilanz".

Dies war das Schlimmste. Nun mußten die Buben fort und abbestellen für den Abend. Einige Tage mußte gewartet werden. Lange würde die „Vigilanz" nicht aushalten, meinte Wildling. Sie brauchten ihre Leute notwendiger, wenn der Böhm brav schieße.

Er hatte ganz recht. Die Stimmung in der Stadt Wien

und oben in der Burg war eine sehr gedrückte und ängstliche. Die Kanonenkugeln hatten einen starken Eindruck gemacht, und was noch schlimmer war: niemand wußte auf eine Hilfe hinzuweisen. Im Gegenteile! Es verbreitete sich das Gerücht, der Lumpenburger Zierotin rücke mit einem zweiten Rebellenheer über Gänserndorf herab und werde von der Wasser- und Schottenseite Wien zusammenschnüren und zusammenschießen! — Wer nur sonst Zutritt hatte und einen Ruhepunkt finden konnte zwischen den Kanonenschüssen, der schlich in die Burg, um alle nachteiligen Gerüchte an den Mann zu bringen. Der Mann, welchem sie alle zukommen sollten, war natürlich der König. Er müßte doch alles wissen, wenn er das Ganze retten sollte! meinten sie. Und mit dem Ganzen meinten sie sich.

König Ferdinands Lage war sehr schwer. Sie wäre erdrückend für ihn geworden, wenn er nicht einen so starken Glauben besessen. Er glaubte fest an das alleinige Recht seiner Kirche und daß Gott sie erretten und zum Siege führen werde, ja führen müsse. Der Sache Gottes ist ja doch stets der endliche Sieg! In solcher Sicherheit war ihm alle Not nur ein Übergang, nur eine Frage der Zeit. Daß er persönlich in dieser Not des Überganges betroffen und im irdischen Sinne zerschmettert werden könne, das verbarg er sich nicht; denn er war bei aller Hingebung an die Kirche von nüchternem Verstande. Er sah es vor sich, daß dieser Donner und Regen von Kugeln mit seinem persönlichen Untergange enden könne, und als die Nacht auf diesen ersten Tag der Belagerung herabsank, da sank auch er in die Knie und betete inbrünstig um Stärke und Ausdauer.

Er tat dies in seinem Schlafzimmer vor einem metallenen Kruzifix und im Dunkeln; dem Diener, welcher brennende Kerzen brachte, hatte er fortgeschickt, und der Diener hatte gemeint, es solle der Feinde wegen das Licht in den Fenstern vermieden werden. Denn die Zimmer des Königs gingen auf die Bastei hinaus. Der König aber

hatte es getan, um volle Sammlung zu gewinnen für sein Gebet.

Er gewann sie auch. Die Welt der gläubigen Phantasie war übermächtig in ihm; sie öffnete ihm stets alle Pforten, alle Tore, sie trug ihn durch die Lüfte und zeigte ihm die Himmel und deren Bewohner getreulich so, ganz so wie die Legenden seiner Kirche das Himmelreich schilderten und ausmalten — das Metall des Kruzifixes steigerte den ihm innewohnenden Schimmer von Minute zu Minute feuriger und bildete einen Sonnenrahmen zauberischen Lichtes, die Musik der Engel kam näher und näher zu seinem Ohr, und er verstand allmählich die Worte einer Stimme, welche lauteten: „Gott ist mit dir und wird dir helfen!"

Sein Haupt sank auf die Brust, er schien der Erde ganz entrückt zu sein. Daß die Tür aufging und eine dunkle Gestalt eintrat, wurde er nicht gewahr.

Wohl eine Viertelstunde lang dauerte des Königs Gebet. Wer mag sondern, was Halluzination sei in eines gläubigen Menschen Seele, was Kraft des höheren Gedankens? Alle Religionen adeln das Wort „Halluzination" mit dem Ausdrucke „Verzücken". Sie ist die Brücke zum Wunder. Der Nüchterne wird sie stets mit Mißtrauen ansehen, den Phantasiereichen wird sie stets beglücken.

Die dunkle Gestalt an der Tür sprach endlich mit leiser Stimme: „Amen!"

Der König hob das Haupt, bekreuzigte sich und stand auf. Er kannte die Amen sprechende Stimme und sagte nach kurzer Pause: „Lieber Pater Bartholomäus, das Gebet hat mich tief erquickt. Ich sah keinen Schutz bei Menschen und flehte zu unserem Herrn: ‚Christus, Erlöser des Menschengeschlechtes, du weißt, daß ich deine Ehre suche, nicht die meine! Ist es dein Wille, daß ich in dieser Not meinen Feinden unterliege, daß ich ihrem Spotte bloßgestellt und mit Schmach überschüttet werde, so will ich diesen bitteren Kelch trinken.

Dein Wille geschehe! Ich Unwürdiger bin zu allem bereit.' Und siehe! Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so ward ich voll Hoffnung; das Kreuz dort leuchtete im Dunkeln wie eine aufgehende Sonne, alle Wolken verschwanden, die Himmel öffneten sich vor mir, und ich hörte deutlich die Worte: ‚Dein Glaube ruht auf Felsengrund; Gott ist mit dir und wird dir helfen!'"

„Amen!" sprach nochmals der greise Jesuitenpater, ein milder, frommer Mann, und langsam setzte er hinzu: „Die Opfer, welche uns auferlegt werden, melden sich schreiend. Soeben kommt vom Turme die Nachricht, daß der Hof unseres Ordens in Mauer, wo wir so gern verweilten, in Flammen steht. —"

„Oh!"

„Die Röte dort über den Gumpendorfer Weingärten — seht, seht wie sie anschwillt! Sie zeigt uns die Brandfackel, welche der Hussit über uns schwingt. — Noch mehr! Unser kluger Rat Eggenberg, dessen wir jetzt so dringend bedürften, hat plötzlich ausgespannt."

„Wie?!"

„Wir standen beieinander drüben im kleinen Ratszimmer, welches über den Lustgarten nach der Stadt hinüberschaut, da versagt ihm der Fuß, und er sinkt zusammen. —"

„Ein Anfall seiner Gicht?!"

„Vielleicht. Er wurde ganz ohnmächtig, und ich hab' ihm ein Lager aufschlagen lassen im kleinen Ratszimmer selber und den jungen italienischen Arzt zu ihm gesendet, welcher mit dem spanischen Ambassador im Korridor wandelte. Euch das zu melden, königlicher Sohn, trat ich hier ein."

„Gehen wir hinüber!"

Ferdinand liebte Eggenberg warm und treu. Von Jugend auf kannte er ihn, und die weltkluge, mäßige Weise Eggenbergs hatte sich ihm stets bewährt in allen Ratschlägen. Es wäre ein harter Verlust gewesen, wenn er jetzt in höchster Not den kundigen Freund hätte entbehren sollen.

Die Etikette gestattete es, in müßiger Stunde einen treuen Diener, einen Freund zu besuchen am Krankenlager. Sie gingen hinüber.

Der spanische Ambassador, welchem sie im Korridor begegneten — er schien die Burg für sein Hauptquartier zu halten in so bedrängter Zeit — grüßte schweigend. Der kleine Mann mit dem gelben Angesicht sah bei der kärglichen Beleuchtung eines Pfeilerlämpchens fast unheimlich aus mit seinen kleinen dunklen Augen.

„Was sagt Ihr zu unserer Lage, Herr Ambassador?“ fragte der König in spanischer Sprache, indem er stehen blieb.

„Die Gefahr wird gerade so groß werden, wie sie einem großen Charakter angemessen ist. Eure Majestät wird dieselbe immer noch um eines Kopfes Länge überragen und also keinen Schritt breit weichen, keine Spanne.“

„Wie steht es um den armen Eggenberg?“

„Besser!“ erwiderte der Marquis von Aytona, und, da der König fortgeschritten während seiner letzten Frage, so war dies ein Zeichen, daß der Marquis folgen dürfe.

Doktor Blandini trat ihnen im kleinen Ratszimmer entgegen und berichtete, daß es ein akuter Gichtanfall sei, welcher so rasch, wie er gekommen, vorübergehen werde. Auf den heftigsten Schmerz in allen Gliedern sei der Kranke plötzlich in Schlummer gesunken. Wenn er aufwache, werde das fliegende Gift in die Füße gefahren und ein Podagra werde Ablagerung und Heilung werden.

„Er ist schon aufgewacht und schaut hierher!“ sprach leise Pater Bartholomäus.

Der König setzte sich an Eggenbergs Lager und sprach einige ermunternde Worte.

Eggenberg dankte mit matter Stimme, die sich aber rasch kräftigte, als ihm der König erzählte, wie ihn das Gebet erhoben und gestärkt habe zu voller Zuversicht.

„Zuversicht?! Ein nötiges Wort für das, was kommen

wird, Majestät! Die Nachrichten dieses Nachmittags haben meine Krankheitsanfälle geweckt. — Die Verräter im Innern der Stadt bleiben unseren Nachforschungen unerreichbar. Ja, sie scheinen mit uns zu spielen, ein Zeichen unserer Ohnmacht. Das neue Tor und das Stubentor haben sie an uns verraten lassen. Wahrscheinlich absichtlich verraten lassen, damit wir uns zersplittern und damit sie am Ende ein unbeachtetes drittes Tor den Feinden öffnen. Dies — Nummer — eins!"

„Schone dich, Hans, und sprich mit schwächerer Stimme!"

„Nummer zwei ist eine Gesandtschaft der Landstände, welche Euch bevorsteht. Der — nichtkatholischen!"

„Sie wollen herein?!"

„Wir müssen sie hereinlassen, wenn wir klug sind. Majestät, um Gottes willen, hinhalten, nur hinhalten! Den Stolz unterdrücken, auch den berechtigten! Nie und nirgend entscheiden, oder gar herausfordern! Wir sind über die Maßen ohnmächtig und auf Geld angewiesen. Vierzehn Tage überstehen ist jetzt das Einmaleins unserer Aufgabe. Eine ganz kleine lichte Stelle ist mir heute von Budweis her gezeigt worden: Boucquoi denkt einen Schlag wagen zu können, wenn binnen acht Tagen die erwartete ungarische Verstärkung bis Caplitz durchdringt. Gelingt der Schlag und ist Wien bis dahin nicht genommen, so muß Thurn an den Rückzug denken. Also was auch Eurer Majestät zugemutet werden mag in der nächsten Woche: hinhalten, nur hinhalten! Unter den hiesigen Landständen sind immer noch einige, ich meine unter den nichtkatholischen —"

„Unter den ketzerischen!"

„Welche die Böhmen ungern sehen, Jörger zum Beispiele. —"

„Der?! — Nicht doch!"

„Diese Leute acht Tage lang schonen, bringt uns Vorteil. Und es ist mir heute eine Gelegenheit zugekommen. Ein Benediktiner von den Schotten hat mir ein Schreiben

13*

zugesendet, eine Anklage" — das Folgende flüsterte Eggenberg nur — des „Jesuiten-Provinzials!"

„Was?"

„Ich beschwöre Majestät, mein Flüstern ohne Vorurteil und geduldig anzuhören! Der Herr Provinzial hat einen achtzigjährigen Greis, einen hochangesehenen Kavalier zur Nachtzeit überfallen, ihm das Haus über dem Kopfe anzünden, ihn nach Wien hereinschleppen und ins neue Jesuitenhaus bringen lassen. Dort schmachtet der Greis in Gefangenschaft seines persönlichen Jugendfeindes — dies soll der Provinzial sein! — und verdirbt wahrscheinlich elendiglich. —"

„Sein Name?"

„Ich bitte, leise, Majestät! Der Ambassador —"

„Sein Name?"

„Zdenko von Zierotin."

„Ah! der berüchtigte Ketzer!"

„Ja, aber ein Mann, der in Politicis keineswegs unser Feind ist! —"

„In Politicis!"

„Und der allgemeine Verehrung genießt unter den protestantischen Kavalieren. Wenn die Gesandtschaft derselben von dieser Gefangennahme erfährt, so fällt Öl ins Feuer. Wenn sie aber erfährt, daß Eure Majestät solche Handhabung weltlicher Macht von Seite des Ordens abweist —"

„Eggenberg!"

„So verliert ein Hauptvorwurf unserer Gegner seine Kraft, und der Verkehr mit jener Gesandtschaft wird leichter und geschmeidiger."

„Herr Hans Ulrich von Eggenberg, wenn Ihr nicht krank wäret, so würde ich Euch daran erinnern, daß ich vor zwanzig Jahren Euren Vater in Graz nach der sogenannten evangelischen Kirche wandeln gesehen, und daß Euer Jugendunterricht bedenklicher Natur gewesen ist. — Leichter Mann! Wie kannst du inmitten des Kampfes für unsere Religion daran

denken, die Vorstreiter unserer Religion zu verdächtigen und gar zu behelligen, damit uns ein Lächeln der Ketzer gewonnen werde! Du bist krank, und man darf dir die Verirrung nicht zurechnen. Schone dich! Suche zu schlafen! — Doktor! Sorgt für unseren Kranken mit aller Aufmerksamkeit! — Gute Nacht!" —

Dergleichen Fragen waren so in voraus bei ihm beantwortet, daß sie gar keiner Prüfung bedurften und auch keine Nachwirkung äußerten.

König Ferdinand legte sich in ruhiger Fassung zum Schlummer, und sein Schlaf war ihm treu bis gegen Sonnenaufgang, der ihn stets wieder wach zu finden pflegte.

Der ankleidende Diener hatte nichts besonderes mitzuteilen über die verflossene Nacht, schrie aber plötzlich auf, als er nach Beendigung seines Geschäftes das Zimmer verlassen wollte. —

„Was ist?"

Der Diener zeigte zum Fenster. König Ferdinand wollte hingehen. — „Um Christi willen nicht, Majestät! Hinweg, hinweg!" — Aber der König war ein rüstiger Jägersmann und gar nicht schreckhaft, noch weniger furchtsam. Er betrachtete ohne Zeichen von Aufregung, was den Diener so entsetzt hatte: im Strahl der Morgensonne sah eine während der Nacht errichtete Batterie von der Sankt-Ulrich-Höhe herüber auf die Burg, eine furchtbare Nähe. Lichtgrauer Rauch stieg plötzlich auf, ein weißes Leuchten verhüllend, und mit dem Krachen der Kanonen fast gleichzeitig prasselten vom Dache der Burg Ziegelsteine und Mauergerölle. Der Diener hätte gern den König am Arme gefaßt und hinausgezogen, wenn es der Respekt gestattet hätte. Langsam ging nun aber der König selbst. Kaum war er ins Vorzimmer getreten, so krachte und klirrte es in dem verlassenen Zimmer, eine Kanonenkugel war eingedrungen. —

Langsam schritt der König in den Korridor hinaus und

winkte dem an allen Gliedern zitternden Diener zur Nachfolge. Vor den Zimmern, welche nach der Cillyburg hinüberschauten, blieb er stehen und befahl, daß diese jetzt zu seinen Wohn- und Schlafgemächern eingerichtet werden sollten. Er selbst schritt zur Kapelle, nachdem er Auftrag gegeben, den Arsionalhauptmann Santhelier zu rufen und Reitpferde zu satteln.

Wirklich stieg er nach Verlauf einer Viertelstunde im Schweizerhofe zu Pferde. Unter allgemeinem Erstaunen ritt er mit dem alten Kriegsmann und seinem herkömmlichen Gefolge — er zeigte sich nie öffentlich ohne stattliche Umgebung — mitten durch die Stadt, den Kohlenmarkt, die Bognergasse, den Hof entlang und durch den engen Heidenschuß nach dem tiefen Graben hinab, mitten in heftiger Kanonade, welche die Straßen leer gemacht. Überall eilte man an die Fenster und an die Haustüren, und der ermutigende Eindruck konnte nicht ausbleiben.

Am neuen Tore stieg er ab. Hier sah ihn Urban, der Raschmacher, welcher nach dem „Weißen Löwen“ zum Frühtrunk gehen wollte. Er nämlich allein hatte sich nicht zu dauernder Einsperrung verurteilen lassen in der Wildlingschen Kasematte. Er war dreist und verwegen und verkehrte während des Tages in der Stadt. Abends ging er auf die Seilerstätte, ging frech an den Aufsichtspikets vorüber, welche die Straße bewachten und trat frech ins Wildlingsche Haus, um dort die Kunde seiner Tageserfahrungen auszubreiten und mit den Genossen zu erörtern, ob noch länger gewartet werden müsse.

Er war nicht wenig erstaunt, als er jetzt sah, wie sorgfältig der Erzherzog das neue Tor besichtigte von allen Seiten. Es wurde sogar geöffnet. Hier deckte ja der Kanal, und ein Überfall bei Tage war nicht möglich.

Der König schickte sein Gefolge und die Rosse nach der Burg zurück. Was hatte er vor? Mit Santhelier allein

stieg er auf die Bastei hinauf und ging auf der Bastei nach dem roten Turme zu.

Urban hatte die Verwegenheit, folgen zu wollen. Vielleicht konnte er ein wichtiges Wort auffangen! Er wurde zurückgewiesen von den Wachen. — Nun eilte er quer durch die Stadt nach dem Stubentore. Dort wird er wohl herunterkommen, der Ferdinand! Denn dort kommt er in die Schußlinie von der Landstraße her. Hier auf der Wasserseite ist's freilich nicht gefährlich!

Er hatte ganz richtig gerechnet. Kaum war er in der Nähe des Stubentors, da stieg der König von der Biberbastei herunter und besichtigte das Stubentor eben so genau wie vorher das Neutor. Geöffnet aber wurde hier nicht, und als der König aus der Torwölbung wieder heraustrat, da erschnappte Urban wirklich eine Äußerung, sie lautete: „Hier wäre es gefährlicher, aber auch schwerer. Die Konstruktion scheint sehr solid."

Diese Worte sprechend stieg der König rechts wiederum auf die Bastei hinauf. Zu großem Erstaunen Urbans. Denn hier kam er in den Bereich der feindlichen Kugeln. Die heftige Beschießung hatte zwar seit einer Viertelstunde nachgelassen, aber einzelne Schüsse wurden doch immer noch abgebrannt. Es gelang dem Raschmacher, bis auf die Höhe der Rampe nachzufolgen — man hielt ihn wohl für einen gut Königlichen, welcher die Mutesprobe des fürstlichen Herrn bewundern wolle — und von hier sah er, daß die Erscheinung des Königs lebhafte Bewegung unter den Kriegsleuten hervorrief, welche an den Schießscharten aufgestellt waren. Jeder beeilte sich, seine Wallbüchse einzulegen und abzufeuern nach den Geschützleuten drüben auf der Landstraße.

Niedergeschlagen ging Urban jetzt am hellen Tage ins Wildlingsche Haus hinüber, um den Genossen in der Kasematte mitzuteilen, daß die Aussichten sehr düster wären. Die Äußerungen des Erzherzogs über das Stubentor deuteten offenbar darauf hin, daß man eines Anschlags auf dasselbe

gewärtig sei, daß die Petardenlegung also auf vorbereiteten Widerstand stoßen werde. —

Hans litt bitterlich unter dieser länger und länger dauernden Verzögerung. Der Aufenthalt in dem Kellergeschosse war an sich unangenehm genug, und nur wenn die Haustür verschlossen und von Jobst bewacht war, konnte man in den kleinen Hof hinauf, um Luft zu schöpfen. Dazu die Gesellschaft Konrads und des stier drein schauenden fanatischen Schusters Pfeifer Stunde um Stunde, denn Wildling selbst hatte sich doch wieder in seine Wohnung hinauf gewagt. Endlich der Mangel an Beschäftigung! Die Rakete war längst fertig, der Luntenfaden ebenfalls, und Matrillbrett wie Petarde war den Genossen bereits so vielfach erklärt, daß sie alle schon damit umzugehen wußten wie mit Messer und Gabel. Stundenlang lag der arme Junker in brütender Pein auf seinem Strohsacke und vertiefte sich in die Leiden Zdenkos, welche die Phantasie ausmalte, und zu deren Beendigung er noch immer nichts unternehmen konnte!

So vergingen noch zwei Tage und Nächte. Da stieg des Morgens — es war der siebente Juni — Wildling mit frischem Zuruf in die Kasematte herab.

„Nun können wir anfangen!“ rief er aus.

„Wie?! Ah!“ entgegnete man.

„Die Pikets sind abgezogen, und unsere Vertrauten in den Kompagnien haben nun erfahren, wie die ganze Wirtschaft zusammenhängt. Der Feind hatte Wind gehabt von unserem Unternehmen auf ein Tor. Aber nur Wind! In der Fronleichnamsoktave würde es geschehen hat sein Wind geblasen. Gestern ist die Oktave abgelaufen und heute fühlt er sich sicher und glaubt nicht mehr an die Nachricht. Also, nun können wir ans Werk gehen!“

Das geschah denn. Man glaubte eben den Feind so ungeduldig, als man selber war! — Noch am selbigen Tage wurden gegen Abend die zehn Bürger eingeführt in Wildlings Haus

und Kasematte, um einexerziert zu werden, und am folgenden Abende kamen gegen zwanzig gemeine Leute für denselben Zweck. Die Tage waren als Junitage so lang, daß man nicht füglich mehr den Abend erwarten konnte, besonders weil von neun Uhr an schon die Laternen nötig waren; man wurde also mit Ab- und Zugehen dreister und meinte genug getan zu haben, wenn niemand von der Seite des Jakoberklosters kam und ging, neben welchem ein großes Wachtlokal, sondern wenn jedermann von oben, von der Annagasse her komme und gehe.

Nach dem dritten Exerzitiumsabende erklärte Hans und dessen Unteroffizier Konrad, daß die Leute hinreichend geschult wären und daß am nächsten Tage bei einbrechender Dämmerung die Unternehmung ins Werk gesetzt werden solle.

Wildling seinerseits hatte die richtigen Leute ausgesucht für die Weinfässer, welche die „christliche Ritterschaft" geschickt haben sollte, kurz es war alles fertig, und nun unternahm Hans den ersten Ausgang zur Rekognoszierung. Nicht des Abends, wie er früher gewollt. Es war deutlich geworden, daß der Tag passender sei für solchen Zweck. Die Aufmerksamkeit der Wachen war am Tage geringer, und Hans gewann beim Tageslichte eine bessere Übersicht. Der älteste Bub' Jobstens allein sollte ihn begleiten und führen.

Dieser sehnlichst erwartete Tag brach denn an. Es war der elfte Juni. Der Himmel war mit einer leichten Wolkenschicht bedeckt, und die Sonne kam nicht zum Vorschein. Jobstens Martin — so hieß der vierzehnjährige, sehr gewandte Sprößling zu Ehren Doktor Luthers — führte den Junker nicht eher, als bis die Straßen belebt waren, aus dem Hause, und zwar nicht direkt links nach dem Stubentore, nein, nach der inneren Stadt hinauf, um nicht sogleich an der Jakoberwacht vorbeizumüssen. Ganz wie es abends geschehen sollte, führte er ihn: nach der Singerstraße hinauf, durch die Grünanger Gasse hinüber in ein enges Gäßchen, das Strobelgassel genannt.

Hier war ein kleines Wirtshaus mit dem Schilde „zum Strobelkopf“, in welchem evangelische Bürger ihre „Auflage“ hatten, wie Urban sagte. Hier sollte heute abend sich die ganze Mannschaft zusammenfinden, hierher sollte unter Hansens, Konrads und Pfeifers Geleit heut abend die Petarde samt Zubehör auf einem eisenfesten Handwägelchen gefahren werden. Das Handwägelchen, dessen Räder mit Stroh umwickelt waren, wollte man hier in die Mitte nehmen, und schließlich sollte der ganze Zug seinen Marsch die Wollzeil gerad' hinab zum Stubentore antreten.

Diesen Weg hatte jetzt Junker Hans mit Martin gemacht und trat aus dem Strobelgassel in die Wollzeil, die Hauptstraße zum Stubentore, hinaus. — Man hörte heute keine Kanonade, die Straßen füllten sich also mit Menschen, und aus allen Gruppen hörte man den Notruf um Nahrungsmittel. Sie fingen dergestalt an zu mangeln, daß ein Pfund Fleisch bereits einen Silbergulden kostete. Auf dem Kanal seien frische Nahrungsmittel von Nußdorf her angekommen, hieß es plötzlich in einer solchen Gruppe, und das Neutor werde gegen Mittag aufgemacht werden, damit man draußen kaufen könne. Gott sei Dank! — Hans hörte das und meinte bei sich, die Öffnung des Neutors bedeute wohl für seine Sache, daß der Feind jeden Argwohn in betreff der Tore aufgegeben habe.

Ungehindert kam er in die Nähe des Stubentors; unscheinbar schaute er sich um, unscheinbar horchte er auf alle halblauten Erklärungen Martins. Ins Tor hinein konnte er freilich nicht, und die Pforten desselben konnte er nicht sehen, da zwischen ihnen und seinen Augen die Biegung des Gewölbes lag. „Gängen mer! Gängen mer!“ rief plötzlich Martin und zupfte den Junker. — „Was ist?“ — „Die rote Feder kommt von der Bastei abi!“

Sie eilten zurück in der Wollzeil hinauf. Die erste Quergasse links und rechts war die Riemerstraße, welche damals

auf beiden Seiten der Wollzeil war; sie führte links von ihnen zum Jakoberkloster und weiterhin zur Seilerstätte. Dies dem Junker sagend, wollte Martin links in sie einbiegen. — „Nein, Martin," entgegnete dieser; „ich will noch nicht heim. Gehen wir rechts hinüber; es folgt uns niemand."

Da er nun endlich im Freien war, glaubte er dem Bedürfnisse seines Herzens folgen zu können. Er wollte das Haus sehen, wo sein Vater Zdenko gefangen lag, und er wollte ins Schottenkloster zu Pater Dunstan. In seinem Mülleranzuge hoffte er unentdeckt bleiben zu können.

Zunächst also sollte ihn Martin zum Jesuitenhause führen. „Das ist weit, Herr, 's Jesuiterkolleg ist am Hof —" „Nein, Martin, bei der Universität soll's sein!" — „Aha, das ist das neuje — kommen's!"

Sie waren an der Hinterseite desselben, und durch die Schulgasse führte ihn Martin nach der Vorderseite. Hans stand nach einer Minute da, wo Tschirill in der Nacht gestanden! — Das Herz krampfte sich ihm zusammen, unbeweglich blieb er stehen.

Herr Tocke kam eben die Stufen herab. Er hatte Audienz gehabt beim Provinzial und hatte sich eine lange Nase geholt wegen seines Neutors, von dessen Sprengung er vor acht Tagen berichtet. Trotz des Ablaufs der Oktave war der Provinzial fest geblieben in betreff des Stubentors und hatte ihm soeben aufgetragen, dies dem Medardo mitzuteilen und demgemäß Verhaltungsbefehle an diesen.

Er ging dicht an Hans vorüber, als dieser just die Hand von den Augen zog, welche er sich in schmerzlichem Weh bedeckt hatte. Das feine Gesicht des Müllerknechtes fiel ihm auf — er hatte einmal draußen in Hernals beim Kandidaten Götzinger den sächsischen Junker vorübergehen sehen — er hielt im Gehen inne und sah zurück nach dem Müller. Martin bemerkte das und flüsterte dem Junker zu, daß er verdächtig „ang'schaut" werde, und daß er ihm nach links hin folgen möge,

ohne sich selber „umz'schaun", damit er dem „blauen Hupfer" nicht sein Gesicht noch einmal zeige.

Hans gehorchte mechanisch. Herr Locke folgte ihnen. Martin bemerkte das und schritt aus. Das Gassengewinde war da eng und verworren nach dem Heiligenkreuzerhof hinüber, den Martin gewinnen wollte — und er gewann ihn auch, da Herr Locke in seiner Eigenschaft als neutraler Kunstfreund keine offene Verfolgung anstellen mochte.

Durch die Kölnerhofgasse bis in den alten Fleischmarkt hatte er Hans glücklich bugsiert und machte nun erst die praktische Bemerkung, ob es nicht besser sei, sie drückten sich nach Hause, da der Herr „Ritter" doch erkannt zu werden schiene. Hans bestand aber darauf, ins Schottenkloster geführt zu werden. Martin gehorchte.

Ohne weiteren Unfall kamen sie hin, erhielten aber vom Pförtner den traurigen Bescheid, Pater Dunstan sei ausgangen, und wann er wiederkehre, das wisse niemand.

Nun bestand Martin seinerseits mit einer an dem Knaben befremdlichen Festigkeit darauf, den Junker heimzuführen. Die Festigkeit rührte von dem Dienste her, in welchen der kleine Bursch' eingewöhnt war als geheimer Botenlaufer der sogenannten Loge. Er habe für heute abend, sagte er, soviel Bestellungen auszurichten, daß er den Herrn „Ritter" verlassen müßte und das dürfe er doch nicht wegen des „Vaters"!

Hans fügte sich. Er erkannte die Harrachschen Häuser, an welchen er jetzt vorüber ging, und meinte, Isabella oben am Fenster stehen zu sehen — wahrhaftig, sie war es! Sie sah auf ihn herab; ernst und schwermütig war ihr Blick, welcher an dem Müllerknechte nicht haften blieb, da sie nicht ahnen konnte, wen diese staubige Hülle barg.

Sie sah auf die Menschenmassen, welche in ungewöhnlicher Zahl und Hast nach dem tiefen Graben hin drängten.

Diese Bewegung ging durch die ganze Stadt und erleichterte Hans und Martin die unbemerkte Rückkehr. — Sie

galt dem offenen Neutor. Nicht bloß der Nahrungsmittel wegen, nein! Die Kavaliere kämen dort herein, hieß es, und die Belagerung werde nun ein Ende nehmen. Der König werde mit ihnen unterhandeln, und es werde ein Ausgleich zustande kommen.

Die parlamentarische Gesandtschaft Thonradls, wie er sie genannt hatte, war gemeint. Sie kam von Hernals, wohin Thonradl das Rendezvous bestimmt hatte zu schmerzlichem Ärger Jörgers. Sie sollte außen am Schottentor vorüber den Wallgraben entlang zur Brücke am Neutor reiten und von da zur Burg hinaufziehen. Die Öffnung des Schottentores war ihr verweigert worden von Eggenberg, der übrigens entgegenkommend und höflich mit ihr parlamentiert hatte.

Die Bevölkerung von Wien hat von jeher für besonders neugierig gegolten, und diese Eigenschaft verleugnete sie denn auch bei dieser Gelegenheit nicht. Sie strömte von allen Seiten nach dem neuen Tore, und Herr wie Frau Riedl fanden, daß dies eine billige Entschädigung sei für die Entbehrungen der Stadt Wien und des „Weißen Löwen" während der Belagerung. An Wein fehlte es dem „Löwen" noch nicht für alle die durstigen Seelen, welche außen am Salzgries Station gemacht hatten wegen Überfülle des inneren „Löwen"-Lokals. „Er schmeckt draußen fast noch besser bei der warmen Witterung, der ‚Heurige'!" sagte Frau Riedl zu jeder Gruppe, der sie Labung zutrug, auch zu Herrn Tocke und Signor Medardo, welche sich in einem Hausflure niedergelassen hatten.

Das Herz führte sie nicht zusammen, aber das Geschäft. Beide hatten, was das Herz betraf, einen Zahn aufeinander. Herr Tocke auf Medardo, weil dieser mit Brémont den „krausköpfigen" Diener hatte durchschlüpfen lassen. Denn er wußte, daß seine Wirtsfrau den Krauskopf am Lugeck hatte herumtrödeln sehn, als sie zum Einkauf nach dem Markte gegangen. Der Tölpel hatte sie angesprochen, hatte nach den „Schotten" gefragt, und gerade um diese Zeit hätte Medardo und Brémont

in dieser Gegend sein können! — Medardo seinerseits war tückisch auf Herrn Tocke wegen des albernen Versuches, ihm den „Krauskopf“ und die Einbringung des Grafen zu verschweigen, und als er das hellblaue Männchen hier vor dem „Löwen“ sitzend gefunden, da war er vertraulich zu ihm getreten und hatte Anstalt gemacht, sich neben ihm niederzulassen. Er wußte, daß es Herrn Tocke äußerst unangenehm war, mit einem notorischen „Offizianten“ vertraut gesehen zu werden. Herr Tocke war deshalb in ein Haus geflüchtet, und Resi hatte den Stammgästen Sessel nachgetragen. Hier mußte sich Herr Tocke ergeben, und er ergab sich. Er hatte auch viel auf dem Herzen. Von ihm rührte ja die Angabe des Neutors her, und für die Richtigkeit dieser Angabe sammelte er Beweise. Er wußte recht gut, daß Medardo für die Verdächtigung des Stubentores handelte, und da er den Auftrag des Provinzials das Stubentor betreffend doch ausrichten mußte, so gab er sich das Ansehen höherer Nachgiebigkeit. „Schließen wir Frieden über diesen Punkt,“ sagte er, „damit nicht das Ganze unter unserer Streitigkeit leide.“ „Es leidet schon!“ — Und nun erzählte er, daß er einem Mühlknechte begegnet sei, und in diesem den sächsischen Junker erkannt habe. — Medardo schrie auf. Es fiel ihm ein, daß er am Stubentor ebenfalls, und der Beschreibung nach nur wenige Minuten vorher, einen Mühlknecht gesehen, und daß sich derselbe nach der Universität hin eilig entfernt habe. „Es ist derselbe! Das Komplott besteht also doch! Und wo finden wir ihn?“ „Am Stubentor! Das hat er rekognosziert.“

„Fixe Idee!“ entgegnete Tocke, sich rechthaberisch vergessend. — „Warum wählen die Kavaliere das neue Tor zum Einzuge?“ „Um hier Sorglosigkeit zu erzeugen, ihre Leute in der Nähe einzulegen — —“

„Sie kommen! Sie kommen!“ schrie man auf der Straße, und die Flut wälzte sich näher zum Neutore. Medardo nahm dies zur Veranlassung, Herrn Tocke „Ade“ zu sagen; er mischte

sich unter die Menge. Aber er hatte nun andere Dinge vor, als die Kavaliere anzuschauen. Die Anwesenheit des sächsischen Junkers war ihm ein Ereignis von größter Wichtigkeit. Während der letzten Tage war es ihm nicht entgangen, daß in der Seilerstatt wieder Verkehr entstanden war, und er kam auf seinen alten Gedanken zurück, daß im Wildlingschen Hause doch ein Hauptquartier und daß die neuliche Haussuchung eine Stümperarbeit gewesen sei. Und heute gerade wagt sich der Junker ans Licht und betrachtet das Stubentor! Heute, da die Kavaliere durchs Neutor einziehen? Das geht zusammen! Heute soll der Schlag geschehen, Diavolo!

Unter diesem Schlusse eilte er in die Stadt hinauf, um alle möglichen Gegenmaßregeln zu veranlassen.

Die Kavaliere waren übrigens trotz des allgemeinen Rufs „Sie kommen!" noch nicht gekommen, wie das zu gehen pflegt bei öffentlichen Erwartungen. Im Gegenteile war die zuströmende Menge auch noch anderswie enttäuscht worden. Sie hatte gehofft, hinaus zu dürfen bis über die Brücke, bis aufs Glacis, um bei dieser Gelegenheit einmal frische Luft zu schöpfen. Aber der alte Santhelier erschien mit Soldaten und ließ das Volk nicht hinaus. Er sah bärbeißiger aus als je, und die Ankunft der Kavaliere schien ihm gar nicht erwünscht zu sein. Denn als ihm von seinen Leuten gemeldet wurde, daß sie nun wirklich kämen, da ritt er verdrießlich seitwärts hinauf auf die Bastei, ihnen also geradezu aus dem Wege, und da oben schaute er wie eine Bildsäule starr nach dem Kanal hinauf, als wollte er den Leopoldsberg auswendig lernen. Den glänzenden Einzug unter sich würdigte er keines Blickes.

Als dieser Zug den breiten Raum zurückgelegt hatte von der Brücke draußen durch die lange Torwölbung unter dem Walle, über den Platz neben dem unteren Arsenal und nun endlich beim Turme am Salzgries vor den Augen der Menge erschien, da empfing ihn zunächst tiefes Schweigen. Dann

entstand ein Geschrei wie Begrüßung, und dazwischen hörte man klar und deutlich „Stille! Stille!“ rufen.

In Summa: die Wiener wußten nicht recht, wie sie sich diesem Einzug gegenüber verhalten sollten. Die Kavaliere waren ja Ketzer, und von Ketzern wurde die Stadt belagert und so schwer geplagt! Aber es waren doch Kavaliere! Vor den mächtigen Herrn, welche auch nach oben Charakter und Macht entwickelten, hatte man den eingewohnten Respekt. Und die schönen Pferde, die stolzen Gestalten, die reiche Dienerschaft und der stolze Thonradl auf dem großen Rappen, der populäre Herr aus Ebergassing, der grob war nach oben wie nach unten, und zum Teil deshalb populär — das alles ging doch über die politischen Einschränkungen hinweg, und die Wiener sahen dem stattlichen Zuge am Ende ganz behaglich zu. Es waren sechzehn Kavaliere, und jeder führte zwei bis drei berittene Diener mit, das gab also über ein halbes Hundert Reiter, welche jetzt in der Nachmittagsstunde den tiefen Graben hinauf ritten nach der Burg.

Solche Episoden in Revolutionen üben immer einen Reiz auf die Menge. Die Logik spielt dabei gewöhnlich eine untergeordnete Rolle. Sie war auch hier ziemlich verworren. Man wollte von dem bedrängten Könige eine Unterschrift erpressen, und doch waren die draußen lagernden Böhmen längst der erfahrungsmäßigen Meinung: eine abgedrängte Unterschrift bedeute nur solange etwas, als der Drang dauert.

Einige der Kavaliere, welche eng zu Thonradl hielten, waren derselben Meinung, und ihre Absicht gegen König Ferdinand ging weiter; ihnen war die Unterschrift nur Einleitung.

So verging jener Sommernachmittag Wiens am elften Juni in lähmender Spannung. Die Gegensätze waren verschoben, die Wünsche verwirrt, und die Mehrzahl wußte nicht, was eigentlich vorginge, wofür sie Partei nehmen sollte, während der König in der entsetzlichsten Lage war und alles auf dem Spiele stand für ihn — und für die Kavaliere. Für

die letzteren, wenn ein entschlossener Kriegsoberst eigenmächtig zu handeln wagte.

Am peinlichsten aber litt Eggenberg, welcher die Zusammenkunft vermittelt hatte, denn gleich nach Ankunft der Kavaliere im Schweizerhofe zeigte sich's deutlich, daß sie mit anmaßender Dreistigkeit sich gebärdeten, daß sie absichtlich herausforderten und die Sitte des Hauses mit Füßen traten. Wie ein Sturmwind waren sie die Stiege hinaufgebraust.

Eggenberg lag noch an seiner Gicht krank danieder in jenem Zimmer der Burg, wo ihn der König besucht hatte, und an sein Lager kam von Viertelstunde zu Viertelstunde Botschaft, welchen Verlauf die Angelegenheit nähme. Zuerst hieß es: Sie stimmen einen Ton an, als ob der König ihresgleichen wäre. Der König verweist ihnen das, und in mäßigerem Tone wird ihm nun von einer Ausgleichungsschrift gesprochen, welche er anhören, billigen und unterschreiben möge. — Dann kam die Nachricht: Der König hat der Vorlesung aufmerksam zugehört und dann so ruhig wie würdig erklärt, es seien Irrtümer in der Schrift, welche er widerlegen wolle. Thonradl hat heftig drein gerufen, man sei nicht da, um zu disputieren! Einige Gemäßigte haben ihn zurückgedrängt und eine Debatte mit dem Könige eröffnet, in welcher der König mit großer Kenntnis aller Einzelnheiten seine widersprechende Ansicht aufrechterhalten. Diese Debatte wird immer lebhafter, und der König hat Mühe, seine abgesonderte Stellung zu bewahren, indem die heftig Redenden von allen Seiten zudrängen und ihn umringen möchten. — In der nächsten Viertelstunde stürzte ein Kämmerling zu Eggenberg, es sei unverantwortlich, den König solchen Szenen auszusetzen. Man habe soeben ihn und seine Genossen aus dem Zimmer gewiesen! Der König sei allein mit den Rebellen; nur Harrach behaupte noch mühsam an der halbgeöffneten Türe, die auf den Korridor führe, seinen Stand. Die Unterschrift werde jetzt verlangt ohne weiteres. Der König lehne schweigend ab durch eine

Handbewegung und erhalte sich nur noch durch seine persönliche Würde frei von Zudringlichkeit. Wer zu dieser Zusammenkunft geraten, sei ein Verräter der Krone!

Eggenberg versuchte es, von seinem Lager aufzustehen und befahl seinem Diener, ihn anzukleiden. Was war ihm körperlicher Schmerz gegen solche moralische Marter! Weniger als jeder andere war er imstande, den Vorwurf zu ertragen, als habe er die Würde des Monarchen leichtsinnig ausgesetzt. Zu allen Zeiten pflegte der um den Hof sich sammelnde Adel Vorrechte zu beanspruchen. Zu diesen Vorrechten gehörte es, daß die ältesten Geschlechter vorzugsweise berufen seien, den Monarchen zu beraten und zu leiten. Fiel diese Aufgabe einmal dem Sprößlinge eines jüngeren Geschlechtes zu oder gar einem Emporkömmlinge, welcher der Erste werden sollte für ein notables Geschlecht, dann wehe diesem und jenem, wenn dem Monarchen etwas begegnete, was seiner Würde zu widersprechen schien! Es wurde schonungsloser beurteilt, als wenn er dem Reiche eine Provinz verloren hätte. In solcher Lage aber war jetzt Eggenberg. Seine Familie war als Adelsgeschlecht von jüngerem Datum. Noch vor zwei Jahrhunderten waren die Eggenberg Kaufleute gewesen in der Steiermark, und erst Kaiser Friedrich IV. hatte einen Eggenberg, welcher sich dem Kaiser durch Rat und Tat in ökonomischen Fragen wertvoll erwies, in den Stand des Reichsadels erhoben. Deshalb lag jetzt für Hans Ulrich von Eggenberg in jeder Meldung eines Kämmerlings der Vorwurf: Warum vertraut man einem solchen Neulinge die Person des Monarchen! Deshalb wollte er selbst hinüber in die Versammlung, auch wenn er darüber den gelähmten Körper zerbrechen sollte. —

Die schmerzenden Glieder waren noch nicht ganz in die Kleider gezerrt, da kam auch schon mit erhöhter Wucht das letzte Gewicht über ihn: Harrach selbst stürzte ins Zimmer.

„Um Gottes willen, Eggenberg, schaff' Hilfe! Die wildesten

Absichten treten zutage! Ich habe soeben Thonradl zu seinem Anhange sagen hören: ‚Nun hat's lange genug gedauert, machen wir ein Ende! In ein Kloster mit ihm und die Buben evangelisch erzieh'n!' Der einzige Jörger widersetzte sich ernsthaft und mit lobenswerter Tapferkeit. Er kann's nicht aufhalten; sie haben offenbar eine Entführung vor. Die Türen sind besetzt, an jeder stehen zwei Kavaliere, daß der König nicht hinaus kann, und schaffst du nicht binnen einer Viertelstunde Kriegsleute herbei, so nehmen sie den König in die Mitte, drängen ihn in den Hof hinab, heben ihn auf ein Roß und führen ihn hinweg — das ist Thonradls Absicht, es ist mir sonnenklar; schaffe Kriegsleute!"

„Wo soll ich sie hernehmen?" stöhnte Eggenberg, „wenn ich sie von den Wällen und Toren holen lasse, so stürmt der Feind an der entblößten Stelle! Hört Ihr nicht, wie die Kanonade immer stärker brüllt?!"

„Jawohl, seit einer halben Stunde! Dies ist sicherlich verabredet, um uns einzuschüchtern. —"

„Schickt nach Santhelier ins Arsenal, ob er eine Kompagnie herführen und den Ausgang über die Brücke des Schweizerhofes besetzen kann. Eilt, eilt hinab!" rief Eggenberg einem Diener zu, welcher augenblicklich folgte. — „Besser, wir schließen uns ein mit den Widersachern und fechten selbst mit ihnen — man soll alle Trabanten und Wachen zusammenziehen! — als daß wir sie hinauslassen bis unter ein Tor. Dort würden sie sich festsetzen, die Anhänger in der Stadt würden sich zu ihnen schlagen, die geheimen Vorbereitungen zur Sprengung eines Tores würden ins Werk gesetzt werden, und der Böhme dränge herein. —"

„Dem Könige zu Hilfe im Namen aller Heiligen!" rief in spanischer Sprache eine Stimme herein vom Korridor, und der Mann, welchem die Stimme angehörte, trat in die Tür. Es war der spanische Gesandte; leise setzte er hinzu, indem er Eggenberg ganz nahe trat: „Ihr seid schuld! Sie legen Hand an den königlichen Herrn!"

„Hinüber also!“ sagte Eggenberg, welchen sein Diener kaum aufrecht hielt, so brachen die Schmerzen ihm die Spannkraft der Glieder. — „Was führt dich zurück?“

Diese Worte galten dem Diener, welcher nach Santhelier geschickt worden war. Er berichtete keuchend, die bewaffneten Diener der Kavaliere ließen unten niemand hinaus.

„Hinüber! Hinüber!“ ächzte Eggenberg und drängte hinaus. Harrach, der Marquis von Aytona und der Kämmerling gingen mit ihm. Was es helfen sollte, wußte keiner, aber man hatte das Bedürfnis, nur irgend etwas zu tun. Eggenberg mußte von seinem Diener fast getragen werden, so sehr versagten ihm die Füße unter grimmigen Schmerzen. Dennoch gewann er die Fassung, um dem Marquis zu raten, er möge nicht mitgehen. Auf ihn, auf den spanischen Gesandten würde sich der aufgeregte Zorn stürzen, sein Leben komme in Gefahr. Er möge lieber von Trabanten und Wachen zusammenholen in der Burg, was sich auffinden lasse, und sie an der Stiege aufstellen —

Der Marquis übernahm es. — Sie kamen an die Tür, hinter welcher die Szene spielte, welche das Schicksal Europas ändern konnte, wenn das verwegene Vorhaben Thonradls gelang, wenn König Ferdinand entführt und aus den Mauern Wiens gebracht wurde.

Es war dieselbe Tür, vor welcher der König vor acht Tagen gestanden und die er bezeichnet hatte als seine neue Wohnung. Sie war nur angelehnt. Harrach war von hier gekommen und stieß sie jetzt wieder auf. „Zurück!“ schrie man heraus. Es waren zwei Kavaliere, welche dort Wache hielten. Sie taten indes nichts weiter und ließen den Flügel offenstehen, weil der Anblick Eggenbergs sie befremdete. Er brach an der Schwelle zusammen unter den Händen seines Dieners und wurde bewußtlos.

Drinnen im großen Zimmer stellten sich zwei Gruppen dar. Nahe an der Tür Jörger, der hochrot vor Erregung

gestikulierte. Wie haltlos er im Innern seines Hauses oft erscheinen mochte, hier war er jetzt straff und ganz und zum Widerstande entschlossen gegen einen Gewaltschritt. Nahe am Fenster aber die Kavaliere, welche Thonradl folgten, und der König. Der König war ersichtlich vor ihrem Zudrange zurückgetreten und stand auf einer Erhöhung, welche am Fußboden in der Fensterbrüstung angebracht war. Man sah von der Tür aus, daß sein sonst immer gerötetes Angesicht blaß war und leise zuckte. Aber seine Haltung erschien — obwohl diese Marter schon stundenlang dauerte — immer noch würdevoll. — Das Äußerste stand jetzt bevor: Thonradl streckte die Hand nach ihm aus und ergriff einen Knopf seines Wamses. In der Gruppe schrie jeder, aber durch das Geschrei hindurch hörte man doch verständlich die brutale Stimme Thonradls, ihre Geduld sei erschöpft und Nantl müsse sich fügen!

Da wendete jählings der König sein Haupt nach dem Fenster, und Thonradl ließ den Knopf fahren, eine Totenstille trat ein — man hörte schmetternde Trompeten.

Harrach sprang ins Zimmer — der bewußtlose Eggenberg war weggetragen worden — und eilte an das Fenster, welches noch frei war. Denn an dem einen stand der König, ans zweite waren Kavaliere geeilt, durch das dritte sah Harrach mit Entzücken, was sich da unten — dem jetzigen inneren Burgplatze — ereignete: der alte Santhelier sprengte im Galopp, seinen Degen hoch schwingend, von der Seite des Kohlenmarktes daher, und hinter ihm ein Zug Geharnischter nach dem andern, „in völligem Spornstreich, mit aufgezogenen Röhren und zum Angriff gehörigen armis“, wie die aktenmäßige Beschreibung sagt. „Halt!“ kommandierte die Löwenstimme des alten Kriegsmanns, und fertig zum Angriff ordnete sich rasselnd die blitzende Schar, die von Minute zu Minute anwuchs, denn immer wieder ein neuer Zug sprengte herzu und ordnete sich hinter den bereits aufgestellten.

Auf diese Hilfe hatte Santhelier oben von der Neutor-

bastei harrend ausgeschaut. Nach ihr hatte er damals, als Konrad an ihm vorbeiging und die Worte „Krems“ und „florentinisch“ hörte, den Reitersmann abgesendet. Der Großherzog von Toskana hatte vor zwei Monaten die Werbung eines Reiterregiments im kölnischen Lande beginnen lassen, und von diesem florentinischen Regimente hatte der Erzherzog Leopold, der Bruder Ferdinands, von Passau aus nach Krems senden lassen, was fertig war in Rüstung. Niemand hatte eigentlich diese Hilfe vorbedacht, niemand hatte auf sie rechnen können; das gute Glück Österreichs — hier wie die Sonne durch eine Gewitterwand brechend — hatte dem alten Santhelier die Eingebung gebracht, eben auf gut Glück seine Boten nach Krems zu senden. Mehrere fertig gerüstete Kompagnien waren im letzten Augenblicke eingetroffen, waren nach seiner Anordnung auf Tschaiken gesetzt und die Donau herabgeführt worden. Vor einer halben Stunde waren sie im Kanale angekommen unten am Fischertore, wo das Wasser des Kanals in den Wallgraben hinüber nach dem untern Arsenale beim Neutor mündete, und von hier hatte sie Santhelier in donnerndem Galopp hinaufgeführt vor die Burg, desselbigen Weges, welchen die Kavaliere an diesem Nachmittage genommen hatten. Jetzt sank der Abend nieder, und der alte Kriegsmann mit diesen Reitern — Dampierres Kürassiere genannt — entschied mit ihnen das Schicksal des verhängnisvollen Tages.

Denn jetzt war für Thonradl und Genossen keine Aussicht mehr auf Erfolg, sondern Aussicht auf eigene Lebensgefahr. Der Spieß war umgekehrt. Wenn sie zögerten, konnten sie in der Burg gefangen sein. Sie waren's schon.

Santhelier salutierte zu seinem Könige hinauf und hielt sein Schwert erhoben gleichsam wie ein Fragezeichen, ob er die Kavaliere festhalten solle, welche in den Schweizerhof hinabgeeilt waren und auf ihre Pferde sprangen. Der König, welcher das Fenster geöffnet und mit der Hand gedankt hatte,

verstand wohl auch das Fragezeichen, und hinter ihm beschwor in fliegender spanischer Rede der Marquis von Aytona die „gerettete Majestät“ auf das Dringendste, den Sieg nicht aus der Hand zu geben und die Rebellen nicht fortzulassen — ein Wort des Königs hinab an Santhelier, ein Wink hätte genügt! — Der König aber machte ein Zeichen, daß man sie ziehen lassen solle.

Und während dieses gefährlichen Augenblicks hatte der Raschmacher Urban, der schon lang im Schweizerhofe bei den Dienern gewesen, die freche Geistesgegenwart, sich an Thonradl zu drängen, als dieser mühsam aufs Roß kletterte, und ihm zuzuflüstern: „Der sächsische Junker läßt Thurn vermelden, daß heut' abend um neun das Stubentor gesprengt wird, heut'!“ — „Wird bestellt werden, wenn man uns hinausläßt!“ grunzte Thonradl, und des Schlimmsten gewärtig, ritten die Kavaliere über die Zugbrücke an den Kürassieren entlang.

Es geschah ihnen nichts, und bei der Biegung in die Herrengasse spornten sie aufatmend ihre Pferde, nach dem Neutore hinab, durchs Neutor hinaussprengend in Hast und Eile. Nur unter dem Neutore selbst veranlaßte die Stentorstimme Thonradls einen plötzlichen Halt. Halblaut sprach er zu seinen Nachbarn: „Wollen wir hier zwischen den offenen Torflügeln halten und einen Boten an Thurn hinübersenden, daß er ein Regiment hierher dirigiert? Wir halten aus, bis es kommt, und die Stadt wird erobert durch dieses Loch, wie? Sollen wir nicht?“

„Das ist unehrlich!“ rief von hinten unter der Torwölbung eine Stimme; „wir sind unter dem Titel von Parlamentarien eingelassen und brächen solchergestalt loyale Kriegessitte.“ Es war Jörgers Stimme.

„Ah, pah!“ schrie Thonradl; ein ganzer Chorus von Stimmen aber rief: „Vorwärts! Hinaus!“

Und sie ritten hinaus, und die Flügel des Neutores flogen zu hinter ihnen.

Die Bewölkung des Himmels war den ganzen Tag dicht geblieben und hatte sich gegen Abend dunkler und dunkler angehäuft. Die Nacht trat zeitig ein; Windstöße erhoben sich; Regenschauer flogen nieder.

Der Sturm auf die Burg war zerstreut; aber der Sturm auf die Stadt, welcher jetzt nahe bevorstand, konnte durch frühe Dunkelheit und regnerisches Wetter nur unterstützt werden; der Sturm auf die Burg hatte ihm günstig vorgearbeitet.

Medardo nämlich, dessen Spürnase den Ort und die Nähe der Gefahr ganz richtig erwittert, fand nirgends Aufmerksamkeit und bereiten Willen, als er eine Kompagnie verlangte zur Sicherheit des Stubentors und zur Besetzung des Wildlingschen Hauses. Solange die Kavaliere in der Burg waren, und die Beschießung von außen so lebhaft betrieben wurde, mochte kein militärischer Befehlshaber auch nur einen Mann seiner Truppen abgeben. Medardo lief unverrichteter Sache von einem Posten zum andern.

Erst jetzt in der Dunkelheit, als die Kavaliere fort und die Geschützessalven verstummt waren, hörte man auf ihn. Zu spät! Denn als er nun mit hundert Mann beim Wachthause neben dem Jakoberkloster ankam, war die Nacht völlig hereingebrochen, und der Ausmarsch mit der Petarde aus dem Wildlingschen Hause hatte schon begonnen. Medardo wurde dessen sogleich inne; denn als die Truppe beim Wachthause aufgestellt gewesen, war er eiligst vorausgeeilt in die Seilerstatt hinauf, um zu rekognoszieren und da hatte er entdeckt, daß ein verdächtiger Menschenknäuel, aus der Gegend des Wildlingschen Hauses herkommend, soeben in die Weihburggasse eingebogen war. Einen Knäuel von Menschen während finstrer Abendzeit gab's in Wien gar nicht während dieser scharfen Belagerungstage, wenn's nicht ein soldatischer Haufe war. Ein solcher war es nicht, das merkte er aus der Ferne deutlich, wenn auch nur am Geräusch. Ja, aus dem unregelmäßigen Geräusch der Fortschreitenden stieg sogar ein Ton auf, ein rauher Ton — Medardo hatte vier Ohren

für einen Ton, welcher an den Bart-Konrad erinnerte. „Sie sind es!" rief er in sich hinein, „und sie ziehen nicht zum Stubentore? Wäre die List eine doppelte gewesen und gälte es doch dem Neutore?" — Da hörte er fernes Gewehrfeuer hinter sich, fern, aber deutlich. Es kam aus dem Prater, wo der Angriff Thurns gegen den neuen Werd, gegen die jetzige Leopoldstadt, eben begann. Diavolo, dort! Also doch dort!? dachte Medardo und war nun verstärkt in dem Gedanken, daß er sich getäuscht, und daß die Überrumpelung doch dem roten Turm- und dem Neutor gelte.

Er flog zum Wachthause zurück, entwickelte dem Offizier, welcher die hundert Mann kommandierte, seine geänderte Ansicht und schlug vor, geraden Weges nach dem Neutore zu marschieren. Dann könne man den „Knäul" aus dem Wildlingschen Hause entweder noch abschneiden, oder doch unten auffangen. Der Offizier stimmte zu; es ward zurück und die Wollzeil hinauf marschiert. Vielleicht, meinte Medardo, könne man dem „Knäul" oben an der Bischofgasse zuvorkommen.

Die Expedition mit dem Handwägelchen, worauf die Petarde, gelangte somit unbehelligt durch die Grünanger- und über die Schulengasse an den Eingang zum Strobelgassel. Just als sie in dies Gäßchen einbog, kam die Kompagnie mit Medardo drüben am andern Ende des Gäßchens durch die Wollzeil herauf. „Halt!" kommandierte leise Konrad. Lautlos hielt man still. — Es war stockfinster, und ein heftiger Regenschauer begann. Hundert Mann, welche marschieren, hören nicht weit — sie wurden nichts gewahr, sie zogen weiter und das Handwägelchen mit seinem Geleite setzte sich wieder in Bewegung bis vor den „Strobelkopf".

Dort war alles bereit. Wildling, der zugegen war, hatte alles sorgfältig ins Werk gesetzt. Die Fässer voll ungarischen Weines waren unter der Firma, als sende sie der Orden der christlichen Ritterschaft, schon vor einer Stunde abgeliefert und waren ohne kritischen Skrupel zu sofortiger näherer Kennt-

nisnahme in Empfang genommen worden. Die Vertrauten unter den Truppen hatten ihr Versprechen gelöst und die für diesen Tag ausgegebene Losung den Nachfragenden mitgeteilt. Die zehn Bürger waren da, desgleichen die zwanzig gemeinen Leute und verzehrten harmlos das Nachtmahl, welches der „Fonds" zu bestreiten hatte. Die Spieße, welche einzeln nicht alle mitzunehmen gewesen, waren jetzt auf dem Handwägelchen mitgekommen, kurz, es war alles fertig. Auch die neutralen Gäste im Strobelkopf konnten nicht viel merken: Wildling sprach von einer Freikompagnie, welche sich den Wachen zur Unterstützung stellen wolle und so verließ denn unter diesem Vorwande die ganze Mannschaft die Wirtsstube und ordnete sich draußen im Gassel dergestalt, daß das Handwägelchen in die Mitte genommen wurde. „In Gottes Namen denn!" sagte Wildling und der verhängnisvolle Zug setzte sich in Bewegung in die Wollzeil hinaus und dort rechts abschwenkend nach dem Stubentore hinab.

Der kleine Martin trabte nebenher. Er hatte die Aufgabe, an der Riemerstraße zurückzubleiben und wenn er merkte, daß alles still abliefe, und daß man unbehindert in das Torgewölbe eingetreten wäre, hinüberzulaufen in die Seilerstätte, wo Vater Jobst an der Haustür seiner harrte. Jobst sollte dann die Rakete im Hofe anzünden, damit sie aufschieße und das Signal hinaustrage.

Wildling selbst hatte die Torwache anzusprechen.

So ging es denn ohne Aufenthalt auch die letzte Strecke hinab und zwar in einem Schritte, der vorsichtiger auftrat und unregelmäßiger klang, als einem militärischen Marsche zukam. — „Wer da?" rief der Wachtposten am Tore. — Wildling erwiderte mit dem Losungsworte und setzte rasch hinzu: es sei eine Freiwilligenkompagnie, welche daher geschickt werde, um den Truppen den schweren Dienst ein wenig zu erleichtern. Der Orden der „christlichen Ritterschaft" habe mehrere solche Freiwilligenkompagnien bewaffnet und sende auch Wein

zur Stärkung. Ob denn hierher ans Stubentor keiner gekommen sei?

„Freilich! Aber eine Wache muß doch zurückbleiben und muß nüchtern bleiben!“

„Richtig!“ sagte Wildling, „dafür werden w i r nun sorgen. Geht mit Gott und laßt euch den Ungrischen schmecken! ’s soll ein Menescher sein!“

Die Wache ging, und es war nun kein Hindernis mehr vorhanden. Das Handwägelchen wurde in die Torwölbung hineingefahren über die Biegung hinaus bis zu den verschlossenen Torflügeln. Dort enthüllte Urban die verhängte Laterne, welche er mitgebracht, und Konrad und Pfeifer gingen daran, die Petarde vermittelst des Matrillbrettes anzuschrauben und anzunageln unter sorglicher Aufsicht des Junker Hans.

Sie waren noch lange nicht damit zustande, da zischte in der Seilerstätte die Rakete in den dunklen Nachthimmel hinauf. Das war nicht gut; es kam etwas zu früh. Es schadete dem Unternehmen in zwiefacher Weise. Erstens erweckte es drüben in der Vorstadt die Kanonade gegen die Bastei am Stubentore und alarmierte dadurch die in den Schenkhäuschen zechende Mannschaft. Zweitens alarmierte es als ungewöhnliche Erscheinung auch andere Wachen auf den Basteimauern. Unter diesen auch Medardo, die „rote Feder“. Er war mit seinen hundert Begleitern beim Neutore angekommen, ohne den Feind anzutreffen; der Offizier hatte die Leute kunstgemäß verteilt, um die erwarteten Gegner rasch einzuschließen, und Medardo selbst war auf die Bastei hinaufgestiegen, um das Gewehrfeuer vom neuen Werd her deutlicher zu vernehmen und zu beurteilen. Denn wenn es näher rückte, so war eine Post zu senden, in betreff des roten Turms! Es näherte sich nicht, nein! es wich zurück. Die Jäger draußen in den kleinen Wirtshäusern — die Stammväter der „Jägerzeil“ — schienen sich trefflich zu schlagen — da, da, „Diavolo, was ist das?“ schrie Medardo — er sah die Rakete aufsteigen! — Betroffen stutzte er. Sehr kurze Zeit nur.

Es ward ihm rasch klar, daß dies ein Signal aus der Stadt sei, und die unmittelbar aufdonnernde Kanonade drüben von der „Landstraße“ überzeugte ihn: Das gilt dem Stubentore, und du bist irre geführt! Eiligst hinab und dem Offizier Meldung gemacht, und im Geschwindschritt mit der ganzen Mannschaft zurück nach dem Stubentore!

Dieser Marsch von zehn Minuten konnte der Petarden-Unternehmung gefährlich werden, wenn sie nicht rasch zum Ziele kam.

Vielleicht wurde sie noch zeitig genug fertig. Die Maschine war angeschraubt und angenagelt und der Zündfaden ward gelegt. Vorsichtig und sorgfältig bis weit hinter die Biegung des Gewölbes zurück. Jetzt anzünden! Konrad zog einen kleinen Luntenstrick aus der Tasche, Urban öffnete die Laterne, der Strick ward angeglommen. „Alles zurück! Ich komme mit einem Satze nach!“ murmelte Konrad und bückte sich mit der Lunte nach dem Zündfaden. —

Eine Sekunde später, und es krachte in dem Gewölbe, als stürze es über und über zusammen.

Sobald der Krach ausgetönt, sprang Hans hinein. Die andern harrten. „Herein!“ hörten sie ihn rufen und sie folgten. „Die Äxte, die Äxte brauchen!“ schrie er. Man hatte ihrer auf dem Handwägelchen mitgebracht und griff nach ihnen, denn die Sprengung an den Torflügeln war ungenügend geraten. Durch die Holzbohlen waren wohl Löcher gesprengt, aber die Eisenbekleidung war nicht hinreichend gewichen; jetzt sollte versucht werden, ob Nachhilfe von Menschenhand genügte, den erschütterten Torflügel aufzuschlagen, oder wenigstens eine gangbare Bresche in ihm durchzuhauen.

Man hieb da innen so lebhaft, daß man nicht gewahr wurde, was rückwärts vorging.

Das Schlimmste ging vor. Die hundert Mann waren erschienen; aus den Schenkhäusern waren, vom Knall der Petarde aufgeschreckt, Scharen von Truppen herbeigeeilt, der Verrat

war offenkundig, Medardos Geschrei erklärte ihn noch zum Überfluß, und die dreißig Mann Protestanten waren erdrückt oder zersprengt worden. Wer aber innen in der Torwölbung beschäftigt war, Hans, Konrad, Pfeifer, Urban, der war wie in einer Mausefalle gefangen, denn die Öffnung im Torflügel genügte nicht zum Durchschlüpfen für einen Männerleib.

Zwar erhob sich jetzt von der Wienbrücke her Musketenfeuer, die Böhmen rückten an; aber das kam für die Gefangenen zu spät. Sie waren bereits ergriffen und hineingeschleppt nach dem Wachthause. Der Offizier übergab sie Medardo, da er mit seinen Leuten auf die Bastei hinauf mußte, um von dort Feuer zu geben auf die anrückenden Böhmen.

Medardos Anwesenheit war das entscheidende Unglück für die vier Gefangenen. Während man sich um die anderen von den dreißig Mann wenig kümmern konnte, weil man alle Kräfte für die anstürmenden Böhmen brauchte, während also diese mit Wildling entrinnen konnten, sorgte Medardo genau für jene vier Männer, die er ja zum Teil persönlich kannte. Er erzwang sich im Tumulte eine Eskorte von einem Dutzend der aus dem Schenkhäusel herübergekommenen Kriegsleute und forderte sie auf, diese Hochverräter, wie er sie bezeichnete, sogleich in sichern Gewahrsam bringen zu helfen. Das Dutzend fand sich leicht zusammen, denn es war vielen klar, daß dieser Dienst einer Gefangeneneskortierung weniger unangenehm sei, als ein Kampf gegen die anstürmenden Böhmen. Fort ging es mit den „Hochverrätern“ die Wollzeil hinauf und — zu größerer Sicherheit wegen der hereinfliegenden Kugeln — gleich rechts in die Riemerstraße hinein, um in der engen Schulgasse und Bäckerstraße mit größerer Sicherheit weiter zu gelangen. Im Sturmschritt eilte der Transport, und erst am Lugeck vor dem Regensburger Hofe mäßigte man die Eile. Zum Teil darum, weil man plötzlich einen Geistlichen, eine hohe Mönchsgestalt, angerannt und in die Mitte des Transportes verwickelt hatte.

Dies war Pater Dunstan, der auf dem Wege zum Jesuitenhause begriffen war. Der Zufall brachte ihn hier in unmittelbare Berührung mit den Gefangenen, und ein Wort, welches er ausstieß, machte ihn trotz der dunklen Nacht kenntlich für Hans.

„Pater Dunstan," rief Hans eilig, „es ist alles gescheitert. Erwartet nichts für die Rettung des armen Zdenko, als was in Euren eigenen Kräften liegt!"

„Keinen Verkehr mit Hochverrätern, ehrwürdiger Pater! Wegdrängen! Zusammendrängen! Weiter!" rief Medardo, und fort schob sich der Haufe — Pater Dunstan stand allein, voll von schmerzlicher Überraschung. Er hatte den Junker Hans zu so gefährlicher Unternehmung veranlaßt — jetzt ging der gefangene Junker dem Ärgsten entgegen. — Dunstan war eine starke, harte Natur; jetzt fühlte er sich erschüttert und — wie dies bei starken Naturen zu ergehen pflegt — jetzt fühlte er sich zu einer gewaltsamen Anstrengung getrieben. Ob sie auch keinen Erfolg versprach, sie war ihm jetzt ein Bedürfnis. Lebhaften, weitausgreifenden Schrittes ging er die Bäckerstraße entlang aufs Jesuitenhaus zu.

Er ging nicht unbeachtet und bald nicht unverfolgt. Im Regensburger Hofe wohnte Herr Tocke und zwar nur eine Stiege hoch. Die Fenster seines Zimmers gingen auf das Lugeck hinaus. Sie standen offen bei dem Sommerabend, obwohl dieser regnerisch war. Herr Tocke stand am Fenster, aufmerksam zuhörend, ob und wo die Kanonade sich entwickle, ob am Neutore oder am Stubentore. Dergleichen Studien machte er lieber fern vom Schusse. Da gewahrte er den geräuschvoll ankommenden Transport der Gefangenen, da hörte er die Worte Hansens, da hörte er den Namen Zdenkos und Medardos Erwiderung mit „ehrwürdiger Pater!" da wurde er endlich inne, daß dieser Pater entschlossenen Schrittes in die Bäckerstraße hinabging. Er wußte aber schon seit gestern, daß ein Benediktiner mehrmals im Jesuitenhause angefragt. Der geht wieder dahin! dachte er — Was hat er vor? Vielleicht etwas Gewaltsames! — Und

nach einiger Überlegung entschloß sich Herr Tocke, ihm zu folgen. Dem alten Türhüter konnte ein Rat nötig werden, der nach oben Früchte tragen konnte, ein bloßer Rat, bei welchem man sich nicht auszusetzen brauchte.

Zum fünften Male übrigens machte Dunstan diesen Weg nach dem Jesuitenhause; viermal schon hatte ihn der Türhüter abgewiesen mit dem Bescheide, der Herr Provinzial sei nicht zu sprechen. Heute war er absichtlich am späten Abende gekommen. Vielleicht, hatte er gedacht, ist der ermüdete Pförtner weniger streng in seiner Ablehnung! — Jetzt war alles anders in ihm: alle kleinen Maßstäbe warf er zerbrochen hinter sich, wie ein Gebieter zog er die Hausglocke, wie ein Herrscher stieß er den Türhüter zur Seite und trat ein, den Flur entlang schreitend, als kenne er hier Weg und Steg, als sei er berechtigt zu allem.

Der Türhüter eilte überrascht hinter ihm her und wollte ihn am Gewande halten. Aber das dunkle Gewand eines Geistlichen gestattete doch nicht wohl ein heftiges Zugreifen, und der hohe Benediktiner wendete sich auch gerade jetzt nach ihm zurück mit ausgestrecktem Arme und blieb stehen. In der dämmerhaften Beleuchtung des Hausflurs durch eine Öllampe sah das Antlitz Dunstans gebieterisch aus, und sein tiefes Organ klang machtvoll in die Ohren, ja in die Seele des Pförtners, welcher in so später Stunde allein dem fremden Mönche gegenüberstand.

„Bist du ein Christ, Pförtner?“ fragte Dunstan.

„Ja freilich!“ erwiderte eingeschüchtert der Türhüter.

„Sprich nicht leichtsinnig und unbedacht. Deine Seele weiß nichts von deiner Antwort. Du bist gewohnt, wie ein Sklave zu handeln, nicht wie ein Christ. Es ist dir geboten, die Türe zu hüten, und du erfüllst wie ein Haushund dieses Gebot. Erhebe dich aus deiner niedrigen Stellung! Morgen kannst du des Todes sein, und jenseits Rechenschaft geben müssen, wie du dein Pfund verwaltet auf dieser Erde. Wirst du erfunden als ein gedankenloses Geschöpf, so wird dich die Hand des Richters in den Abgrund stoßen zu den niedrigen Geschöpfen. Weißt du

aber eine Handlung für dich anzuführen, welche verkündet, daß du eine christliche Seele betätigt hast, so wird dich der ewige Richter erheben. Eine solche Handlung liegt vor dir, armseliges Menschenkind, ergreife sie mit all deinen Kräften. Die edelsten Menschenleben stehen auf dem Spiele, liegen in der Hand des Mannes, der in diesem Hause gebietet, ja das Seelenheil dieses Mannes selbst ist in Gefahr. Rettung ist nur darin, daß er in nächster Minute die Wahrheit hört, welche ich bringe. Handle wie ein Christ zu deiner Erlösung und zur Freude Gottes — führe mich unverzüglich zum Provinzial!"

Der Türhüter erzitterte innerlich, die Gewalt des alten Mönchs war eine wahrhaftige — der Türhüter führte den alten Mönch hinauf bis vor die Türe des Provinzials.

Dort legte Dunstan die Hand segnend auf das graue Haupt des Pförtners, sprach leise: „Gott wird dir's lohnen!" winkte ihm, fortzugehen und trat in das Vorzimmer des Provinzials.

Es war halb dunkel. Die Tür zum Wohnzimmer stand offen, und aus diesem drang ein Lichtschein herüber.

Dort im großen Zimmer standen brennende Kerzen auf dem Schreibtische, und vor diesem Schreibtische saß der Provinzial. Oder richtiger: er saß nicht, er kauerte. Zusammengesunken in Müdigkeit und geistiger wie moralischer Erschöpfung war er halb herabgeglitten vom Sessel und war von jenem Halbschlummer gefesselt, welcher nicht erquickt, sondern verzehrt. Der Triumph der Rache über den Jugendfeind Zdenko war ihm bereits zur Qual geworden. Die unerschütterliche Milde Zdenkos vernichtete allen Genuß der Rache, und wie vergittert auch das Innere dieses Methodius sein mochte durch Formeln, ein Hauch der Wahrheit drang jetzt täglich durch das Gitterwerk in das vertrocknete Innere. Täglich. Er hatte sich einen täglichen Besuch Zdenkos angesetzt, um ihn zu bekehren, wie die Formelsprache besagte, um seine Rache zu letzen, wie der unparteiische Zuschauer sagen mußte — und dieser tägliche Besuch steigerte sich *ihm* zu immer größerer Qual.

Die theologische Gelehrsamkeit hat stets darüber gekämpft, ob die Neigung zum Guten oder ob die Neigung zum Bösen mächtiger sei in der Brust des Menschen. Für die vorherrschende und unaustilgbare Neigung zum Bösen ist der Begriff einer Erbsünde in den Vordergrund gestellt worden. Den Begriff einer Erbtugend hat man im Hintergrunde gelassen. Oder vielmehr man hat ihn durch ein Wort verschleiert, welches nicht unmittelbar den Gegensatz andeutet. Dies ist das Wort „Gewissen". Auch dem Bösewichte räumt man ein Gewissen ein, welches von selbst und unwiderstehlich erwache.

Dies Gewissen ist von wunderbarer Stärke, von wunderbarer Feinheit und deshalb sollte man wohl meinen, die Anlage zum Guten sei im Menschen wenigstens ebenso stark vertreten als die Anlage zum Bösen. Der einstige Methodius zeugte jetzt dafür in hohem Grade. Ein ganzes Leben, eine zähe Neigung zum Bösen, eine völlig ausgebildete Wissenschaft der Beschönigung schützte ihn nicht vor dem Erwachen eines Gewissens, welches er stets verhöhnen zu dürfen geglaubt hatte mit dem Ausrufe: „Wie kann ich strafbar sein, tu ich kein Unrecht?!" Zdenko und die Angst vor dem Tode hatten es jetzt doch erweckt.

Die Angst vor dem Tode entstand in dem sonst so zähen alten Manne durch die Sensationen, welche Zdenkos überlegene Sanftmut in ihm hervorbrachten. Diese Sensationen waren das Gegenteil von dem, was er Jahrzehnte lang erfahren, sie waren nicht Ärger und Zorn, an welche seine Nerven gewöhnt waren, wie man sich an Gift gewöhnt, sie waren Beschämung und Reue. Methodius wollte sie freilich nicht anerkennen, sein Verstand wollte ihrer spotten, aber ein geheimnisvolles Etwas in ihm, die Erbtugend des Menschen, zerdrückte den Spott, wie der niedersinkende Fels einen Strohhalm zerdrückt. Solchergestalt kam sein Nervenleben aus den Fugen, es versagte dem alten Körper die Spannkraft; der Gedanke an Zerfall und Auflösung tauchte auf und verbreitete sich durch alle Adern und

Organe — die Todesangst trat ihm nahe. Geschüttelt von ihr hatte er sich dennoch auch an diesem Abende aufgemacht zur Zelle Zdenkos, um den Jugendfeind zu peinigen mit Drohungen, welche in ihm selbst schon nicht mehr von der Überzeugung der Wahrhaftigkeit gestützt wurden — da war durch ein Fenster des Korridors, in welchem er entlang schritt, eine Kanonenkugel dicht vor seinem Antlitze hereingeflogen in die Wand, Kalk und Mauertrümmer über ihn werfend und durch den Luftdruck ihn zurückschleudernd, als sei er wirklich getroffen. Rückwärts war der alte Körper auf den steinernen Boden gestürzt, und das Rückenmark war erschüttert worden. — Mühsam hatte er sich zurück nach seinem Zimmer geschleppt und den Sessel gesucht. Mit der Erschütterung des Körpers war alles in ihm erschüttert, denn in der körperlichen Kraft hatte die Wurzel seiner Energie gelegen. Erschöpfung war über ihn gekommen und hatte ihn vom Sessel herabgleiten lassen.

In dieser Erschöpfung vernahm er plötzlich den Ruf seines Jugendnamens Methodius! von schwer wiegender tiefer Stimme.

Es war die Stimme Dunstans, welcher dicht bei ihm stand.

Er meinte, in Mähren zu sein auf dem Zierotinschen Schlosse und die Stimme des Grafen zu hören, die Stimme von Zdenkos Vater, der ihm gesagt hatte: „Du wirst ein Pfaff'!" —

„Steh' auf, Methodius, und wende deine Schritte endlich nach dem Wege des Guten! Ich will dir beistehn dazu."

Mit diesen Worten berührte ihn Dunstan. Erschreckt riegelte er die Augen auf und sah über sich den hoch gewachsenen schwarzen Mönch. — Dies Gewand eines Benediktiners brachte ihn zur Besinnung; die Benediktiner mit ihrer ruhigen, zur unparteiischen Wissenschaft geneigten Tendenz waren ihm stets die widerwärtigsten Ordensbrüder gewesen, und der Türhüter hatte ihm während der letzten Tage pflichtschuldig gemeldet, daß ein Benediktiner zu ihm gewollt, ein Benediktiner von den Schotten. Er hatte den Zutritt verweigert, wohl ahnend, daß dies der Genosse Zdenkos sei, den er längst aus der Ferne beobachtet,

und jetzt wurde es seiner wiederkehrenden Besinnung klar: dies ist derselbe, und er wird Zdenko fordern!

Alle erschütterten Kräfte zusammenraffend, richtete er sich am Sessel in die Höhe, Dunstans hilfreichen Arm zurückstoßend. „Wer seid Ihr? Und wie — könnt Ihr's — wagen, — hier einzudringen?!"

„Ich bin ein Diener Gottes, ein Freund Zdenkos von Zierotin, ein Freund deiner Seele, ja auch deiner irre geleiteten Seele, welcher ich die Richtung zum Guten zeigen will, bevor sie vor ihrem ewigen Richter erscheint. Höre mich und folge mir zu deinem eignen Heile!"

„Hinweg! — Hinweg!" —

„Sei gerecht gegen dich selbst, sei nicht dein eigener Feind, Methodius! Ich seh es an deinem gebrochenen Auge, an deinem versinkenden Körper, deine Stunde ist nahe, das Licht dieser Erde leuchtet dir nur noch eine kurze Frist. Benütze sie, genieße sie! Du hast ein langes Leben hinter dir ohne Genuß, ohne Genuß für dein Herz. Du hast dich selbst verdammt zu den giftigen Freuden des Neides und Hochmutes. Brich diesen Bann vor deinem Ende. Ich kenne dich, Methodius, von deiner Jugend auf, ich habe dein Herz gesehen, als der erste und einzige Strahl zärtlicher Neigung in dasselbe fiel, als Anna neben euch waltete im Zauber des Mädchentums. Da konntest du glücklich und gut werden, auch wenn dir ihre Liebe nicht ausschließlich gehörte. Die Liebe wollte Wohnung aufschlagen in dir; du aber verschlossest ihr die Pforte deines Innern — armer Methodius! So bist du ohne Liebe durch ein eiskaltes Leben gewandelt! Wo gab es eine Stunde dieses langen Lebens, in welcher du Gottes Gnade in dir empfunden, die Seligkeit der Kreatur empfunden, die sich einig fühlt mit dem liebevollen Schöpfer des Himmels und der Erden? Wo?! Nie und nirgends gab es eine. Methodius! Noch kannst du eine solche Stunde haben. Du lebst noch. Reiße die morschen Stricke herzhaft entzwei, welche den wahrhaftigen Menschen in dir zusammengeschnürt,

führe mich zu Zdenko hinüber, umarme ihn, und die erste Träne wird deinem Auge entquellen, der Hauch des Liebessegens wird zum ersten Male dich erwärmen, das Glück der Tugend wird dich zum erstenmal erquicken. Komm!"

Methodius zitterte wie Espenlaub. Solche Rede traf sein verstecktestes Innere. Und der Stolz schwieg augenblicklich, er ward nicht herausgefordert, er war nicht unterstützt durch Körperkraft. Das unstete Auge schien sich zu sammeln, es begegnete dem wohlwollenden Auge Dunstans, der Moment der Umkehr schien wirklich einzutreten für den verhärteten Mann.

Da kam die Hilfe für den Provinzial, welche Herr Tocke zuwege gebracht. Am weich gemachten Türhüter hatte dieser erkannt, daß eine gefährliche Macht hinaufgedrungen sei zum Haupte des Ordens, welcher nichts so fürchtete als das Benediktinertum, und in dieser Erkenntnis hatte sich Herr Tocke einige junge Koadjutoren und Patres aus dem Hause zusammengeholt, und trat jetzt mit ihnen ins Vorzimmer, dem greisen, einsamen Provinzial beizustehn.

Es war die Hilfe des Unglücks für ihn. Sobald er seiner Leute ansichtig wurde, trat die Gewohnheit in ihr volles Recht. Ihnen gegenüber war er stets unerschütterlich, immer herrschsam erschienen; sein schlimmer Geist machte also jetzt eine riesenhafte Anstrengung und faßte sich in all die Formen zusammen, welche bisher sein berechnetes Wesen zusammengehalten hatten — „Hinweg!" ächzte er —„hinweg!—Führt den Versucher hinaus!"

Dabei suchte er mit aller Gewalt seinen Körper aufzusteifen und den Arm gebietrisch auszustrecken, ein garstiger Anblick lügnerischer Macht.

Dunstan begriff, daß alles verloren sei, wenn er jetzt davon ginge, daß aber auch wenig zu hoffen sei, wenn er in Gegenwart von Zeugen weiter spräche zu Methodius. So ging er denn in aller Kraft seiner stattlichen, vom Entschlusse getragenen Persönlichkeit auf die in der Tür stehenden Zeugen zu und wies sie mit einem gebieterischen Gestus hinaus ins Vorzimmer. Sie

wichen, weil sie glaubten, er wolle an ihnen vorübergehen. Er aber schlug die Tür vor ihnen zu und schob den Riegel derselben vor.

Jetzt war er wieder allein mit dem Provinzial. Auf Minuten nur, das wußte er, und für diese kurze Spanne berechnete er seine letzten Worte:

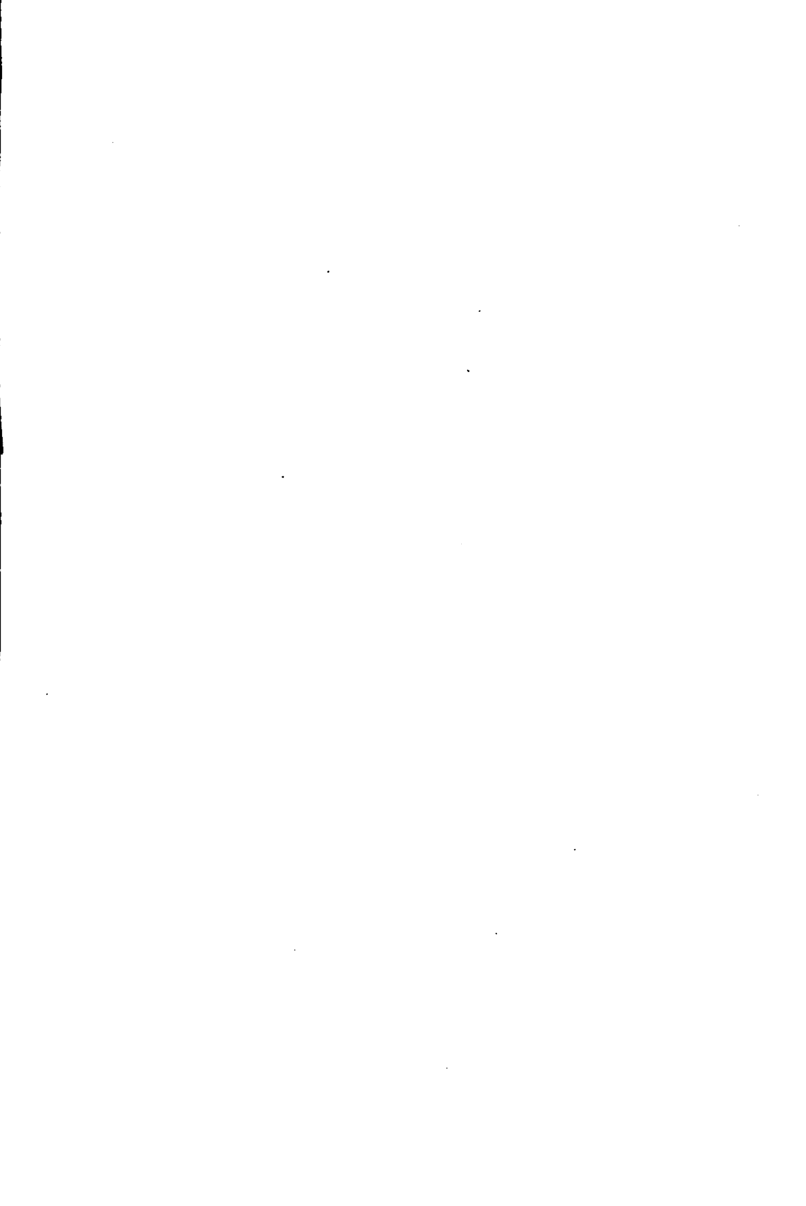
„So höre denn, Methodius Athanasius, Provinzial des Jesuitenordens in diesen Landen, die Drohung meiner Rede, da du das Wohlwollen derselben nicht zu erfassen wagst. Ich kenne deinen Lebenslauf in all seinen Falten und habe ihn niedergeschrieben von dem Tage an, da du Zdenko in Gefangenschaft zu schlagen wagtest. Die gemeinen Ursachen deines persönlichen Hasses gegen Zdenko, welche du mit kirchlichen Zwecken zu verschleiern suchest, habe ich bis auf die Fasern enthüllt in dieser Schrift, sowie dein ganzes unlauteres, von jeder Liebe entblößtes Leben, welches angetan ist von der Jugend bis zum Alter, der Menschheit die Religion zu verleiden statt zu empfehlen. Diese Schrift, auch bei den Deinen eine furchtbare Anklage, — denn sie werden einsehn, daß solch ein Charakter ihren Zwecken nicht nützen könne, sondern schaden müsse — diese Schrift ist bereits in sichern Händen. Du mit all deiner Macht kannst sie diesen Händen nicht mehr entreißen. Diese Schrift geht nach Rom an deinen General, sie geht in kostbarer Abschrift an den heiligen Vater selbst. Dein General muß dich fallen lassen um seiner selbst, um des Ordens willen, des sei versichert, wenn der heilige Vater auch nur schweigt zu dieser Schrift. Und ein Mann wird sie ihm überreichen, den der heilige Vater hochachtet. — Jetzt fasse deinen Entschluß! Ich warte bis morgen abend mit Absendung der Schrift. Morgen abend hält ein Wagen vor diesem Hause. Wird in diesen Wagen Graf Zdenko von Zierotin gehoben, so wird die Schrift nicht abgesendet. Kehrt der Wagen leer zurück, so fliegt sie zu ihrem Ziele und stürzt dich in weltlichen Dingen. Was nach dieser Welt deiner harrt, wird dir die Todesangst sagen, welche schon jetzt dein Gebein schüttelt.

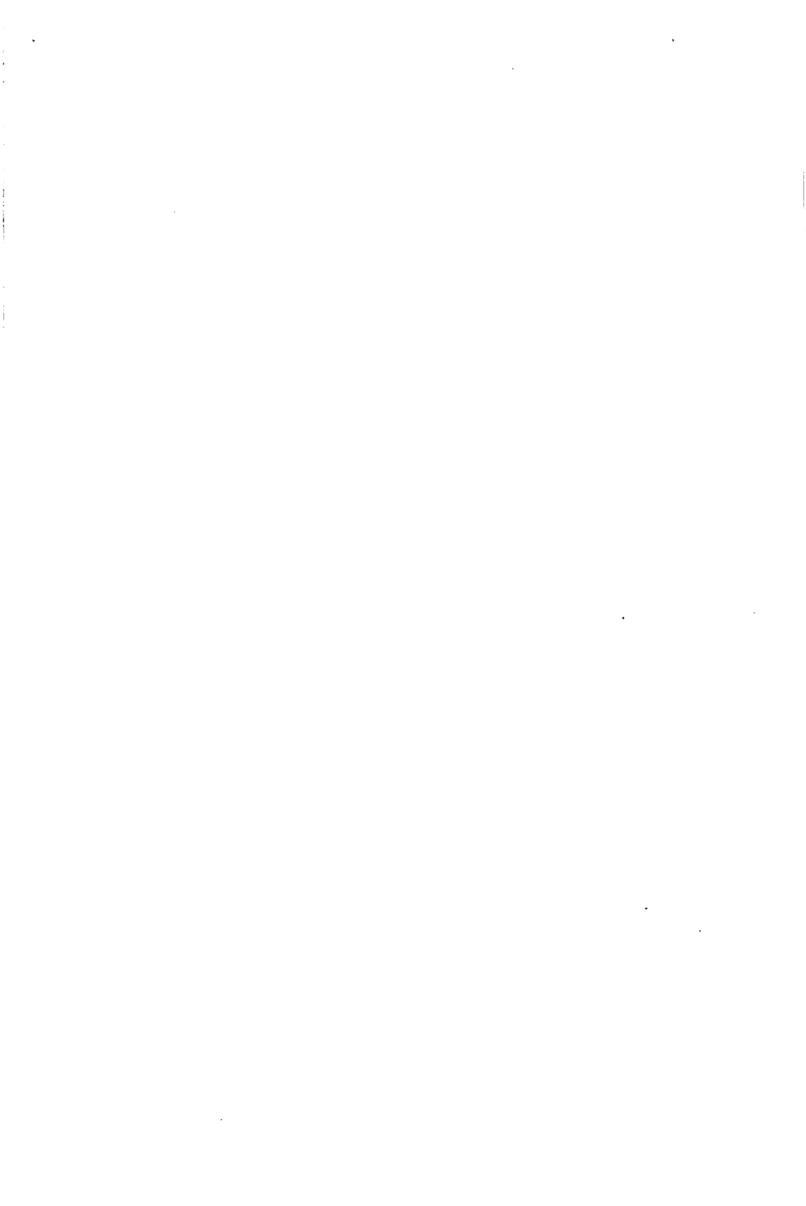
Greise sind wir alle drei. Nach kurzer Spanne Frist stehen wir alle drei vor Gott — wie willst du bestehen?! Wir werden für dich bitten, aber ich fürchte, die ewige Gerechtigkeit Gottes wird dich verwerfen müssen."

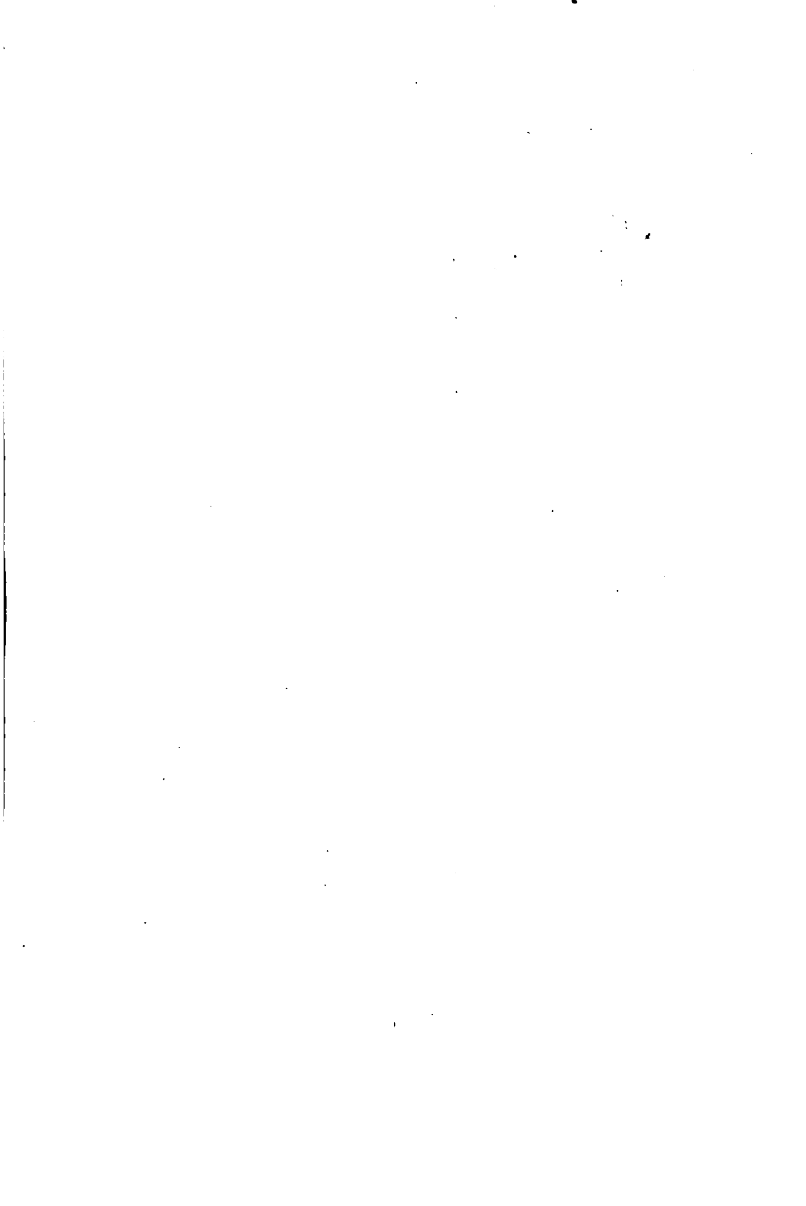
Rasch ging Dunstan jetzt, schob den Riegel zurück und verschwand. Von der anderen Seite traten die Koadjutoren und Patres ein und sahen mit Entsetzen, daß der Provinzial mit einem Schrei ohnmächtig darnieder stürzte neben seinem Sessel.

Draußen hatte sich der Wind gelegt, und der Regen floß in Strömen vom Himmel. Bis zum Morgen. Am Morgen aber verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, alle Angriffe auf Wien seien mißglückt, und Thurn hebe die Belagerung auf.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.







Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Siebzehnter Band.

Der deutsche Krieg.

Erstes Buch. IV.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1908.

Der deutsche Krieg.

Historischer Roman in drei Büchern

von

Heinrich Laube.

Erstes Buch:

Junker Hans.

Historischer Roman in vier Teilen.

IV.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.



Junker Hans. IV.

I.

Es war ein frischer Morgen, welcher den hohen Markt in Wien beleuchtete. Frisch, denn der heiße August war vorüber, und die leichten Schleier, welche die Sonne noch um zehn Uhr trug, deuteten schon auf die Höhe des Septembers. Zu den Gemüsen und Kirschen hatten sich Zwetschen, Birnen, ja Weintrauben eingefunden bei den Kräutlerinnen, welche grüne Ware auslegten um das sogenannte Narrenkötterl, einen vergitterten Käfig, in welchen Trunkenbolde, Unruhstifter und schamlose Dirnen gesteckt und vom Pöbel genarrt, will sagen, verspottet wurden.

Hans von Starschädel stand hinter den Eisenstäben seines Fensters im zweiten Stock des Schrannenhauses und sah gedankenvoll auf das Treiben des Gemüse-, Obst- und Fleischverkaufs hinab. Es war seine Morgenunterhaltung seit einem Vierteljahre, seit er nun wirklich auf Nummer Drei gefangen saß, und zwar jetzt als schwerer Verbrecher gefangen saß.

Die Weiber, welche da unten grüne Ware verkauften, sie kannten ihn alle, den lichtbraunen Junker, den blassen Ketzer, den „armen Narr'n", wie sie ihn nannten, welcher da oben auf den Tod saß und so lange warten mußte auf sein grimmiges Schicksal. Der Tag, an welchem er durch das Schwert hingerichtet werden sollte, ging sie nahe an, auch in anderer Beziehung. Denn falls die Hinrichtung nicht ganz früh geschah, dann verloren sie einen Vormittag; der hohe Markt war die Richtstätte. An einem Exekutionsmorgen mußten die mit Grünzeug und Gemüsen hinab auf den Graben, wo-

hin sie eigentlich gehörten, sowie die mit Hühnern und Eiern zum Peter, die mit Geflügel und Wildbret an den Stephansfreithof gehörten. Sie waren Separatisten und Neuerer hier am hohen Markte, aber vielleicht eben deshalb lag in ihrer Gesinnung überhaupt etwas wie Neuerung, und sie hegten eben darum eine Teilnahme für den jungen Ketzer da oben. Immer, wenn sie des Morgens ankamen mit ihren Körben, ging ihr erster Blick auf die Freitreppe des Schrannenhauses und auf die „Altane“ dieser Treppe, ob dort die rote Fahne ausgesteckt sei. Diese rote Fahne nämlich war das Signal für die Hinrichtung.

Um die drei „Tschapperl“ in der „Saugrube“ drüben kümmerten sie sich nicht, die Grünzeugweiber. Sie wußten wohl, daß der Bart-Konrad, der Urban und der Pfeifer auch „abgetan“ werden sollten, und zwar elendiglich; aber das machte ihnen weniger Sorge. Was aus der „Saugrube“, einem dunklen Gefängnisraum drüben auf der Seite vom Landskrongassel, herauskam auf die Richtstätte, das war gemeines Volk, war ihresgleichen, daran war nichts besonderes! Aber ein Kavalier, ein junger obenein und der so ruhig drein schaute Tag um Tag, ob die rote Fahne ausgesteckt sei oder nicht, der war des Anschau'ns wert, der war „herzig“!

Diese Nummer Drei, welche Hans seit mehr denn drei Monaten bewohnte, war ein geräumiges Zimmer und schön kühl in der Sommerzeit, da es seine Fenster gegen Nordost hatte. Er hatte sich überhaupt nicht zu beklagen, der gefangene Junker. Nur in den ersten Stunden, nur in der ersten Woche war ihm herb begegnet worden. Als aber einmal das Belagerungsheer von dannen war — und das damalige Gerücht hatte nicht ganz unrecht gehabt, wenige Tage nach jenem verunglückten Angriffe auf die Tore war Thurn mit seinen Böhmen abgezogen — als man wieder mit Behagen aufatmete in Wien, da wurde der Ton gegen den hochverräterischen Gefangenen milder. „Man“ und der „Ton“ will

sagen: Gangelberger. In dessen Hand waren die Hochverräter gegeben, und Gangelberger war innerlich sanfter und wohlwollender, als man ihm zutrauen mochte, wenn man seine scharfen Äußerungen hörte. Er war vor allem gut österreichisch, und seine Stimmung hob sich und wurde gut, als er die Feinde abziehen, als er sie machtlos sah. Denn Thurn zog nicht nur darum ab, weil die ohne Glück und Geschick verlaufende Belagerung wenig Aussicht bot, nein, er eilte sogar plötzlich von dannen, weil Post auf Post aus Böhmen kam, daß man dort seines Heeres bedürftig sei. Der alte spanische Fuchs Boucquoi, wie man ihn nannte, war aus seiner Budweiser Höhe plötzlich hervorgebrochen und hatte zwischen Thein und Prachatitz das böhmische Heer, welches Mansfeld befehligte, in offener Feldschlacht geschlagen und zersprengt. Dies war einen Tag vor Thurns Angriff im Prater und gegen das Stubentor geschehen, am 10. Juni, und als diese Kunde im Margarethen-Schlößchen bei Wien, dem Hauptquartier Thurns, eintraf, da ließ er unverweilt in der Nacht Schamade schlagen und war am Morgen verschwunden zum Gaudium der Wiener, welche es nun an Spottliedern hinter ihm her nicht fehlen ließen, und zum Gaudium Gangelbergers, welcher die böhmische Rebellion von Herzen haßte.

Von dem Augenblicke an sank sein Grimm gegen den sächsischen Junker. Er gestand sich nun ein, daß selbst die ersten Verhöre einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Hans hatte nicht das mindeste geleugnet, hatte sogar mehr erzählt zu seinem Nachteile, als er gefragt worden war. Nur über Genossen und Helfershelfer hatte er sich kein Geständnis erpressen lassen. Die drei Mitgefangenen, die unten zu ebener Erde saßen, hatte er zu entlasten gesucht, soweit es möglich war, indem er von ihnen behauptete, sie hätten nicht recht gewußt, um was es sich handelte, und seien zum Handlangerdienst bei der Petarde eigentlich genötigt worden.

Gangelberger sah recht gut ein, daß dem keineswegs

so wäre, und es ärgerte ihn auch, daß der „Wildling" durchschlüpfen sollte, aber der Hans gefiel ihm mehr und mehr. Daß man das Anlegen und Abbrennen der Petarde innerhalb der Stadt und mit Hilfe niederösterreichischer Untertanen als Hochverrat qualifiziere und daß auf Todesstrafe erkannt werden müsse, verbarg er ihm nicht. Hans fand dies auch ganz einleuchtend und zeigte ruhige Fassung. Er bat den gestrengen Rat nur, ihm die letzten Lebenstage dadurch zu erleichtern, daß man ihn schreiben und lesen lasse, und daß man seine Briefe und Aufsätze dahin befördern wolle, wohin sie gerichtet wären.

Gangelberger hatte sich dafür willfährig gezeigt. „Nur freilich" — hatte er hinzugesetzt — „muß ich Einsicht nehmen von dem, was Ihr Geschriebenes hinterlaßt. Denn ich könnte nicht verantworten, Geschriebenes von Euch hinauszusenden, was der Sache meines Fürsten und meines Glaubens Nachteil erregen könnte."

Hans fand dies begreiflich, und da es sich ja doch um sein Testament handelte, so trug er kein Bedenken, dem ruhig gewordenen Richter und Widersacher all die Verzweigungen zu entwickeln, welche er nach seinem Tode bedacht sehen wollte.

Das Schicksal des Grafen Zdenko, seines Pflegevaters, spielte dabei eine Hauptrolle, und es gelang ihm sogar, Gangelbergers ehrlichen Anteil dafür zu erwecken. Gangelberger war kein Freund der Jesuiten, und die Schilderung des Methodius, die Schilderung des Überfalles oben im Walde, des Brandes, der brutalen Entführung, der Gefangenlegung im Jesuitenhause fand einen empörten Zuhörer in ihm, kurz — von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat war die Beziehung des Richters zu seinem Schlachtopfer eine nähere, eine vertraulichere, ja endlich eine freundschaftliche geworden. Der eine blieb Katholik, der andere blieb Protestant, aber sie achteten einander, auch wenn sie sich in stundenlangem Gespräche schonungslos bekämpft hatten.

Dies trug wohl dazu bei, daß die Aburtelung Hansens verzögert wurde. Gangelberger zögerte aus Mitleid, und — er wurde von oben nicht gedrängt. Der König schien grundsätzlich dem eigentlichen Strafamte auszuweichen, auch wo der Ausführung desselben kein Hindernis mehr im Wege stand. Der Sieg bei Thein hatte seine Kriegslage ungemein verbessert, der König aber änderte trotzdem in seinem Betragen gegen die feindlichen Landstände Österreichs keinen Zug, er blieb entgegenkommend. Die geheimen Räte Eggenberg, Harrach, Meggau verhielten sich ebenso. Es erschien dies Verhalten vorbedacht und systematisch, und der spanische Ambassador, der entgegengesetzt antreiben wollte, fand kein Gehör. Lamormain aber, bei Hofe die Spitze der geistlichen Partei, zeigte sich während dieser Sommerzeit befremdlich zurückhaltend. Man wußte nicht recht, warum? — Nur Gangelberger schien eine Fährte zu haben. Er sagte eines Tages zu Hans: „Ihr habt mich zu wiederholten Malen gebeten, nach dem Pater Dunstan in der Schottenabtei fragen zu lassen. Ich habe Euch endlich die Nachricht gebracht, der Pater Dunstan sei am 13. Juni auf seinem Maultiere zum Schottentore hinausgeritten und — bis heute nicht wiedergekehrt. Nun, ich bin geneigt, diesem charaktervollen Benediktiner — Euren Schilderungen nach wenigstens charaktervoll — eine Einwirkung zuzuschreiben, welche so geheimnisvoll wie auffallend ist. Es sind von Rom Anordnungen hierher ergangen, welche den Pater Lamormain außerordentlich überrascht haben. Dies weiß ich vom Pater Bartholomäus, dem einzigen gutmütigen Jesuiten, den ich kenne und der mir immer freundlich entgegenkommt. Man erwartet sogar einen Kommissarius, vom General der Jesuiten in Rom hierher gesendet. Man munkelt endlich von großer Verstörung im Jesuitenhause bei der Universität, von wunderlichen Zuständen des Provinzials Athanasius. Aus all dem erklärt sich wohl die Unsicherheit und der Stillstand in der politischen Haltung der jesuitischen Partei.

Und ferner! In betreff Eures Pater Dunstan hab' ich mit dem ehrwürdigen Abte der Schotten eine Unterredung gehabt. Aus dieser Unterredung ist mir ziemlich klar hervorgegangen, daß Pater Dunstan damals bald nach Gefangennahme des Grafen eine Zusammenkunft mit dem Provinzial Athanasius erzwungen und einen rätselhaften Eindruck auf diesen sonst unerschütterlich harten Mann hervorgebracht hat; endlich — daß Pater Dunstan wahrscheinlich nach Rom gegangen ist und seine Anklage glücklich angebracht hat. Glücklich, denn die Wirkungen, auf welche Pater Bartholomäus anspielt, scheinen von der Anwesenheit Dunstans in Rom herzurühren. Dies alles klingt tröstlich, und ich werde diesen angebahnten Wegen sogleich weiter folgen, ich werde den Eintritt ins Jesuitenhaus selbst und ein Gespräch mit dem Provinzial nachsuchen. Die Gerichtsprozedur gegen Euch, Junker, gibt mir den Anlaß dazu, wenigstens den Vorwand. Ihr habt Euch auf den Grafen Zdenko von Zierotin berufen in Eurer Verteidigung, Graf Zdenko ist von seiten des Gerichtes zu vernehmen, Graf Zdenko soll im Jesuitenhause sitzen, ich ersuche um Zulassung zu ihm. Das wäre früher unmöglich gewesen, denn die jesuitischen Häuser bestehen jedem Gerichte gegenüber auf ihren Privilegien der Unzugänglichkeit: im jetzigen Momente der Lähmung, welche ihre hiesigen Führer betroffen und in Abwesenheit des Königs gelingt es vielleicht.—"

„Der König Ferdinand ist nicht mehr in Wien?"

„Er ist nach Frankfurt aufgebrochen zur Kaiserwahl. Seine Abwesenheit ist dem, was ich vorhabe, zuträglich. Sein Bruder Leopold, welcher die Stadthalterschaft führt, hat im Drange so schwerer, neu übernommener Geschäfte keine Zeit, in solche gerichtliche Details einzusprechen, und Eggenberg ist unbefangen von klerikalen Vorurteilen. Es ist also möglich, daß ich während der nächsten Tage zu Eurem Pflegevater dringe. —"

„Oh!"

„Und vielleicht führt dies zu weiterem. Ruhig, ruhig! Keine überspannten Hoffnungen! Es ist nur ein Interim, nur ein Unterdessen, von dem wir Nutzen ziehen. In der Hauptsache, in der Frage um Euren Kopf, junger Freund, kann es vielleicht zu Eurem Nachteile ausschlagen."

„Wie das?"

„Was wir der Jesuitenpartei abgewinnen in betreff des alten Grafen, das kann sie sich bezahlen lassen durch Einforderung Eures Kopfes; der Pflegesohn des Grafen büßt für die Befreiung des Pflegevaters. —"

„Immerhin!"

„Das ist zu bedenken. Lamormain mag nicht ungern sehen, daß der brutale Provinzial Schaden erleide; einen Skandal für den Orden aber wird er nicht zulassen, und, wenn er ihn nicht verhindern könnte, jedenfalls rächen. Und zwar an Euch. Er braucht nur dem Könige zu schreiben, daß die Verzögerung Eures Urteils, daß diese Schonung eines hochverräterischen Ketzers bei allen Gläubigen schweren Anstoß errege, dann — dann führt eine Zeile des Königs Euch dahinaus auf den Marktplatz unter das Schwert des Henkers. — Also Ruhe und Fassung! Bleibt des Schlimmsten gewärtig, damit Eure Seele nicht aus dem Gleichgewichte geworfen werde, wenn das Schlimmste doch wirklich eintritt. Vielleicht nützt Euch die Kaiserwahl. Sie ist sehr schwierig. Die Intrigen des Pfälzer Kurfürsten und der Böhmen wirken unablässig in Frankfurt, und der freche Hessen-Kasseler versucht alles gegen uns durch Einschüchterung. Die Entscheidung liegt in Dresden. Nur wenn sich der dortige Kurfürst für unsern Herrn erklärt, kann die Kaiserwahl für unsern Herrn gelingen. Könnt Ihr von Dresden aus kein Fürwort für Euch erwirken?"

„Nein. Mein dortiger Aufenthalt hat mich überzeugt, daß kein Ernestiner etwas zu hoffen hat von den Albertinischen Herren und von der geistigen Beschränktheit, welche in Dresden waltet."

„Schlimm für Euch. Der sächsische Kurfürst allein hat Macht über unsern Herrn. — Ist Eure größere politische Schrift, ist das Memorial fertig?“

„Fertig und abgeschrieben.“

„Gut. Ich nehme die Abschrift mit für Eggenberg, damit er sich für Euch interessiere.“

„Es wird ihm wenig darin gefallen.“

„Wer weiß! Eggenberg ist ohne Vorurteil und ein politischer Kopf. Eine zweite Abschrift für Harrach wäre vielleicht auch von Nutzen. Er ist zwar politisch nicht so wichtig als jener, aber der König hört ihn gern, und Harrach tut wohl ein übriges für Euch — seiner Tochter zuliebe. Sie scheint Euch freundlich zugetan! Hier ist ein neuer Brief von ihr. Sendet keine Antwort durch Unterschleif mit Pudel. Das könnte ich nicht billigen. Ich besorge selbst, was ich irgend verantworten kann, und verlasse mich auf Eure Ehrlichkeit.“

„Das könnt Ihr, wackrer Herr Rat!“

„Und nun ade! Ihr seht mich mehrere Tage nicht, ich habe Geschäfte mit dem Statthalter, welcher große Schwierigkeiten findet. Die gute Stimmung der Wiener ist schon längst wieder verdorben durch unsere Söldnertruppen, welche den Bürger quälen und mißhandeln. Und unser nächster politischer Horizont zieht sich nach einigen Monaten Sonnenscheins schon wieder in schwarzen Wolken zusammen. Unsere evangelischen Stände in Horn paktieren nun ganz förmlich mit denen in Linz und mit den Direktoren in Prag; die Prager aber haben Bethlen Gabor nun wirklich gewonnen, indem sie ihm alle innerösterreichischen Lande zugesagt. Wir können in wenig Wochen ein alliiertes Here von dreimal größerer Stärke als das Thurnsche vor unseren Mauern haben. Auch das ist von Nachteil für Eure Sache. Ihr könnt nur gerettet werden, wenn wir glücklich sind. Hofft dennoch und seid Gott befohlen!“

Diese Unterredung hatte in der zweiten Hälfte Septem-

bers stattgefunden. Drei Tage waren seit ihr vergangen, und nichts hatte die Einsamkeit Hansens gestört, kein Lebenszeichen Gangelbergers war zum Vorschein gekommen, Hans hatte sich sammeln und fassen können in allem, zu allem was ihm bevorstand. Und er sah seine Lage gefährlicher an, als Gangelberger sie darstellen mochte. Er hatte nur zu deutliche Anzeichen, daß an jedem Morgen seine Tür geöffnet werden könne, ihm das Todesurteil und die sofortige Hinrichtung anzukündigen. Das letzte Anzeichen solcher Art hatte ihm der Brief Isabellens von Harrach gebracht, welchen ihm Gangelberger eingehändigt. Dieses edle Mädchen hatte sich bald nach seiner Gefangennahme an Gangelberger gewendet, hatte diesen damals noch sehr störrigen Rat zu sich bitten lassen und ihm Freundlichkeit für den Gefangenen einzuflößen gesucht. Sie hatte so einfach und ehrlich ihre Teilnahme für den verbrecherischen Fremdling an den Tag gelegt, daß kein Nebengedanke aufkam, ob denn auch solche Teilnahme schicklich sei für das junge Mädchen, für die Tochter des Ministers, für die Braut Waldsteins. Keusch in reiner Menschlichkeit, liebevoll ohne sinnliche Liebe, erschien ihr warmes Wohlwollen auch nur wohltuend, selbst dem feindlich eingenommenen Gangelberger; und der junge Mann stieg bei ihm im Preise durch diese offene Parteinahme des schönen Fräuleins. Nachdenkend, ob das Liebe, und welch eine Art von Liebe es sei, war Gangelberger von ihr gegangen und war wiedergekommen, und hatte das in seiner Stellung wunderliche Amt eines Briefträgers übernommen, am Ende gar nicht mehr verlangend, daß ihm die Briefe offen eingehändigt wurden.

So hatte er auch jenen letzten Brief nicht gelesen. In diesem fand Hans zwischen allen Zeilen Todesangst und Todesangst für ihn. Gerade daß der König fortgereist, schien Isabella bedrohlich. Was Grimmiges in seiner Abwesenheit geschähe, könnte gerade darum geschehen, damit ihm die Verantwortlichkeit erspart werde und ihm der Schein persön-

licher Milde verbleibe! Und sie war ja doch in der Lage, die Stimmung der Machthaber zu kennen; in ihres Vaters Hause war der gesellige Mittelpunkt für alle wichtigen Personen. Wie ein wehmütiges, herzliches Totenlied hatte dieser Brief in Hansens Gemüt geklungen, und diese elegische Melodie hatte ihn Tag und Nacht nicht mehr verlassen. Ist doch der Gefangene immer nur zu geneigt, traurigen Ahnungen die Seele zu öffnen!

Als er jetzt ans Fenster trat zur Freude der Kräutlerinnen da unten, ach, da meinte er, die sonnige Welt eines frischen Morgens vielleicht zum letzten Male anschauen zu können. Wie wert sind uns plötzlich alle kleinen Dinge, jedes Spiel der Farben, jede Regung lebendiger Geschöpfe, wenn wir glauben oder wissen, daß wir sie zum letzten Male vor Augen haben! Sein ganzes Leben sah er vorüberziehen in dem Sonnennebel, welcher über dem hohen Markte spielte, von der Kindheit an bis zur Balkonszene in Hernals — so kurz, so nur Anfang und Ahnung des Glückes und der tieferen Wahrheit! Keine Dauer, keine Erfüllung! Jawohl, ihr gefährlich reizenden Augen Ludmillas, die ihr plötzlich durch den Nebel blitzt, ihr macht alles andere verschwinden und reizet doch nur, spottet doch völlig jeder Dauer, jeder Erfüllung!

Isabella hatte ihm in ihren Briefen Nachricht gegeben über all seine Bekannte und Freunde, auch über Ludmilla, die mit Vater und Schwester nach Böhmen abgereist. Sie habe bis jetzt auf dem Lande in einem anmutig gelegenen Schlosse die Sommerzeit verlebt, umgeben und erheitert von jungen Männern wie Rudolf von Mitzlau, und in Prag, wo auch Jaromir von Zierotin, dessen geistliche Laufbahn ganz aufgegeben scheine, in des Vaters Hause eingekehrt sei. Sie schreibe ihr manchmal und frage nach ihm, dessen häßliches Müllerkostüm und bartloses Antlitz sie gar nicht aus dem Gedächtnis wischen könne. An einen tragischen Ausgang seines Geschickes könne sie nicht glauben, dafür sei er zu besonnen

und die Besonnenheit werde er sich schon zu bewahren wissen. Ihr ginge es gut, und in Böhmen werde es jetzt unterhaltend. Man wähle einen König, und zwar einen jungen, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, der solle ein schöner, geschmackvoller Herr sein, und seine Frau, die Tochter des Königs von England, habe sich schon ausgebeten, daß sie, die Ludmilla, Hofdame bei ihr werde. Der Winter in Prag verspreche also schöne Dinge. Der kurfürstliche Hof sei schon aus der Rheinpfalz übergesiedelt in die Oberpfalz, von Heidelberg nach Amberg, also schon in der Nähe von Böhmen. In Eger werde man den neuen König einholen mit großer Pracht. Papa werde sie mitnehmen dahin. Es sei doch recht ungeschickt, daß Junker Hans sich habe fangen lassen und sich mit Raupowa verfeindet habe. Hier bei dem jungen Regimente hätte er rasch eine gute Laufbahn machen können; das zeige sich am Junker Rudolf, den Raupowa überall fördere. Denn Raupowa sei sehr mächtig, er habe die Wahl des rheinischen Kurfürsten durchgesetzt.

Den niederschlagendsten Eindruck hatten diese Briefauszüge auf ihn gemacht. Auch wenn man Abschied nehmen muß für immer, so will man doch lieber von einem wertvollen Herzen scheiden, als von einem wertlosen. Der begründete Schmerz erhebt uns ja, und nur leeren Naturen scheint es ein Vorteil, bloß Wertloses verloren zu haben.

Wohl eine Stunde mochte Hans so am Fenster gestanden sein, da wurde hinter ihm die Zimmertür geöffnet. Pudel öffnete sie und sprach rückwärts in den Gang hinaus. Er sprach zu Gefängniswärtern, welche eine rote Fahne vorübertrugen. Beim raschen Umwenden sah Hans die Fahne noch, und sie war ihm eine Bestätigung der Ahnungen Isabellas, eine Bestätigung, daß seine letzte Stunde naherücke.

„Das ist die Fahne für mich, Pudel?" fragte er langsam und gedankenschwer.

„Ach beileibe, gnädiger Junker! Muß nur einmal aus-

geklopft werden, in Sachen contra Motten. Nisten sich ein, weil die Fahne immer lang im dunklen Eck steht."

Er hielt dies für eine höfliche Unwahrheit Pudels, der ihm wohlgesinnt war aus zwei Gründen: Goldstücke waren der erste Grund, Gangelberger war der zweite. Hans nämlich hatte in der Müllerhose seinen Lederbeutel mit Goldstücken in das Schrannenhaus gebracht und hatte sich im rechten Augenblicke der damaligen Worte Gangelbergers erinnert, daß jeder Gefangene visitiert und seiner Barschaft beraubt werden müsse. In dieser Erinnerung hatte er bei der Einführung in dies Zimmer, welches zur Nachtzeit geschah, geschickt seinen Lederbeutel unter das Bettstroh zu schieben gewußt, und dadurch hatte er sich einen Talismann für Pudel gerettet. Als nach Verlauf einer Woche Pudel das erste Goldstück vom Junker bekam, da hätte er wohl in strenger Amtspflicht fragen sollen: Wie kommt das Goldstück zu einem Gefangenen? Und ist es allein? — Aber Pudel wußte, daß diese Frage zu Weitläufigkeiten führte. Das einzelne Goldstück und die etwaigen Genossen desselben mußten dann abgeliefert werden an den Herrn Rat, der mußte ein Protokoll aufsetzen, und der gestrenge Herr hatte ohnehin soviel Schreiberei! Und endlich waren Vorwürfe unausbleiblich, daß der „provisorische" Amtsdiener wiederum bei Ankunft des Gefangenen schlecht visitiert habe — wozu das? Aus solchen weisen Erwägungen hatte er die Frage unterdrückt. Der Gefangene konnte ja — erwog Pudel weiter — mit seinen Goldstücken keinen Schaden anrichten! Er kam ja mit niemand in Berührung als mit dem Herrn Rate und mit ihm, dem „Provisorischen". Aus diesem ersten Grunde hatte er Gelegenheit gewonnen, dem „wohlgebüllbeten" Gefangenen manche Erleichterung zu verschaffen mit Papier und Tinte und auch mit Speise und Trank. So ein Junker ist ja nicht an die Kost im Schrannenhause gewöhnt.

Der zweite Grund verstärkte den ersten außerordentlich. Herr Rat Gangelberger hatte am Ende selbst befohlen, den

Junker mit aller „bülligen" Rücksicht zu behandeln! Lieber Gott! das war ja stets Pudels Lebensphilosophie und nur der Herr Rat störte sie öfters. Wenn er nun gar befahl, dann konnte kein Zweifel mehr aufkommen.

Pudel war also die gute Stunde für den Herrn Junker, und er trat auch jetzt nur ein, um dem armen, aufgegebenen Edelmanne die Freude zu machen. Denn die Sache mit der roten Fahne hatte ja leider ihre Richtigkeit: sie wurde nicht in wirtschaftlichem Interesse ausgestäubt, sondern für ihn, für den Hochverräter. Wie das gar oft geht: die unteren Klassen waren über den Hauptgang der Politik besser unterrichtet als die oberen, weil sie einen reineren Instinkt haben, und weil ihnen nicht soviel Detail bekannt wird, welches die oberen Klassen verwirrt. Pudel und die Insassen der Saugrube unten, die Konrad, Urban und Pfeifer, wußten genauer, daß die Hinrichtung nahe bevorstand, als die Herren oben, den Rat Gangelberger mit eingeschlossen. Dies rührte daher, daß von der untern Klasse die Triebkraft ausging zu dieser Hinrichtung, von der untern Klasse gegen die untere Klasse. Der Herr oben in Nummer drei kam nur bei dieser Gelegenheit mit unter das Richtschwert, weil Konrad und Kompanie dem Stricke nicht entlaufen sollten.

Diese schlimme Triebkraft war Medardo, die „rote Feder". Er war sonst gar nicht grausam, aber er war einem Menschen gegenüber furchtsam, gleichsam elementarisch furchtsam. Er meinte zu fühlen, daß dieser Mensch ihn, den Medardo, noch einmal totschlagen werde. Dies wünschte er vermieden zu sehen und zwar gründlich vermieden zu sehen. Wenn dieser ihm „zuwidre" Mensch — so lautet das Wiener Beiwort — gehenkt werde, „bis er sterbe", so glaubte er, dies eine gründliche Vermeidung nennen zu dürfen. Dieser ihm „zuwidre" Mensch war der Bart-Konrad.

Als nun Medardo während der Sommermonate inne wurde, zu seinem Erstaunen inne wurde, daß den vier Hoch-

verrätern nichts geschah, weil sich dem Kavalier unter ihnen die Neigung Gangelbergers zuwendete, wie aus den Notizen Pudels zu entnehmen war, da faßte er den Entschluß, die Hinrichtung des Junkers auf seine Art zu betreiben. Nicht des Junkers wegen; der hätte seinethalben davonkommen mögen. Nein, des Bart-Konrad wegen. Fiel der Kopf des Junkers, dann purzelten die Kadaver der Kerle in der Saugrube von selber nach.

Sein Feldzugsplan war einfach und sicher. Er wußte durch langen Verkehr, daß Gangelberger die Einmischung der Jesuiten in seine amtliche Tätigkeit haßte, und daß er deshalb dem Pater Lamormain nicht hold mar. Ebenso daß Pater Lamormain den eigensinnigen Gebieter im Richthause nicht liebte. Er ging also zu Pater Lamormain und brachte seine Sache vor, mit Schlauheit alle möglichen Motive nebeneinander schiebend. Soviel Aufwand sei gemacht worden, das Nest zu fangen, und das Geld sei doch nicht gefangen worden! Soviel üble Nachrede habe man auf sich geladen; auf das Jesuitenhaus zeige man mit Fingern, weil dort ein guter Mensch zu Tode gemartert würde, und den ketzerischen Übeltätern krümme man kein Haar, man füttere sie auf Regiments Unkosten! Warum? Die geistlichen Herren fürchten sich, sie haben ihre Macht verloren! Sonst wär's ja nicht möglich, daß solche Hochverräter noch am Leben wären. Das sei schlimm, das sei sehr schlimm! Der Respekt vor den geistlichen Herren nehme ab von Tage zu Tage, das wüßten die am besten, welche täglich mit dem Volke zu verkehren hätten. — — — —

Lamormain erinnerte sich ganz wohl des sächsischen Junkers, den ihm Waldstein damals entrissen unter drohenden Reden. Dieser Junker, ein Zankapfel zwischen geistlicher und weltlicher Macht, konnte jetzt ein unverfängliches Schlachtopfer werden. Er hatte grob und unzweifelhaft das Leben verwirkt in politischen Dingen, in Dingen eines verräterischen Kriegsaktes. Niemand konnte sich verwundern, wenn er hingerichtet wurde, niemand

einen geheimen Grund, eine geheime Macht suchen hinter dieser Hinrichtung, und doch würden die Eingeweihten, zunächst die Herren Waldstein und Gangelberger, spüren, daß die geistliche Macht nicht lahm gelegt sei, wie man jetzt schon überall flüstere wegen der Lähmung des Provinzials — mit einem Worte: Lamormain sagte nach kurzem Besinnen lächelnd zu dem besorgten Agenten Medardo, er möge sich beruhigen in seiner Sorge um die geistliche Macht. Sie *scheine* nur zu ruhen wegen der Kaiserwahl und der sächsische Ketzer sei nur hingehalten worden wegen der Kaiserwahl. Sobald diese entschieden, falle auch dieses Junkers Kopf.

Das war gesagt worden in einem Tone, dessen Zuverlässigkeit Medardo kannte, und Medardo war beruhigt hinweggegangen und hatte sich sein wöchentliches Vergnügen aufgesucht. Dies bestand in einem Besuche Pudels. Nicht weil ihn Pudels geistreiche Gesellschaft besonders vergnügt hätte, sondern weil neben Pudels Stübchen die „Saugrube" gelegen und weil in der Tür dieser „Saugrube" ein vergittertes Guckloch angebracht war, welches man von außen öffnen und durch welches man in die Saugrube hinein blicken konnte. Dieses Hineinblicken auf den gefangenen Bart-Konrad war Medardos Vergnügen, und weil er dies heute nach Pater Lamormains Äußerung in besonderem Maße genossen hatte, ließ er beim Weggehen einige gnädige Äußerungen vor Pudel fallen. Sie gingen dahin, daß man mit seinem Dienste jetzt recht zufrieden sei, und daß sein „provisorischer" Dienst wohl in einen „definitiven" erhöht werden möchte, wenn er die Bewachung solcher Hochverräter zu glücklichem Ende führen könne, das heißt zum Ende durch den Strick und durch das Schwert. Er möge nur heiter sein, denn dies stehe nahe bevor. Die Nachrichten aus Frankfurt lauteten günstig, und wenn in den nächsten Tagen die Kunde der Wahl des Königs zum römisch-deutschen Kaiser einlange, dann würde hier alles erhöht, die Bösewichter da drinnen zum Galgen und er zum „Definitiven". Und zwar am ersten Morgen, nachdem die Nachricht eingegangen.

Das war ebenfalls gesagt worden in einem Tone, dessen Zuverlässigkeit Pudel kannte, obwohl er leicht geklungen, und Pudel war hingegangen und hatte, obwohl es noch Vormittag war, eine Maß Regensburger sich vergönnt. Er hatte gar nichts gegen die Leute in der Saugrube und oben. Im Gegenteile! Aber „Definitiver" zu werden war doch sehr erfreulich.

In dieser Stimmung erschien er jetzt vor dem Junker. Er wollte diesem eine Bitte gewähren, welche er ihm während der Gefangenschaft ein einziges Mal gewährt, jetzt aber seit längerer Zeit abgeschlagen hatte, die Bitte des Junkers, seine Unglücksgefährten unten in der Saugrube besuchen zu dürfen. Hans trug kein besonderes Verlangen nach der Gesellschaft unten, aber er wußte, daß er die armen Schlucker durch seinen Besuch erfreute, nicht bloß der paar Goldstücke wegen, welche er ihnen bei dieser Gelegenheit zustecken konnte. Obwohl auch wegen der paar Goldstücke. Er hatte ihnen zwar schon einige Male durch Pudel solche Geldhilfe zugesendet, aber man war nicht sicher, daß Pudel immer richtig wechselte. Der Kurs des Goldes, obwohl damals von geringer oder gar keiner Schwankung, war ihm doch nicht stets genau bekannt, und da liegen Irrungen nahe, deren Verluste Pudel ja nicht auf seine Kasse nehmen konnte. Gewechselt mußte aber doch werden, denn die Bedürfnisse der Schächer da unten waren mannigfaltig, sie waren ja ihrer drei, und jeder verlangte einen Anteil am Goldstücke, besonders Konrad. Konrads wegen schien dem Pudel jetzt ein Besuch des Junkers geradezu notwendig. Seine Gnaden, der Herr Junker, könnten sich gar nicht vorstellen, was das für ein „wildschaffener" Mensch sei. Das einsame Leben stiege ihm manchmal so zu Kopfe, daß Urban und Pfeifer, ja er, der Pudel, selber des Lebens nicht sicher wäre in seiner Nähe. Er schlage manchmal alles entzwei und nieder, und nur der Anblick und die Zusprache des Herrn Junkers wirke da beschwichtigend.

„Also führ mich hinab, lieber Pudel!"

„Nur noch ein halb Stündchen warten, Gnaden, ein halb Stündchen! Sie sind unten beim Speisen, und da ist Fried' und Unterhaltung, da brauchen's nix von Gnaden." — Außerdem, setzte er hinzu, würde es erst nach einer halben Stunde sicher, daß der Herr Rat heut' wieder nicht käme, schon den dritten Tag nicht käme. Der dürfte aber doch nicht kommen zu einem solchen Besuche, denn er liebe dergleichen nicht, obwohl die Verhöre längst geschlossen und also Durchstechereien doch nicht mehr möglich wären. Wenn Gnaden übrigens zur Nachfeier solches Festes, wie der Besuch ja sei, einen „gustiösen" Trunk spendieren wolle für die Schächer, so solle christlich gewechselt werden, das Gold stünde jetzt gut, seit die Kaiserwahl gut vonstatten zu gehen scheine.

Das Goldstück mit einem Kratzfuß hinnehmend und mit einem längeren Kratzfuße dafür dankend, daß der Junker vom Einwechseln des Silbergeldes nichts zu erfahren wünsche, weil dem Pudel immer mancherlei kleine Auslagen oblägen, empfahl sich dieser und versprach nach einer halben Stunde wiederzukommen.

Die Saugrube unten war der Wohnstube Pudels gegenüber. Wenn man vom Landskrongassel eintrat, hatte man Pudels Wohnung zur Rechten, die Saugrube zur Linken. Sie war ein mäßig großer, gewölbter Raum mit steinernem Fußboden. In der Mitte eine steinerne Säule, welche das Gewölbe tragen half und an welcher eiserne Ringe angebracht waren. Das einzige Fenster der Saugrube ging ins Landskrongassel und ließ nur wenig Licht ein aus dem dunkeln Gäßchen, weil es mit starken Eisenstäben vergittert und in seiner untern Hälfte mit einer Holztafel zugestellt war. Letzteres wohl darum, damit den Gefangenen der Verkehr mit der Gasse erschwert würde. Erschwert! hatte Konrad zu Anfange der Gefangenschaft lachend gesagt. Da sie volle Zeit und nichts zu tun hatten, so beschäftigten sie sich bald mit Abhilfe diese Erschwerung, und sie kamen damit zustande, als dem melan-

cholischen Pfeifer nach Beendigung der ersten Verhöre seine Schustergerätschaften durch Pudel verabfolgt wurden. Pudel wollte dem Philosophen eine zerstreuende Beschäftigung, sich aber und seinem Natzi eine sorgfältige Erneuerung ihres schadhaften Schuhwerks verschaffen. Unter dem Schuhgerät ward auch das Ledermesser ganz brauchbar befunden zu feiner Durchschneidung der Holztafeln. Mit Holz wußte Konrad umzugehen, und es dauerte gar nicht lange, so war eine Handbreite der Tafel so sauber abgelöst, daß Pudel bei der schwachen Beleuchtung von dem Ritze nichts bemerken, man aber des Abends die Handbreite wegheben und das Fenster zum Durchschieben einer Faust öffnen konnte. „Der lange Jobst wird schon kommen!" meinte Konrad, „und ausschauen nach der hinausgestreckten Faust und das übrige wird sich finden!"

Das erfüllte sich denn auch. Jobst besuchte seinen Schwager Pudel und sprach sehr laut, wenn er kam und ging. Gefangene hören wie Maulwürfe; das Guckloch, welches ja nicht hermetisch verschlossen war, erleichterte das Hören, und Konrad begann, als er Jobstens Anwesenheit draußen im Flur vernahm, einen solchen Höllenlärm mit Schreien und Schlagen an die Tür, daß Pudel genötigt wurde, heranzutreten und nachzufragen. Er öffnete zwar nur das Guckloch, wurde aber doch genötigt, die ganze Tür zu öffnen, weil Urban ihm zurief, er möge ihm um Gottes willen zu Hilfe kommen, Konrad ermorde ihn! Pudel wußte leider, daß dies dem Konrad zuzutrauen wäre, und da gerade sein langer Schwager Jobst da war, ging er auf einen Augenblick hinein mit seinem Schwager, um Frieden zu stiften. Nun stürzte sich Konrad auf Jobst, und unter dem Anschein zorniger Balgerei unterrichtete er diesen leise, daß jeden Abend um neun die Faust im Fenster einen Zettel mit Nachricht erwarte und bereit halte.

So war die Verbindung mit der Außenwelt hergestellt worden in der Saugrube, und Urban erbot sich am nächsten Morgen, dem in der edlen Schreibekunst vernachlässigten Natzi

einen Schreibunterricht angedeihen zu lassen, an welchem Pudel ein blaues Wunder erleben solle. Protestanten wie er und Konrad seien den Götzendienern auch darin voraus, daß sie perfekt lesen und schreiben könnten.

Pudel überhörte großmütig den „Götzendiener" und ergriff mit beiden Händen die Gelegenheit eines unentgeltlichen Schreibeunterrichts für Natzi. Er hatte ja immer gesagt, es läge nur an der falschen Lehrmethode, daß sein nachdenklicher Sohn ungenügende Fortschritte mache in dieser freien Kunst. Er sei in diesem Punkte ohne Vorurteile gegen die Ketzer und habe gegen die protestantische Schreibmethode gar nichts einzuwenden.

So kam Feder und Tinte in die Saugrube, und die kleine Abendpost am Fenster entwickelte sich zu einer Regelmäßigkeit, welche ihresgleichen suchte im Deutschen Reiche.

Solchergestalt kamen die Schächer in Kenntnis von alle dem, was außen vorging, soweit dies Jobst wußte. Jobst aber ward durch seinen Hausherrn unterrichtet, den Herrn von Wildling, welcher damals am Stubentore glücklich entronnen und bisher unbehelligt geblieben war. Solchergestalt kamen sie auch in Kenntnis von dem, was ihnen d r o h t e. Pudel hatte gegen seinen Schwager Jobst nicht verschwiegen, was er von Medardo vernommen über das nahe Ende der Schächer. Jedermann hat einen Kreis, in welchem er seine Eitelkeit befriedigt: Pudel erschien gern wichtig und bedeutend vor seinem Schwager, der ein bloßer Hausmeister war. Warum sollte er vor diesem nicht durchblicken lassen, daß er in die Absichten der hohen Herren in der Burg vollständig eingeweiht sei als wahrscheinlicher „Definitiver"? Warum nicht? Es war ein angenehmer Genuß für das Gefühl seiner Höhe, zu welcher der plebejische Schwager hinaufstaunen mußte. Natürlich sorgte der plebejische Schwager dafür, daß die Gefangenen noch am selbigen Abende erfuhren, was ihnen nahe bevorstände.

Sie waren lange darauf gefaßt und hatten sich vor-

gesehen. Alle Gefangenen beschäftigen sich zuerst und zuletzt mit Plänen der Befreiung. Im Parlamente dieser drei Schächer war dieser Plan gründlich debattiert und festgestellt worden durch Mehrheit der Stimmen. Die verneinende Stimme war die Pfeifers, der in seiner dumpfen Versessenheit keinen Anteil hegte für bloßes Entwischen. Für seinen Glauben Unerhörtes tun, nötigenfalls wie ein Märtyrer dafür sterben, war dieses Schusters Losung.

„Du bist ein Esel, Schuster!“ hatte Konrad zu dieser Abstimmung Pfeifers gesagt und hatte durch Jobst alles ans Fenster bringen lassen, was zur Ausführung des Plans nötig war und was sich durch den faustbreiten Spalt am Fenster hereinziehen ließ.

Es war alles bereit und heute abend sollte der Ausbruch aus dem Schrannengefängnisse ins Werk gesetzt werden. Deshalb war Pudel angegangen worden, heute den Junker zum Besuch kommen zu lassen. Als ehrlicher Kamerad hatte Konrad darauf bestanden, daß man versuchen müsse, ob sich die Befreiung des Junkers mit der ihrigen vereinigen lasse. Heute aber noch müsse es vor sich gehen, kein Teufel könne wissen, ob nicht heute noch die Nachricht von Frankfurt eintreffe, und dann gebe es ja keinen Abend mehr für sie auf dieser Welt!

So standen die Sachen, als die drei Insassen der Saugrube am Schlusse ihrer Mittagsmahlzeit saßen und mit halblauter Stimme darüber berieten, auf welche Weise der Junker mit zu befreien sei, sobald sie selbst erst draußen vor der offenen Tür ständen. Konrad vermaß sich, das durchzuführen; denn er wisse aus der Zeit, da er noch täglich hinaufgeführt worden zum Verhöre, er wisse ganz genau, *wo* Pudel die Schlüssel zu den Gefängnisstuben aufhänge. Dort an dritter Stelle hänge Nummer drei. Damit gehe es hinauf und dann mit dem Junker herab und hinaus! Punktum! „Seht euch die Saugrube noch einmal an“ — setzte er hinzu und legte sich

bequem zur Verdauung auf die Holzpritsche — „ihr seht sie zum letzten Male."

„Still!" flüsterte Urban, „Pudel kommt."

Pudel kam, um ihnen den Besuch des Junkers anzukündigen und ihre Danksagung dafür mit Herablassung entgegenzunehmen. Sie dankten sehr gerne, denn es war ihnen dies ein günstiges Vorzeichen und gerade heute doppelt willkommen. Es wurde denn auch sofort benutzt, um das anzuknüpfen und anzukündigen, was sie heut' abend zu ihrem Unternehmen brauchten und wozu sie Pudels persönliche Mitwirkung nötig hatten. Seine edelsten Empfindungen sollten dazu gemißbraucht werden. Urban war die Schlange, welche ihn jetzt umringelte. Er lud ihn feierlich ein zu dem großen Examen, welches Natzi heut' abend bestehen und ablegen werde in der Schreibekunst, nicht bloß in der gemeinen, sondern in der kanzleimäßigen, welche ihm hinter dem Rücken des Vaters beigebracht worden sei. — Und dann noch in einer geheimen Wissenschaft — setzte Konrad schalkhaft hinzu — welche den Papa Pudel kurios überraschen werde an seinem Sohne. Denn der Natzi, so lange schmählich zurückgeblieben bei mangelhafter Belehrung, habe sich hier in der Saugrube mirakelhaft entwickelt und werde sich als ein sehr brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft erweisen — heute abend noch!

Urban, kein Freund solcher Konradschen Humorausbrüche, unterbrach ihn jetzt, weil er fürchtete, Pudel könne doch trotz seiner Affenliebe zu dem Trottelsprößling mißtrauisch gemacht werden, und ging auf das Tatsächliche über, um welche Stunde die Examenfeierlichkeit sein solle, und daß Schwager Jobst den Triumph des Knaben wohl mit ansehen dürfe, wenn Pudel als Amtsdiener solchen wissenschaftlichen Besuch verantworten könne und daß ein frischer Trunk vor- und nachher einbedungen sei.

Pudel war schon im voraus selig. Jobst der Schwager könne durchs Guckloch zusehen und zuhören, das sei unter

allen Umständen zu verantworten, und um sieben solle es losgehen; da sei es jetzt schon dunkel, und es komme nicht mehr leicht Störung, und das „Kind“ sei noch nicht schläfrig. „Abgemacht!“ schloß er, „und jetzt hole ich den Herrn Junker herab, denn nun kommt der Herr Rat nicht mehr.“

Unter diesen Worten ging Pudel, schloß ab und sah mit Vergnügen, daß Natzi draußen am Schauloche der eisernen Haustüre stand und hinausblickte. Auch in den Mußestunden dachte er, zeigt sich das Kind aufmerksam und vorsichtig. Wie erschrak er aber, als Natzi auf einmal stammelte, der „Vater“ solle aufmachen, es komme eben der Herr Rat vor die Tür! —

„Was?! — Crispi, wahrhaftig! Das war gescheit, daß ich den Junker noch nicht —“

Hastig öffnete er und unterließ nicht zu bemerken, daß es Natzis Aufmerksamkeit zu verdanken sei, wenn des Herrn Rats Gestrengen nicht zu klopfen und zu warten gebraucht!

Der Herr Rat sah nicht danach aus, als ob er familiäre Dinge besprechen möchte. O nein! Ernst, wohl gar sorgenvoll, aufgeregt sah er aus, schritt rasch der Stiege zu und befahl im Gehen, Nummer drei sogleich zu öffnen.

Dort setzte er sich, den Pudel fortwinkend, wie ein erschöpfter Mann, trocknete sich den Schweiß, lud mit einer Handbewegung den Junker ebenfalls zum Sitzen und begann nun, anfangs langsam, dann immer lebhafter einen Bericht, als ob er einem Freunde oder gar einem Sohne eine Schilderung vortrüge.

„Das waren heiße Tage, Junker, und die Dinge haben sich schwarz zusammengeballt! Es muß eine geheime Verhetzung stattgefunden haben, oder die Jesuiten haben sich ohne ihren Provinzial zu einer Kraftanstrengung aufgerafft, denn dieser — doch der Reihe nach!

Zuerst war ich bei Eggenberg. Er hat Euer Memorial entgegengenommen, er war überhaupt freundlich und ein-

gehend, er ist ein weitsehender Mann, er ist billig, mäßig, mutig, er ist ein Segen für uns. Kurz, er ist einverstanden mit mir, daß Euer Fall als ein politischer behandelt werde und also der Konvenienz anheimgegeben bleibe, nicht der Justiz, die keine Rücksichten kennen darf. Er verlangt deshalb keine Urtelsvorlage von mir.

Dies die wichtigste erste Nummer. Notabene: Harrach kam dazu und zeigte sich einverstanden. Mehr als einverstanden; er zeigte das günstigste Vorurteil für Euch, er meint, Euch gründlich zu kennen durch die Schilderungen seiner Tochter. Von seiten der wichtigsten geheimen Räte ist also das Beste zu erwarten, und ich glaube, es wird nicht lange auf sich warten lassen.

Die zweite Nummer ließ sich auch gut an. Nämlich die Angelegenheit Graf Zdenkos und mein Vorschlag, ihn zu vernehmen in betreff Euer und bei dieser Veranlassung nachzufragen, warum und mit welchem Rechte dieser notable Mann geistlicher Jurisdiktion und Gefangenschaft verfallen sein könne. Auch in dieser delikatesten Angelegenheit war der Freiherr von Eggenberg zu meiner großen Freude wie ein freier Herr. Ich merkte deutlich, daß der König früher schroff in dieser Angelegenheit gewesen sei, kurz vor seiner Abreise aber nachdenklich, zulassend sich erwiesen habe. Auch oben scheint etwas von Rom eingetroffen zu sein, was selbst den König stutzig gemacht hat. Eggenberg ließ verlauten, daß Trautmannsdorff, einer unserer hoffnungsvollen Kavaliere in politischen Dingen, neben dem Könige in Frankfurt und einer Sendung nach Rom gewärtig sei. Es sieht völlig danach aus, als ob eine Wendung zur Toleranz bevorstände, was der Himmel fördern möge. Kurz, Eggenberg bevollmächtigte mich, ins Jesuitenhaus zu gehen als amtliche Gerichtsperson. Das war ein kostbares Zugeständnis, ein weit aussehender Fortschritt! Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht zögerte!"

„Ihr habt den Grafen gesehen? Er lebt, er —?!"

„Geduld, Geduld! Übereilt mich nicht! — Ihr könnt denken, was es für ein Aufsehen machte, was es für einen Widerstand finden mußte im Jesuitenhause, daß ein kaiserlicher Rat offiziell eintreten und Aufklärung verlangen, wohl gar Verantwortung fordern könne. Aber so etwas sind diese selbständigen Herren nicht gewöhnt, und sie verweigerten mir anfangs rundweg den Zutritt zum Provinzial, den ich in Anspruch nahm. ‚Im Namen des Königs!‘ rief ich endlich in meiner Ungeduld und in meiner Ohnmacht. Denn ich war doch ohnmächtig, wenn sie mich nicht respektierten; mit Gewaltmitteln einzudringen, würde mich auch Eggenberg nicht bevollmächtigt haben. ‚Im Namen des Königs also!‘ wiederholte ich, ‚führt mich vor euren Provinzial!‘“

Ich hatte hiermit mehr gesagt, als ich strenggenommen sagen durfte, denn der geheime Rat des Königs ist nicht der König, mir war nicht ganz leicht im Gewissen — aber die Wirkung erfolgte: man führte mich hinauf. Unterwegs versuchte es der wortführende Pater, mich davon abzubringen, daß ich zum Provinzial selbst geführt sein müsse. Der Provinzial sei krank. Es solle meinen Anforderungen Genüge geschehen auch ohne den Provinzial, wenn ich in das Kapitelzimmer eintreten wollte, vor welchem wir eben stünden.

Ich lehnte das mit Festigkeit ab; mein Auftrag gehe an den Provinzial selber, er möge krank sein oder gesund.

So öffnete mir denn der wortführende Pater unter Zeichen großer Befangenheit das Vorzimmer des Provinzials und trat allein mit mir in einen großen Raum, wo er wohnen sollte. Ich sah ihn nicht. Erst als der Pater auf einen fernen Winkel zuschritt, entdeckte ich, daß eine menschliche Gestalt in diesem Winkel kauerte. ‚Er betet!‘ flüsterte der Pater. Diese schreckliche Figur betete aber nicht: ein Totenkopf stierte aus schmutzigem Tuche ins Leere, und erst als der Pater ihn angeredet, kam ein menschlicher, tief erloschener Blick aus diesen Augenhöhlen zum Vorschein. Der

Pater suchte ihn aufzurichten. Mühsam gelang das, die Kräfte des kranken Mannes reichten kaum noch zu, aufrecht zu stehen und einige Schritte zu machen. Das wurde indessen anders, als ich mit starker Stimme den Namen des Grafen Zdenko nannte, über den ich Auskunft haben, zu dem ich geführt sein wollte. Bei diesem Namen zuckte der häßliche Greis, als ob er ins Herz gestochen würde, und setzte sich in Bewegung, anfangs schlotternd, allmählich fester zur Tür hinaus, einen Korridor entlang bis vor eine Zelle. Dort zog er an einer Glockenschnur. Man hörte kein Läuten; aber sehr bald erschien ein junger Jesuit mit Schlüsseln und schloß die Zelle auf." —

„Schloß sie auf, und was saht Ihr, wie fandet Ihr ihn?"

„Ausgestreckt auf einem Lager einen sterbenden Greis, der nur leise atmete, die halbgebrochenen Augen aber, seelengute Augen, nach uns wendete. Der Mund versuchte zu lächeln, die Hand versuchte es, sich zur Begrüßung zu erheben. —"

„Sterbend?!"

„So schien es. — Aber ganz klaren Bewußtseins und Verstandes und auch fähig, langsam und leise zu sprechen.

Der Pater war an der Tür zurückgeblieben, welche er an sich gezogen hatte; der Provinzial hatte sich in eine Ecke gedrängt, als ob er links und rechts die Mauer brauche, um sich aufrechtzuerhalten; ich war nahe zu dem Lager getreten und fragte den Grafen, ob er mich vernehmen und verstehen könne. Er bejahte mit den Augenwimpern. Nun erzählte ich ihm, wer ich sei und in welcher Absicht ich käme, und nannte auch Euren Namen, Junker —"

„Oh!"

„Innige Freude ging über das Antlitz des Grafen, und er versuchte es, die Hand nach der meinen auszustrecken. ‚Kann ich ihn sehen?' flüsterte er, ‚ist er in der Nähe?' — ‚Er ist in der Nähe, und ich hoffe, Ihr werdet ihn sehen. Ist es nicht Euer nächster Wunsch, fortgebracht zu werden aus diesem engen dunklen Raume?' — ‚Ja, ja! Dahin wo die

Sonne scheint, wo frische Luft weht — ich stürbe nicht gern in dieser Höhle und bevor nicht Methodius erst — — da, da ist er ja! Armes Menschenkind, du siehst ja aus, als ob man dich aus dem Grabe ausgescharrt! Hast du dein Herz endlich gefunden im Grabe? Armer Methodius, ein so langes Leben lang ist es dir abhanden geblieben! Nicht wahr, nun ist dir wohler, weil du lieben kannst?! Schluchze nicht! Das Herz ist der Hauch Gottes in uns. Alles andere ist eitel, nur die Liebe ist ewig, sie ist der Atem Gottes. Schluchze nicht! Ich weiß, was in dir stöhnt und arbeitet. Gib dich hin, gib dich hin! — Helft ihm doch! Er will her zu mir. Helft ihm! Komm getrost, Genosse meiner Jugend! Anna sieht segnend auf uns herab — komm getrost! Von mir braucht's keiner Vergebung; du hast mehr entbehrt als ich, komm getrost, ich segne dich, Methodius!'

Bei diesen Worten — der Pater und ich hatten den Provinzial herangeführt — rang sich ein entsetzliches Stöhnen aus seinem Innern empor, und er knickte uns unter den Armen dergestalt jäh zusammen, daß er uns mit an den Boden riß — er war tot.

Der Pater rief nach Hilfe; man brachte den Leichnam hinweg; ich blieb eine Zeitlang allein mit dem Grafen, welcher die Katastrophe nicht bemerkt zu haben schien. Seine Augen waren aufwärts gerichtet, er sammelte Atem und schwieg eine Weile auf mein Fragen. Endlich schien er erholt zu sein und sprach wieder, wenn auch noch tonloser: ‚Ich glaube — es sind die letzten Atome — die sich leise in mir auflösen. Zögert nicht — wenn Ihr mich an Licht — und Luft — wenn ihr Hans — und Dunstan — zu mir bringen könnt.'

Ich eilte hinaus und fand den jungen Jesuiten mit den Schlüsseln, welcher harrte. Ihm befahl ich, sogleich Leute zu schaffen, welche den sterbenden Mann an einen sonnigen Ort tragen könnten, da hinab, zeigte ich, in den Garten zwischen den Flügeln des Hauses, dort unter die Bäume, welche von

der Sonne beschienen sind! — Er schüttelte den Kopf und verschloß die Zelle. Ich faßte ihn an der Brust. Der junge Mann lächelte und erwiderte ruhig, er wolle mein Verlangen melden gehen. Ich ging mit ihm, bis jener wortführende Pater gefunden war. Er bewilligte mein Verlangen. Es wurde ausgeführt, und wie eine Blume, die im Sonnenstrahle ihre geschlossenen Blätter öffnet, hob sich die Lebenskraft des Grafen in der sonnigen Luft. Er trieb mich selber fort, Euch und Dunstan zu holen."

„Und Ihr holt mich?!"

„Nein, junger Freund, so frei darf ich mit einem des Hochverrats Angeklagten nicht gebaren. Nachdem der wortführende Pater mir zugesagt, den Grafen bei sinkender Sonne in ein lichtes, luftiges Gemach bringen zu lassen, eilte ich in die Burg hinauf, um bei Eggenberg die Erlaubnis für Euch auszuwirken. Und dort trat mir der Widerspruch in gefährlicher Macht entgegen."

„Durch Eggenberg?"

„O nein. Durch Lamormain, der bereits unterrichtet war aus dem Jesuitenhause. Er war in gereiztester Stimmung und begann mit der Frage, wie ich mich unterstehen könne, in ein Ordenshaus einzudringen? — Infolge meines Amtes, infolge Auftrags vom geheimen Rate! entgegnete ich. — Diese Antwort erhöhte seinen Zorn. Er überschüttete mich dergestalt mit Vorwürfen und mit Befehlsandrohungen für die Zukunft, daß auch ich alle ruhige Klugheit außer acht ließ und ihm rundweg erwiderte, ich sei kein Geistlicher, sondern ein weltlicher Beamter, der seine Befehle von der weltlichen Behörde einzuholen hätte, nicht aber von einer geistlichen.

Auf diese unmittelbare Erklärung zuckte er von oben bis unten. Ich werde sie zu büßen haben, wenn der König zurückkehrt und nach dieser Richtung nicht ein neues System einführt, wie Eggenberg hoffen zu dürfen glaubt. Gleichviel, ich bin gefaßt darauf. Jetzt aber, junger Freund, könnt Ihr

es büßen müssen, wenn Eggenberg nicht fest hält. Lamormain nämlich ging nun ab von der allgemeinen Frage und wendete sich zu Eurem Prozeß. Warum dieser noch nicht beendigt, warum ein so schreiender Hochverrat noch nicht bestraft sei? Das habe nichts zu schaffen mit geistlichen Vorrechten, das sei ein skandalöser politischer Fall und er werde Sorge tragen, daß dieser Verschleppung binnen vierundzwanzig Stunden ein Ende gemacht werde. Hiermit ließ er mich stehen und ging — nicht nach dem Geheimratszimmer, sondern nach der andern Seite, nach der Wohnung des Statthalters, des Herrn Erzherzogs Leopold. Diesen wird er bewegen wollen, einen scharfen Befehl gegen Euch zu veranlassen. Gelingt ihm dies, so muß ich heute noch Euer Urtel einreichen und morgen — morgen könnt Ihr Abschied nehmen müssen von dieser Welt."

„Ich bin darauf gefaßt," — sprach Hans nach kurzer Pause — „ich möchte nur gern meinen Pflegevater noch einmal sehen!"

Gangelberger schwieg. Sein Blick ruhte teilnahmsvoll auf dem armen Junker; ein Entschluß schien aus dem Herzen des tapfern kaiserlichen Rates aufzusteigen — „morgen ist es vielleicht zu spät," sagte er halblaut vor sich hin, „morgen kann dort wie hier der Tod aller Herzenssorge ein Ende gemacht haben; bezahlen muß ich doch die ganze Rechnung; sollen wir nicht wenigstens genießen, was auf die Rechnung geschrieben wird? — Hans von Starschädel, mein junger Freund" — rief er plötzlich laut und entschlossen — „wollt Ihr mir Euer Ehrenwort geben, daß Ihr nicht entweichen, daß Ihr getreulich hierher in Euer Gefängnis zurückkehren wollt, wenn ich Euch jetzt auf eine Stunde aus dem Gerichtshause hinausführe ohne Wache und ohne anderes Geleit als das meinige?"

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort und meinen herzlichen Dank im voraus, mein verehrter Freund!" antwortete rasch und stark der Junker, welcher zu wissen meinte, was der Rat vorhabe.

„Wohlan, so werft Euch in die Kleider, die Euer Diener

schon lange von Hernals hereingebracht, da liegen sie ja! Und dann geht getrost mit mir. Lamormain kann noch nicht Zeit gehabt haben, Befehle zum Widerstand gegen mich ins Jesuitenhaus zu schicken, man wird sich meinem neuen Eintritte dort nicht widersetzen, und Ihr werdet Euren Pflegevater sehen, auf dieser Welt wohl zum letzten Male!"

„Gott wird's Euch lohnen!" rief Hans und kleidete sich eiligst. Gangelberger aber ging auf den Korridor hinaus und läutete. Pudel erschien und hörte sprachlos an, was sich zutragen werde. Wenn irgend etwas von oben einlangen sollte, hieß der Schluß, so sei zu antworten, binnen einer Stunde werde der kaiserliche Rat im Schrannenhause anzutreffen sein.

Gangelberger und der Junker stiegen die Treppe hinab, Pudel öffnete unter maßlos staunenden Bücklingen die eiserne Tür, sie gingen hinaus und wendeten sich links. Ein auf den Tod sitzender Hochverräter ging spazieren mit Seiner Gestrengen, und kein Gardist, nicht die lumpigste Wache hinterher! Was hat das zu bedeuten? — Pudel war so bedürftig, sich über diesen unerhörten Kasus zu äußern, daß er die Saugrube aufschloß und den Schächern unter entsprechender Einleitung diese Kunde mitteilte.

Sie erregte hier Mißtrauen. Das vornehme Pack, meinte Konrad, findet sich überall zusammen, und Urban setzte hinzu: „Die gemeinen Leute müssen stets die Zeche bezahlen, bis der ‚Bundschuh' wieder in Gang kommt und der Wirtschaft gründlich ein Ende macht."

Beide aber, Konrad wie Urban, winkten und flüsterten einander zu: „Seht's, daß es höchste Zeit ist zum Ausbrechen —!"

Daß es die höchste Zeit sei zum Einschreiten, meinte um dieselbe Zeit oben in der Burg Pater Lamormain. Freilich nach ganz anderer Richtung. Nach dem verwaisten und durch

Zudrang weltlicher Gerichtsbarkeit entweihten Jesuitenhause sollten auch seine nächsten Schritte gerichtet werden, sobald er den Statthalter gesprochen.

Wenn sich Rat Gangelberger und Hans nicht sehr beeilten, so traf Lamormain mit ihnen zusammen im Jesuitenhause!

Sie beeilten sich allerdings. Wenigstens im Schritt. Hans dachte gar nicht an die Wonne eines Befreiten, welcher seit Monaten zum erstenmal wieder außerhalb der Gefängnismauern dahin schreiten kann, sein persönliches Interesse trat ganz zurück vor dem Gedanken, daß sein geliebter Pflegevater im Hinscheiden begriffen und vielleicht jetzt schon nicht mehr gegenwärtig sei auf dieser Erde! Wäre Gangelberger nicht ein rüstiger Fußgänger gewesen, er hätte nicht Schritt halten können mit dem aufgeregten, weit ausschreitenden Junker.

Die Nachmittagssonne des Frühherbstes verschwand hinter den hohen Mauern, als sie den Türhüter im Hausflure des Jesuitenhauses fragten, wo der kranke Greis sei und ob er noch lebe?

Der Türhüter hatte den Eindruck nicht vergessen, welchen Pater Dunstan auf ihn gemacht: er war bereitwillig. Der gefürchtete Herr Provinzial war gestorben, der „greise Mönch" lag im Sterben, es war Veranlassung genug vorhanden, jenen Eindruck im Sinne des alten Pförtners wach zu erhalten. Leise Äußerungen bezeugten das, als er die fremden Herren zur Gartentür geleitete. Zwei Heilige ganz verschiedener Art, meinte er, stiegen zum Himmel auf an einem Tage, ein kriegerischer und ein friedlicher. Den Provinzial hatte er zwar nicht geliebt, aber tief gefürchtet, und diese Furcht galt ihm für ein Merkmal, daß der Verstorbene Gott nahestehe. Es hatte auch verlautet, daß diese beiden Greise Jugendbekannte gewesen seien; sie galten jetzt beim Dienstpersonale des Jesuitenhauses für Jugendfreunde, welche nebeneinander hätten sterben wollen. Das Dienstpersonal ahnte nichts von den Vorwürfen gegen

das Jesuitentum; diesen Dienern war die Form, unter welcher sie alles vorgehen sahen, eine himmelhohe Mauer. Der alte Pförtner war unbefangen erbaut über die Vorgänge des heutigen Tages. Unbefangen erbaut zeigt er den Fremden die Ecke des Gartens, wo unter Bäumen das Lager des „greisen Mönchs“ aufgeschlagen war.

Die Luft war mild, still und warm. Oben auf den Dächern glänzte die Sonne; in den kleinen Garten zwischen hohen Mauern sank der Schatten dunkel herab.

Zwei junge Koadjutoren standen zu Haupt und Füßen und lasen in Brevieren, in ihren schwarzen Kleidern sich scharf abhebend von dem Sterbenden, dessen weißes Haupt- und Barthaar, dessen weißes Gewand im dunklen Schatten leuchtete.

Hans stürzte hinzu und stand von Schmerz gefesselt still. Zdenko schien ausgeatmet zu haben, seine Augen waren geschlossen. Das Angesicht und die Hände waren bleich wie von Wachs. „Zu spät!“ hauchte Hans vor sich hin und ergriff eine Hand. Sie war noch warm, und — gütiger Gott! Die Augenlider öffneten sich, das liebe, gute Auge sah mit vollem Blicke auf ihn, um den Mund bildete sich ein Lächeln, ja er öffnete sich ein wenig, und leise traten Worte über die Lippen: „Anna! — Hans — mein Hans!“

Unter einem Strom von Tränen sank Hans am Lager hin und küßte die Hand des geliebten Vaters. Er, der in Gesundheit Lebende, fand kein Wort!

Der Graf aber fand noch die Kraft, ihm das Haar und die Stirn zu streicheln und vernehmbar zu flüstern: „Gottes Güte — sei — gepriesen. Die Luft — hat mich — erquickt. Nimm die Kapsel — mit Annas Worten — von meiner Brust. Sie — gehört dir. Bleibe — brav — mein Hans — gedenke — unserer Wünsche — liebe — verzeihe — dies ist — Religion!“

Da blieb der Mund geöffnet, ein Hauch ohne Ton erfolgte, ein leichter Ruck im Auge zerstörte den Blick, ein leichter

Ruck durch alle Gliedmaßen verkündete den Stillstand, das Aufhören des Herzschlages — „Das ist der Tod!" sprach kaum hörbar Gangelberger, welcher neben Hans stand, und Hans drückte, von Schluchzen erstickt, sein Haupt in die Falten der weißen Kutte.

„So stirbt ein Heiliger!" sagte gerührt der Pförtner, welcher sich's nicht hatte versagen können, den fremden Herren bis in die Nähe des Lagers zu folgen. — „Hier! hier!" setzte er aber sogleich hinzu, indem er sich umwendete und nach dem Hausflur zurückeilte. Von da war er gerufen worden, und erschrocken darüber, daß er seinen Platz an der Pforte verlassen, wollte er durch Eile gut machen — da stand Pater Lamormain vor ihm.

„Dort, dort," — stammelte der auf einem Fehl betroffene Pförtner — „dort, hochwürdigster Herr Pater, ist jetzt gerade der heilige Mönch verschieden, dort unter den Bäumen — dort! —"

Die letzten Worte versagten ihm unter dem strengen Blick des Paters und unter den streng betonten Worten: „Wer sind die Männer dort?"

„Der kaiserliche Herr Rat und ein — wohl ein Verwandter des —"

„An deinen Posten, den du für immer verlassen magst, wenn du ihn so schlecht hütest, wie du in letzter Zeit getan!"

Betroffen ging der Pförtner ins Haus, Pater Lamormain gegen die Bäume hin. Etwa zehn Schritte vor ihnen blieb er stehen und rief: „Rat Gangelberger!"

Dieser wendete sich, erkannte den Pater, sammelte sich und trat langsam zu ihm. Gangelberger übersah die ganze Mißlichkeit seiner Lage gerade dem Pater Lamormain gegenüber, aber die erhöhte, feierliche Stimmung seines Herzens erfüllte ihn diesmal mit Ruhe.

Er hörte geduldig die Vorwürfe des Paters an, er verleugnete nicht, daß der junge Mann da am Sterbelager,

welcher gefaßt herzuschritt, der gefangene Junker Hans von Starschädel sei. —

„Das nennt Ihr gefangen, Herr Rat?"

„Sein Ehrenwort bürgt mir, und er kehrt jetzt stehenden Fußes mit mir in sein Gefängnis zurück."

„Mit erstaunlicher Willkür waltet Ihr Eures Amtes."

„Ich bitte, Herr Pater, solche Bemerkung meinen Vorgesetzten zu überlassen. Die Willkür dieses Hauses spricht laut aus der Leiche, welche dort liegt. Wenn die Welt alles erfährt, was jenen Greis hierher in den Tod geschleppt, dann wird sie begreifen, daß ein kaiserlicher Rat und Verwalter öffentlicher Gerechtigkeit nur zu sehr berufen war, näher zuzuschauen und dem Landesherrn selbst Bericht zu erstatten."

Lamormain wurde mit seiner Klugheit inne, daß er einer erhöhten Stimmung gegenüberstände, bewältigte seine Entrüstung und sagte nur: „Das wird sich zeigen, Herr Rat."

„Ich bitte um die Leiche!" sprach Hans.

„Die Leiche eines Ketzers wird von keinem Orden, von keinem katholischen Gottesacker in Anspruch genommen!" entgegnete herb Pater Lamormain.

Gangelberger machte dem Pater eine steife Verbeugung und ging mit dem Junker ins Haus. Dem Pförtner trug er im Vorübergehen auf, der Leiche zu warten und sie dem auszuliefern, welcher in seinem Namen sie fordern werde. Er bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, daß Hans dem Pförtner Goldstücke in die Hand drückte unter der halblaut gesprochenen Bitte, die Leiche sorgsam und liebevoll behandeln zu lassen. „Unter die große Fichte oben," setzte er laut gegen Gangelberger hinzu, als sie die Stufen vor der Haustür hinab stiegen, „unter die Fichte, wo er lebend so gern saß, soll er begraben werden. Mein Diener Tartsch kann alles besorgen, wenn Ihr ihn rufen lassen wolltet aus Hernals, werter Freund."

„Er kommt jeden Morgen von selbst und fragt nach Euch.

Es wird besorgt werden. Seid getrost! — Aber warten wir! Was bedeutet das? Der alte Santhelier an der Spitze von Reitern —? Vom roten Turm heraufkommend, als ob er die Hauptstraßen aufsuchte?!"

Gangelberger stand mit Hans da, wo das Lugeck in die Bischofsstraße einmündet. Santhelier sprengte an ihnen vorüber, sein altes Gesicht war freudestrahlend, und als er den kaiserlichen Rat erkannte, winkte er vertraulich mit der Hand und rief ihm zu: „Es lebe der Kaiser!"

Gangelberger verstand auf der Stelle, daß der alte Herr die Kuriere nach der Burg geleite, welche die entscheidende Nachricht aus Frankfurt brachten. Sein österreichisches Herz schwoll auf, aber ein Blick auf Hans erstickte jäh diese freudige Wallung. Es stand ihm vor Augen, daß nun das Schicksal des armen Junkers noch heute abend entschieden werden könne. Nur diese Nachricht hatte die jesuitische Partei abwarten wollen, und nun war diese Partei obenein soeben tief aufgereizt in Lamormain, und die Person des armen Junkers war bei dieser Aufreizung gewesen! Was schien natürlicher, als daß Lamormain sich sogleich des hochverräterischen Junkers erinnern werde, wenn ihm die Nachricht der Kaiserwahl in der Burg entgegenkomme —!

Hans, in seine Trauer versunken, hatte weder Santheliers Zuruf verstanden, noch bemerkte er, welche Sorgenschatten über das Gesicht Gangelbergers flogen. Schweigend folgte er ihm zum Schrannenhause. Dort erst, als Hans wieder hinter der eisernen Tür stand und von Pudel hinaufgeleitet werden sollte, brach auch Gangelberger sein nachdenkliches Schweigen und sprach: „Fassung, junger Freund, Mut! Was auch geschehen soll, ich verspreche, es soll Euch nicht unvorbereitet treffen. Ich gehe stracks zu Eggenberg und kehre zu Euch zurück!"

Hans sah ihm nach wie jemand, der von einem Zurufe aufgeweckt wird. Er hatte seine eigene Gefahr vergessen über der Trauer, welche seine ganze Seele durchzitterte. —

II.

Der etwas verschleiert gewesene Septembertag neigte sich zum Abende. Durch die warme Luft fächelte ein kühler Hauch, und dieser spielte erquickend durch das offene Fenster, an welchem Junker Hans seit Stunden saß. Er saß nicht da, um zwischen den Eisenstangen auf den jetzt stillen, leeren Marktplatz hinabzublicken, ach nein, in Trauer und Weh befangen sah er nur in sich hinein und wurde es nicht gewahr, daß die Dämmerung wie ein dichter und dichter werdender Schleier niedersank. Er wurde auch nicht gewahr, daß es dumpf durch die Luft klang wie von Kanonenschüssen, die auf den Basteien gelöst wurden, daß alle Glocken läuteten und daß ein dumpfes Geräusch von Tritten und Stimmen dem Marktplatze immer näherrückte — Fackelschein und Trompetenschmettern waren nötig, ihn lebendig zu machen für die Außenwelt.

Eine Volksmenge hatte den Marktplatz angefüllt; aus dieser Volksmenge ragten bunte Reiter hervor, bunt in mittelalterlicher Heroldstracht; diese bliesen Trompetenfanfaren und waren umgeben von Fackelträgern, und aus ihrer Mitte rief ein vorzugsweise reich geschmückter Herold in den stillen Abend eine kurze Rede hinaus. Ein Zujauchzen der begleitenden Volksmenge schloß sich an das Ende der Rede, und Reiter wie Volk, welche aus den Tuchlauben hervorgekommen sein mochten, bewegten sich weiter nach dem „lichten Stege“ zu, nach dem untern Ende des Marktes. Dort hielten Fackeln, Reiter und Volk wieder still, die Trompetenfanfare erhob sich wieder und der Ausruf ebenfalls. Jetzt erst horchte Hans, ob er die Worte verstehen könne. — „Vivat Ferdinandus!“ verstand er deutlich — „erwählter römisch-deutscher Kaiser!“ verstand er weniger deutlich, aber ergänzte sich die fehlenden Silben. Tageshell stand es mit einem Male vor ihm: Ferdinand ist zu Frankfurt erwählt, Ferdinand ist deutscher Kaiser!

Ebenso klar standen jetzt die letzten Worte Gangelbergers,

unter denen er vorhin geschieden war, vor seinem Verstande: „Was auch geschehen soll, es soll Euch nicht unvorbereitet treffen." — Sie bedeuten, sagte er sich jetzt, daß mit Entscheidung der Kaiserwahl die strengen Gewalten in Wien die Zügel wieder straff aufnehmen und ohne längeres Zögern die gefangenen Hochverräter in den Tod senden werden. — Sei es denn! Tod ist nun einmal die Losung. Vater Zdenko, so folg' ich dir mittelbar in eine Welt, die wir nicht kennen und für welche unsere kindliche Phantasie uns mit persönlicher Wiederbegegnung schmeichelt! —

Nicht also philosophisch faßten die drei anderen Hochverräter unter ihnen, die im Dunkel der „Saugrube" hausten, diese Ausrufung des Kaisers auf. Denn auch zu ihnen drang sie. Sie hörten ferne Trompeten, sie hörten Lärm der Volksmenge, welche auch durch das Landskrongassel drängte, um den Reitern unten vorauszukommen, sie hörten aus dieser Volksmenge einzelne Rufe „Vivat Kaiser Ferdinandus!" und zum Überflusse hörten sie auch noch Pudels Zuruf durchs Guckloch: „Der König ist zum Kaiser erwählt!"

Keinem von ihnen war zweifelhaft, was das für sie zu bedeuten habe. „Nur noch eine Nacht leben, wenn's heute abend nicht glückt" — sagte Raschmacher Urban halblaut, und Konrad knüpfte einen grimmigen Fluch daran mit der seelenkundigen Bemerkung: „Welcher Satan steht nun dafür, daß sich Pudel nicht bei dem allgemeinen ‚Jux' auf der Stelle besauft und das Examen seines trottlichen Buben vergißt?"

Nur Pfeifer, der Schuster, fand einen höheren Standpunkt für die Situation. Er murmelte vor sich hin: „Ehrwürdiger Odontius, wie hattest du recht, der Antichrist werde über unsere Leiber und Köpfe hinwegreiten mit feurigen Hufen, wenn wir länger zögerten!"

„Halts Maul, Schuster, mit deinen Dummheiten! Ein neuer Plan muß ausgeheckt werden, wenn sich der Kerl draußen wirklich besauft und den Schafskopf nicht ‚eini' bringt!" — brummte Konrad.

Der Ton, in welchem diese drei Helden miteinander verkehrten, war überhaupt durch die vierteljährige Gefangenschaft ein sehr herber geworden. Drei Menschen, eng zusammengedrängt und nur auf sich angewiesen, pflegen mehr und mehr auseinanderzugehen statt sich zu nähern. Liebe und Freundschaft brauchen Freiheit der Wahl zu ihrer glücklichen Entstehung. Und nun gar Leute ohne Bildung! Sie geraten in solcher Enge nebeneinander sehr bald in den wildesten Naturzustand und werden Bestie neben Bestie. Der furchtbarste Stachel dazu ist die Langeweile. Diese wird um so empfindlicher, je weniger innere Quellen von Wissenschaft und Gedanken dem Eingekerkerten zu Gebote stehen.

In diesem Betrachte war der Schuster Pfeifer noch am glücklichsten daran. Er war ein träumender Denker geworden, oder ein denkender Träumer. Wahrscheinlich war es ein fehlerhafter Kreis, in welchem sich sein Denken bewegte, aber es bewegte sich ohne Stockung, und deshalb langweilte er sich am wenigsten. Zum Ärger der beiden anderen. Sie hielten ihn für einen dummen Kerl und fanden es sehr abgeschmackt, daß ein solcher Schwachkopf die Einsamkeit und Unterhaltungslosigkeit mit soviel Fassung ertrug. Nicht nur abgeschmackt, beleidigend fanden sie es und rächten sich dafür. Konrad wie Urban mißhandelten den Schuster durchweg und taten dies allmählich zu ihrer eigenen Unterhaltung. Neid kam hinzu: der „Kerl" konnte sein Handwerk ausüben, er „schusterte" den ganzen Tag, er verpflichtete sich dadurch den Pudel, ja Pudel trug aus der Nachbarschaft schadhafte Fußbekleidung zusammen, und Pfeifer erwarb kleine Einnahmen, an denen ihn Pudel betrügen konnte. Dadurch stieg Pfeifer in Schätzung. Pudel hielt ihn noch werter, und kleine Entschädigungen fielen für die „Saugrube" ab. Diese Entschädigungen an Speise und Trank kamen allen dreien zugute; denn Pfeifer war darin idealisch anspruchslos, und gerade dadurch steigerte er nur die Erbitterung der andern beiden. Wer läßt sich

denn gern beschenken von jemand, den man verachten zu dürfen glaubt!

„Oh!“ rief oder richtiger schrie Konrad zuweilen, „ein Hundeleben muß ja himmlisch sein gegen das Leben in dieser ‚Saugrube‘!“

Auf solcher Grundlage saßen jetzt die drei Kandidaten des Galgens, um die wahrscheinlich nötig werdende Umarbeitung ihres Planes zu beraten.

Es war ganz dunkel in dem gewölbten Raume, welchen in der Mitte die steinerne Säule stützte. Feuerzeug durften sie nicht haben, sie waren also auf Pudels guten Willen angewiesen. Der fehlte heute, oder es fehlte ihm wenigstens das Gedächtnis. Die äußerliche Zerstreuung ließ ihn nicht dazu kommen, ihnen wie herkömmlich die Lampe ans Guckloch hinzuhalten, damit sie an der Flamme derselben ihren Holzspließ anzünden und an der Säule aufstecken konnten.

An dieser Säule auf dem steinernen Fußboden pflegte Konrad zu sitzen und seine Nichtswürdigkeiten auszulassen gegen die beiden Kameraden. Denn er war voller Zorn gegen sein Schicksal, und zu seiner Erleichterung ließ er diesen Zorn alle Tage, und besonders gegen Abend, ausströmen gegen die zwei menschlichen Wesen, welche er erreichen konnte und welche die Geißelhiebe seiner Zunge empfanden und verstanden. Freiheit, wilde Freiheit, war das Grundelement seines Protestantismus; wie abscheulich mußte er leiden im engen Gefängnisse! Er ahnte etwas von der wunderbaren Ruhe, welche durch stillen Fanatismus dem Schuster da drüben im Winkel beschert war, und diese wie Genügsamkeit aussehende Ruhe beneidete er dem „Tropfe“. Es war ihm eine Genugtuung, diese Ruhe des Tropfes zu stören oder, wenn es möglich wäre, zu zerstören. Das war nicht leicht. Schuster Pfeifer war gleichsam mit einer Hornhaut überzogen. Konrad mochte noch so arg mit der Zunge stechen, Pfeifer zuckte nicht, und auch wenn Konrad aufsprang und den Schuster mit körperlicher Mißhandlung bedrohte, der Schuster

zuckte nicht. Dieser Pfeifer hatte nicht Kind noch Kegel daheim in seiner Werkstatt, und für seinen persönlichen Leib fürchtete er nichts auf dieser sündigen Welt. Die Lehre von der Erbsünde hatte er dergestalt in sich aufgenommen, daß sie ihm eben die Hornhaut bildete, welche ihn gleichgültig machte gegen alle Stöße, Schläge und Stiche. Sein Leib und Leben war ihm das Haus der Sünde, welches doch zerschlagen werden mußte, um die Seele frei zu machen für den Aufschwung nach oben. „Schlag zu!" — pflegte er gleichmütig zu sagen, wenn Konrad über ihn herfallen wollte — „schlag zu und triff gut. Der Geist in mir freut sich darob. Du bist nichts als ein gemeines Werkzeug, für weiter nichts zu gebrauchen als für Zerstörung. Dein evangelischer Glaube ist Rauch ohne Feuerherd, denn deine Seele ist leer, Eitelkeit und Weltlichkeit blasen sie auf wie einen Schlauch. Über kurz oder lang zerplatzt der Schlauch, und da fällt das Leder zu Boden, der Verwesung anheimgegeben."

Wunderlich genug entwaffnete Pfeifer mit solcher Ruhe und solchen Worten jedesmal den Bart-Konrad. Es graute dem jetzt wieder vollbärtigen Losensteiner vor diesem buckligen Schuster mit den unheimlichen Augen und mit dem zahnlosen Munde, aus welchem Worte herauskollerten wie steinerne Kegelkugeln.

Zur Entschädigung pflegte sich Konrad alsdann gegen den Raschmacher zu wenden. Dieser wußte das und hatte sich durch die Wahl seines Aufenthaltes zu decken gesucht. Im andern Winkel unweit der Türe hatte er seinen Schemel neben dem Ofen. Der Ofen stand frei, und um ihn herum konnte er geschickt entweichen, wenn das Ungetüm heranstürmte, um ihn zu fassen. — Angenehm waren diese Szenen dem Raschmacher durchaus nicht, aber er konnte es doch nicht lassen, sie immer wieder herbeiführen zu helfen. Er war nämlich eine malitiöse Natur und mochte die Schadenfreude nicht entbehren, wenn er dem Konrad nachweisen konnte, daß er ein unkundiger Lärmmacher sei, der von Entstehung, Wesen und Ziel der protestantischen Lehre

gar nichts wisse. Urban hatte eine gewisse Bildung. Seine Ehehälfte war eine trockene Schulmeisterstochter, die ihm zwar keine Kinder, die ihm aber Bücher ins Haus gebracht hatte. In diesen Büchern hatte das Raschmacherpaar an Sonn- und Feiertagen studiert, und da Urban ein scharfer Kopf war und dazu ein ehrgeiziger, begehrlicher Kopf, so hatte er sich eine Art System zusammengeschichtet, welchem er nachtrachtete. Es war dies vielmehr ein gesellschaftliches System als ein religiöses. Der Bauernkrieg war sein Hauptstudium geworden. Er tadelte Luthers Verfahren gegen die aufständischen Bauern, und er hoffte, die Grundsätze des „Bundschuhs" würden in einem neuen Religionskriege wieder zum Vorschein kommen. Den Kavalieren sollte die Herrschaft abgenommen werden! Das war sein weltliches Kredo; sein geistliches Kredo war eine nüchterne Vernünftigkeit, die so wenig als möglich Glaubensartikel mochte. In manchem Betracht war er seit Jahren Unterrichtsquelle für Konrad gewesen am Schenktische im „Weißen Löwen", und er konnte deshalb auch im Gefängnisse nicht abstehn davon, den plumpen Schüler die geistige Überlegenheit fühlen zu lassen, wenn sie ihn auch geradezu in Lebensgefahr brachte. Denn Konrads Zorn war so brutal, das auch das Ärgste zu befürchten stand, wenn er durch Urbans malitiösen Grimm gereizt wurde. —

Und Urban, ebenfalls voll Gift und Galle über die Gefangenschaft, reizte ihn selbst an diesem Abende, welcher so sehr ihrer vollen Einigkeit bedurft hätte. Das wüste Räsonnieren des Losensteiners ärgerte ihn, und mit Recht rief er ihm zu, er solle sein Maul halten, damit leise und vernünftig geprüft werden könne, wie Pudel hereinzulocken sei, wenn er das Examen seines Buben wirklich vergesse. Sein Maul spreche ja doch nur aus einem leeren Kopfe; heut abend aber brauche man einen „findigen" Kopf!

Kaum hatte er dies gesagt, so wurde er gewahr, trotz der Dunkelheit, daß Konrad an der Säule aufsprang und dem

Ofenwinkel zustürzte, um ihn zu „beuteln". Er entwich hinter dem Ofen herum und schlüpfte hinüber in Pfeifers Winkel, wohl berechnend, daß der Schuster die Wirtschaft ausbaden könne. Denn Pfeifer wich nie von seinem Schemel, und wenn er Konrad unter die Hände kam, so war immer viel gewonnen. Das Gewitter entlud sich doch, wenn auch an falscher Stelle. —

Diese herkömmliche häusliche Szene in der Saugrube wurde aber so gegen alle Erwartung unterbrochen, daß selbst Konrad seinen Zorn vergaß und stillestand — die Tür öffnete sich und mit voller Beleuchtung erschien Pudel und sein Sohn.

Er brachte ihn wirklich zum Examen: der ersehnte Moment war da.

Ein Blick, ausgetauscht zwischen den funkelnden Augen Konrads und Urbans, bekundete Waffenstillstand und Allianz für den gemeinschaftlichen Zweck. Der zweite Blick beider flog zum Schuster hinüber und barg die Frage, ob der Schuster helfen werde. Pfeifer sah gleichgültig von seinem kleinen Schemel herüber, aber es schien doch, als ob ein verächtliches Zucken mit dem Buckel sagen wolle: Meinethalben!

So ordnete sich denn alles für die Prüfung Natzis. Natzi mußte sich an den Tisch setzen; Vater Pudel setzte sich ihm zur Seite und bewaffnete sich mit einem handtellergroßen Brennglase, welches ihm als Vergrößerungsglas dienen sollte für die schriftlichen Leistungen seines Einzigen. Zur anderen Seite Natzis — dem übrigens nicht recht wohl war bei dieser Feierlichkeit — stand Urban, der Lehrer. Er stand, damit er freier bliebe für die raschen Leibesbewegungen, welche bald eintreten sollten.

Konrad stellte sich hinter diese drei Hauptpersonen, um — wie er sagte — die schmucken Buchstaben des zukünftigen Kanzelisten Ignaz Pudel in ihrer ersten Geburt zu bewundern. Solche Schmeichelei entwaffnete den Vater Pudel. Es war ihm sonst nicht recht, den „ungeschlachten" Obderennser im Rücken hinter sich zu haben. Auch in vertraulichen Stunden

traute er dem rohen Konrad nie vollständig, und er hatte eben das Brennglas abgesetzt und sich unruhig herumgewendet. Die obige Äußerung Konrads aber hatte ihn betäubt. Sie klang „hochdeitsch", wie er sagte, und wenn Konrad „hochdeitsch" spräche, meinte er, da mache er gleich einen viel „ödleren" Eindruck. Pudel erhob also das Brennglas wieder vor das eine Auge und quetschte das andere zu, wodurch seine durch Kalbsaugen entstellte Physiognomie vorteilhaft verändert wurde.

Das Papier vor Natzi war noch immer weiß, und Vater Pudel rückte den schmutzigen Leuchter, welchen er mitgebracht, mit seiner Rechten näher, um den Anfang der Operation vollständig zu begünstigen. Davon nahm Konrad Veranlassung zu einer diplomatischen Frage: „Ihr habt doch," — sagte er — „dem Gardisten draußen ein Licht gelassen, Herr Amtsdiener?"

„Bitte!" entgegnete Pudel, „wäre vom ‚Iberfluß' — hat ‚häute' Feierabend, der Gardist, von wegen der Kaiserwahl."

Dies nur wollte Konrad wissen. Draußen war nun also gar kein Widerstand zu besorgen. Wenn Pudel und Natzi unmächtig gemacht waren, dann blieben nur die Türen übrig. Auch die Tür der Saugrube war verschlossen, Pudel hatte dies nicht unterlassen und hatte den Schlüssel in die rechte Tasche seiner Hose gesteckt. Der Schlüssel zur eisernen Haustür hing in Pudels Stube hinter einem Schrein, das wußte Konrad und Urban.

Die wohlbedachte Aktion konnte nun also beginnen. Stricke, welche dazu nötig waren, hatte Jobst durch den Fensterspalt eingeliefert. Sie lagen unter dem Schustertischchen Pfeifers, bedeckt mit Leder und altem Schuhwerke.

Konrad schaute rückwärts hinüber zum Schusterwinkel, ob auch Pfeifer nicht etwa — er traute dem Schuster durchaus nicht, er hielt ihn für verrückt, und es schien ihm gar wohl möglich, daß er im entscheidenden Augenblicke auf Pudels Seite treten könnte.

Pfeifers Haltung klärte ihn auch jetzt nicht darüber auf:

er saß mit verschränkten Armen und vorgebeugtem Oberkörper da, als hätte er einige Kreuzer Eintrittsgeld bezahlt, um ein Schauspiel anzusehen, welches ihn mittelmäßig unterhielte, aber persönlich gar nichts anginge.

Konrad winkte ihm mit Auge und Hand, die Stricke hervorzuziehn unter dem Leder und ihm zu reichen, damit Konrads Weggehen dem Pudel nicht etwa auffalle — umsonst! Schuster Pfeifer nahm gar keine Notiz von diesen Winken, ja er erhob plötzlich seine Stimme und fing an, ein evangelisches Kirchenlied zu singen. Konrad und Urban kochten vor Ingrimm. Solcher Kirchengesang war das einzige, wogegen Pudel ein ausgesprochenes Vorurteil hatte. Alles ließ er sich gefallen an den Ketzern, aber dies Geschrei in der Kirche — denn sie singen „follsch", behauptete er — sei roh und gemein. Natürlich stand zu erwarten, daß er jetzt durch Pfeifers Herausforderung aus seiner Position auffahren würde, welche doch für die vorbedachte Handlung vortrefflich war. —

„Bravo, Natzi, bravo!" rief mit Geistesgegenwart Urban zum ersten Federstrich, welchen Natzi in Verzweiflung gemacht hatte, und von welchem kein Mensch absehen konnte, ob er zum Anfange eines Buchstaben benützbar sei, — „bravo! so beginnt man das Ypsilon in der Kanzleischrift."

„Das Ypsilon?" lallte Pudel, welchem gerade dieser Buchstabe weniger geläufig und in der gemeinen Praxis wohl gar entbehrlich schien, und dieser geschickt erweckte Gedankengang brachte ihn über Pfeifers Störung hinweg.

Nun war aber nicht mehr zu säumen. Im Notfalle mußte eben der nichtswürdige Schuster, wenn er's noch weiter trieb, ebenfalls gebunden werden! Konrad ging resolut hinüber zum Schusterwinkel, um selbst die Stricke hervorzuziehn — da klang der Hammer an der eisernen Haustür! Fest und laut. Einmal, zweimal, dreimal! — Alles in der Saugrube war still und unbeweglich geworden; jetzt fuhr Pudel in die Höhe! Er kannte dieses Klopfen genau. So klopfte der für ihn wichtigste Mann: der kaiserliche Herr Rat Gangelberger.

Die unangenehmste Überraschung für Pudel! In solcher vorschriftswidrigen Lage! Was nun geschwind tun? Natzi mit hinausnehmen, oder einsperren? Urban und Konrad, zum äußersten gefaßte Leute, waren fürs Einsperr'n. Denn alsdann mußte Pudel wiederkommen. Sie drängten den Alten, so weit es anging, hinaus. Natzi werde unterdes schreiben und wenn der Papa wiederkäme, sei schon eine Seite fertig zur Prüfung — „eilt nur, eilt, der gestrenge Herr klopft schon wieder!"

Pudel folgte diesem Drängen und ließ seinen Natzi zurück.

Rat Gangelberger schien sehr eilig zu sein: Pudel sollte ihm auf der Stelle folgen und Nummer drei öffnen, alsdann aber warten, der gefangene Junker werde sogleich mit ihm, dem Rate, das Schrannenhaus wiederum auf einige Stunden verlassen.

„Auf, junger Freund" — rief Gangelberger den Junker zu, den er im Finstern fand — „auf! Aber warum habt Ihr kein Licht?"

„Der Wärter hat mich vergessen, und ich hab' es nicht vermißt."

Gangelberger mußte sehr voreingenommen sein, um diese Sorglosigkeit ungerügt zu lassen. Er ließ sie ungerügt, öffnete selbst die Tür, um Lichtschimmer vom Gange ins Zimmer zu lassen, damit Hans Hut und Handschuhe fände, und führte den Junker hinab, ohne ein weiteres Wort an Pudel zu richten.

Auf der Straße erst erzählte er Hans, was er seit Nachmittag vorgenommen, was sich ereignet, was er erreicht habe. „Ich habe eine Unterredung mit Eggenberg nachgesucht, um diesem getreulich Bericht abzustatten über alles, was ich gewagt. Nach einer Stunde, hieß es, werde er für mich zu sprechen sein. Diese Stunde verwendete ich auf Harrach, den ich in seiner Wohnung traf. Er kam meinen Absichten entgegen, wie es schien, durch ein Schreiben angeregt, welches er eben von Waldstein erhalten hatte. Diese Absichten betreffen nicht nur Eure Rettung. Eure Rettung ist aber nur auf dem Wege dieser Absichten zu

finden. Sie betreffen ein neues System unsrer Regierung. Ein neues System! Bedenkt, was das heißt. Alle Nachrichten stimmen darin zusammen, daß Kaiser Ferdinand draußen im Reiche Einflüssen nachgegeben, welche er bisher hier in Österreich stets zurückgewiesen. Die deutschen Fürsten, selbst die geistlichen, scheinen für Milde gesprochen zu haben, für Ausgleichung in religiösen Dingen. Sie scheinen ihm überzeugend dargetan zu haben, daß ein allgemeiner Krieg bevorstehe, ein großer, unabsehbarer Krieg, wenn Ferdinand sein System aus der Steiermark fortsetzen wollte als deutscher Kaiser; sie scheinen ihm bewiesen zu haben, daß die katholische Sache in einem solchen Kriege besiegt werden und zugrunde gehen könne, denn die Vorbereitungen der Gegner, Holland mit seinen Geldkräften an der Spitze, seien tief und weitverzweigt und der Verlust Böhmens werde der Anfang des Endes werden. Noch mehr! die Gesinnung auch der guten Katholiken im Reiche sehe mit Besorgnis auf das anwachsende Jesuitenregiment, und es seien darüber dem Kaiser merkwürdige Mitteilungen zugegangen, Mitteilungen, welche für die Selbständigkeit des Kaisers niederschlagend gelautet. Ferdinand aber ist wohl fromm, jedoch keineswegs geneigt, seine Machtfülle preiszugeben. Das alles habe ihn bewogen, stillezustehen auf dem bisherigen Wege und sich nach neuer Bahn umzuschaun. Es bestätigt sich, was ich Euch neulich erzählt: besondere Gesandte sind an die deutschen Fürsten abgeschickt worden mit milden, versöhnlichen Äußerungen, und Trautmannsdorff ist wirklich nach Rom gesendet, direkt an den Papst, und mit der bestimmten Anfrage: ob die Grundsätze der katholischen Kirche ein nachsichtiges Verhalten gegen die Unkatholischen zuließen, und ob den im deutschen Reiche auftauchenden Anklagen gegen die Jesuiten, welche Seine Heiligkeit den Papst und Seine Majestät den Kaiser zu beherrschen trachteten, Aufmerksamkeit zu widmen sei. Hört Ihr, Junker, hört Ihr? ‚Unkatholische‘ oder griechisch ‚Akatholische‘ soll der Ausdruck lauten, sagt Harrach, nicht mehr Ketzer. Und

im Betreff der Jesuiten soll Trautmannsdorff persönlich geneigt sein, das Marianische Buch in Erinnerung zu bringen! So freut Euch doch! Ich bin ganz glückselig. Welche Aussicht fürs neue Kaisertum! Denn Ferdinand steht da fest, wohin er einmal tritt. Wie stimmt das auch zu Euren Plänen für das neue Kaisertum! Wie stimmt das! Harrach sagt mir, daß Eggenberg Euer Memorial gelesen, mit großem Anteil, ja mit vielfacher Befriedigung gelesen. Er hat es Harrach mitgeteilt, Harrach liest es jetzt ebenfalls, und es soll die Grundlagen bilden zu einer Geheimenrats-Sitzung, welche morgen früh stattfinden soll. — Nach diesen Mitteilungen eilte ich getrosten Mutes von neuem in die Burg, um Eggenberg selbst zu sprechen. Er nahm mich an; er sprach wie Harrach und noch entschiedener, er ist noch mutiger und tatkräftiger. Mein Eindringen ins Jesuitenhaus machte auf ihn gar keinen nachteiligen Eindruck; auch daß ich Euch ans Sterbelager des Grafen Zierotin geführt, mißbilligte er nicht, durchaus nicht. Er bezeigte sogar für Schicksal und Tod des alten Grafen eine warme Teilnahme und fragte alsdann wie ein guter Politiker: ob denn niemand wisse, ob Ihr namentlich denn nicht wüßtet, welche Bewandtnis es mit dem Schatze des Grafen haben möge, ob die Böhmen ihn gefunden und mitgenommen, ob die Behauptung der Jesuiten begründet sein möge, daß er in der Schottenabtei aufbewahrt liege? Ich ergriff diese Gelegenheit, ihm eine Unterredung mit Euch selbst vorzuschlagen, und er ging lebhaft darauf ein. Einige Punkte Eures Memorials, meinte er, bedürften ohnehin der Aufklärung für ihn, bedürften einer mündlichen Auseinandersetzung. Ich machte sogleich Anstalt, Euch zu holen. ‚Nein,‘ rief er, ‚nicht hierher in die Burg.‘ Lamormains Kreaturen, Lamormain selbst könnten dessen inne werden, und es sei geratener, einen offenen Streit mit dieser Partei noch zu vermeiden. Wenigstens in dieser Angelegenheit. Lamormain habe darüber mit dem Statthalter-Erzherzog schon verkehrt, man wisse noch nicht, wie sich dieser dazu verhalten wolle, man wolle da nicht

herausfordern, da das Verhältnis zum Statthalter ein delikates, ein ziemlich unklares Verhältnis sei. ‚Bringt den Junker zu Harrach,‘ schloß er, ‚dort will ich ihn sprechen, heut abend um neun Uhr.‘ Da schlägt es neun von Maria-Stiegen (sie gingen über den ‚Hof‘) — schreiten wir aus, um pünktlich einzutreffen. Ihr steht an der Schwelle zu einer neuen Lebenslaufbahn, junger Freund, denn aus einzelnen Äußerungen Eggenbergs entnahm ich, daß er Euch für die Geschäfte des Reichs persönlich verwenden will im Sinne Eures Memorials. Was sagt Ihr dazu? Ihr freut euch ja viel weniger, als ich vorausgesetzt, Ihr schweigt wie ein Kartäuser!"

„Verzeiht, werter Freund, der Übergang aus meiner Stimmung zu dem, was Ihr mir bringt, ist grell und jäh. Ich danke Euch herzlich für so warme Teilnahme, und es berührt mich wie eine Tröstung, was Ihr mir von dem Gesinnungswechsel des neuen Kaisers sagt. Wie eine Tröstung, denn es ist ein Zypressenkranz auf die Leiche meines verstorbenen Vaters. Graf Zdenkos Grundgedanke war es stets, daß von hier aus, vom hier residierenden Kaiser aus die Reform des Reiches beginnen müsse, und daß sie nur im Sinne einer christlichen Duldung der verschiedenartigen dogmatischen Standpunkte möglich sei. Das, werter Freund, berührt mich wie Balsam. Aber ich habe noch nicht den Mut, an solchen jähen Wechsel der öffentlichen Dinge und meines Schicksals zu glauben. Verzeiht! Seit Sonnenuntergang mit meinem Abschiede von diesem Leben beschäftigt, bin ich nicht sogleich imstande, Lebenspläne günstiger Art zu fassen, und im Mißtrauen aufgewachsen gegen die ungreifbare jesuitische Macht bin ich nicht fähig, sofort an die Unmacht derselben zu glauben."

„Der Glaube wird Euch in die Hand kommen! Auch das deutete mir Eggenberg an, daß in Rom selbst eine auffallende Wandelung sichtbar werde. Er habe zum zweiten Male einen Brief vom Benediktiner Pater Dunstan erhalten. —"

„Ah?!"

„Jawohl! Der erste ist ihm damals nach Graf Zdenkos Gefangennahme zugegangen. Dieser zweite Brief ist aus Rom datiert."

„Pater Dunstan ist also wirklich dort?"

„Und wie es scheint, von einflußreicher Tätigkeit. Er beschwört Eggenberg, jede strenge Maßregel hinzuhalten, denn es bereite sich ein großer Wechsel vor am heiligen Stuhle selber. Er habe den Papst selbst gesprochen, der über die Schilderung des Jesuitentreibens dahier, namentlich über die Handlungen des Provinzials, betroffen gewesen, er habe ihm die religiöse Stimmung des mittleren und nördlichen Europa geschildert, insbesondere auch Englands, an welchem der Papst vorzüglichen Anteil zeige, er habe ihm auseinandergesetzt, daß im Deutschen Reiche, im Heilig Römisch-Deutschen Reiche, also im Mittelpunkte der europäischen Macht, ein Wendepunkt bevorstehe, welcher von zerschmetternder Wirkung gegen die katholische Kirchenmacht werden könne, und Papst Paul, immer zu großen Maßregeln geneigt, habe sich bereit gezeigt zu gründlicher Prüfung, zu weit aussehender Änderung. Eggenberg möge seinem Herrn Anzeige machen hiervon, damit dieser nicht im Sinne der hiesigen Jesuiten Schritte tue, welche in kurzem zurückgetan werden müßten. Diese hiesigen Jesuiten betreffend sei bereits entschieden, daß ein Kommissarius von Rom hergesendet werde an die Seite des Provinzials Athanasius (dessen Tod man natürlich nicht wissen konnte), ja, daß dieser Kommissarius schon unterwegs sei. Endlich nennt dieser Brief auch Euren Namen, Junker, indem Eggenberg gebeten wird, sich Euer nachdrücklich anzunehmen, Ihr wäret eingeweiht in die großen Reformpläne, welche Dunstan dem Papste vorgelegt."

„Braver, kräftiger Dunstan! Echter Freund Zdenkos, du weißt zu beleben! Jetzt bin ich erweckt für die Unterredung, treten wir ein!"

Im Hausflur der Harrachschen Häuser, den sie jetzt betraten, kam ihnen überraschend Tartsch entgegen, der Diener

des Junkers. Er war nicht wenig erstaunt, seinem frei einherschreitenden Junker zu begegnen, aber seine Überraschung äußerte sich nicht eben liebenswürdig. Seine Freude war eine ärgerliche. Immer sein drittes Wort war die Berufung darauf, daß er schon draußen am „Spitz" und dann fortwährend abgemahnt von dem Betreten Wiens, und daß er vorausgesagt, in welches Unglück der junge Herr hineinrennen werde.

„Laß das! Wie kommst du jetzt in dieses Haus?" fragte Hans.

„Das Fräulein oben hat mich aus Hernals rufen lassen. Ich soll die Leiche des verstorbenen Grafen bei den Jesuiten einfordern und soll sie hinausschaffen nach Hernals, von wo das Begräbnis hinaufgehen soll in den Wald, morgen abend."

„Fräulein Isabella?!"

„Ja."

„Ich habe Euch zu sagen vergessen," schaltete Gangelberger ein, „daß ich sie heut nachmittag gesprochen und daß ich ihr alles mitgeteilt vom Grafen und von Euch. Sie weinte schmerzlich, das schöne Fräulein und hat, wie sich darstellt, sogleich Anstalt getroffen, Eurem Wunsche nachzukommen."

„Gutes, edles, liebenswertes Mädchen!"

„Seid Ihr endlich frei, Junker, und kommt Ihr hinaus zu dem Begräbnisse?"

„Nein, Tartsch. —"

„Hinauf, hinauf!" unterbrach Gangelberger, „da kommt der Geheimerat, der Freiherr von Eggenberg mit des Kaisers Sekretarius!"

„Heda! Nehmt uns mit, ihr Herren!" rief Eggenberg und schloß sich vertraulich, ja behaglich an Gangelberger und Hans, als wären sie uralte Bekannte, und als gälte es ein Abendessen, nicht aber ein Staatsgeschäft mit einem Fremdlinge, über welchem die Schärfe des Richtschwertes hing. Diese unbefangene Lebensart des österreichischen Kavaliers bestand damals wie jetzt. Sie nimmt alles leicht, auch das Wichtigste,

sie scheint im äußeren Verkehre gar kein Standesvorurteil zu kennen und stammt aus einem liebenswürdigen Naturell leichten Sinnes.

Als sie oben ins Zimmer traten, fanden sie Harrach und dessen Tochter Isabella. Letztere hatte wohl erwartet, Hans mit Gangelberger allein ankommen zu sehen, und als sie ihn jetzt im Geleite politischer Männer erblickte, begrüßte sie ihn nur kurz, indem sie ihm treuherzig die Hand reichte, und entwich ins Nebenzimmer. Sie war schwarz gekleidet und sah rührend schön aus: die Trauer um Graf Zdenko und das drohende Schicksal des Freundes Hans lag wie ein feuchter Schimmer auf ihren Zügen.

Harrach bat die Herren, ihm in ein rückwärtiges kleines Zimmer zu folgen, damit sie um so sicherer ungestört blieben, und er beauftragte den Diener, die gewöhnlichen Abendbesuche abzuweisen.

So meinten sie denn, als sie bald darauf um einen runden Tisch nahe beieinander saßen, es sei die sichere Stunde gekommen zu einer weit aussehenden Unterhandlung über Reformen des Deutschen Reiches.

Der Sekretarius, jener Fabrizius vom Hradschin, hatte sein Schreibgeräte vorbereitet, um die wichtigsten Punkte aufs Papier zu setzen, und Hans folgte der Aufforderung Eggenbergs und nahm das Wort.

Völlige Toleranz und Gleichberechtigung in religiösen Fragen war die Grundbedingung seines Planes, und er fragte denn auch gleich zu Anfange und nicht ohne Feierlichkeit, ob die geheimen Räte des Kaisers überhaupt und ganz auf diese Grundbedingung eingehen möchten und könnten, da ohne dieselbe alles übrige müßig und bedeutungslos sei.

Eggenberg bejahte. Harrach desgleichen. Aber diese Bejahung klang nicht so zuversichtlich, klang nicht so fest, wie Hans es wünschte, es wünschen mußte. Es lag nicht in seiner Natur, die Angelegenheit nur diplomatisch zu betreiben, wie es für

seinen persönlichen Vorteil hinreichend gewesen wäre. Denn auch die bloß diplomatische Behandlung der Frage konnte ihn persönlich aus der Schlinge befreien, welche die Anklage auf Hochverrat um seinen Hals geworfen. Wenn er leicht hinwegging über die religiöse Vorbedingung, so konnte er von der mächtigen Stellung Eggenbergs erwarten, daß er aus dem Gefängnis entlassen würde, denn über die politische Einteilung des Reiches, wie er sie in seinem Memorial vorgeschlagen und jetzt zu entwickeln im Begriff stand, war die Einigung gar nicht so schwer. Sie verlangte zwar eine große Erweiterung des Kurfürstenkollegiums, verlangte eine größere Machtbeteiligung der protestantischen Länder und Städte, aber diese größere Machtbeteiligung wollte er auf Kosten der jetzigen Kurfürsten und der Kirche, er wollte sie keineswegs auf Kosten des Kaisers. Im Gegenteile: er wollte die Macht des Kaisers verstärken, und dies war die Lockung für Eggenberg. Je früher er also auf diesen Teil seines Planes überging, desto leichter konnte seine Person sicher gestellt werden, wenn auch die Verhandlung nicht sogleich einen festen Abschluß gewann.

Seine gründliche oder, wenn man will, seine pedantische Natur verdarb das und verlor die ihm karg zugemessene Zeit. Eggenberg und Harrach konnten immer nur versichern, daß jetzt alle Anzeichen günstig wären, der Kaiser werde auf die Toleranzgrundlage eintreten; aber sie konnten auf seine immer wiederkehrende Frage nicht so bestimmt antworten, wie er es verlangte.

Freilich wuchs dadurch sein Ansehen in beider Augen. Sie mußten die Gewissenhaftigkeit achten, welche die eigene Lebensgefahr so gering anschlug neben dem Grundprinzipe der Überzeugung. Aber die kostbaren Viertelstunden verstrichen und kamen dem Feinde zustatten, welcher sich näherte.

Der Diener trat hastig ein und machte dem Freiherrn von Harrach leise eine Meldung. Dieser, sichtlich unangenehm berührt, wiederholte diese Meldung ebenso leise an Eggenberg.

Es entstand eine Pause. Pater Lamormain war draußen und wollte sich nicht abweisen lassen. Auch dem dreisteren Eggenberg schien es unangemessen, in einer Konferenz mit dem hochverräterischen Ketzer überrascht zu werden durch den Hauptvertreter der kirchlichen Macht. Er wußte, daß dieser vom Statthalter kam und wahrscheinlich Entscheidungen gerade gegen die Hochverräter im Schrannenhause betrieben, vielleicht erlangt hatte. Für die streitige Erörterung dieses Themas war jedenfalls die Anwesenheit des sächsischen Junkers nicht wünschenswert, und Eggenberg bedeutete ihn also, er möge sich bis zum Weggange des Paters in ein Nebengemach verfügen.

„Bleibt Ihr zugegen, Herr Rat," setzte er für Gangelberger hinzu; „Euer Wort kann mich unterstützen, wenn der Herr Pater im Sinne seiner früheren Stellung Ansprüche erhebt, welche wir bei der veränderten Situation zurückweisen müssen."

Er dachte als großer Herr nicht daran, daß er einen „Hochverräter" ohne Aufsicht hinaus schickte.

Harrach seinerseits war ganz Hauswirt, welcher gutzumachen wünschte, daß seine Anwesenheit durch den Diener verleugnet worden war. Er wies Hans eine Tür, zu welcher einige Stufen hinaufführten und ging nach der entgegengesetzten Seite dem Pater Lamormain entgegen. Gangelberger sah schweigend zu. Er fühlte sich außer Verantwortlichkeit in Betreff seines Gefangenen. Der Minister hatte ihm zu bleiben befohlen und hatte dem Gefangenen befohlen fortzugehen. Der Minister mochte tragen, was daraus entstand. Wäre der Gefangene nicht eben dieser Junker gewesen, welcher ihm allmählich wert geworden, er würde nicht geschwiegen haben.

Hans trat in ein Erkerzimmer, dessen Fenster auf die Herrengasse ging und an dessen offenen Flügeln Isabella stand. Sie kam ihm rasch entgegen und fragte leise, was es zu bedeuten habe, daß man ihn allein, daß man ihn sich selbst überließe.

Hans berichtete kurz, was vorgegangen.

„Gerechter Himmel," rief sie halblaut, „das ist dein Fingerzeig!"

„Was meint Ihr?“

„Eggenberg wünscht es vielleicht selbst, da e r Euch herausgewiesen!“

„Was denn?“

„Verlieren wir keine Zeit. Dieser Teil unserer Wohnung hat eine Stiege und eine Tür auf die Herrengasse hinaus. Wir begegnen niemand. Kommt schnell! Binnen einer Minute seid Ihr unten, binnen fünf Minuten seid Ihr durchs Schottentor hinaus und in Freiheit. Es ist noch nicht zehn, das Tor ist noch offen. Im nahen Hernals findet Ihr Frau Amalie und Mittel zu weiterer Flucht. Warum zögert Ihr?“

Sie hatte den brennenden Armleuchter vom Tische genommen, um ihm auf dem Wege durchs Haus zu leuchten.

„Meine liebe Freundin! Ich stehe wie geblendet vor Euch! So leicht und lockend ist das alles — aber ich darf ja nicht!“

„Ihr dürft nicht?“

„Ich habe dem Rat Gangelberger mein Wort verpfändet, die Gelegenheit, welche er mir verschafft, indem er mich ohne Wache aus dem Gefängnisse läßt, nicht zu mißbrauchen und — nicht zu entfliehn.“

„Oh!“

„Dies Wort bindet mich natürlich! Ich darf die Gelegenheit nicht benützen.“

„Seid Ihr darin nicht z u gewissenhaft? Hat er Euch jetzt, als Ihr herausgingt, durch ein Wort oder einen Wink angedeutet, daß er Euch beim Wort halte?“

„Nein.“

„Nun seht! Das hätte er gewiß getan, wenn er — ich weiß von ihm selbst — er war ja erst heute bei mir — ich weiß, daß es ihm eine herrliche Freude wäre, Euch gerettet zu sehen!“

„Aber wenn ich entfliehe, trifft ihn die Verantwortung!“

„Mir scheint, sie trifft Eggenberg, der Euch herausgeschickt, und der trägt sie schon. Entschließt Euch um Gottes willen! Ich weiß von meinem Vater, daß Eggenberg zu vertrauens-

voll ist, daß Lamormain viel mächtiger bleibt, als Eggenberg glauben will, daß die sogenannte Wendung zur Toleranz ein ganz unsicheres Ding, wahrscheinlich ein Irrtum ist, und daß ein plötzlicher und heftiger Widerstand Lamormains zu befürchten steht. Tritt dieser Widerstand ein, dann werdet Ihr, lieber Freund, das erste Opfer."

Hans schwieg. Ein heftige Bewegung ging in ihm vor. Er gestand sich ein, daß er einer Neigung zu peinlicher Genauigkeit unterworfen sei, und daß man ihm oft mit Recht Pedanterie vorgeworfen habe. Es blitzte ihm selbst der Gedanke auf, ob er nicht soeben wieder in der Verhandlung mit Eggenberg und Harrach nach ähnlicher Richtung gefehlt und die ihm entgegenkommenden Staatsmänner verstimmt habe. Es war ihm auf der andern Seite sonnenklar, daß die Gelegenheit zur Befreiung vortrefflich und daß sein Bedürfnis derselben stark, fast unwiderstehlich sei, wie wahrhaftig er sich auch in den Nöten und Ängsten des heutigen Tages mit dem Leben abgefunden habe! Er war ja gesund und kräftig, der Drang nach fernerem Leben war ja überaus natürlich. —

„Entschließt Euch um Gottes willen!" flüsterte Isabella.

Er war von Natur ehrlich, und die protestantische Erziehung hatte diese Ehrlichkeit im Feuer ihrer Grundsätze gestählt. Der Mittelpunkt evangelischer Lehre lag ja darin, daß man in sich selbst den Richter entwickeln, daß man nicht von außen eine Gnade erwarten müsse, die nur in uns selbst entstehen und gedeihen könne durch Wahrhaftigkeit im Kampfe mit unserer Schwäche. An dieser stählernen Stange seiner Natur und seiner Erziehung stießen sich immer und immer wieder die Wünsche nach Befreiung. Sie prallten ab und kamen wieder und prallten von neuem ab. Der Atem keuchte, das Auge blickte starr auf das schöne Mädchen, welches in Angst und Ungeduld zitternd vor ihm stand mit den flackernden Lichtern — er sah sie nicht, seine Sehkraft war rückwärts, war nach innen gekehrt zu dem Kampfe seiner Gedanken.

Isabella ahnte das und glaubte zu bemerken, es bedürfe nur noch eines Gewichtes, um die Wage für das Natürliche niederzuziehen. Eine Uhr im Zimmer schlug dreiviertel. —

„Das ist dreiviertel auf Zehn!" sprach sie hastig — „bis Ihr zum Tore kommt, ist die Hälfte dieser Viertelstunde verronnen. Kommt! Kommt! — Hört Ihr da unten im Kabinett die heftig werdenden Stimmen? Lamormain nimmt den Kampf auf und ich versichere Euch nochmals: er ist nach wie vor allmächtig. Ich kenne ja von meinem Vater alle Wallungen dieser regierenden Herren! Erst vorhin hat dieser eine Äußerung getan, aus der hervorging, daß er die Unterhandlung mit Euch für eine wunderliche Laune Eggenbergs hielte, die keine ernsthafte Folge haben werde, und daß die geistliche Partei von Eurer Hinrichtung nimmermehr abstehen würde, weil diese Hinrichtung politisch allein schon gerechtfertigt sei — ich beschwöre Euch, kommt!"

„Ich kann nicht."

„Hans!"

„Ich kann nicht. Ich bleibe. — Es widerstrebt meiner Natur, das gegebene Wort zu brechen. Es widerstrebt ihr peinlich, bis zur Folterqual. Ich würde es auch nie verwinden. Die stete Erinnerung würde mir das Leben vergiften. An Gangelbergers Zustimmung glaub' ich nicht. Er ist Mann des Rechts, Mann der strengen Form. Und mich hat er aufs Tiefste verpflichtet. Ihm am wenigsten dürfte ich es antun, ihm am wenigsten die Enttäuschung antun. Dem jungen Manne hätte er sein Zutrauen geschenkt, obwohl er die religiöse Anschauung dieses jungen Mannes verwirft, nur darum geschenkt, weil er ihn für ehrlich in seiner Überzeugung hält, und gerade mit Unehrlichkeit sollte ich ihm vergelten, sollte meine Religion selbst damit verdächtigen? Armselig nennt er meine Religion, aber Wahrhaftigkeit gesteht er ihr zu, und nun sollte ich gerade an ihm das Gegenteil bekunden?! An ihm, welchen die Jesuiten zuverlässig meine Flucht entgelten lassen würden

durch unerbittliche Anklage an oberster Stelle?! Nein, nein, nein — ich kann nicht, ich darf nicht, ich bleibe."

Isabella setzte den Armleuchter auf den Tisch; es gelang ihr kaum, ihn festzustellen, so zitterte ihre Hand. Große Tränen fielen ihr aus den Augen, und sie sank auf einen Sessel neben dem Tische.

„Dank, herzlichen Dank, gute, liebevolle Freundin, für Eure Teilnahme, für Euer Mitgefühl!"

Dies sagend trat er zu ihr, ergriff ihre schlaff herabhängende Hand und küßte sie ihr. Er hatte dies bisher nie getan, und die in Angst erkaltete Hand belebte, erwärmte sich in der seinen, unter seinem Kusse. Isabella erbebte unter dieser Berührung — sie war in ihrer Lage von dem liebenswürdigsten Reize: das reiche blonde Haar, durch die Aufregung ein wenig gelockert, beschattete wie goldiger Schmelz die rosige Haut des Antlitzes, die von Tränen angehauchten großen blauen Augen und fiel in einzelnen Locken auf Hals und Brust, deren weiße jugendliche Fülle sich blendend abhob von dem schwarzen Seidengewande. Und was lieblicher als alles war: es pulsierte offenbar durch diesen ganzen schönen Körper die von schmerzlichem Mitgefühle aufgeweichte Neigung rührender Weiblichkeit, welche in diesem Entgegenkommen des geliebten Mannes Geständnis und Hingebung nicht versagt hätte trotz aller Schüchternheit, welche ihr eigen war, trotz aller äußern Bande, welche sie von ihm entfernt und getrennt hielten. Ja, der zu Hans aufschauende Blick des Auges war der Kern und Gipfel dieses Reizes, denn er war der Kern und Gipfel des weiblichen Rätsels: er war voll Liebe, er schien um Liebe zu bitten, und doch bat er auch um Schonung, um Zurückhaltung — Leib und Seele eines so edlen wie schönen Mädchens harrte ängstlich und doch glücklich einer Entscheidung, welche gewünscht und gefürchtet wurde.

Hans aber war noch viel zu sehr erfüllt und bewegt von dem Kampfe streitender Gewissensfragen, die ihn gepeinigt,

als daß ihm eine Liebesszene an Sinn und Seele getreten wäre in diesem Moment. Sein Herz war eng und treu in Neigung, und rascher Wechsel in der Neigung war seinem Wesen völlig fremd. Wie sehr er gelitten hatte unter den letzten Nachrichten über Ludmilla, sie war und blieb der Mittelpunkt seines Herzens, sie war und blieb es auch, wenn er hätte sagen müssen: Sie hat dich verlassen. Auch der ihm Ungetreuen würde er treu verblieben sein. Und so empfand er jetzt in dem zitternden Händedrucke Isabellens, in dem liebevollen Tränenblicke ihres blauen Auges nur die Zeugnisse einer liebevollen Freundschaft, die seinem Herzen innig wohltat, ohne es aufzuregen, ohne es in irgend eine Unruhe zu versetzen.

Ja, er war so unbefangen, daß er getrost der fernen Freundin erwähnte und Isabella eingestand, wie traurig ihn die letzten Mitteilungen über Ludmilla gestimmt. Sie hat einen so leichten, stets heitern Himmels bedürftigen Sinn — sagte er gleichsam zu sich selbst, indem er seine Augen mit der Hand bedeckte — daß derjenige übel daran ist, welcher ihr Herz fesseln möchte, wenn er von anderer Gemütsart ist als sie, die ein Kind des Glücks ist. Sie ist des Glückes Kind durch ihre Begabung und durch ihr Bedürfnis. Sie hat das Glück, und sie braucht es. Sie braucht es ohne Unterbrechung und ist deshalb ununterbrochen das bedürftige Kind. Darum ist sie aber auch ganz abhängig von ihm, und ein Genosse wie ich, der alles schwer nimmt im Leben und schwer findet, ein solcher Genosse wird ihr nicht taugen und wird jedenfalls schwer zu leiden haben neben ihr.

„Frau Amalie war heute hier" — erwiderte nach kurzer Pause Isabella, indem sie tief Atem holte und, in die gesellschaftliche Form übergehend, dem Junker einen nahestehenden Sessel anwies — „sie hat einen neuen Brief von Ludmilla. Der ist viel herzlicher. Sie schilt sich darin, daß sie Eure Lage so leicht genommen. Mitzlaus Berichte seien daran schuld gewesen, und dieser sei von der wohl unpassenden Voraussetzung

ausgegangen, Ihr würdet Euch schon abfinden mit den Grundsätzen der Wiener Regierung. Seitdem habe ihr Budowa Eure Lage unter ganz anderem Gesichtspunkte dargestellt, und jetzt sei sie wie ihr Vater in verzweiflungsvoller Sorge über Euer Schicksal. Sie ist nicht so leichten Sinnes, wie Ihr glaubt, lieber Junker, sie ist nur ein fröhliches Gemüt, welches ungern und schwer ans Unglück denkt."

Mit dieser Rede hatte das edle Mädchen ihre ganze Fassung wieder gefunden, besonders dadurch, daß sie für Ludmilla sprechen gekonnt. Mit reiner Teilnahme sah sie, daß es Balsam gewesen für Hans, und wollte eben fortfahren in diesem Thema: da wurden die Stimmen unten im Kabinett überlaut; man hörte Sessel rücken, man hörte eine Tür zuschlagen — Gangelberger öffnete unten und kam herauf.

„Da seid Ihr, Junker?" sprach er, und Isabella meinte, ein leises Erstaunen aus dieser Frage heraus zu hören. Ein Blick und Kopfnicken gegen Hans schien zu sagen: da seht Ihr's! Er ist darauf gefaßt gewesen, Euch nicht mehr zu finden!

„Da bin ich", entgegnete Hans.

„Ich wollte, Ihr wäret anderswo! Unsere Schlacht hier steht übel. Lamormain kam geharnischt vom Statthalter. Ich sah ihm beim Eintreten an, daß er den Entschluß gefaßt, das verloren gegangene Terrain mit allem Nachdruck, ja unter Drohungen wieder in Anspruch zu nehmen. Er hatte in der Burg erfahren gehabt, daß Eggenberg hier sei, ja er schien ziemlich genau zu wissen, daß es sich hier um weittragende Maßregeln gegen seinen Einfluß und den Einfluß der Seinigen handeln sollte. Ohne Umschweif sprach er's aus und machte Eggenberg drohend verantwortlich für die Folgen. Das Privilegium seines Ordenshauses sei verletzt worden durch Eindringen von weltlichen Gerichtspersonen ins Jesuitenhaus — damit meinte er mich — durch Einschleppen von Ketzern und Verbrechern — damit meinte er Euch. Dafür

forderte er Sühne und zwar sofortige durch Vorlegung Eures Urteils und durch — Erledigung desselben. Eggenberg hielt eine Weile tapfer stand; aber Lamormain berief sich auf den Statthalter, von welchem er eine Vollmacht in der Hand hielt, und fragte kategorisch, ob der Geheimrat von Eggenberg sich auch dem Statthalter des Kaisers widersetzen wolle? Das mochte Eggenberg nicht wagen. Ablenkend fragte er mich, ob die Urteile über die Hochverräter im Schrannenhause vorlägen? ‚Drei liegen vor‘ — antwortete ich — ‚über die gemeinen Leute, welche sämtlich Einheimische. Der vierte ist ein Fremder, ein Edelmann des Reichs. Die Reichskanzlei, während der kaiserlosen Zeit von zweifelhafter Kompetenz, muß darüber unterrichtet werden, dies Urteil liegt deshalb noch nicht vor.‘ — ‚Die kaiserlose Zeit ist vorüber,‘ rief Lamormain, ‚wenn diese Kompetenzfrage überhaupt mehr ist als eine Ausflucht, binnen vierundzwanzig Stunden kann die Reichskanzlei befragt sein und geantwortet haben. Soll es geschehen?‘ — Eggenberg wagte nicht, nein zu sagen, und wagte nichts einzuwenden gegen die Forderung, die drei fertigen Urteile in dieser Nacht noch dem Statthalter zu unterbreiten. Der Herr Statthalter erwarte sie; er werde sie auf der Stelle unterfertigen, so daß die drei Hochverräter morgen früh —“

Isabella schrie schreckensvoll auf.

„Es ist nicht anders, mein gnädiges Fräulein, und der arme Junker muß mir jetzt folgen bis — auf weiteres.“

„Bis auf weiteres!“ hauchte kaum hörbar Isabella. Durch und durch erbebend streckte sie Hans ihre Hand entgegen, und ihr starr werdendes Auge überflog seine Gestalt, als wollte sie dieselbe für immer ihrem Gedächtnisse einprägen. Sie meinte, ihn nicht mehr wiederzusehen in diesem Leben.

Während dieser zehnten Stunde war auch im Schrannenhause die Entwicklung mit den drei gemeinen Hochverrätern rasch vorwärts gegangen. Die plötzliche Abholung des Junkers,

deren sie inne geworden, weil sie Gangelberger und Hans sprechen gehört, als beide im Landskrongassel unter dem Fenster der Saugrube vorübergegangen, diese Abholung zu später Abendstunde war ihnen sehr verdächtig. Konrad flüsterte Urban zu: „Jetzt keine Umstände mehr gemacht!“ und er holte ohne weitere Vorsicht die Stricke hervor unter dem Schustertische und einen grobleinenen Wischlappen, der auf dem Leder lag. Vergebens deutete Urban auf den Natzi, welcher stumpfsinnig vor seinem Blatte Papier saß und einen hoffnungslosen Kampf mit dem Schlafe aufgegeben hatte. „Was kümmert uns der Trottel?“ — grunzte Konrad — „er ‚schlaft‘ auch schon und wird Euch kein Keuchen kosten. Wenn nur der alte Schnarcher nicht draußen auch ‚einschlaft‘! Dann säßen wir, denn dem Schlosse ist nicht beizukommen.“

Er tat dem alten Pudel sehr unrecht. Dieser liebte seinen Natzi viel zu sehr, als daß er dessen Examen und Person der Saugrube überlassen hätte.

Als er die eiserne Haustür abgeschlossen hatte hinter dem kaiserlichen Herrn Rate, ging er gewohnheitsmäßig nach seinem Stübchen, um den großen Schlüssel hinter dem Wandschränkchen aufzuhängen, und schlürfte dann hinüber zur Saugrube, um diese wieder aufzuschließen. Konrad stand am Guckloche. Er hatte mit aller Anstrengung auf die leider sehr unklaren Filzschuhschritte des Alten gehorcht, um berechnen zu können, wo er den Haustürschlüssel hinhänge. Das wußten die Hochverräter nicht ganz genau, und doch war ihnen die rasche Auffindung dieses Schlüssels notwendig. Konrad meinte, der Alte könnte nur etwa drei Schritte gemacht haben in seinem Stübchen, und trat jetzt eilig zur Seite, als sich der andere Schlüssel im Schlosse der Saugrubentür ächzend drehte. Nur zur Seite trat er, denn trotz aller Winke Urbans hatte er vor, den alten Plan abzuändern und Pudel gar nicht zum Schemel am Schreibtische kommen zu lassen.

Pudel trat ein und wendete sich, um den Schlüssel außen

abzuziehen und ihn innen ins Schloß zu stecken. Diese Arbeit wollte ihm Konrad ersparen. Er sprang vor, faßte ihn bei beiden Schultern und riß ihn rückwärts ins Innere der Saugrube. Der Schlüssel fiel klirrend auf den steinernen Fußboden. Diesem Geräusch folgte ein Brüllen Pudels, welches dem Brüllen eines Stieres sehr ähnlich war. Pudel nämlich hatte mit großer Geistesgegenwart erkannt, daß dieser gewaltsame Anfang etwas sehr Schlimmes zu bedeuten habe, und hatte sich augenblicklich erinnert, daß die sonst draußen im Flur stationierte Wache seit Tagen in unregelmäßigen Abgang gekommen und namentlich heute — der Kaiserherolde wegen — nicht vorhanden und auch nicht mehr zu erwarten war. Der ganze Schreck dieses Gedankenganges war in jenem Brüllen zusammengedrängt. Dies Brüllen war auch seine beste Waffe unter den überlegenen Fäusten Konrads. Es konnte doch außen Leute herbeirufen, vielleicht aus dem Winterbierhause. Ebenso dachte aber auch Konrad, ja er hatte im voraus daran gedacht und zu dem Ende den Wischlappen vom Lederhaufen in die Hand genommen. Diesen dem schreienden Pudel in den Mund zu stopfen wie einem Säuglinge den Saugbeutel, war deshalb seine nächste Bestrebung. Aber das war nicht leicht. Er brauchte beide Hände dazu, und dadurch wurden Pudels beide Hände frei, welche sich der Säuglingsoperation widersetzten. Solcherweise kam das Brüllen stoßweise doch immer wieder zum Vorschein, und Konrad mußte Pfeifer zu Hilfe rufen, da Urban mit Natzi beschäftigt war. Pfeifer aber blieb unbeweglich im Winkel auf seinem Schusterschemel sitzen und betrachtete harmlos die Szene; er blieb eben Zuschauer in der Komödie. So geschah es, daß Konrad den alten Pudel an den Fußboden niederdrücken mußte, was nicht in seinen Plan paßte, denn es sollten beide Pudel an die zwei Ringe der Säule gebunden werden.

Mit Natzi, der sich in seinem Stumpfsinne gar nicht gewehrt hatte, war dies dem Raschmacher gelungen, und der

Raschmacher eilte nun herbei zur Unterstützung Konrads. Jetzt hatte der alte Pudel nur noch wenig Aussicht auf erfolgreichen Widerstand. Er biß wohl noch den Raschmacher in die Hand als dieser die Stopfung mit dem Wischlappen übernahm, während Konrad ihm beide Arme hielt, aber das war nur der Pfeil eines fliehenden Parthers. Pudel war stumm gemacht. Nun mußte er aufgehoben werden, und das war wieder schwer zu bewerkstelligen, weil Pudel jede Mitwirkung seiner Beine versagte, die dicke Figur also immer wieder niederknickte, sobald die Hebekraft oben nachließ. „Das krieg ich satt," schrie Konrad, „steht fest, Pudel, oder wir hängen dich auf, statt dich bloß anzubinden. Ich glaub nit, daß dirs Hängen besser schmecken wird. Und für uns kommt's auf eins 'naus; denn morgen hängen *wir*, wenn wir dich heut' nicht still machen."

Pudel zeigte, daß er seine ganze Geistesgegenwart bewahrt, er begriff das, er fand es einleuchtend und — gab jeden ferneren Widerstand auf, indem er seinen Beinen befahl, ihre herkömmliche Schuldigkeit zu tun.

So wurden ihm denn die Hände auf den Rücken geschnürt, und er wurde an die Säule gebunden, mit dem Rücken gegen den Rücken seines Natzi, dessen Examen einen so tiefsinnigen Ausgang fand.

„Der Spahn geht aus! Der Spahn geht aus! Wo ist sein Leuchter?!" schrie plötzlich Urban und rannte von der Säule weg, um Pudels Leuchter zu suchen, welcher ihm entfallen war bei Konrads Überfalle an der Tür.

„Himmeltausend, fix, fix, fix!" schrie Konrad, „sonst bleiben wir stecken! Wann's finster wird, finden wir den Haustürschlüssel nicht, und der Rat kann jählings mit dem Junker zurückkommen!"

„Ich find' ihn nicht, es wird zu dunkel!"

Der Holzspahn, oben an der Säule angebracht, jetzt nahe über dem unseligen Haupte des älteren Pudel, war im

Erlöschen und schien sich gegen die Hochverräter zu erklären, wenn auch nicht ohne Malice gegen Pudel. Einzelne Splitter seiner verglimmenden Kohle bröckelten nämlich ab und besuchten im Hinfallen Pudels Kopf. Pudel schüttelte ihn ärgerlich, war aber doch innerlich sehr angenehm berührt von diesem Ereignis, denn es versprach wirklich eine wesentliche Verhinderung der Flucht. Warum? wußte er noch besser, als Konrad angedeutet hatte.

Endlich stieß Urban mit dem Fuße an den Leuchter, hob ihn auf und eilte herbei. Es war kaum noch Zeit. Nur ein ganz kleines blaues Flämmchen war noch übrig am Holzspahne, und die Schnuppe des groben Talglichtes war unten am Steinboden etwas feucht geworden. Atemlose Stille herrschte, solange Urban mit wankelnder Hand das Flämmchen überzuleiten versuchte. Pudel hatte die Frechheit, mit seinem Kopfe in Urbans Arm hineinzustoßen wie ein Widder, um die Operation zu stören, und Konrad mußte sich die Maulschelle versagen, welche er ihm sofort dafür zugedacht, und zu welcher er bereits ausgeholt; solch eine heftige Bewegung konnte die letzte Hoffnung vernichten. Er begnügte sich, Pudel bei seinen großen Ohren zu fassen und festzuhalten. —

Jetzt faßte die Schnuppe, das Licht brannte. Pudel hätte gern geseufzt bei dem aufstrahlenden Schimmer, aber sein verstopfter Mund ließ kein Seufzen zu. Nur aus den Nasenlöchern, welche ohnehin das ganze Geschäft des Atemholens besorgen mußten, nur aus diesen ungebührlich aufgeblasenen Öffnungen stieß er einen wunderbaren Ton hervor.

Konrad eilte nun mit dem Lichte hinüber. Die Tür der Saugrube war ja offen geblieben. Die Saugrube blieb im Dunkeln und harrte mit Spannung des Erfolges. Das dauerte lange, lange. Konrad hätte während dieser Zeit das ganze Stübchen Pudels umdrehen können. Pudel seinerseits hätte gern gelacht, aber wegen des eingeklemmten Wischlappens war das nicht möglich, und der Versuch schmerzte auch.

Endlich kam Konrad zurück. Ziemlich verstört. Er hatte keinen Schlüssel gefunden. Den Nagel wohl, wo er ihn vermutet, aber keinen Schlüssel. Urban sollte mitkommen und suchen helfen.

In der wiederum dunklen Saugrube erhob sich der Schuster Pfeifer und näherte sich den Säulenmärtyrern. Was konnte er wollen? Er fing an zu reden:

„Höre mich, Natzi, mit offenen Ohren!“

Natzis Ohren waren wohl offen, aber seine Augen waren geschlossen; er schlief längst. Festgehalten um den Leib durch die Stricke, war sein Körper in gesicherter Stellung, und die junge Natur nahm dies hin wie die gesicherte Stellung im Bett, sie schenkte Natzi, welcher durch Nerven nicht belästigt war, auch in solcher Lage den Schlaf.

Pfeifer sah das nicht und fuhr fort: „Nimm dir ein Beispiel an diesen Greueln der Menschenkinder. Lerne beizeiten die Sorge um nichtswürdige Dinge des Lebens verachten. Sieh nur in dich hinein. Dort leuchten die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle. Frage nicht nach deinem leiblichen Vater, der aus Babylon stammt und in babylonischer Völlerei ersoffen ist. Frage nach den Lehren des reinen Wortes, schlürfe sie ein wie die Quelle Siloah!“

Vater Pudel hätte ihm gern einen Fußtritt gegeben, aber der Schuster stand auf der andern Seite. Vater Pudel mußte sich mit dem vorigen Nasenseufzer begnügen.

Die weitere Predigt Pfeifers wurde aber durch die schnelle Rückkehr Konrads und Urbans unterbrochen. Hatten sie plötzlich den Schlüssel gefunden? Nein. Aber der schlaue Urban hatte eine Idee gehabt. Konnte nicht Pudel den Schlüssel diesmal in seine Tasche gesteckt haben, weil er die Rückkehr Gangelbergers zu erwarten hatte und dann ohne Aufenthalt zum Öffnen der Haustüre bereit sein wollte? — „Richtig!“ hatte Konrad gesagt, und jetzt kamen sie, um den gefesselten Löwen zu untersuchen. Pudel betrug sich so un-

ruhig, wie nur möglich mit dem beweglichen Ober- und Unterkörper, aber es half ihm nichts. Urbans Idee war richtig gewesen, und er zog den großen Schlüssel triumphierend aus dem Beinkleide Pudels hervor.

Nun stand der Flucht nichts mehr im Wege, und Konrad rief aus natürlicher Gutmütigkeit dem Schuster zu, er habe sich zwar wie ein niederträchtiger Kamerad aufgeführt, aber sie wollten doch nicht hinter sich zuschließen, sondern ihn mit hinauslassen. Er solle kommen.

„Geht dahin, wohin ihr gehört," rief der Schuster, „zu den Pharisäern und Tempelschändern, die eure Kameraden sind. Ihr seid ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, nicht aber lutherische Christen. Wer das Kreuz der gereinigten Lehre auf sich genommen, der soll es tragen, bis er niederfällt, und wenn er fällt, soll er sich geißeln und höhnen und ans Kreuz nageln lassen zum Preis seiner Lehre und zum Beispiel für die Schwachen im Glauben. Dazu ist er berufen und auferweckt. Ihr seid wie die Krämer in der Vorhalle des Tempels, zum Markten und Schachern vorhanden, zu weiter nichts. Ich stehe zu meinem Meister Odontius und bringe meinen elenden Leib freudig zum Opfer dar, damit die Papisten erkennen, wie der Geist Gottes in mir lebt, welcher Martern und Tod nicht empfindet. Geht hin und rettet eure armseligen Leiber, eure armseligen Seelen hat der Herr nicht erweckt und nicht berufen."

„Du bist ein Schafkopf!" sagte Konrad und ging. „Leuchtet, Raschmacher," setzte er im Gehen hinzu, „bis ich aufgeschlossen, dann löscht aus. Offen lassen wollen wir dem Narren als gute Christen; er wird schon 'nauskriechen. Die Predigt hat er ja angebracht."

Sie gingen. Urban leuchtete; Konrad steckte den Schlüssel ins Schloß der eisernen Haustür, nichts schien ihrer Befreiung mehr im Wege zu stehen. „Halt!" flüsterte auf einmal Urban. — „Was ist?" — „Ich höre Stimmen draußen! Am Ende

kommt der Gangelberger zurück!“ — Kurze Pause. — „Wenn er's ist,“ sagte dann Konrad, „so müssen wir'n halt niederschlagen, Punktum. Dabei kommt der Junker mit fort. —“

Er war es nicht. Die Stimmen entfernten sich; es waren Gäste aus dem „Winter“ gewesen. — Nun drehte Konrad den Schlüssel, die Tür ging auf, sie standen außen. „Behüt' dich Gott!“ brummte Konrad und wendete sich links. Urban antwortete gar nicht — es herrschte nicht die mindeste Gemütlichkeit zwischen ihnen — und wendete sich rechts. Er wollte nach Böhmen, Konrad nach Oberösterreich. Ihr nächstes Trachten war, noch vor zehn an ein Tor zu kommen und aus der Stadt hinauszuschlüpfen. Denn es war vorauszusehen, daß ihre Flucht einen großen Lärm und sofortige Visitation aller Schlupfwinkel in der Stadt verursachen würde. Urban hatte nur noch vor, im Vorübergehen seine magere Gattin in seiner Wohnung abzurufen. Sie war orthodox, war rüstig und wohl auch zum Wanderleben bereit. Nur viel Zeit durfte es nicht kosten; er wußte nicht genau, wie weit die Uhr noch von zehn entfernt wäre. Eiligst huschte er dahin durch das Schultergäßchen nach dem „Stoß im Himmel“ hinüber, nach dem tiefen Graben hinunter, wo sein Webstuhl stand und sein Weib hauste — da schlug's vom Turm dreimal. Drei Viertel! Es war noch Zeit!

Konrad wendete sich nach dem Kärntnertore. Dort oben verkehrte er sonst am wenigsten, dort meinte er am sichersten zu sein vor dem Erkanntwerden.

Pfeifer aber, der fanatische Schuster, tappte nun doch ebenfalls im Dunkeln aus der Saugrube heraus — Urban hatte das Licht ausgeblasen und die Haustür wieder angelehnt, damit das offene Loch nicht verdächtig schreie — und suchte die angelehnte Haustüre. War das Fleisch denn doch stärker, als der wüste Geist, und wollte er bei dieser Gelegenheit die Befreiung mitnehmen? O nein! Er war ein grundehrlicher Fanatiker. Sein Geist war keiner Wendung fähig,

er hatte nur einen einzigen Gedanken, sein Glaubensbekenntnis bis zum Äußersten zu vertreten und so laut als möglich zu verkündigen. Deshalb suchte er jetzt die Tür. Er fand sie, zog sie weit auf und trat hinaus ins Landskrongassel. Es war eine stille finstere Herbstnacht. Er setzte sich auf die Steine am Eingange zum Gefängnisse und fing mit lauter Stimme an zu singen. Seine Stimme war ein hoher schneidender Tenor, und weithin durch die schweigende Nacht war zu vernehmen, was er sang, Wort für Wort zu vernehmen, denn die Musik war ihm Nebensache, das Wort war ihm die Hauptsache. Er sang:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein' grausam Rüstung ist;
Auf Erd' ist nicht sein'sgleichen."

Wegen langsamer Betonung brauchte er viel Zeit für diesen Vers, und nicht nur die Gäste aus dem „Winterbierhause", auch immer mehr Leute aus der Nachbarschaft kamen herzu und füllten das Landskrongassel, um zu erfahren, was dieser schneidende Gesang zu bedeuten habe. Es war männiglich bekannt, daß die drei Lutherschen in der Schranne auf den Tod säßen, und der Schuster Pfeifer war auch persönlich manchem bekannt. „Was stellt das vor?" „Was heißt das?" fragte einer den andern. „Die Tür steht offen! Ist der Schuster ausgestellt vor seinem Tode?" —

Man nannte ihn wohl verrückt. Aber man hielt es nicht für eine gemeine Verrücktheit, sondern ahnte und respektierte ein religiöses Element in dieser Verrücktheit, so wie die Mohammedaner Geisteskranke mit heiliger Scheu ansehen, ja verehren. Es wagte niemand, ihn zu unterbrechen, ihn zu fragen.

ausgegangen, Ihr würdet Euch schon abfinden mit den Grundsätzen der Wiener Regierung. Seitdem habe ihr Budowa Eure Lage unter ganz anderem Gesichtspunkte dargestellt, und jetzt sei sie wie ihr Vater in verzweiflungsvoller Sorge über Euer Schicksal. Sie ist nicht so leichten Sinnes, wie Ihr glaubt, lieber Junker, sie ist nur ein fröhliches Gemüt, welches ungern und schwer ans Unglück denkt."

Mit dieser Rede hatte das edle Mädchen ihre ganze Fassung wieder gefunden, besonders dadurch, daß sie für Ludmilla sprechen gekonnt. Mit reiner Teilnahme sah sie, daß es Balsam gewesen für Hans, und wollte eben fortfahren in diesem Thema: da wurden die Stimmen unten im Kabinett überlaut; man hörte Sessel rücken, man hörte eine Tür zuschlagen — Gangelberger öffnete unten und kam herauf.

„Da seid Ihr, Junker?" sprach er, und Isabella meinte, ein leises Erstaunen aus dieser Frage heraus zu hören. Ein Blick und Kopfnicken gegen Hans schien zu sagen: da seht Ihr's! Er ist darauf gefaßt gewesen, Euch nicht mehr zu finden!

„Da bin ich", entgegnete Hans.

„Ich wollte, Ihr wäret anderswo! Unsere Schlacht hier steht übel. Lamormain kam geharnischt vom Statthalter. Ich sah ihm beim Eintreten an, daß er den Entschluß gefaßt, das verloren gegangene Terrain mit allem Nachdruck, ja unter Drohungen wieder in Anspruch zu nehmen. Er hatte in der Burg erfahren gehabt, daß Eggenberg hier sei, ja er schien ziemlich genau zu wissen, daß es sich hier um weittragende Maßregeln gegen seinen Einfluß und den Einfluß der Seinigen handeln sollte. Ohne Umschweif sprach er's aus und machte Eggenberg drohend verantwortlich für die Folgen. Das Privilegium seines Ordenshauses sei verletzt worden durch Eindringen von weltlichen Gerichtspersonen ins Jesuitenhaus — damit meinte er mich — durch Einschleppen von Ketzern und Verbrechern — damit meinte er Euch. Dafür

forderte er Sühne und zwar sofortige durch Vorlegung Eures Urteils und durch — Erledigung desselben. Eggenberg hielt eine Weile tapfer stand; aber Lamormain berief sich auf den Statthalter, von welchem er eine Vollmacht in der Hand hielt, und fragte kategorisch, ob der Geheimrat von Eggenberg sich auch dem Statthalter des Kaisers widersetzen wolle? Das mochte Eggenberg nicht wagen. Ablenkend fragte er mich, ob die Urteile über die Hochverräter im Schrannenhause vorlägen? ‚Drei liegen vor‘ — antwortete ich — ‚über die gemeinen Leute, welche sämtlich Einheimische. Der vierte ist ein Fremder, ein Edelmann des Reichs. Die Reichskanzlei, während der kaiserlosen Zeit von zweifelhafter Kompetenz, muß darüber unterrichtet werden, dies Urteil liegt deshalb noch nicht vor.‘ — ‚Die kaiserlose Zeit ist vorüber,‘ rief Lamormain, ‚wenn diese Kompetenzfrage überhaupt mehr ist als eine Ausflucht, binnen vierundzwanzig Stunden kann die Reichskanzlei befragt sein und geantwortet haben. Soll es geschehen?‘ — Eggenberg wagte nicht, nein zu sagen, und wagte nichts einzuwenden gegen die Forderung, die drei fertigen Urteile in dieser Nacht noch dem Statthalter zu unterbreiten. Der Herr Statthalter erwarte sie; er werde sie auf der Stelle unterfertigen, so daß die drei Hochverräter morgen früh —“

Isabella schrie schreckensvoll auf.

„Es ist nicht anders, mein gnädiges Fräulein, und der arme Junker muß mir jetzt folgen bis — auf weiteres.“

„Bis auf weiteres!“ hauchte kaum hörbar Isabella. Durch und durch erbebend streckte sie Hans ihre Hand entgegen, und ihr starr werdendes Auge überflog seine Gestalt, als wollte sie dieselbe für immer ihrem Gedächtnisse einprägen. Sie meinte, ihn nicht mehr wiederzusehen in diesem Leben.

Während dieser zehnten Stunde war auch im Schrannenhause die Entwicklung mit den drei gemeinen Hochverrätern rasch vorwärts gegangen. Die plötzliche Abholung des Junkers,

deren sie inne geworden, weil sie Gangelberger und Hans sprechen gehört, als beide im Landskrongassel unter dem Fenster der Saugrube vorübergegangen, diese Abholung zu später Abendstunde war ihnen sehr verdächtig. Konrad flüsterte Urban zu: „Jetzt keine Umstände mehr gemacht!“ und er holte ohne weitere Vorsicht die Stricke hervor unter dem Schustertische und einen grobleinenen Wischlappen, der auf dem Leder lag. Vergebens deutete Urban auf den Natzi, welcher stumpfsinnig vor seinem Blatte Papier saß und einen hoffnungslosen Kampf mit dem Schlafe aufgegeben hatte. „Was kümmert uns der Trottel?“ — grunzte Konrad — „er ‚schlaft‘ auch schon und wird Euch kein Keuchen kosten. Wenn nur der alte Schnarcher nicht draußen auch ‚einschlaft‘! Dann säßen wir, denn dem Schlosse ist nicht beizukommen.“

Er tat dem alten Pudel sehr unrecht. Dieser liebte seinen Natzi viel zu sehr, als daß er dessen Examen und Person der Saugrube überlassen hätte.

Als er die eiserne Haustür abgeschlossen hatte hinter dem kaiserlichen Herrn Rate, ging er gewohnheitsmäßig nach seinem Stübchen, um den großen Schlüssel hinter dem Wandschränkchen aufzuhängen, und schlürfte dann hinüber zur Saugrube, um diese wieder aufzuschließen. Konrad stand am Guckloche. Er hatte mit aller Anstrengung auf die leider sehr unklaren Filzschuhschritte des Alten gehorcht, um berechnen zu können, wo er den Haustürschlüssel hinhänge. Das wußten die Hochverräter nicht ganz genau, und doch war ihnen die rasche Auffindung dieses Schlüssels notwendig. Konrad meinte, der Alte könnte nur etwa drei Schritte gemacht haben in seinem Stübchen, und trat jetzt eilig zur Seite, als sich der andere Schlüssel im Schlosse der Saugrubentür ächzend drehte. Nur zur Seite trat er, denn trotz aller Winke Urbans hatte er vor, den alten Plan abzuändern und Pudel gar nicht zum Schemel am Schreibtische kommen zu lassen.

Pudel trat ein und wendete sich, um den Schlüssel außen

abzuziehen und ihn innen ins Schloß zu stecken. Diese Arbeit wollte ihm Konrad ersparen. Er sprang vor, faßte ihn bei beiden Schultern und riß ihn rückwärts ins Innere der Saugrube. Der Schlüssel fiel klirrend auf den steinernen Fußboden. Diesem Geräusch folgte ein Brüllen Pudels, welches dem Brüllen eines Stieres sehr ähnlich war. Pudel nämlich hatte mit großer Geistesgegenwart erkannt, daß dieser gewaltsame Anfang etwas sehr Schlimmes zu bedeuten habe, und hatte sich augenblicklich erinnert, daß die sonst draußen im Flur stationierte Wache seit Tagen in unregelmäßigen Abgang gekommen und namentlich heute — der Kaiserherolde wegen — nicht vorhanden und auch nicht mehr zu erwarten war. Der ganze Schreck dieses Gedankenganges war in jenem Brüllen zusammengedrängt. Dies Brüllen war auch seine beste Waffe unter den überlegenen Fäusten Konrads. Es konnte doch außen Leute herbeirufen, vielleicht aus dem Winterbierhause. Ebenso dachte aber auch Konrad, ja er hatte im voraus daran gedacht und zu dem Ende den Wischlappen vom Lederhaufen in die Hand genommen. Diesen dem schreienden Pudel in den Mund zu stopfen wie einem Säuglinge den Saugbeutel, war deshalb seine nächste Bestrebung. Aber das war nicht leicht. Er brauchte beide Hände dazu, und dadurch wurden Pudels beide Hände frei, welche sich der Säuglingsoperation widersetzten. Solcherweise kam das Brüllen stoßweise doch immer wieder zum Vorschein, und Konrad mußte Pfeifer zu Hilfe rufen, da Urban mit Natzi beschäftigt war. Pfeifer aber blieb unbeweglich im Winkel auf seinem Schusterschemel sitzen und betrachtete harmlos die Szene; er blieb eben Zuschauer in der Komödie. So geschah es, daß Konrad den alten Pudel an den Fußboden niederdrücken mußte, was nicht in seinen Plan paßte, denn es sollten beide Pudel an die zwei Ringe der Säule gebunden werden.

Mit Natzi, der sich in seinem Stumpfsinne gar nicht gewehrt hatte, war dies dem Raschmacher gelungen, und der

Raschmacher eilte nun herbei zur Unterstützung Konrads. Jetzt hatte der alte Pudel nur noch wenig Aussicht auf erfolgreichen Widerstand. Er biß wohl noch den Raschmacher in die Hand als dieser die Stopfung mit dem Wischlappen übernahm, während Konrad ihm beide Arme hielt, aber das war nur der Pfeil eines fliehenden Parthers. Pudel war stumm gemacht. Nun mußte er aufgehoben werden, und das war wieder schwer zu bewerkstelligen, weil Pudel jede Mitwirkung seiner Beine versagte, die dicke Figur also immer wieder niederknickte, sobald die Hebekraft oben nachließ. „Das krieg ich satt," schrie Konrad, „steht fest, Pudel, oder wir hängen dich auf, statt dich bloß anzubinden. Ich glaub nit, daß dirs Hängen besser schmecken wird. Und für uns kommt's auf eins 'naus; denn morgen hängen wir, wenn wir dich heut' nicht still machen."

Pudel zeigte, daß er seine ganze Geistesgegenwart bewahrt, er begriff das, er fand es einleuchtend und — gab jeden ferneren Widerstand auf, indem er seinen Beinen befahl, ihre herkömmliche Schuldigkeit zu tun.

So wurden ihm denn die Hände auf den Rücken geschnürt, und er wurde an die Säule gebunden, mit dem Rücken gegen den Rücken seines Natzi, dessen Examen einen so tiefsinnigen Ausgang fand.

„Der Spahn geht aus! Der Spahn geht aus! Wo ist sein Leuchter?!" schrie plötzlich Urban und rannte von der Säule weg, um Pudels Leuchter zu suchen, welcher ihm entfallen war bei Konrads Überfalle an der Tür.

„Himmeltausend, fix, fix, fix!" schrie Konrad, „sonst bleiben wir stecken! Wann's finster wird, finden wir den Haustürschlüssel nicht, und der Rat kann jählings mit dem Junker zurückkommen!"

„Ich find' ihn nicht, es wird zu dunkel!"

Der Holzspahn, oben an der Säule angebracht, jetzt nahe über dem unseligen Haupte des älteren Pudel, war im

Erlöschen und schien sich gegen die Hochverräter zu erklären, wenn auch nicht ohne Malice gegen Pudel. Einzelne Splitter seiner verglimmenden Kohle bröckelten nämlich ab und besuchten im Hinfallen Pudels Kopf. Pudel schüttelte ihn ärgerlich, war aber doch innerlich sehr angenehm berührt von diesem Ereignis, denn es versprach wirklich eine wesentliche Verhinderung der Flucht. Warum? wußte er noch besser, als Konrad angedeutet hatte.

Endlich stieß Urban mit dem Fuße an den Leuchter, hob ihn auf und eilte herbei. Es war kaum noch Zeit. Nur ein ganz kleines blaues Flämmchen war noch übrig am Holzspahne, und die Schnuppe des groben Talglichtes war unten am Steinboden etwas feucht geworden. Atemlose Stille herrschte, solange Urban mit wankelnder Hand das Flämmchen überzuleiten versuchte. Pudel hatte die Frechheit, mit seinem Kopfe in Urbans Arm hineinzustoßen wie ein Widder, um die Operation zu stören, und Konrad mußte sich die Maulschelle versagen, welche er ihm sofort dafür zugedacht, und zu welcher er bereits ausgeholt; solch eine heftige Bewegung konnte die letzte Hoffnung vernichten. Er begnügte sich, Pudel bei seinen großen Ohren zu fassen und festzuhalten. —

Jetzt faßte die Schnuppe, das Licht brannte. Pudel hätte gern geseufzt bei dem aufstrahlenden Schimmer, aber sein verstopfter Mund ließ kein Seufzen zu. Nur aus den Nasenlöchern, welche ohnehin das ganze Geschäft des Atemholens besorgen mußten, nur aus diesen ungebührlich aufgeblasenen Öffnungen stieß er einen wunderbaren Ton hervor.

Konrad eilte nun mit dem Lichte hinüber. Die Tür der Saugrube war ja offen geblieben. Die Saugrube blieb im Dunkeln und harrte mit Spannung des Erfolges. Das dauerte lange, lange. Konrad hätte während dieser Zeit das ganze Stübchen Pudels umdrehen können. Pudel seinerseits hätte gern gelacht, aber wegen des eingeklemmten Wischlappens war das nicht möglich, und der Versuch schmerzte auch.

Endlich kam Konrad zurück. Ziemlich verstört. Er hatte keinen Schlüssel gefunden. Den Nagel wohl, wo er ihn vermutet, aber keinen Schlüssel. Urban sollte mitkommen und suchen helfen.

In der wiederum dunklen Saugrube erhob sich der Schuster Pfeifer und näherte sich den Säulenmärtyrern. Was konnte er wollen? Er fing an zu reden:

„Höre mich, Natzi, mit offenen Ohren!"

Natzis Ohren waren wohl offen, aber seine Augen waren geschlossen; er schlief längst. Festgehalten um den Leib durch die Stricke, war sein Körper in gesicherter Stellung, und die junge Natur nahm dies hin wie die gesicherte Stellung im Bett, sie schenkte Natzi, welcher durch Nerven nicht belästigt war, auch in solcher Lage den Schlaf.

Pfeifer sah das nicht und fuhr fort: „Nimm dir ein Beispiel an diesen Greueln der Menschenkinder. Lerne beizeiten die Sorge um nichtswürdige Dinge des Lebens verachten. Sieh nur in dich hinein. Dort leuchten die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle. Frage nicht nach deinem leiblichen Vater, der aus Babylon stammt und in babylonischer Völlerei ersoffen ist. Frage nach den Lehren des reinen Wortes, schlürfe sie ein wie die Quelle Siloah!"

Vater Pudel hätte ihm gern einen Fußtritt gegeben, aber der Schuster stand auf der andern Seite. Vater Pudel mußte sich mit dem vorigen Nasenseufzer begnügen.

Die weitere Predigt Pfeifers wurde aber durch die schnelle Rückkehr Konrads und Urbans unterbrochen. Hatten sie plötzlich den Schlüssel gefunden? Nein. Aber der schlaue Urban hatte eine Idee gehabt. Konnte nicht Pudel den Schlüssel diesmal in seine Tasche gesteckt haben, weil er die Rückkehr Gangelbergers zu erwarten hatte und dann ohne Aufenthalt zum Öffnen der Haustüre bereit sein wollte? — „Richtig!" hatte Konrad gesagt, und jetzt kamen sie, um den gefesselten Löwen zu untersuchen. Pudel betrug sich so un-

ruhig, wie nur möglich mit dem beweglichen Ober- und Unterkörper, aber es half ihm nichts. Urbans Idee war richtig gewesen, und er zog den großen Schlüssel triumphierend aus dem Beinkleide Pudels hervor.

Nun stand der Flucht nichts mehr im Wege, und Konrad rief aus natürlicher Gutmütigkeit dem Schuster zu, er habe sich zwar wie ein niederträchtiger Kamerad aufgeführt, aber sie wollten doch nicht hinter sich zuschließen, sondern ihn mit hinauslassen. Er solle kommen.

„Geht dahin, wohin ihr gehört," rief der Schuster, „zu den Pharisäern und Tempelschändern, die eure Kameraden sind. Ihr seid ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, nicht aber lutherische Christen. Wer das Kreuz der gereinigten Lehre auf sich genommen, der soll es tragen, bis er niederfällt, und wenn er fällt, soll er sich geißeln und höhnen und ans Kreuz nageln lassen zum Preis seiner Lehre und zum Beispiel für die Schwachen im Glauben. Dazu ist er berufen und auferweckt. Ihr seid wie die Krämer in der Vorhalle des Tempels, zum Markten und Schachern vorhanden, zu weiter nichts. Ich stehe zu meinem Meister Odontius und bringe meinen elenden Leib freudig zum Opfer dar, damit die Papisten erkennen, wie der Geist Gottes in mir lebt, welcher Martern und Tod nicht empfindet. Geht hin und rettet eure armseligen Leiber, eure armseligen Seelen hat der Herr nicht erweckt und nicht berufen."

„Du bist ein Schafkopf!" sagte Konrad und ging. „Leuchtet, Raschmacher," setzte er im Gehen hinzu, „bis ich aufgeschlossen, dann löscht aus. Offen lassen wollen wir dem Narren als gute Christen; er wird schon 'nauskriechen. Die Predigt hat er ja angebracht."

Sie gingen. Urban leuchtete; Konrad steckte den Schlüssel ins Schloß der eisernen Haustür, nichts schien ihrer Befreiung mehr im Wege zu stehen. „Halt!" flüsterte auf einmal Urban. — „Was ist?" — „Ich höre Stimmen draußen! Am Ende

kommt der Gangelberger zurück!" — Kurze Pause. — „Wenn er's ist," sagte dann Konrad, „so müssen wir'n halt niederschlagen, Punktum. Dabei kommt der Junker mit fort. —"

Er war es nicht. Die Stimmen entfernten sich; es waren Gäste aus dem „Winter" gewesen. — Nun drehte Konrad den Schlüssel, die Tür ging auf, sie standen außen. „Behüt' dich Gott!" brummte Konrad und wendete sich links. Urban antwortete gar nicht — es herrschte nicht die mindeste Gemütlichkeit zwischen ihnen — und wendete sich rechts. Er wollte nach Böhmen, Konrad nach Oberösterreich. Ihr nächstes Trachten war, noch vor zehn an ein Tor zu kommen und aus der Stadt hinauszuschlüpfen. Denn es war vorauszusehen, daß ihre Flucht einen großen Lärm und sofortige Visitation aller Schlupfwinkel in der Stadt verursachen würde. Urban hatte nur noch vor, im Vorübergehen seine magere Gattin in seiner Wohnung abzurufen. Sie war orthodox, war rüstig und wohl auch zum Wanderleben bereit. Nur viel Zeit durfte es nicht kosten; er wußte nicht genau, wie weit die Uhr noch von zehn entfernt wäre. Eiligst huschte er dahin durch das Schultergäßchen nach dem „Stoß im Himmel" hinüber, nach dem tiefen Graben hinunter, wo sein Webstuhl stand und sein Weib hauste — da schlug's vom Turm dreimal. Drei Viertel! Es war noch Zeit!

Konrad wendete sich nach dem Kärntnertore. Dort oben verkehrte er sonst am wenigsten, dort meinte er am sichersten zu sein vor dem Erkanntwerden.

Pfeifer aber, der fanatische Schuster, tappte nun doch ebenfalls im Dunkeln aus der Saugrube heraus — Urban hatte das Licht ausgeblasen und die Haustür wieder angelehnt, damit das offene Loch nicht verdächtig schreie — und suchte die angelehnte Haustüre. War das Fleisch denn doch stärker, als der wüste Geist, und wollte er bei dieser Gelegenheit die Befreiung mitnehmen? O nein! Er war ein grundehrlicher Fanatiker. Sein Geist war keiner Wendung fähig,

er hatte nur einen einzigen Gedanken, sein Glaubensbekenntnis bis zum Äußersten zu vertreten und so laut als möglich zu verkündigen. Deshalb suchte er jetzt die Tür. Er fand sie, zog sie weit auf und trat hinaus ins Landskrongassel. Es war eine stille finstere Herbstnacht. Er setzte sich auf die Steine am Eingange zum Gefängnisse und fing mit lauter Stimme an zu singen. Seine Stimme war ein hoher schneidender Tenor, und weithin durch die schweigende Nacht war zu vernehmen, was er sang, Wort für Wort zu vernehmen, denn die Musik war ihm Nebensache, das Wort war ihm die Hauptsache. Er sang:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein' grausam Rüstung ist;
Auf Erd' ist nicht sein'sgleichen."

Wegen langsamer Betonung brauchte er viel Zeit für diesen Vers, und nicht nur die Gäste aus dem „Winterbierhause", auch immer mehr Leute aus der Nachbarschaft kamen herzu und füllten das Landskrongassel, um zu erfahren, was dieser schneidende Gesang zu bedeuten habe. Es war männiglich bekannt, daß die drei Lutherschen in der Schranne auf den Tod säßen, und der Schuster Pfeifer war auch persönlich manchem bekannt. „Was stellt das vor?" „Was heißt das?" fragte einer den andern. „Die Tür steht offen! Ist der Schuster ausgestellt vor seinem Tode?" —

Man nannte ihn wohl verrückt. Aber man hielt es nicht für eine gemeine Verrücktheit, sondern ahnte und respektierte ein religiöses Element in dieser Verrücktheit, so wie die Mohammedaner Geisteskranke mit heiliger Scheu ansehen, ja verehren. Es wagte niemand, ihn zu unterbrechen, ihn zu fragen.

Dem Schuster selbst aber war es darum zu tun, ihnen Auskunft zu geben. Als er mit dem Vers zu Ende war, hub er zu sprechen an, halb Erzählung, halb Predigt, wie die Pforte aufgegangen vor ihm und wie die Fleischeswelt ihn hinauslocke. Der Geist aber widerstrebe, und er erwarte ruhig die Kriegsknechte des Pontius Pilatus, auf daß sie ihn aufhöben und erhöhten an den Galgen, damit er Zeugnis ablege vor dem Sodom Wien von der Macht und Herrlichkeit seines evangelischen Glaubens allen Schächern zum Schrecken, allen Zweifelnden zur Erweckung, allen Erweckten zur Auferbauung. Und jählings fing er wieder an zu singen:

„Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott!
Das Feld muß er behalten!“

„Macht ein Ende! Werft ihn hinein, den Ketzer!“ rief eine Stimme aus dem immer dichter werdenden Menschenhaufen.

„Stille! stille!“ riefen zehn andere.

„Der kaiserliche Rat kommt, Herr Gangelberger kommt!“ rief es über alle hinweg von den Tuchlauben her. „Macht Platz! Macht Platz!“

Pfeifer achtete auf nichts; er strengte seine Stimme nur noch heftiger an und sang schneidend ingrimmig weiter:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen!
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Tut er uns doch nichts!
Das macht, er ist gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.“

Jetzt stand Gangelberger mit dem Junker Hans vor dem in Aufregung zitternden Schuster, der immer noch am Boden saß. — Gangelberger ahnte, was vorgegangen; der provisorische Amtsdiener Pudel stand vor seiner Seele. „Steh auf!" sagte er in strengem Tone zu Pfeifer.

Pfeifer stand auf und sprach in seinem Lutherliede weiter: „Das Wort sie sollen lassen stahn."

„Hinein!"

„Nehm'n sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie habens kein'n Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben."

„Hinein!"

„Hinein und hinauf zu den Cherubim und Seraphim! Gelobt sei Gott in der Höhe!" erwiderte schreiend der Schuster und ging ins Richthaus zurück. Gangelberger und Hans dicht hinter ihm.

Die Volksmenge blieb lautlos stehen.

III.

Gangelberger war sehr betroffen, er war traurig betroffen von dieser Flucht — sie schien die Katastrophe seines jungen Freundes beschleunigen zu müssen.

Er zog die eiserne Haustür hinter sich zu, um den Skandal eines offen gähnenden Gefängnisses zu endigen, aber er mußte sie bald wieder öffnen, er sah sich innen in totaler Finsternis. Er mußte außen Leute bitten, ihm aus dem „Winterwirtshause" Licht zu holen.

Es kam, und er konnte nun verschließen, da sich der Leuchter gefunden hatte, welchen Urban hingeworfen.

Jetzt ward Pudels schmerzliche Lage entdeckt. Hans

half ihn freimachen; der Gefangene befreite den Gefangenwärter! Ein Strom von verhaltenem Atem und Zorn polterte dem Junker entgegen, als er den Wischlappen aus Pudels Munde zog, und die merkwürdigste Erzählung begann für den Herrn Rat, eine Erzählung, welche alle Schwächen Pudels zu seinen Vorzügen vergoldete. Nur die bodenloseste Niederträchtigkeit der beiden Bösewichter war schuld an allem. Während dieser Erzählung sorgte das gemißhandelte Vaterherz Pudels für Losknüpfung Natzis und berichtete Wunder der Tapferkeit, wenigstens der Standhaftigkeit, welche dieser hoffnungsvolle Sprößling dargetan bei dem mörderischen Überfalle.

Gangelberger schwieg und befahl nur endlich, daß der Junker hinaufgeführt werde.

Sie gingen. Der zurückbleibende Pfeifer hatte sich wieder an seinen Schustertisch gesetzt und sich ganz ruhig verhalten. Jetzt rief er hinter ihnen her: „Wenn ihr mich auch im Morgengrauen zum Tode schleppt, die Morgenröte kommt doch auch über euch Baalsdiener!“

Gangelberger sprach nichts; auch von Hans verabschiedete er sich stumm, bloß durch ein Zeichen mit der Hand.

Er ging in sein Arbeitszimmer, wo die vorbereiteten Urtel lagen. Auch das Urtel Hansens, für welches er eine Prüfung durch die Reichskanzlei vorgeschützt, lag da. Er mußte jetzt auch dieses Urtel mitnehmen zur Vorlage, es war nicht mehr zu verzögern. Er legte alle vier in eine Mappe und wollte sie — dem Befehle Eggenbergs gemäß — in die Burg hinauftragen. Die Meldung der Flucht konnte darin nichts ändern; denn Konrad und Urban, auch wenn sie nicht wieder eingefangen wurden, mußten doch in contumaciam verurteilt werden.

Er läutete nach Pudel, eh' er fortging. Die Meldung an die Wachen mußte bestellt werden wegen der Flüchtlinge, und Vorbereitungen für den nächsten Morgen mußten ge-

troffen werden, da Pfeifers Hinrichtung für den nächsten Morgen wahrscheinlich war.

Unter einem tiefen Seufzer blickte er beim Fortgehen nach der Gegend hinauf, in welcher Hans wieder eingeschlossen war. Es schien ihm nur zu möglich, daß die Entrüstung über die gelungene Flucht dem Pater Lamormain mächtiges Oberwasser geben, die Berufung an die Reichskanzlei verwerfen lassen und auch die Verurteilung des Junkers beschleunigen werde. Der Statthalter Erzherzog Leopold war geistlicher Herr und allem Anscheine nach bereit, dem erneuten Andrängen Lamormains nachzugeben.

Als er ins Landskrongassel hinauskam, war die Menschenmasse wohl zerstreut, aber sie war noch vorhanden, sie war nur in Bewegung geraten nach den anstoßenden Straßen. Sie stand in einzelnen Gruppen und disputierte. Gangelberger war als populärer Mann von vielen gekannt und wurde mehrfach angeredet. Zu seinem Erstaunen fand er die Stimmung ganz anders, als er erwartet hatte. Man schalt nicht über die Kläglichkeit der Bewachung, man sprach nur von dem Schuster Pfeifer, von dem Fanatismus desselben, welcher die Flucht verschmäht, und von dem unheimlichen Eindrucke, welchen dies und der Luthersche Schlachtgesang hervorgebracht. Man drückte Furcht und Schrecken aus, wenn die Hinrichtung stattfinden sollte. Die Protestanten, deren ja doch eine große Anzahl in der Stadt vorhanden, würden sich um den Galgen drängen und würden für ihren Märtyrer denselben Schlachtgesang anstimmen. Die Katholiken würden schweigend und nachdenklich verharren, der Glaubensmut des Schusters habe sie bestürzt!

Gangelberger atmete auf. Das war ein Gesichtspunkt, welchen er droben sogleich geltend machen wollte.

Er hatte es gar nicht nötig. Die Nachricht von diesen Dingen und wie man sie in der Stadt auffaßte, war ihm vorausgeeilt, Eggenberg, Harrach, Meggau waren schon voll

davon, als er ins Ratszimmer trat, und sie hatten noch andere Gründe, Gewicht darauf zu legen. Sie selbst hatten nach Lamormain geschickt, daß er kommen und ihren Vortrag beim Statthalter anhören möge.

Lamormain trat bald nach Gangelberger ins Zimmer, und Eggenberg trat ihm mit der Frage entgegen, ob er wisse, was sich vor dem Schrannenhause ereignet habe, und wie die Stadt das Betragen des fanatischen Ketzers aufnehme?

Lamormain bejahte. Er war kleinlaut und schien gedrückt.

„Nun denn," fuhr Eggenberg fort, „dünkt Euch der Augenblick noch so drängend, mit Hinrichtung dieses Ketzers, mit Hinrichtungen überhaupt vorzugehen? Die jetzt bestürzte Stadt ist ohnehin schwierig. Die Einquartierungslast, das wüste Benehmen der Söldner, die Entwertung der Münzen hat sie unzufrieden gemacht. Sollen wir die Aufregung erhöhen? Sollen wir ihr eine so mißliche Veranlassung geben zum Ausbruch? Oder können wir sie durch irgend eine gute Nachricht beschwichtigen? Im Gegenteile. Da liegen drei Briefe! Einer aus der Horner Gegend, einer aus Mähren, einer von der ungrischen Grenze. Sie enthalten Hiobsposten. Was wir lange gefürchtet, tritt ein. Unsere Gegner haben sich geeinigt und rücken von drei Seiten mit Kriegsmacht heran und zwar mit einer dreimal größeren, als Thurn vor vier Monaten gegen Wien heranführte. Die Horner protestierten damals bloß, jetzt haben sie Truppen aufgestellt und setzen sie in Bewegung. In Verbindung mit den Oberösterreichern haben sie die Pässe verlegt gegen Salzburg und Bayern, um den Kaiser aufzufangen, wenn er von München kommt. Ihre Hauptmacht aber rückt gegen Wien. Ebenso die Hauptmacht der Böhmen unter Thurn, und endlich die Hauptsache: Bethlen Gabor ist mit einem großen Heere schon in der Nähe von Preßburg und will Wien stürmen in Verbindung mit Thurn und den Hornern. In wenig Tagen können sie vor Wien zusammentreffen, und Boucquoi erklärt, daß er gegen solche

Übermacht das Feld nicht halten könne. So steht es. Wollt Ihr, Herr Pater, unter solchen Umständen noch Hinrichtungen ausgeführt sehen, so folgt uns zur Konferenz mit dem Herrn Statthalter Seiner Majestät."

„Ich bin bereit!" antwortete Lamormain mit schwacher Stimme und ging mit den Ministern zu den Gemächern des Statthalters hinüber.

Gangelberger blieb zurück. Eggenberg hatte ihm gewinkt, er sollte warten.

Er wartete in trauriger Spannung. Traurig, denn der über die Heimat und das vaterländische Reich von neuem hereinbrausende Sturm verwehte doch schon wieder die letzte Spur von Freude, welche mit der Kaiserwahl eingekehrt war. Eggenbergs Darstellung war ja erschrecklich gewesen. — Trübsinnig setzte er sich zu seinen Akten, um sie nochmals durchzulesen, damit er der politischen Gedanken ledig würde. Er saß allein in einem großen Zimmer an einem grünbehangenen Tische, auf welchem zwei Armleuchter brannten. Sie erhellten das große Zimmer nur notdürftig, und als jetzt die Tür geöffnet wurde und ein kleiner, schwarzgekleideter Mann leise eintrat, erschrak der sonst nervenstarke Gangelberger, als ob etwas Gespenstiges erschiene. Der kleine, schwarzgekleidete Mann mit vorgebückter Haltung näherte sich leise. Es war der Schreiber Fabrizius. Man hatte ihn rufen lassen zur Protokollführung in der Konferenz, und er fragte den kaiserlichen Herrn Rat höflich, ob die Konferenz nicht hier stattfände. Gangelberger beschied ihn und fragte nach seinem Befinden.

„Der Sturz, Herr Rat, der Sturz aus dem Fenster hat mein Nervensystem erschüttert, und die öffentlichen Dinge sind nicht dazu angetan, ein gebeugtes Wesen aufzurichten. Ich fürchte mich."

„Wovor?"

„Vor allem. Ich sehe nirgends einen Halt. Die Böhmen haben nun wirklich den Kurfürsten von der Pfalz zum Könige

erwählt, und der unbedachte junge Herr wird die Krone annehmen. Wo soll das hinaus? Nirgends mehr ist ein Ausgleich zu sehen, und damit ist gesagt, daß lauter Verzweiflungskämpfe bevorstehen. Verzweiflungskämpfe sind immer Untergang. Er kann uns alle verschlingen und jeden einzelnen. Es nützt auch nichts, sich ins Privatleben zurückzuziehen; es gibt kein Privatleben mehr, am wenigsten für unsereinen, der gezeichnet ist. Und Lebensunterhalt braucht man doch auch, der Dienstgehalt ist unentbehrlich. So seufzt man im Joche weiter, in ewiger, ewiger Furcht."

Er schlich weiter. Gangelberger rief ihm nach, die Worte milde zu fassen, wenn er niederschreiben müsse, daß seine Hochverräter in der Schranne —

„Ganz milde, lieber Herr, ganz milde. Es durchschüttelt mich mit Schauern, wenn ich ein tödliches Wort aufs Papier setzen muß. Ich denke immer, es trifft mich."

Er verschwand, und Gangelberger blieb allein zurück in dem weiten Raume, seinen Gedanken überlassen über die Unruhe der Menschen, welche sie naturgemäß treibt, ihre Zustände hienieden an die Ahnungen vom Jenseits zu knüpfen. Diese Ahnungen — sprach er vor sich hin — spricht der eine aus, und der andere spricht sie nach. So gewinnen sie ein scheinbares Leben und gewinnen am Ende Gestalt. Für die Gestalt fordert man Achtung, und hat man diese errungen, so fordert man Verehrung. Ist die Verehrung erst eingeführt, so fordert sie Ausschließlichkeit, fordert Verdammung jeder abweichenden Ahnung, jeder abweichenden Gestalt. Die Menschen bekämpfen sich, sie töten sich für die Gebilde, welche sie selbst erschaffen und sagen dabei: Wir müssen Gott schützen. Furcht und Schrecken schreitet über die Erde und wenn man fragt: Warum? so heißt die Antwort: Zur Ehre Gottes! Das heißt d e s Gottes, welchen man sich selber geschaffen —.

Gangelberger erschrak über seinen Gedankengang. Wie kam e r dazu? Der tägliche Verkehr mit dem Ketzer

war Ursache. Selbst e r fand sein Inneres ketzerisch aufgelockert.

Da hörte er Geräusch; die Konferenz war zu Ende, die Minister kehrten zurück. Lamormain mit ihnen. Er grüßte aber leicht und ging von dannen. Harrach und Meggau sahen ihm nach, sahen auf Eggenberg, grüßten und gingen ebenfalls. Nur Eggenberg blieb. Er sah nachdenkend aus und sehr ernst. Schweigend blickte er vor sich hin und trat dann langsam zu Gangelberger, welcher die Entscheidung erwartete.

„Die vier Urtel", sprach endlich Eggenberg, „gebt an Fabrizius, der gleich hier sein wird."

„Sie werden bestätigt?"

„Geduld! Das Mögliche, lieber Freund, man kann und soll immer nur das Mögliche in den öffentlichen Dingen versuchen, und ich kann auch nur dies verantworten vor unserm Herrn, wenn er zurückkommt. Der Herr Erzherzog-Statthalter denkt ebenso. Er hat dem Pater Lamormain nicht in allem willfahren mögen, aber er hat ihm wohl in einigem willfahren müssen. Pater Lamormain war weniger schroff in seinen Prinzipien, aber er war doch nicht weniger fest als sonst. In Sachen des fanatischen Schusters schwieg er, weil die Gefahr zu deutlich vorliegt, wenn man diesen überspannten Patron gerade jetzt zum Märtyrer macht. Der Ausweg, welchen ich vorgeschlagen, war einleuchtend. Es wird dieser Schuster für närrisch geworden erklärt, seine dürftigen Verstandeskräfte sind übergeschnappt, und es ist jetzt nicht die Zeit, sich mit verrückten Schustern zu befassen. Unter dieser amtlichen Erklärung bringt man ihn still über die Grenze."

„Über welche?"

„Über die nächste, die ungrische. Da gerät er unter die heranziehenden Horden Bethlens; diesen mag er vorpredigen und vorsingen soviel er will; an diesen wird nicht viel zu verderben sein. — Die Urtel der beiden flüchtigen Hochverräter, beides boshafte Subjekte, werden einfach bestätigt werden;

da man sie nicht mehr hat, in contumaciam — was also zunächst keine Folgen einschließt. Der Junker endlich —"

Hier pausierte Eggenberg und fing an, kurzen Schrittes hin und her zu gehen. Gangelberger harrte in großer Spannung und in — herber Enttäuschung. Er glaubte deutlich zu erkennen, daß aus dem wohlwollenden, weit blickenden Staatsmanne, als welchen sich Eggenberg noch vor wenigen Stunden dargestellt hatte, ein fügsamer Minister geworden sei, der dem Drucke von oben nachgibt, daß er seinen eigenen Gedankengang verleugnet, ja daß er ihn dem augenblicklichen Drucke gemäß umgestaltet.

„Der Junker endlich?" fragte Gangelberger selbst, als Eggenberg vor ihm stehen blieb.

„Ja, lieber Rat," sprach nun Eggenberg in ärgerlichem Tone, „Eure Stellung ist eben viel leichter als die meine. Ihr tragt nicht die letzte Verantwortung, ich trage sie. Wer steht mir dafür, daß der Kaiser mit solcher Gesinnung zurückkommt, wie sie in Trautmannsdorffs Sendung nach Rom ausgedrückt ist? Ich wünsche es wahrhaftig von Herzen, aber was ich da eben vom Statthalter gehört, das klingt nicht besonders tröstlich in dieser Richtung! Und Lamormain war zwar stiller als sonst, aber im Grunde doch ganz sicher. Man fühlte, daß er festen Boden unter sich habe. Der Jesuitenkommissarius von Rom, der wahrscheinliche Nachfolger des verstorbenen Provinzials, der alle Tage eintreffen kann, soll zwar ein sanfter und frommer Mann sein, aber in den Grundsätzen des Ordens unwandelbar wie ein Element. Dazu ein Italiener und ein Günstling des heiligen Vaters. Wollt Ihr, könnt Ihr berechnen, welchen Einfluß der Mann auf den Kaiser ausüben wird?! Und wenn das alte Element wieder herrschen wird, wie soll ich, wie kann ich verantworten, daß ich die Kapitalfrage Eures Junkers auf eigne Hand und zum Vorteile des Junkers entschieden habe! Es ist mir zum Schrecken eingefallen, als ich in dies Zimmer zurückkam, wie damals König Ferdinand an

der Stelle mein Fürwort für den alten Grafen Zierotin aufgenommen! Nein, mein Freund, ich kann mir keinen großen Schritt gestatten. Dieser Junker scheint allerdings ein sehr kenntnisreicher Mensch zu sein und mag auch, wie Ihr sagt, ein sehr tüchtiger, ein sehr braver Mensch sein. Er wäre mir, ich wiederhole es, für die Geschäfte der Reichskanzlei, für die schweren Aufgaben in den Angelegenheiten des Reichs eine willkommene Kraft — aber ich kann da nichts übereilen. Die Verurteilung zum Tode schwebt über ihm, und er ist ein Ritter, er ist hier eine sehr notable Person geworden, Lamormain bezeichnet ihn als einen Rädelsführer der Ketzer. Er setzte hinzu, daß diesem Junker aller Wahrscheinlichkeit nach das große Vermögen des verstorbenen Zierotin zugefallen sei. Man wisse nicht, wie und wo, aber der Junker werde das sehr wohl wissen und werde davon Gebrauch machen, sobald ihm die Hände freigelassen würden, einen Gebrauch, welcher nur gegen die katholische Sache gerichtet sein könne."

„Nicht einen Kreuzer hat er aus dem Nachlasse des Grafen," schaltete Gangelberger ein, „Wilhelm von Raupowa hat sich ja des Schatzes bemächtigt!"

„Das weiß man nicht. Ja, man hat Ursache, es zu bezweifeln. Kurz, wie dem auch sei, Ihr müßt das Urtel des Junkers ebenfalls dem Fabrizius übergeben, damit er es in der Reichskanzlei erledigen lasse und — zur Unterschrift bereit halte. Ich will selbst hoffen, daß es nicht zu dieser Unterschrift komme, aber ich muß in der Ordnung verfahren. Es ist nur eine Wendung möglich, welche mich noch berechtigen kann, die Verantwortung auf mich zu nehmen, die ganze Verantwortung. Ich bin bereit dazu. Und wenn der Junker ebenso bereit ist zu dieser Wendung, so wag' ich es, das Urtel zu unterdrücken und dem begabten jungen Manne die Freiheit zu verschaffen."

„Diese Wendung wäre?"

„Er muß — ja, Freund, das wißt Ihr so gut wie ich! Er muß —"

„Katholisch werden?“

„Allerdings. Dann steht ihm sogar eine glänzende Laufbahn offen; ich verbürge mich dafür. Erklärt ihm das. Was meint Ihr?“

Gangelberger schüttelte den Kopf.

„Er hat ja doch keine Ähnlichkeit mit dem Schuster! Er ist ein umsichtiger, weitsichtiger Kopf! Er wird seine Reformen des Reiches von neuer Grundlage aus durchdenken und um so fester aufbauen. Versucht es, und unterrichtet mich nach einigen Tagen, wie er es aufgenommen. Jetzt behüt' Euch Gott! Es ist tief in der Nacht.“

Eggenberg ging. Gangelberger gab dem Fabrizius, welcher während der letzten Reden eingetreten war, die Todesakten und sagte mit schwacher Stimme: „Ihr seid nicht der Mann, die Leute in den Tod zu treiben, Herr Fabrizius, und Ihr kennt die Reichsgesetze. Schenkt Eure Aufmerksamkeit diesem einen Urtel über den sächsischen Junker von Starschädel. Es bietet schwierige Punkte für die Reichskanzlei. Hebt sie hervor. Sie können Rettungspunkte werden, und wenn auch das nicht, wenigstens Zögerungspunkte. Ihr wißt, wieviel das heutzutage sagen will, wo kein Mensch am Morgen verkündigen kann —“

„Wie der Abend ausschauen werde. Das weiß Gott! Strikte seine Vorschriften erfüllen, lieber Herr Rat, das ist's allein, was einem untergeordneten Werkzeuge dürftigen Halt verleiht. Strikte! Und ich danke jetzt Gott an jedem Abende, daß ich nur ein untergeordnetes Werkzeug bin. Hervorzutreten und sichtbar zu werden, das ist in wilder Zeit das Allergefährlichste.“

Unter diesem leidigen Troste ging nun auch Gangelberger heim, um sich zur Ruhe zu legen. Sein Herz war von schweren Sorgen belastet. Es schlug seit längerer Zeit warm und lebhaft für den jungen protestantischen Freund, und die plötzlich zutage getretene Wendung Eggenbergs, von welcher ja doch

vorzugsweise die mögliche Rettung Hansens abhing, hatte ihm einen schweren, ängstlichen Eindruck gemacht. Wenn solchergestalt in politischen Wandelungen des Augenblickes alles wieder verloren gehen konnte, wie heute nacht alles verloren gegangen war, was sorgfältig zugunsten Hansens im Sinne Eggenbergs vorbereitet und gewonnen gewesen war, dann — das konnte sich Gangelberger nicht verhehlen! — dann mußte man des Ärgsten gewärtig bleiben. Katholisch werden! Was konnte man sich von diesem Hilfsmittel versehen bei einem Charakter, wie ihn der gewissenhafte Junker bis jetzt gezeigt!

Und dennoch klammerte sich Gangelberger an diesen Strohhalm von Hoffnung. Er war eben selbst ein Katholik von Gewohnheit. Sein kirchlicher Glaube stammte nicht aus einer Überzeugung, welche aus Vernunftschlüssen hervorgegangen wäre. Er war wohl allenfalls ein geistiger Kämpfer in Religionsfragen, weil Zeit und Notwendigkeit das mit sich brachten. Aber er war es mehr in Aufdeckung protestantischer Mängel als in Begründung katholischer Sätze. Letztere waren eingelebt in ihm, nicht gründlich erklärt. Deshalb erschien es ihm nicht unmöglich, selbst einem Manne wie Hans gegenüber nicht unmöglich, einen Religionswechsel durchzusetzen, wenn dadurch das Leben gerettet werden konnte. Er meinte eben, daß es sich in der Sache selbst und hier besonders um Leben und Sein handelte. Davor würden bloße Vernunftschlüsse zurücktreten müssen. Vernunftschlüsse seien ja doch mehr oder minder künstliche Dinge! Weil er selbst ihrer nicht bedurfte für seinen religiösen Glauben, so meinte er, auch Hans würde sich ihrer entschlagen können in der äußersten Not. Und besonders auch darum, weil Hans ja als deutscher Patriot deutlich einsähe, daß die Reform des Reiches ungemein gefördert werden könnte durch seinen Eintritt in die kaiserliche Reichskanzlei an der Hand des wichtigsten Ministers. Kurz, Gangelberger legte sich's zurecht, daß es doch wohl möglich sei, den sächsischen Junker zum Religionswechsel zu bewegen. Nicht sogleich, nicht im

Handumkehren, aber nach und nach, so daß Eggenberg vertröstet werden könnte.

Zu dem Ende wollte Gangelberger gleich am folgenden Tage das erste Wort fallen lassen für Hans, damit es Wurzel schlagen könnte.

Er ging also am nächsten Vormittage ins Schrannenhaus und ordnete dort zunächst die gestörte Hausordnung. Stadtguardisten wurden eingelegt unter strengerer Vorschrift, und die beiden Pudel wurden verhört. Der alte Pudel machte hierbei die niederschlagende Erfahrung, daß die gelungene Flucht aus der Saugrube nicht dazu beigetragen habe, sein Provisorium abzukürzen. Ja, er mußte von der Möglichkeit eines einzusetzenden definitiven Amtsdieners hören, welcher nicht den angenehmen Namen „Pudel" führen dürfte. Darum also den Wischlappen im Munde gehabt, darum sein Natzi gemißhandelt! Pfui über die „ungebülldete" Welt!

Alsdann ließ Gangelberger einen Vertrauensmann von der Stadtguardia berufen, um demselben die nächtliche Ausweisung Pfeifers zu übertragen. Es erschien Medardo, und er übernahm lächelnd die Expedition. Während Gangelberger zum Junker hinaufstieg, ließ Medardo sich zum Schuster hineinführen und kündigte diesem an, daß er ihn heut' abend mit einem Wagen abholen werde. Pfeifer verzog seinen großen Mund zu einem Ausdrucke tiefer Verachtung. Er meinte natürlich, daß es der Henkerskarren sei und daß man den Mantel der Nacht brauche, um ihn zu beseitigen. „Dies gleicht den Baaledienern auf ein Haar," erwiderte er seelenruhig, „welche die Gerechten im Dunkeln abtun. Aber meine Stimme wird durch die Lüfte dringen wie der Gesang der Lerche, welche den Tag verkündet!"

Medardo ließ ihn bei dem Glauben, daß er ihn zur Hinrichtung abholen werde, und nahm sich vor, ihm das Ketzermaul zu stopfen.

Gangelberger aber verweilte nur kurze Zeit beim Junker.

Er schilderte ihm rasch das Benehmen Eggenbergs und daß er das Todesurtel habe übergeben müssen. „Eure Rettung, lieber Freund," setzte er hinzu, „ist somit meiner Hand entzogen. Ihr seid jetzt keinen Augenblick mehr Eures Lebens sicher. Eggenberg versichert Euch aber nicht nur Eures Lebens, sondern auch des größten Einflusses auf die Reform des Deutschen Reiches, wenn Ihr —"

„Wenn ich —?"

„Und hierin glaube ich ihm vollständig, und Ihr könnt Euch auf ihn verlassen. Er vertraut Euch eine wichtigste Stellung an und ist bereit, die Pläne Eures Memorials kräftig durchzuführen. —"

„Wenn ich —?"

„Wenn Ihr katholisch werden wollt."

Hans hatte es kommen sehen. Der Schmerz, daß Gangelberger dies doch für möglich zu halten schien, war nur wie ein Wolkenschatten über sein Angesicht geflogen. Jetzt war der Schmerz in ein trauriges Lächeln übergegangen. Er schwieg, und als er endlich den Mund öffnete, um etwas zu erwidern, unterbrach ihn Gangelberger mit den Worten: „Sagt jetzt nichts! Auch ein übereiltes Wort bildet eine Fessel. Bedenkt daß es nicht bloß um Euer Leben geht, sondern um Eure Wirkung, um eine große, einflußreiche Wirkung für das Vaterland. Damit ist es Eggenberg ernst, und darin ist er stark. Er ist nur schwach, solange Ihr als Ketzer unter dem Richtschwerte steht. Außerdem seid Ihr ja selbst kein dogmatischer Lutheraner; Ihr wollt ja auch das Luthertum reformieren. Am Ende kann dies auch von katholischer Stelle aus geschehen, so wie es Euer Pater Dunstan aus der Benediktinerkutte heraus gewollt hat und vielleicht noch will. Sagt nichts! Sammelt Euch in Einsamkeit. Ich komme in vierundzwanzig Stunden nicht wieder und berichte an Eggenberg und Harrach, daß jedenfalls diese vierundzwanzig Stunden neutrale Zeit bleiben müssen für Euer Urtel. Also morgen erst komme ich wieder. Gott erleuchte Euch!"

Er ging und ging wirklich zu Harrach und Eggenberg. Wie es aber im Staatsleben geht, dort fand er soviel Neues und Wichtiges, daß die Lebensfrage des Junkers für die Zuhörer verhallte, ja für ihn selbst in den Hintergrund trat. Die Nachrichten vom Heranrücken der Feinde gegen Wien hatten sich furchtbar bestätigt. Bethlen Gabor war schon mit großer Heeresmacht vor Preßburg, also nur einen Tagemarsch von Wien; die unglückliche Hauptstadt war am Vorabende einer neuen Belagerung, und die kaiserlichen Heerführer Boucquoi und Dampierre, welche in der Nacht angekommen, erklärten mit Bestimmtheit, sie könnten das Feld nicht halten, da wirklich auch Thurn von Norden und die Horner von Westen heranzögen. Eggenberg hoffte noch auf Waldstein, in dessen Tatkraft er großes Zutrauen hegte und an den er einen Boten gesendet. Waldstein, obwohl er bis jetzt im böhmischen Kriege kein oberes Kommando geführt, war doch zu wiederholten Malen mit seinen Panzerreitern nachdrücklich an den Entscheidungstagen hervorgetreten und war fortwährend in enger schriftlicher Verbindung geblieben mit Eggenberg. Er stand jetzt am linken Donauufer oberhalb Krems. Dorthin hatte Eggenberg seinen Boten geschickt. Schon unterwegs war dieser einem Reitenden Waldsteins begegnet, und dieser Reitende erschien jetzt vor Eggenberg in der Burg. Seine Nachrichten lauteten übereinstimmend mit dem Ausspruche Boucquois und Dampierres, Wien müsse sich auf alles gefaßt halten; es könnten nicht alle kaiserlichen Truppen dort zusammengezogen werden, und das Wagnis einer großen Feldschlacht setze die Monarchie aufs Spiel. Man müsse darauf hoffen, daß der in hundert Intrigen verflochtene Bethlen nicht lange bei der einen Stange aushalten werde, die er ergriffen. Zu dem Ende müsse man sich an die stets vorhandenen Malkontenten in Oberungarn wenden, damit sie eine Diversion gegen Kaschau unternähmen. Ein Georg Drugeth, welcher Polen in Galizien sammle, sei gewiß dazu bereit. Das schon werde Bethlen locker

machen vor Wien. Der Pascha in Ofen ferner, Karaskas Mehemed sei zugänglich. Man möge den königlichen Oberst, der in Komorn kommandiere, mit dem Nötigen versehen, daß er den Pascha gewinne. Sobald Bethlen das merke, bleibe er keinen Tag länger vor Wien, denn die Türken hinten seien ihm viel wichtiger als Böhmen, Mähren und Österreich zusammengenommen.

Diese Winke Waldsteins, der auch in zweiter Stellung schon weit mehr politischer Kriegsführer war als Boucquoi und Dampierre, fielen auf fruchtbaren Boden bei Eggenberg, und dieser nahm selbst Gangelberger sogleich in Anspruch, nach dieser Richtung hin behilflich zu sein. Er sende ja heut' abend den gewandten Medardo mit dem Schuster nach der ungrischen Grenze; diesen Medardo möge er sogleich beauftragen für Georg Drugeth in die oberen Karpathen hinauf — kurz, Gangelberger hatte bis zum nächsten Tage gar keine Zeit mehr, an den Junker zu denken, und als er am nächsten Tage in solchen politischen Dingen mit Harrach zu verkehren hatte in dessen Hause, da wurde er eigentlich erst durch Isabella wieder an Hans erinnert. Sie trat ihm entgegen mit der Bitte, einen Brief an den Junker von Starschädel zu übernehmen. „Er ist nicht versiegelt, lieber Herr Rat," setzte sie hinzu, „wie Ihr vorgeschrieben."

„Versiegelt ihn getrost!" sagte Gangelberger nicht ohne Zerstreutheit, „und händigt ihn Eurem Türsteher unten ein, damit er mir ihn mitgibt, wenn ich von Eurem Herrn Vater entlassen werde."

Die Unterredung Harrachs mit Gangelberger hatte lange gedauert. Sie betraf die Instruktion für Georg Drugeth, welche Gangelberger aufsetzen und dem Medardo einhändigen sollte. Ganz erfüllt mit dieser wichtigen Aufgabe verließ Gangelberger das Harrachsche Haus und steckte den Brief Isabellens ein, welchen ihm der Türsteher überreichte. Er beachtete es nicht, daß er viel dicker war als irgend ein vorher-

gehender, welchen ihm Isabella anvertraut, und eilte zum Schrannenhause, um dort in seinem Arbeitszimmer sogleich an die Abfassung der Instruktion zu gehen.

Es war Abend geworden, als er eintrat. Pudel mußte Licht hinaufbringen und ward beauftragt, Medardo warten zu lassen, bis der Herr Rat läute. Dann sollte er Medardo zu ihm hinaufführen. Den Brief Isabellens übergab der Rat im Hinaufsteigen dem melancholischen Pudel, daß er ihn dem Junker von Starschädel einhändige.

Hans saß im Dunkel seines Zimmers still und traurig, als Pudel mit Licht eintrat und ihm den Brief hinlegte vom kaiserlichen Herrn Rate. Traurig griff Hans danach und war angenehm überrascht, als er in der Aufschrift Isabellens Handschrift erkannte und das Harrachsche Siegel erblickte. Man weiß wohl, dachte er, daß ich um den Preis meines Glaubens mein Leben nicht erkaufen werde, und behandelt mich wie einen Sterbenden, an welchen die wenigen übriggebliebenen Freunde schreiben mögen, was sie wollen! Dies denkend erbrach er ihn und las:

„O hättet Ihr doch, lieber Freund, die Gelegenheit ergriffen, welche sich Euch gestern darbot! Sie kommt schwerlich wieder. Rat Gangelberger hat mir im Vorbeigehen ein Wort gesagt, welches mir klar macht, daß Eure Gewissenhaftigkeit übertrieben war. Er habe Euch nicht aus der Konferenz hinausgeschickt, sagte er, Eggenberg habe es getan, und Eggenberg habe ja doch keine Zusage von Euch gehabt!

Wie traurig! Jetzt sieht alles anders aus, und mein Vater versichert mir, Ihr könntet auf Eggenberg nicht bauen. Dieser weiche den Umständen. Könntet Ihr seinen Anforderungen nicht nachgeben, so wäre Euer Leben verloren. O gebt nach, lieber Junker!

Doch der Reihe nach! Ich komme darauf zurück. Jetzt will ich Euch erzählen.

Ich bin heute morgen hinausgeritten nach Hernals.

Dorthin hatte ich die Leiche des Grafen Zdenko bringen lassen. Ich hatte mir gedacht, ein schönes, feierliches Begräbnis nach dem Walde hinauf zu veranstalten in rührendem Zuge. Es sind ja soviel Menschen vorhanden, welchen er Gutes erwiesen und welche so gern der Leiche des vortrefflichen Mannes folgen würden. Wie anders geriet es! Die ganze Landschaft war in einen braunen Nebel gehüllt wie in ein Bahrtuch, und der Hernalser Hof ist so leer und still geworden! Ach, dort ist die Veränderung beängstigend! Freiherr von Jörger ist fort. Mein Vater selbst hat es ihm geraten, weil er seiner Freiheit durchaus nicht mehr sicher ist. Gerade auf ihn soll man in der Burg sehr übel zu sprechen sein. Umsonst hat mein Vater berichtet, daß Jörger damals am 11. Juni der Gemäßigste gewesen sei und von Gewalthandlungen abgeraten habe; der König hat diesem Berichte keinen Glauben geschenkt. So hat Jörger fliehen müssen, denn jetzt rücken des Kaisers Truppen zahlreich heran auf Wien und Hernals, Dornbach und die ganze Umgegend ist voll von ihnen. Jörger ist nach seinem Stammgute Tollet in Oberösterreich. Nur die tapfere Frau Amalie ist noch da. Mit dem braven Gärtner Spath verwaltet sie alles, und das ist sehr schwer. Die kaiserlichen Truppen betragen sich sehr unbändig und schalten wie in Feindes Land. Sie machten uns auch das Begräbnis fast unmöglich, weil sie erfahren hatten, daß es die Leiche eines berühmten Ketzers sei. Nur mein Name verschaffte uns einige Erleichterung. Ich berief mich auf meinen Vater, und so ließ man endlich den Leichenwagen passieren. Er war so dürftig! Ein Paar geringe Bauernpferde zogen ihn. Die schönen spanischen Rosse Jörgers sind weggenommen, der ganze Stall ist ausgeräumt. Frau Amalie, die nicht so weit gehen kann und ihren alten Freund durchaus nicht verlassen wollte, bis die Erde über ihm geschlossen sei, setzte sich auf den Leichenwagen; ach, ein rührender Anblick! Blaß, totenblaß schaute sie aus dem schwarzen Gewande heraus. In Dornbach gab es neue Störung: die Soldaten höhnten

und spotteten und rissen das Tuch vom Sarge. Wir atmeten auf, als wir den Wald erreichten. Seine Blätter färbten sich schon, er denkt auch an den Abschied von schöner Zeit. Wie lieblich war er, als wir im Frühlinge da so oft hinauf und herunter ritten! Wie trostlos jetzt, da der Gärtner Spath, unser einziger männlicher Geleitsmann, den Wagen halten und schieben mußte in der steilen Schlucht, welche den schwachen Pferden zu schwer wurde! Und oben, welche Verwüstung! In Brandtrümmern liegt das Haus, welches uns so wohnlich umfing in unserm Glücke! Dennoch ward hier alles besser. Hier waren wir unter uns, und jedermann weinte von Herzen, selbst der rauhe Trumm. Er hatte mit Golling und Tschirill ein weites, tiefes Grab gegraben unter der jetzt verkohlten großen Fichte, und sie hatten im weiten Kreise um das Grab Holzstäbe aufgepflanzt, in welchen Kienwurzeln eingegraben waren. Diese waren angezündet worden und leuchteten dunkelrot in dem Nebel wie Kometen. — Als der Sarg unten war und der treue Tschirill schluchzend auf ihm lag, da war es ein Augenblick reinsten, unvergeßlichen Schmerzes. Nandl weinte bitterlich und fiel ihrer Mutter um den Hals, und Golling, dem das Wasser über die braune Wange lief, stieß ächzend die Worte heraus: ‚Der beste Herr auf der ganzen Erde!‘ Wunderbar gefaßt, obwohl sichtlich im tiefsten Weh, war Frau Amalie. Denkt! Sie war imstande, eine kurze Grabrede zu sprechen ‚für einen Mann, der nur Gutes gewollt und nur Gutes getan, ein treuer, Schüler des Heilandes in unerschöpflicher Liebe für alle Menschen‘. Sie sprach nicht sehr laut, aber jedes Wort klar wie eine Perle, o, es war von wunderbarer Rührung. Dann nickte sie mit dem Haupte zum Gärtner Spath, und dieser begann mit gedämpfter Stimme die Absingung eines Verses, dessen erste Worte lauteten: ‚Begrabt den Leib in seine Gruft, bis ihn des Richters Stimme ruft.‘ Sie stimmte leise ein mit schwacher silberner Stimme. Alsdann sprach der Gärtner Spath langsam das Vaterunser, und als er schloß ‚in Ewigkeit, Amen!‘

da winkte sie Golling, trat zurück und sank laut weinend in meine Arme. Ich wollte sie fortführen, aber sie ermannte sich wieder und trat nochmals zum Grabe. Tschirill war herauf genötigt, herauf gehoben worden und Frau Amalie warf drei Handvoll Erde hinunter auf den Sarg. Klopfend fielen sie auf, als wollten sie sagen: ‚Dies ist das Ende.‘

Golling, Spath und Trumm schaufelten nun die Erde darüber. Als wir uns von dem Orte trennten, war ein Erdhügel entstanden, auf welchen sich Zahn, der große Hund, gelegt hatte, auch ein Schützling des Verstorbenen. Das Tier winselte leise. Niemand schalt ihn.

Ich brachte Frau Amalie in das enge Stübchen des Jägers — er wohnt jetzt da, wo früher Trumm sein Unterkommen hatte — damit sie sich ein wenig erhole, ehe wir an den Rückweg dachten. Das gelang ihr auch. Diese edle Frau ist von einer Tapferkeit ohnegleichen. Schon nach einer Viertelstunde sprach sie vom Grafen und von Euch mit voller Fassung, und da der Nebel niederging und Sonnenblicke zum Vorschein kamen, so erhob sie sich zu einem Spaziergange nach all den Orten im kleinen Park, welche wir im Frühjahre so oft aufgesucht. Auch am Grabhügel kamen wir nochmals vorüber, und sie betrachtete ihn ruhig; sie streichelte sogar den traurigen Zahn. ‚Wir gehen alle nur vorüber auf dieser Erde‘ — sagte sie — ‚aber was wir Gutes getan, wirkt fort und dauert dadurch. Unsern guten Grafen haben wir begraben, sein Tun bleibt unter uns und in uns und waltet weiter. So scheiden wir nur von seiner Hülle, von seiner Seele nie und nimmer.‘

Auch Tschirill mochte sich gefaßt haben, denn als ich aufs Pferd steigen wollte, sah ich ihn auf einmal neben mir. Er wollte mir vertraulich eine Mitteilung machen. Das war nicht leicht, denn die Anfälle von Schluchzen unterbrachen ihn noch zuweilen, und seine Unkenntnis der deutschen Sprache und meine Unkenntnis der seinigen erschwerten das beiderseitige Verständnis. Im ganzen hab' ich aber doch folgendes verstanden:

Ich soll Euch, lieber Junker, von ihm ausrichten, daß er vom Pater Dunstan zum Wächter bestellt sei und daß er getreulich wache, und zwar für Euch. Er habe in einsamen Stunden, wenn auch die Weibsleute nicht daheim gewesen, alles genau durchsucht, und er habe alles vorgefunden, wie es der selige Herr Graf hinterlassen. Ihr möchtet nur bald kommen und es in Empfang nehmen. Auch ihn selbst, denn er sei ja jetzt Euer Diener.

Ich verstehe das nicht; es geht wohl auf eine Hinterlassenschaft des Grafen. Vielleicht versteht Ihr es. Aber freilich kommen müßtet Ihr, kommen! — Lieber Junker! Mein Vater und Rat Gangelberger haben mir das sichere Mittel zu Eurer Befreiung genannt. Solltet Ihr es, könnt Ihr es denn nicht ergreifen? Mir scheint es nicht so wichtig, unter welcher Form man Gott verehrt, wenn man ihn nur verehrt. Aber ich wage nicht, da hineinzureden und zu raten. Frau Amalie hat mich irre gemacht. Ich achte sie so hoch und darf nicht leugnen, daß sie in diesem Punkte des Religionswechsels strenger denkt als ich. Ich bin nun ganz unsicher. Was ich jetzt eben wieder von Euren religiösen Gedanken und Formen gesehen und gehört, das ist mir sehr erbaulich gewesen, und doch ist es mir dabei nicht in den Sinn gekommen, daß man übertreten und wechseln solle. Mein Glaube gehört mir eben, wie mir mein Herz und mein ganzes Dichten und Trachten gehört. Ich wüßte gar nicht, wie ich mich dessen entäußern sollte. Aber eins zum andern hinübernehmen könnte man doch wohl; Gott gehört ja alles, von Gott kommt ja alles. Und nun sollt' ich meinen, Leute wie ihr Evangelischen, welche so klug zu sondern und zu reden wissen über die Grundsätze der Religion, die müßten doch leicht einen Weg finden, die unterschiedenen Anschauungen in einem Mittelpunkt zu vereinigen. Wenn Ihr Euch einen solchen Weg klar macht, dann vergebt Ihr ja nichts von Euch selbst, wenn Ihr zu uns übertretet. Ihr bereichert nur uns. — Hat das einen brauchbaren Sinn, was ich da schreibe? Ich wollte so sehr,

es hätte ihn, und Ihr könntet Euch entschließen. Denn ich muß leider immer und immer wiederholen: es gibt keine andere Rettung Eures Lebens. Mein Vater weiß hierin nur zu gut Bescheid. Eins vielleicht bliebe noch; Waldsteins Hierherkunft ist angesagt für die nächsten Tage. Er mit seiner scharfen Tatkraft könnte Euch wohl zum zweiten Male retten — wenn er wollte. Aber er wird nicht wollen. Ihr habt damals die ‚drei Tage' nicht eingehalten, nicht einhalten können, ich weiß es wohl. Und er wird nicht wollen, weil — lieber Freund, es geht um Leben und Sterben, es geht darum, ob man sich in dieser Welt noch einmal wiedersehen soll, oder ob man auch nur wissen soll, daß der andere noch da ist, noch atmet, noch denkt, noch die Sterne sieht, da ist doch eigentlich kein Opfer zu groß. Was sagt Ihr dazu, wenn ich — Waldstein dringt auf seine Vermählung mit mir; ich habe sie bis jetzt immer verzögert. Wenn ich rasch zustimme, so gewährt er mir wohl jede Bitte, auch die, daß Ihr in Freiheit und Sicherheit gebracht sein müßtet, bevor wir vor den Traualtar träten. Was sagt Ihr dazu? Antwortet mir. Ich muß jetzt schließen, da ich Gangelberger im Nebenzimmer aufstehen höre. Er will den Brief versiegelt mitnehmen. Vielleicht tut er's mit dem Eurigen auch. Gott schütze Euch! — Isabella!"

Hans las die Stelle über den Religionswechsel noch einmal. Dann versank er in Nachdenken. Solche Anschauung des trefflichen Mädchens berührte ihn tief. Sie wich ganz von der seinigen ab, und doch wagte er nicht, sie unberechtigt zu nennen, unberechtigt für ein mildes weibliches Geschöpf wie Isabella.

Er schrieb ihr bis tief in die Nacht hinein. Der Sinn des Geschriebenen war Dank für alles, aber sanfte Ablehnung in Betreff des Glaubenswechsels, in Betreff der raschen Vermählung mit Waldstein, wenn ihr Herz diese Vermählung nicht wünsche. In friedlicher Zeit, in einer Zeit, welche über Glaubensunterschiede beruhigt dahinfließe, da möge es vielleicht angehen, über einen Glaubenswechsel leicht hinwegzugleiten, wenn

man wie Isabella den Kern aller Religion unberührt davon hinübertrage in die neue Form. Ein Mann aber und in Zeiten des Glaubensstreites, dürfe nicht wechseln ohne volle innere Überzeugung. Das sei fahnenflüchtig und verderbe den Streit. Der Streit habe seine wichtige Aufgabe. Er müsse ehrlich ausgetragen werden, um diese Aufgabe gründlich zu lösen. Wer gegen sich selbst lüge, der verleugne den Gott, welcher in ihm wohne und begebe sich somit seiner höchsten Menschenwürde. Nur wer sich selbst treu bleibe, könne den Irrtum, wenn seine Meinung irrtümlich, verantworten, wenigstens bis auf einen gewissen Grad verantworten. Wer sich selbst verloren gebe, sei ein verlorenes Atom im Weltenraume, nicht mehr ein eigner Mensch.

Diese Antwort gab er am nächsten Tage Gangelberger zur Bestellung. Er las ihm die wesentlichen Punkte vor und bat ihn, sie auch als Antwort für den Antrag Eggenbergs hinzunehmen.

Gangelberger hörte schweigend zu und zuckte alsdann die Achseln. „Wir sind eben auf verschiedenen Wegen zu unsern verschiedenen Glaubensmeinungen gekommen" — sagte er endlich langsam — „und deshalb können wir uns nicht begegnen bei der Frage: Wie und wo ist ein Wechsel möglich?"

„So ist es" — erwiderte Hans — „und so ist es gut. Ihr seid ohne Prüfung im Besitze eines alten Erbes aufgewachsen. Ihr habt bei einem Wechsel nichts zu verlieren als einen alten Besitz. Wir sind durch Gedankentätigkeit zu unserm Glauben gelangt, wir müssen unsern Geist, wir müssen unsere Überzeugung opfern, wenn wir übertreten wollen ohne innere Notwendigkeit und so verlieren wir nicht bloß ein Eigentum, wir verlieren uns selbst. Denn die geistige Ausbildung, welche der Mensch sich angeeignet, sie ist der Mensch im höheren Sinne des Wortes. Ergeben wir uns beide in unser Schicksal! Das Eurige ist, mir nicht helfen zu können; das meinige ist, sterben zu müssen für meine Geisteswelt."

„So ist es, Herr Junker!" — erwiderte Gangelberger harten Tones. Man sah an seinen Gesichtszügen, daß er sich beleidigt fühlte, daß der Zorn in ihm kämpfte; sie waren ganz so, wie an jenem Frühjahrsabende im Weißen Löwen, als er die Sache der Katholiken vertrat gegen die Herausforderungen Urbans und des Bart-Konrads. Hansens Worte hatten jetzt gerade so auf ihn gewirkt, wie damals jene Herausforderungen, und nach kurzem Stillschweigen fuhr er in rauhem Tone fort: „Umsonst habe ich Euch in Eurem eignen Interesse gebeten, nicht durch ein voreiliges Wort Eure Entschließung zu fesseln. Ihr habt das Wort dennoch ausgesprochen und ganz so hochmütig ausgesprochen, wie es dünkelhafter Rechthaberei eigentümlich ist. Der vorlaute Protestant ist für Euch ein höheres Wesen als der ruhige Katholik. Er hat eine viel edlere Seele zu vertreten als dieser. Er hat allein den Geist gepachtet, der Katholik steckt in geistloser dumpfer Masse. Er allein hat ein Gewissen, der Katholik hat keins. Es fehlt nur, daß Ihr Euer Phrasenwerk krönt mit der beliebten Redensart: Ein übertretender Protestant sündigt wider den heiligen Geist!"

„Dies ist allerdings unsere Anschauung."

„Nun, so möge denn auch diese Anmaßung Euer Kopfkissen werden im Sterben, und ich will Euch wünschen, daß sie nicht in Luft zerfährt bei der letzten Probe. Ich aber bin nicht so gleichgültig gegen den Wert meines Glaubens, daß ich mit einem Gegner, welcher ihn dermaßen geringschätzt, länger disputieren mag, um ihm die Rettung möglich zu machen. Jedwedes Ding hat seine Grenze."

Und ohne Abschied ging er fort, auch den Brief für Isabella, den er bestellen gesollt, auf dem Tische zurücklassend.

Hans blieb bestürzt allein. Den einzigen Freund, welcher ihm helfen mochte, hatte er solchem Anscheine nach verloren. Er prüfte sich unter peinlichen Empfindungen, ob der Vorwurf des Hochmuts und der geistigen Anmaßung denn wirklich begründet sei, und ob es namentlich ein „Phrasentum"

sei, in welchem er sich verfangen. Phrasentum in der letzten Frage des Menschen! Ach, er hätte ja so gerne gelebt, wenn er eine Möglichkeit des Ausgleichs vor sich gesehen! Aber ohne Achtung vor sich selbst, was konnte das für ein Leben sein! Das Leben des gedankenlosen Tieres und weniger als das. Denn das Tier braucht nicht zu vergessen, es hat nie eine Gedankenwelt gehabt. Nein, nein, das ist unmöglich! Und wenn meine Gedanken hohl sind — schloß er — wenn sie nur angelernt, nicht echten Inhaltes sind, kann ich es ändern?! Sie sind ja doch mein geworden, sie bilden mein inneres Wesen; sie verwerfen und verachten heißt ja mich selbst verwerfen und verachten! Und nicht um Besseres an die Stelle zu setzen, nein, ich halte sie ja für mein Bestes. Bloß aus Furcht vor dem Tode — nimmermehr! Ich kann nicht über mich selbst hinaus und muß auch diesen letzten Schmerz auf mich nehmen, einem braven Freunde undankbar erscheinen zu müssen. Denn diese Anklage stand auf der Stirne des Rates, als er zur Tür hinausging.

Mehrere Tage lang störte ihn nichts in solchen Selbstgesprächen. Gangelberger ließ sich nicht mehr bei ihm sehen, und es war klar, daß nun niemand mehr gegen die Vollziehung des Todesurtels sich verwenden werde, und daß jedes Öffnen der Tür den Henker bringen konnte.

Hans wünschte nur alsdann Gangelberger noch einmal sehen zu dürfen, damit er ihm danken und ihn um Verzeihung bitten könnte.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, auch an die Todesfurcht. Nach Verlauf einer Woche war Hans abgespannt über all diese Fragen und flüchtete zu den Büchern, welche ihm Gangelberger in früherer Zeit verschafft hatte. Er brauchte Beschäftigung, gleichgültige Nahrung für den Geist. Wenn er sich in Kriegswissenschaft vertiefte, dann mußte der flackernde Geist, es mußte das in ihm wühlende Gedankenheer ruhen, und diese Ruhe kam allmählich seinem ganzen Wesen zustatten. Er konnte wieder bemerken, wenn er auf den Markt hinabblickte. —

Es war dieser Markt täglich mit neuen Kriegshaufen bedeckt, die dort kamen und gingen, nachdem sie eine Zeitlang geruht, gekocht und gespeist hatten. Wilder Lärm hörte nicht auf bei Tag und bei Nacht.

Hans fragte endlich den melancholischen Pudel, wie es denn um den Krieg stünde und ob er so nahe wäre bei Wien, weil man fortwährend neue Truppen erblickte?

„Ach, Herr Junker, wißt Ihr denn gar nicht, was vorgeht? Ja so! Der Herr Rat ist lange nicht dagewesen. Wenigstens hier auf Nummer drei. Ins Haus kommt er wohl alle Tage, denn es gibt schreckbar viel zu tun! Ihr müßt es ja an dem Spektakel merken, der jetzt Tag und Nacht im Schrannenhause wirtschaftet. Ich weiß gar nicht mehr, wie Schlaf aussieht, und mit der ‚Aktorität' ist's lange vorbei! Das Kriegsvolk bringen sie herein in die Schranne, das aufsässige. Denkt nur, gnädiger Junker, ins Gerichtshaus vom ‚Züvül' unbändiges Kriegsvolk! Sie wissen sich halt gar keinen Rat mehr mit den erschrecklich vielen Verbrechern, die anjetzt wie Pilze aus dem Boden wachsen."

Und nun schilderte er in allen Besonderheiten, wie die Stimmung in Wien eine „desparate" sei. Ganz anders als bei der Belagerung im Frühjahre, bei der es innen wohl an Kriegsleuten gefehlt habe, aber nicht an guten Leuten. Jetzt gäb's Kriegsleute genug, aber auch böse Leute mehr als zuviel. Bis auf die Bürger und Meister! Auch die seien jetzt bös. Kein Christenmensch in Wien, kein einziger sei jetzt zufrieden. Die Ketzer natürlich voraus, und die müßten fruchtbare Zeit gehabt haben; es gäb ihrer jetzt viel mehr als sonst, besonders bei dem nächtlichen Spektakel des Schusters Pfeifer. Und die Kathol'schen seien jetzt ebenso widerhaarig. Über die Soldaten erbosten sie sich geradezu grimmig. Wahr sei's auch, das Kriegsvolk werde schreckbar „ungeneußig", und verlangte dreimal des Tages gebratenes Fleisch und ginge mit den Weibsen um, daß die Junggesellen und Ehemänner aus dem Zorn nicht mehr heraus-

kämen. Die jungen Junggesellen nämlich, ein alter wie er, ein schon öfter geschorener Pudel, sei ruhiger in diesem Punkte. Am schiefsten aber werde die Sache dadurch, daß die Kriegsleute draußen im Felde nichts zustande brächten und elend immer wieder hereingekrochen kämen hinter die Mauern. Dabei ginge der ganze Respekt in die Brüche. Vor ein paar Tagen erst wieder draußen bei Fischau, da hätten sie dem Siebenbürger und dem Thurn den Übergang über die Donau verwehren wollen, und da hätten sie greuliche Schläge gekriegt, und der Siebenbürger und der Böhm stünden jetzt voller Viktoria wieder in der Vorstadt wie damals, und innen in der Stadt plünderten die Soldaten, und in allen Gassen gäbe es Mord und Totschlag, die liebe Justizia daneben aber liege in den letzten Zügen. Das Fazit Pudels war: regiert werde seit acht Tagen gar nicht mehr, sondern nur noch „gewirtschaftet" auf Kaisers Unkosten.

Während dies Pudel dem Junker berichtete, regnete es draußen in wilden Fluten und ward es dunkel in Nummer drei, obwohl der Abend noch fern sein sollte. Hans aber erwachte wie aus einem Traume; die Wirklichkeit trat vor ihn hin, und er war frisch genug, sie zu erkennen und zu ergreifen. Zweierlei wurde ihm deutlich: erstens die mögliche Rettung von draußen. Es waren ja protestantische Heere, welche bereits in den Vorstädten lagerten. Drangen sie ein, so sprang auch sein Kerker auf. Zweitens die mögliche Flucht. War die Stadt selbst in so arger Zerrüttung und Unordnung, in solcher Not und Selbstzerfleischung, dann trat gewiß die Aufsicht auf einen politischen Gefangenen in den Hintergrund. Endlich hatte er es mit einem Pudel zu tun, welcher sich in seiner Eigenschaft als provisorischer Amtsdiener ruiniert sah, also nicht mehr viel zu verlieren hatte. Kurz, zum ersten Male ging Junker Hans an diesen Pudel mit der Absicht, ihn zur Unterstützung eines Fluchtversuches zu bewegen. Zum ersten Male, denn erst seit Gangelberger ihm die Freundschaft aufgekündigt, hielt er sich für berechtigt dazu.

Er forderte Pudel auf, sich zu setzen, denn er habe ihm eine längere Mitteilung zu machen. Dies sagend, ging Hans durch das dunkle Zimmer nach der Lade des Tisches, in welcher er den Rest seiner Goldstücke verschlossen hielt. Der Klang derselben, welchen Pudel stets durch angenehme Äußerung begrüßt hatte, wie das Roß im Stalle die Öffnung des Haferkastens durch Wiehern begrüßt, sollte Pudels Verständnis öffnen für das Kommende. Hans gedachte auch, während er nach den Goldstücken griff, jener Stelle in Isabellens Briefe, welche von Tschirills letzten Worten berichtete, den Worten, „daß Tschirill getreulich wache", und zwar für ihn, den Junker, und „daß er alles vorgefunden habe, wie es der selige Herr Graf hinterlassen", und daß der Junker „kommen möge, es in Empfang zu nehmen". Dies betraf sicherlich den Schatz des Grafen. Hans hatte es beim ersten Lesen verstanden, aber seine damalige Stimmung und Lage hatte keinen Raum geboten für sonderliche Beachtung dieser Notiz. Jetzt war der Raum dafür vorhanden; die höheren Fragen seiner Seele waren zurückgetreten vor den tatsächlichen Dingen, welche der Augenblick bot. Jetzt war es von Wichtigkeit, daß er Pudel das Versprechen geben konnte, er werde für die Zukunft eines zurückgesetzten Amtsdieners sorgen, er werde reichlich für dieselbe sorgen.

Die Handvoll Goldstücke und diese Zusicherung auf der Zunge, kehrte Hans in Pudels Nähe zurück, nötigte diesen, welcher aus Bescheidenheit nicht gewagt hatte, sich zu setzen, auf einen Sessel, zog sich einen andern dicht neben Pudel und begann mit halber Stimme einen Antrag, welchen Pudel schon lange schmerzlich erwartet hatte. Als demnach Hans mit Zusicherung der Handvoll Goldstücke und mit Zusicherung einer sorgenlosen Zukunft begann, entdeckte Pudel hinter diesen goldenen Bergen auf der Stelle das Ziel solcher Vertraulichkeit und lächelte mit seinem breiten Munde, wie er seit jener fatalen Nacht in der Saugrube nicht mehr gelächelt hatte. Er unterbrach aber den Junker keineswegs. Nein, er ermunterte

ihn vielmehr dadurch, daß er seine außerordentlich breite Hand ausstreckte, um dem Junker die Last der Goldstücke in der seinigen bereitwillig abzunehmen. Der Junker hatte sie ihm zwar noch nicht förmlich angeboten, und Pudel seinerseits hatte auch noch gar nichts zugesagt, aber wozu die Förmlichkeit in so natürlichen Dingen! dachte er und wich und wankte nicht mit der breiten Hand, bis Hans die Goldstücke hineinlegte. Pudel führte dieselben in die solide lederne Tasche seines Beinkleides und machte mit dem schmelzenden Blicke seines Kalbsauges ein allerliebstes Zeichen, daß der Junker sich durch solchen harmlosen Zwischenakt nicht aufhalten lassen sollte in einem Vortrage, welchen ein „provisorischer" Mann mit Anteil vernehme. Selbst als Hans geendigt hatte, schwieg Pudel noch und auf ein „Nun?" des Junkers erwiderte er erst mit bedächtiger Neigung des großen Kopfes und mit den kurzen Lauten: „Aber Natzi?"

„Auch für Natzi werd' ich sorgen. Er soll noch Schulunterricht und dann auf meinem Gute eine Anstellung bekommen."

„Und Ihr tätet mir, insbesonders geschätzter Herr Junker, Euer ritterliches Wort verpfänden —?"

„Mein ritterliches Wort."

„Nun denn" — er sprach nicht weiter, sondern fuhr erschrocken vom Sessel auf. Er hatte das scharfe Läuten einer Glocke gehört.

„Was ist?"

„Das ist der kaiserliche Herr Rat im ersten Stock — wenn er fort ist, komm' ich wieder."

Er machte Anstalt, hinwegzugehen. Seine Anstalten waren aber immer langsam und jetzt hielt er sich noch mit Wegsetzung der beiden Sessel auf, denn „Gestrengen dürften nicht bemerken, daß" —

Ehe er endigen konnte, ging die Tür auf, und Gangelberger erschien auf der Schwelle in voller Beleuchtung, denn er hielt einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen in der Hand. — Er schien Pudel scharf ins Auge zu fassen und fragte, was er da im Dunkeln bei dem Gefangenen machte?

„Fragen, ob der Herr Junker Licht wollen möchte — was er anjetzt — manchmal nicht mag" — stotterte Pudel und entfernte sich auf einen Wink Gangelbergers unter Verbeugung. Gangelberger wendete sein Auge nicht von ihm, bis er hinaus war. Hatte er Verdacht geschöpft? Gewiß war nur, daß Pudel bis auf einige Goldstücke die ganze Barschaft des Junkers in der ledernen Hosentasche von dannen trug und eigentlich gar keine Garantie bot, er werde dafür auch etwas tun.

Rat Gangelberger sah sehr erregt aus, und seine sonst schneeweiße Stirnhaut, welche als Glatze bis gegen den Kopfwirbel hinaufstieg, war merklich gerötet. Er setzte den Leuchter auf den Tisch und winkte dem Junker, sich zu setzen. Dabei sah er ihm nicht ins Gesicht, er blickte starr ins Leere. Langsam griff sein Arm nach einem Sessel, ohne daß sein Auge die Richtung des Armes begleitete. Der Arm griff denn auch zuerst neben die Lehne. Als er sie gefunden, setzte sich der Rat. Er schwieg. Der Regen klatschte laut an die Fenster. Dies erst schien Gangelberger zu erinnern, daß der nasse Regenmantel noch um seine Schultern hing. Er stand rasch auf und warf ihn auf einen leeren Tisch. Dann kam er hastig zurück und sprach nun schon, während er sich setzte:

„Herr Junker — ich komme eben von einer Unterredung mit dem Schreiber Fabrizius. Er hat sich mit der Reichskanzlei nicht beeilt; aber seit gestern abend ist er beeilt worden. Und zwar durch einen der ersten Kriegsobersten, durch Dampierre. Dies ist ein sogenannter ‚Grundsätzlicher', das heißt: er ist ein so peinlich strenger Katholik, wie — wie Ihr Protestant seid. Er gehört, wie Ihr wohl wißt, zur ‚christlichen Ritterschaft', und ihn hat die Soldatenwirtschaft, welche seit einem Monate eingerissen ist, zu Schritten veranlaßt beim Statthalter, zu Schritten — ich komme darauf zurück. Es ist wahr, so kann es nicht fortgehn. Wir haben gewöhnlich über sechstausend Mann in der Stadt, und jeder stiehlt, schlägt, wüstet, fällt über die Weiber her, treibt gewaltsamen Unfug. Das ist ein greulicher

Zustand. Alle Zäune werden abgebrochen, alle Fensterläden abgerissen, was nicht niet- und nagelfest, wird mitgenommen, die Weibspersonen werden am hellen Tage auf der Gasse angefallen, und wer ihnen beistehen will, wird niedergeschlagen. Gestern hat es wieder eine solche Rauferei gegeben, und bei dieser haben sechs Wiener Bürger ihr Leben eingebüßt. Die Soldaten schreien, man reiche ihnen keinen Sold, sie müßten sich ihn also selber suchen. Dazu furchtbare Teurung, ansteckende Krankheit, ein Zustand, der alles zugrunde richtet. Da haben denn die Bürger beschlossen, an den Kaiser eine Deputation zu schicken, damit er ihre schreienden Klagen gegen die Mannschaft anhöre. Die Deputation ist heute abgegangen, dem Kaiser entgegen, welcher auf der Rückkehr begriffen ist. Dies hat Dampierre zu seinen Schritten veranlaßt beim Statthalter. Er hat behauptet, man tue den Mannschaften unrecht, sie allein anzuklagen. Die ganze Bevölkerung Wiens sei verdorben, und der Unterschied zwischen Ketzern und Katholiken sei völlig verwischt. Der Anschlag der Regierung an den Straßenecken, in welchem die Krönung des neuen Königs von Böhmen verurteilt wird, sei abgerissen worden und an der Stelle desselben sei ein lateinisches Plakat erschienen des Sinnes: Wien, die Hauptstadt Österreichs, wird zugrunde gerichtet werden. Er hat ferner behauptet, es sei nicht bloß der rückständige Sold, welcher die Soldaten wild mache, es seien tiefere Gründe. Sie fühlten sich nicht sicher hier in Wien, die Stadt wimmle von Verrätern, von Ketzern und Verrätern. Bei der Belagerung im Frühjahre seien vier Ketzer auf frischer Tat ergriffen worden, als sie ein Tor sprengen und die Stadt den Böhmen überliefern gewollt. Was sei ihnen widerfahren? Drei von ihnen habe man aus der Schranne entwischen lassen, und der vierte, der eigentliche Rädelsführer, werde dort wie ein Prinz behandelt. Man führe ihn spazieren, man setze alle Kanzleikniffe in Bewegung, ihn gerichtlich freisprechen zu lassen man tue alles Ersinnliche, daß nur ja eine neue Verräterei aufgemuntert und zustande

gebracht werde. Dies empöre die Mannschaft, und wenn der ketzerische Rädelsführer vom Stubentore nicht binnen vierundzwanzig Stunden hingerichtet werde, so würden sie ihn selbst aus der Schranne holen und vom Leben zum Tode befördern. —

Ihr könnt Euch ausmalen, was das für eine Wirkung auf den Statthalter gemacht! Fabrizius ist gerufen worden, und als er mir vorhin begegnete, brachte er Euer Urtel aus der Reichskanzlei. Es ist in der Reichskanzlei — zustimmend erledigt worden, und es wird an diesem Abende dem Statthalter vorgelegt zur Unterzeichnung. — Es kann dies also nun wirklich die letzte Nacht sein, welche vor Euch liegt in diesem irdischen Leben.

Nun sind wir fertig. Machen wir Testament, lieber Junker. Ich bin gekommen, Euch um Verzeihung zu bitten." —

„Wie?!"

„Jawohl. Mein Ärger über Euren protestantischen Hochmut hat mich damals heftiger gemacht, als recht war. Ich hab mir's hinterher überlegt und bin zur Einsicht gekommen, daß diese schneidige Anmaßung doch eigentlich nicht in Euch, sondern in Eurer Glaubenslehre liegt, welche nach ein paar Verstandesformeln die ganze Welt zusammenschneidet. Oder richtiger, da ich jetzt nicht mehr disputieren, nichts mehr angreifen will: Ihr legt nun einmal den ganzen Nachdruck in die Sittenlehre, Ihr müßt also vor Euch selbst sittlich erscheinen um jeden Preis, wenn Ihr Euch nicht erbärmlich erscheinen wollt. Das mag sein Gutes haben; jedenfalls hat es sein Schweres. 's ist keine Kleinigkeit, das Leben so kaltblütig aufzugeben, wenn man nicht ein beschränkter Fanatiker ist, wie Schuster Pfeifer; straf mich Gott! es ist keine Kleinigkeit, und das ist mir in den letzten acht Tagen an jedem Morgen klarer geworden, und ich hab mir endlich eingestehen müssen: Gangelberger, du hast deinem Junker Hans unrecht getan, er ist ein tüchtiger Mensch, und du sollst trachten, ihm noch einmal die Hand schütteln zu können. Was meint Ihr, Hans? Da ist meine Hand! Legt Ihr die Eure hinein?" —

„Von Herzen, braver Rat!"

„Braver Rat! Leider bin ich das. Wenn ich's nicht wäre, so errettete ich Euch jetzt noch. Aber als Rat bin ich Protestant wie Ihr. Da steckt mein Gewissen. Seit es Matthäi am letzten steht, werd' ich die Versuchung nicht mehr los, Euch mit hinauszunehmen auf die Gasse und Euch da — zu verlieren in dem wüsten Tumulte, der jetzt durch alle Gassen lärmt. Was wär's denn weiter! 's wär ein Aufwaschen mit den drei Ketzern aus der Saugrube, die alle drei durchgebrannt sind. Die Nase, die ich kriegte, wär nur etwas länger. Aber, wie gesagt, in diesem Punkte bin ich lutherisch wie Ihr. In meinem Amte steckt mein Gewissen. Und wenn Ihr mein Sohn wärt, die Ehrlichkeit und Schuldigkeit meines Amtes könnte ich Euch nicht opfern. Vergebt mir's, Hans, aber das kann ich nicht."

„Ich hab' Euch nichts zu vergeben, lieber Rat, denn ich bin Eurer Meinung."

„Ein paar Hansnarren sind wir, die sich nicht zu helfen wissen! Das klingt fast lustig, aber 's ist ein Elend, denn wir sind am Ende unserer jungen Freundschaft."

Er umarmte Hans. Zum ersten Male, und, wie er meinte, wohl auch zum letzten Male, und wurde es nicht gewahr, daß die Türe leise geöffnet wurde und daß jemand eintrat.

Es war Pudel. Gangelberger war unangenehm überrascht, als er durch ein Räuspern Pudels dessen inne wurde. Daß der Untersuchungsrichter in einer Umarmung seines Delinquenten überrascht wurde, paßte nicht in die Umgangsformen des strengen Richters. „Was wollt Ihr?" fragte er also ziemlich unsanft.

„Gestrenger Herr Rat, man fragt nach Euch."

„Wer?"

„Ein Mönch."

„Ein Mönch?!"

„Ein Mönch in schwarzer Kutte. Von großer Statur und schon bei Jahren. Er fragte zuerst nach dem Herrn Junker da —"

„Nach mir? Ein Mönch!"

„Ich sollte Gestrengen vermelden, daß er von Rom komme."

„Wie?!"

„Und daß man ihn Pater Dunstan nenne."

Hans schrie laut auf.

„Bringt ihn her, Pudel, bringt ihn her!" rief der Rat.

Pudel riß die großen Augen auf und ging, Hans geriet in die lebhafteste Aufregung, und Gangelberger, der sonst so gemessene Jurist, gab ihm darin nichts nach. Mit dem Jus war er am Ende, und er gab zu, daß er bereits fasle und wie alte Weiber um jede Ecke Rettung ankommen sähe, weil er vernünftigerweise keine mehr zu erwarten wüßte. Pater Dunstans Charakter und Ziel aber war ihm durch Hansens Schilderung völlig bekannt; er kam von Rom, wohin er im Interesse des Grafen Zdenko und Hansens geeilt war, er erschien jetzt im gefährlichsten Momente; wer konnte es wissen, ob dieser Mann von ungewöhnlicher Energie nicht wirklich einen ungewöhnlichen Erfolg errungen und nicht wirklich Rettung brachte! —

Da stand sie in der offenen Tür, die hohe Gestalt in der dunklen Kutte mit tief gebräuntem Antlitz und mit den großen blauen Augen. Hans flog ihm entgegen und schloß ihn an seine Brust. Pater Dunstan küßte ihn auf die Stirn. Dann drängte er ihn ins Zimmer und sah sich nach der offenen Tür um, in welcher Pudel stand. Gangelberger winkte. Die Tür schloß sich, Pudel verschwand.

„Rat Gangelberger" — sprach hierauf Dunstan in ruhiger Fassung — „ich danke Euch für Euer menschenfreundliches Wohlwollen gegen unsern Junker. Reicht mir die Hand. Und nun ohne Umschweif zur Sache. Wie steht sie? Was die Jörger und die junge Harrach wissen können, haben sie mir mitgeteilt; ich habe beide vor einer Stunde in Hernals gesprochen. Das schöne Mädchen fürchtete das Äußerste: sie hat seit einer Reihe von Tagen keine Antwort von Hans erhalten."

„Da liegt die Antwort!" rief Hans.

„Ich bin schuld," sagte Gangelberger, „gebt den Brief! Er soll heute noch zu ihr."

Und nun schilderte er dem Pater Dunstan, was er soeben Hans geschildert.

„Also vielleicht nur diese Nacht noch Euer!" sprach Dunstan, indem sein ruhiges Auge fest auf Hans verweilte. — „Wie gut, daß ich gehandelt habe, als sei jede Viertelstunde Zeit unschätzbar für unsern Junker. Setzen wir uns. Mein altes Knochengerüst hat gut ausgehalten, aber es wackelt doch schon ein wenig und braucht mitunter Ruhe. Wir haben zwei Stunden vor uns, in denen nichts geschehen kann von meiner Seite. Ihr seid fertig mit eurem Latein und habt nichts vor. Betrachten wir also diese zwei Stunden als geschenkte Mußezeit. Ich will euch schildern, was ich versucht. Es ist so, daß ich nach zwei Stunden etwas unternehmen kann, was vielleicht eine günstige Entscheidung zuwege bringt."

„Oh!" riefen einstimmig Hans und Gangelberger und sahen unwillig nach der Tür, in welcher Pudel wieder erschien. Gangelberger wollte scheltend auf ihn los, Pudel aber zuckte so nachdrücklich mit den Achseln, daß man verstehen mußte: Ich kann nicht dafür, ich muß! Ein kleines schwarzes Herrchen von der Burg stehe draußen und verlange den Herrn Rat auf einen Augenblick.

Gangelberger ging hinaus und kehrte in wenig Minuten zurück, die Tür sorgfältig hinter sich schließend.

„Es war Fabrizius," berichtete er, „der von Eggenberg geschickt war. Ihr habt den geheimen Rat gesprochen, Herr Pater?"

„Er war der erste, den ich aufgesucht, um ihm eine Nachricht vom Kaiser zu bringen."

„Vom Kaiser?"

„Allerdings. Den Zusammenhang werdet ihr sogleich erfahren. Eggenberg weiß, daß ich bei Euch bin, Herr Rat."

„Das hör' ich von Fabrizius. Nun, der geheime Rat Eggenberg läßt Euch eiligst melden, daß der neue Provinzial der Jesuiten heut angekommen ist und seinen Besuch in der Burg hat ansagen lassen."

„Für wann?"

„Für morgen vormittag."

„Gut. Dann bleibt die Nacht für uns. Erinnert Ihr Euch, Junker, jenes Paters Anselm, den unser seliger Zdenko in seiner Lebensgeschichte erwähnte?"

„Pater Anselm?"

„Der junge, sanfte Jesuit, welcher damals neben der Gräfin, neben Zdenkos Mutter auf dem Schlosse war, als Zdenko Besitz ergreifen wollte von seinen Rechten, und welcher in Milde und Einfachheit, wie ein katholischer Melanchthon, so tiefen Eindruck auf Zdenko gemacht?"

„Ja, ja, es war der einzige gute Jesuit." —

„Nun, dieser Pater Anselmus ist der neue Provinzial, welchen der General aus Rom sendet."

„Gott sei Dank!"

„Meinst du? Dies ist die größte Feinheit des Jesuiten-Generals! Anselmus nach Methodius! Alle die Anklagen sollen als Verleumdungen erscheinen, denn Anselmus ist wirklich ein frommer Greis, und Kaiser Ferdinand wird tief von ihm erbaut sein. Damit die Frucht dieser Erbauung aber auch gebrochen werde, hat man dem Greise einen Assistenten mitgegeben, welcher zu handeln berufen ist statt des sprechenden und betenden Greises. Eggenberg weiß, warum er mich mahnt. Nur die Nacht ist noch unser; morgen sind die Gegenkämpfer auf dem Platze. Deshalb muß ich heute noch den Kaiser ausführlich sprechen."

„Den Kaiser?!"

„Er kommt."

„In dieses Wien? Durch die belagernden Feinde hindurch?" rief Gangelberger.

„In dieses Wien, durch die belagernden Feinde hindurch. An Mut gebricht's ihm nicht. Eine Gasse von Baden herein am Gebirge ist übrigens ziemlich frei, und er hat ein Geleite von ein paar hundert Kriegsleuten. Er weiß, wie Wien inner-

lich aussieht, und weiß, daß seine Krone hier auf dem Spiele steht. Er muß herein. Auch um derer willen, welche draußen im Reich zuschauen. Er hat auch dort herbe Erfahrungen gemacht, selbst in München, wo der Mittelpunkt ist für die einzige Kriegshilfe, die erreichbar ist. Sein Freund, der Herzog Maximilian, will diese Kriegshilfe teuer bezahlt haben; er ist ein ökonomischer Herr. Und als der Kaiser von München her an seine Landesgrenze kam, da fand er sie versperrt. Ganz Oberösterreich steht in Waffen gegen ihn, und er hat von Salzburg aus seitwärts über Golling und Werfen ablenken müssen in die obere Steiermark, um in sein Erbland zu kommen. Gestern abend kam er von Graz in die Neustadt, als ich eben mein Tier bestiegen hatte, um herein zu reiten nach Wien. Dort hab ich ihn eine Viertelstunde lang gesprochen durch Vermittelung seines Beichtvaters Bartholomäus. —"

„Des Jesuiten?"

„Ja. Dieser alte Pater gehorcht Gott mehr als den Menschen, und mein Geleitsbrief von Rom ist allmächtig, solange nicht — setzen wir uns also wieder und kommen wir auf Rom.

Meine Reise dorthin war vorbereitet von langer Hand. Unser Orden und zahlreiche Würdenträger unsrer Kirche haben seit lange dem Jesuitentume mit schwerem Mißtrauen zugeschaut. Alle kleinen und großen Schritte waren längst eingeleitet, daß die ungeschminkte Wahrheit zu den Ohren des heiligen Vaters gelangen könne, alle Vollmachten lagen bereit, und als hier die Katastrophen hereinbrachen über meinen armen Freund Zdenko und diesen Adoptivsohn desselben, da setzte ich es durch bei unserem Abte, daß mir die Vollmachten eingehändigt würden, und daß ich hintreten könne vor den Stuhl Petri.

Ohne Aufenthalt ritt ich bis Rom. Dort freilich ging es langsam. Wie groß, wie mächtig die Verbindungen unseres Ordens waren, wieviel edel gebildete Geistliche mich auch unterstützten, wie heftig auch die Nachricht einschlug von den

Szenen, die Methodius hier herbeigeführt, ich gelangte dennoch nicht zu einer Audienz beim heiligen Vater. Die Jesuiten umgaben ihn wie eine eiserne Mauer. Ich mußte einen Nebenweg suchen, und ich fand ihn. Ein Landsmann von mir, ein alter englischer Bischof, lebt seit Jahren in Rom und hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das dem Katholizismus verloren gegangene England dem Papste wieder zu gewinnen! Eine außerordentliche Aufgabe, welche natürlich jede Unterstützung von seiten des Papstes findet und dem alten Bischofe zu jeder Zeit die Pforten des Vatikans öffnet. Mit diesem Manne besprach ich die Reformgedanken, welche ihm nötig schienen, um in England einen Erfolg für den Katholizismus hoffen zu dürfen. Sie zeigten manche Berührungspunkte mit dem, was Zdenko und ich seit Jahrzehnten sorgfältig ausgebildet, und ich war also imstande, meinem Landsmanne sachgemäße Einwürfe und Förderungsmittel an die Hand zu geben. Solche waren ihm erwünscht und nötig. Denn sein Plan hat nur Aussicht auf Erfolg, wenn er dem regierenden Stuart durch mannigfaltige Beweisgründe annehmbar gemacht wird. Meine Einwürfe, meine Erfahrungen leuchteten dem alten Bischofe ein, und er berichtete dem Papste von unsrer gemeinschaftlichen Arbeit. Dabei unterließ er nicht hinzuzusetzen, daß ich für das Deutsche Reich ebenso wirksam sein wolle, wie er für England, daß es für England von unermeßlichem Einflusse sein würde, wenn eine von Rom ausgehende Reform gleichzeitig im stammverwandten Deutschland ins Werk gerichtet würde. Sie würde dem englischen Königshause die Brücke bauen für England. Der Papst also möge mich hören, aufmerksam hören und unparteiisch prüfen. — Dies bewilligte der Papst.

Mein Landsmann schilderte mir den jetzigen Papst, den er durch lange Besprechungen genau kennen gelernt hatte. Paul der Fünfte ist ein geborner Römer, ein Camillo Borghese. Er ist in seiner Jugend Advokat gewesen; Rechthaberei ist ihm davon verblieben. Formelle Wörtlichkeit, unerbitt-

liche Macht des Buchstabens ist der Grund und Boden einer Herrschsucht gewesen, welche ihn durch eine lange Regierung hindurch geleitet und verleitet hat. Anmaßung hat ihm den Beinamen eines Vizedeus eingetragen. Das sind Eigenschaften, welche mir wenig Hoffnung übrigließen. Aber gerade diese Eigenschaften hatten doch in einer langen Regierung für mich vorgearbeitet. Papst Paul der Fünfte hat fortwährend Enttäuschungen erlebt. Mißerfolg auf Mißerfolg hat ihn mürbe machen müssen. In dem großen Streite der Dominikaner gegen die Jesuiten hat er gegen seine Überzeugung die Sache der Dominikaner im Stich lassen müssen. In dem wichtigen Streite mit Venedig hat er eine schwere Niederlage erlitten. Seine Exkommunikation der ganzen Republik ist ohne Folgen geblieben, die Geistlichen haben nicht ihm, sondern der Signoria gehorcht, die Jesuiten, die ihm gehorchen wollten, haben den venezianischen Staat verlassen, Rom hat am Ende nachgeben müssen. So ist es ihm fort und fort ergangen. Nur seine Bauten, der Ausbau der Peterskirche, der Bau der Villa Borghese, der paulinischen Wasserleitung haben ihm den Trost gegeben, daß er etwas schaffen könne, obwohl er auch hierin dem Spotte der Römer nicht entgangen ist, welche ihn Fontifex maximus nennen in bezug auf die Wasserleitung. Er lechzt in seinen alten Tagen nach irgend einer Genugtuung, nach einer Schöpfung, die gelingen und seinen Namen verherrlichen könnte.

Dies war das Fundament, auf welches ich mich stützen wollte, wenn die Stunde käme.

Sie kam. Eines Abends führte mich mein Landsmann in den Vatikan. Durch weite hohe Räume in ein kleines Kabinett. Dort saß in weißen Gewändern Papst Paul und begrüßte mich durch eine leichte Kopfbewegung. Dann betrachtete er mich lange schweigend und sagte endlich: ‚Sprich!‘

Ich sprach. Unbefangen. Was hätte mich befangen sollen? Ich bin zu alt, um von der Außenseite der Personen

geblendet zu werden, und kenne Rom zu lange, um die dortigen Beweggründe nicht zu durchschauen. Man denkt dort nie an eine Reform, solange sie noch vermieden werden kann. Ich wußte also voraus, daß ich etwas Gründliches nicht erreichen konnte, und wenn ich mit Engelzungen redete; ich durfte höchstens hoffen, eine augenblickliche Wirkung zu machen. Dem lieben Gott stellte ich's anheim, ob die augenblickliche Wirkung eine weiterzeugende Kraft entwickeln könne. Zdenkos und Hansens Gefangennahme dahier hatten mich nach Rom gesprengt. Dafür etwas zu erwirken war immerhin möglich, auch wenn ich nur augenblicklich wirkte. Sie konnten befreit werden, wenn der Papst auch nur eine Strecke Weges auf meine Vorschläge einging. Und endlich: eine neue Erfahrung zu machen, ob in Rom kein wahres Gehör zu finden sei für eine Reform, das war immerhin der Mühe wert für das Gewissen anderer. Ich redete in solcher Stimmung frei von der Leber weg.

Gleich zu Anfang sagte ich blank heraus, daß es ein Unglück für die katholische Kirche sei, ihr Oberhaupt immer nur aus der einen Hälfte des christlichen Europa gewählt zu sehen, aus der romanischen. Die andere Hälfte, die germanische, komme deshalb an oberster Stelle nie hinreichend zur Kenntnis und zur Geltung. Der Kern und die Form des Romanen und Germanen seien tief voneinander verschieden, und weil man diese Verschiedenheit nicht gekannt und gewürdigt, sei der Abfall Luthers und Kalvins nicht verhindert worden. Das Mittel, welches man zur Abhilfe errichtet, der Jesuitenorden, sei das unglücklichste. Seine ganze Organisation sei eine Gipfelung romanischen Wesens: mechanische Berechnung durch und durch, Vernichtung des persönlichen Unterschiedes, Zerstörung der Eigentümlichkeit. Dies widerspreche durchaus dem germanischen Sinne und erbittre ihn. Man habe die Jesuiten deshalb auch immer nur ‚spanische Priester' genannt und nenne sie noch so, um auszudrücken, daß sie wildfremd sind und bleiben.

‚Auf diese Weise wird der Abfall vollständig werden,‘ fuhr ich geradeheraus sprechend fort, ‚wenn du, heiliger Vater, nicht weise Mitglieder des germanischen Klerus um dich versammelst und ihren Gründen Gehör leihst. Geschieht dies nicht, und kommt nicht auf diesem Wege eine Übereinkunft zustande, so ist der Abfall germanischer Völker, ich wiederhole es, der vollständigste Abfall unvermeidlich. Die österreichischen Länder sind in den höheren Ständen jetzt schon verloren, die rheinischen und fränkischen sind's schon zur Hälfte, und die andere Hälfte wird durch das Schreckbild Ferdinands nachgetrieben; bleibt nur der bayrische Stamm übrig, welchen der ausbrechende Krieg überfluten und verändern wird. Man ahnt in Rom nicht, wie tief die Quelle dieses Krieges liegt, und welche Sündflut er an die Oberfläche bringen wird. Es ist ein germanischer Krieg gegen alles romanische Wesen, wie einst der Krieg des Armin gegen Varus. Ja viel, viel ausgedehnter! Alle mit den Germanen verwandten Stämme in Dänemark, in Skandinavien, in England beteiligen sich. Es ist eine trügerische Hoffnung, welche du hegst, England wieder zu gewinnen, solange der gegen Ferdinand aufsteigende deutsche Krieg nicht gehemmt ist. Gibst du Ferdinand nicht ein Friedensinstrument in die Hände, dann sehen deine Augen noch den Tag, an welchem von der Höhe der Alpen nordwärts kein römisch-katholisches Kreuz mehr gesehen wird.‘

‚Welch ein Friedensinstrument?‘ sprach der Papst.

‚Dasjenige Instrument,‘ fuhr ich fort, ‚welches im Sommer 1541 in Regensburg festgestellt wurde durch den Legaten des Stuhles Petri und durch die Führer der Gegenpartei, Melanchthon und Bucerus. Dein Namensbruder Paul der Dritte saß auf deinem Stuhle, und der Strahl Gottes erleuchtete ihn wie jetzt dich, daß ein großer Friede möglich sei für die Kirche Christi. Und er berief sich von der weltlichen Bank der Regierung in Venedig einen Mann, welcher die Menschen kannte, und machte ihn zum Erstaunen des Kollegiums

zum Kardinal. Und diesen Contarini sandte er nach Regensburg mit weiter Vollmacht, und das Unerwartete trat ein: man vereinigte sich über alle wichtigen Streitfragen. Man einigte sich über die Artikel von der menschlichen Natur, von der Erbsünde, von der Erlösung, ja, was unglaublich geschienen, auch über den Artikel von der Rechtfertigung. Die katholische Kirche besteht darauf, daß gute Werke den Menschen rechtfertigen können, die Gegner behaupten, daß nur der Glaube dies vermöge. Wie legte Contarini dies aus? ‚Ja,‘ rief er, ‚die Rechtfertigung des Menschen ohne Verdienst erfolgt allerdings durch den Glauben, aber dieser Glaube muß lebendig und tätig sein!‘ — ‚Nun denn,‘ entgegnete Melanchthon, ‚so sagen auch wir: der Glaube, welcher rechtfertigen soll, darf nicht leblos und untätig sein; wir sind also einig.‘

Nach Süden und Norden ging man glückselig auseinander; die Bedingungen des Friedens waren gefunden, sie bedurften nur noch der Bestätigung. Rom aber zögerte mit der Bestätigung und erweckte dadurch das Mißtrauen Luthers. Kardinäle wie Caraffa eiferten gegen die Erklärung der Rechtfertigungslehre und hemmten den versöhnlichen Aufschwung des heiligen Vaters — das Werk geriet ins Stocken, verfiel den Leidenschaften, ging unter.

Achtzig Jahre sind vergangen. Der Zwiespalt hat sich tiefer und tiefer eingegraben; neue Reiche wie das englische sind deshalb von der Kirche abgefallen, und statt vor dem Frieden stehen wir jetzt vor dem Kriege ganz Europas. Heiliger Vater, nimm auf, was der dritte Paul unvollendet gelassen, vollende es, und ganz Europa wird sich dankbar vor dir neigen, wenn du wirst schaffen, was uns Not tut: eine Herde unter unter einem Hirten, unter Paul dem Fünften, unter dir!‘

‚Bruder Benediktiner,‘ sprach hierauf leise der Papst, ‚du sprichst bereits selbst wie ein Ketzer.‘

‚Ich spreche wie Contarini, wie Paolo Sarzi, ich spreche wie ein alter Mann, der vom irdischen Leben nichts mehr zu

hoffen hat, als den Trost, daß der ungeschminkte Ausdruck seiner Überzeugung Gutes bewirken könne. Rufe fünf Greise, wie ich einer bin, aus England, aus Skandinavien, aus dem Deutschen Reiche in eine Grenzstadt des Alpenlandes, wähle fünf Priester romanischer Zunge und sende sie eben dahin. Gib ihnen die Contarinischen Punktationen mit auf die Reise und fordere beide Teile auf, sich auf diesem Grunde zu vereinigen. Die Vereinigung wird erfolgen. Sie ist das Friedensinstrument, welches von jedem Konzilium vollzogen werden wird, sobald du es mit deinem Segen geweiht hast.'

Jetzt winke der Papst dem englischen Bischofe, welcher außerhalb des Kabinetts stehengeblieben war, und forderte ihn auf, seine Meinung zu entwickeln in bezug auf England zur Vergleichung mit dem, was ich über das Deutsche Reich behauptet.

Mein Landsmann stimmte mir im wesentlichen zu. Der König Jakob insbesondere, sagte er, werde gern auf eine solche Vorbesprechung eingehen, und das Oberhaus werde beistimmen. — Ohne sich weiter auszusprechen, entließ uns der Papst mit der Aufforderung, das sogenannte Friedensinstrument schriftlich aufzusetzen, es ausführlich zu begründen und ihm einzureichen.

Dies geschah. Die Gegenwirkung blieb natürlich nicht aus; denn in Rom haben die dicksten Wände Ohren, und die ‚spanischen Priester' hatten rasch erfahren, was im Werke sei. Die Vertrauensmänner, an welche uns der Papst gewiesen zu gründlicher Disputation, wurden vorsichtiger und vorsichtiger, furchtsamer und furchtsamer — ich gab die letzte Hoffnung auf. Da erfolgte die Kaiserwahl in Frankfurt, und ich zäumte mein Maultier zur Abreise. Mein Landsmann aber hielt mich auf mit der kaum glaublichen Nachricht, der Gesandte des neuen Kaisers habe eine Anfrage mitgebracht, welche den Papst und das ganze Kollegium in Erstaunen und Unruhe versetze, die Anfrage Ferdinands, ob nicht Toleranz ge-

stattet und nötig sei bei so drohenden Aspekten? Wenn der felsenfeste Ferdinand so fragte, dann mußten die Dinge viel schlimmer stehen, als man geglaubt. Dem Papste wurde hierdurch mein Wort zur Wahrheit. Er ließ meinen Landsmann rufen, er ließ mich durch diesen auffordern, schriftlich einzureichen, was ich damals gesprochen über die Kirche in Deutschland, und als ich dies getan, ließ er mich versichern, daß meine Vorschläge Beachtung finden würden.

Ich eilte nun zu Trautmannsdorff, dem Botschafter des Kaisers, welcher auf die Antwort des Papstes harrte. Ihm erzählte ich, was alles schon vorgegangen sei in dieser Frage, was ich dem Papste mündlich und schriftlich vorgetragen, und was mir der Papst geantwortet hätte. Trautmannsdorff, in Sinn und Wesen nicht ohne Ähnlichkeit mit Eggenberg, erwies sich wohlwollend und entgegenkommend. Ersichtlich wünschte er selbst, daß dem Kaiser Toleranz empfohlen und gestattet werde, und so trug er mir an, was ich von ihm erbitten wollte: eine persönliche Sendung an den Kaiser. Er sah bald, daß ein so wichtiger Gegenstand nicht eilig erledigt werden könne in Rom, und doch hatte er das Bedürfnis, dem Kaiser bald ein eindrucksvolles Zeichen zukommen zu lassen: der heilige Vater trete ein auf den Toleranzgedanken. Meine Person schien ihm ganz dazu geeignet; ich war ein Geistlicher, war aus Wien, war in direkter Verbindung mit dem heiligen Vater. Wenn dieser durch ein schriftliches Wort bestätigen mochte, daß ich eine Vertrauensperson sei, dann konnte Trautmannsdorff mich direkt an den Kaiser senden.

Jetzt lag die Sache so, wie ich sie für unsern Zweck erwünscht hatte. Mein Landsmann setzte ein kurzes Zeugnis auf für mich, in welchem meine Einsicht und mein Eifer für das Gedeihen der Kirche ausgesprochen und in welchem gesagt war, daß der heilige Vater meine Vorschläge beachtenswert fände. — Dies Blatt trug er in den Vatikan und legte es dem Papste vor zur Unterschrift. Er gewann diese Unter-

schrift und brachte mir das Blatt. Es war der Talisman, welchen ich hier zu Eurer Rettung brauchte. Ich zeigte das Blatt Trautmannsdorff, und er schrieb mir nun auf der Stelle ein Einführungsschreiben für den Kaiser, welches mich diesem wie einen vorläufigen Quasilegaten anmeldete, welcher aufmerksames Gehör verdiene.

Mit diesen zwei Schreiben ausgerüstet begab ich mich auf die Reise und gönnte mir nur soviel Ruhe, als meinem braven Maultiere unerläßlich war. Zufällig machte ich in Graz kein Nachtlager und sprach dort niemand. So erfuhr ich denn erst diesseits des Semmering, daß der Kaiser auf seiner Rückreise dort verweilt und jetzt hinter mir auf dem Wege nach Wien begriffen wäre. Ich wartete nun auf ihn in Neustadt. Gestern abend hab' ich ihn dort gesprochen, eingeführt durch Trautmannsdorffs Schreiben. Er empfing mich mild und sanft, und als er das Zeugnis des Papstes selbst gelesen, da zeigte er sich offen und mitteilsam. Seine Stimmung war sehr gedrückt. Die Anfrage, welche er durch Trautmannsdorff an den Papst gerichtet, hatte ihm schwere Überwindung gekostet, und er war in frommer Sorge, ob er nicht ein Unrecht begangen mit derselben. Aber es sei ihm kein anderer Ausweg mehr übriggeblieben! Selbst sein Jugend- und Schulfreund von Ingolstadt her, selbst Maximilian von Bayern, den er jetzt in München um Hilfe angesprochen, habe ihm für Kriegshilfe schwer lastende Bedingungen auferlegt. Das ganze Land ob der Enns verlange der Bayer als Pfand! Er wisse sich kaum noch aufrechtzuerhalten, wenn er nicht namentlich den Österreichern in kirchlichem Dingen Zugeständnisse machen dürfe. ‚Ich mache sie nimmermehr,‘ rief er, ‚wenn es Sünde ist und der heilige Vater nicht zustimmt. Darum erleichtert es mein Herz so ungemein, lieber Pater, daß Ihr mir solche Eröffnungen, solchen Trost von Rom bringen könnt. Sprecht noch mit meinem Beichtvater Pater Bartholomäus und kommt zu mir

morgen abend in die Burg, wenn es gelingt, nach Wien hineinzukommen. Eure Angelegenheit ist mir die wichtigste. Sobald ich nur eine Stunde lang meinen Bruder und die geheimen Räte gehört, will ich Euch hören, damit festgestellt werden kann, in welcher Weise vorläufig den Österreichern angedeutet werden mag, daß Milde und Ausgleichung eintreten dürfte.'

Ich sprach Pater Bartholomäus. Er ist ein guter Mann, und die Vorsicht, welche ich in meinen Mitteilungen anwendete, war kaum nötig. Ihm stellte ich dar, daß der Kaiser mit Gnadenakten in Wien beginnen und Gefangene losgeben müsse. Das sei einfach menschlich und verpflichte nicht zu dogmatischen Folgerungen. Daß mein alter Freund Zdenko keiner Befreiung mehr bedürfe, hatte ich leider schon erfahren, aber Euch, Junker, konnte ich nennen, als einen Adoptivsohn Zdenkos nennen, an welchem gut gemacht werden sollte, was man an Zdenko verschuldet. Bartholomäus nickte mit dem Kopfe —."

So weit war Pater Dunstan in seinem Berichte, da ging die Tür wieder auf, und unter Achselzucken wegen der neuen Störung erschien Pudel wieder: von Exzellenz dem Herrn Geheimrate Freiherrn von Eggenberg sei ein Bote da für Herrn Pater Dunstan. Seine Majestät der Kaiser sei vor einer halben Stunde in der Hofburg eingetroffen und habe jetzt schon nach Pater Dunstan gefragt.

„Gut, mein Lieber, ich komme!"

Pudel verschwand.

„Das ist ein gutes Zeichen!" rief Dunstan, „jetzt ans Werk! Wenn alles gelingt, Hans, so kannst du bis Mitternacht frei sein! Euch, Herr Rat, bitt' ich, mit mir zu gehen und mich zu unterrichten über Form und Zeichen, welche nötig sind, daß Ihr den Junker entlassen könnt. Wollt Ihr?"

„Natürlich! Ich hole nur ein Blankett, damit wir's zur Unterschrift gleich bei der Hand haben."

Gangelberger eilte hinaus. Sobald die Tür hinter ihm

zufiel, sagte Dunstan halblaut: „Noch eins, Hans! Nichts ist sicher mit jenen Leuten, und Lamormain kann uns noch alles entzweischlagen in der letzten Minute. Dann stürzest du unrettbar morgen früh in den Tod. Also einen zweiten Weg öffnen! Dieser Gefangenwärter muß zu haben sein, und wir haben ja in Fülle, um ihm zu geben. Beim Hereinreiten hab' ich in Hernals zwei Worte mit der Jörger gesprochen. Sie hat mir gesagt, daß oben im Walde nichts vorgefallen ist. Dort wacht Tschirill. Die Goldkiste Zdenkos ist wahrscheinlich unentdeckt, unberührt. Sie läßt uns diesen Gefangenwärter ausstatten und sicherstellen über all seine Erwartungen. Das sage ihm."

„Ich hab' es schon getan."

„Gut. Ich werde noch mehr bei ihm gelten als du, und ich werde beim Fortgehen ihm ein festes Wort ins Ohr legen. Sollte ich oben scheitern und würden wir getrennt, dann ist Hernals unser Rendezvous. Es liegen zwar Reiter da, aber sie kennen dich nicht, und die Jörger sorgt schon für einen Schlupfwinkel. —"

Da kam Gangelberger zurück, und Dunstan verließ mit ihm des Junkers Zimmer und das Schrannenhaus. Als sie aus der eisernen Tür schritten, hatte Dunstan ein Papier verloren im Hausflur. Pudel suchte danach, Dunstan desgleichen, und während Gangelberger draußen wartete, erfuhr Pudel von dem mächtig erscheinenden Mönche, daß seine Zukunft in sicherer Hand ruhe, und zwar eine glänzende Zukunft! — Pudels Augen öffneten sich so weit, daß ihnen von dieser Zukunft gewiß nichts entgehen konnte.

Dunstan hatte seine Gegner ganz richtig beurteilt. Es war ihnen nichts entgangen von seinen Schritten in Rom, und sie waren denselben sorgsam gefolgt in wohlberechneten Gegenschritten. Überrascht und überholt wurden sie nur plötzlich durch die Ankunft Trautmanndorffs und durch die

Anfrage des Kaisers, welche er zum Papste brachte. Das hatten sie vom Kaiser nicht gefürchtet. Heftiger Zorn gegen Pater Bartholomäus übereilte sie — denn er allein war auf der Reise neben dem Kaiser — und in dieser zornigen Übereilung versäumten sie den Tag, an welchem Dunstan seinen Geleitsbrief eroberte und verschwand. Als sie inne wurden, daß er fort wäre, faßten sie den Gedanken, unterwegs den einsamen Mönch aufzuheben und zu beseitigen. Das war aber erstens nicht so leicht, als es schien, denn Dunstan, ein erfahrener Streiter, hatte schon dicht hinter Rom die Heerstraße verlassen, und zweitens trug er ja doch die eigene Namensschrift des Papstes bei sich! Es konnte einen für sie gefährlichen Eindruck machen, wenn zutage kam, daß selbst dies nicht sicher gestellt hätte gegen Überfall. Sie gaben dies also zunächst auf, aber nur zunächst. Ein Eilbote wurde sogleich nach Wien gesprengt, welcher den Benediktiner überholen und ihn dem Orden in Wien ankündigen sollte als gefährlichen Feind. Man sollte sich seiner bemächtigen, sobald er in Wien eingetroffen. Der Kriegszustand werde hierfür leichte Veranlassung und Hilfe bieten. Allenfalls könne man sich Dampierres zur Unterstützung bedienen.

Drei Tage vor Dunstan war dieser Eilbote im Jesuitenhause in Wien eingetroffen, und alles Mögliche war vorbereitet gegen Dunstan. Man wollte unverzüglich handeln, auch wenn das durch den Eilboten gleichzeitig angekündigte Eintreffen des neuen Provinzials samt dessen Assistenten sich verzögern sollte. Es verzögerte sich nicht. Pater Anselmus, der neue Provinzial, war da, und sein Assistent, ein deutsch redender Südtiroler namens Euphemius, ergriff die Zügel. Alle Agenten und Hilfsmittel wurden ihm bekannt gemacht. Unter ihnen Herr Tocke, welcher seit des Methodius Tode ziemlich brach gelegen. Er gefiel dem Pater Euphemius besonders und wurde von ihm besonders beauftragt in Sachen des Pater Dunstan.

Trotz alledem überraschte Dunstan die Jesuiten auch

jetzt wieder. Sie erfuhren erst von seiner Anwesenheit, als der Kaiser eingetroffen war, sogleich nach ihm gefragt und ihn bestellt hatte. Diese Frage und Bestellung kam Lamormain zu Ohren. Es war unmöglich, dies abzuwenden. Der Benediktiner hatte zuerst das Ohr des Kaisers! Erst am folgenden Vormittage sollte der neue Provinzial Audienz haben! Was tun! Es blieb nichts übrig, als Vorsorge zu treffen, daß dieser Benediktiner nicht zum zweiten Male den Kaiser sprechen könne. Lamormain ließ Herrn Tocke in die Burg rufen.

Dies war dem schlauen Görlitzer gar nicht angenehm. Am späten Abend in der Burg gesehen zu werden, konnte sein neutrales Ansehen beschädigen. Er schlich also vorsichtig wie ein Kätzchen über die Zugbrücke und schlüpfte eng an dem Brunnen hin im Torwege, eng an der Mauer hin zur kleinen Treppe, welche zu Lamormains Gemache führte. Lamormain erwartete ihn schon und zog ihn sofort ans Fenster unter der Frage, ob er den gefährlichen Benediktiner persönlich kenne?

„Nein!" war die Antwort.

„So warten wir hier, damit Ihr ihn seht. In dieser Viertelstunde muß er kommen."

Ein harter Wind hatte draußen die Regenwolken zerrissen, und minutenlang leuchtete der Mond auf den nassen Boden herab.

Gerade während einer solchen Minute kam Pater Dunstan mit Gangelberger vom Kohlenmarkte daher gegen die Zugbrücke. Seine hohe dunkle Gestalt war deutlich sichtbar.

„Das ist er!" rief Lamormain, der ihn längst kannte; „könnt Ihr sein Gesicht ausnehmen?"

„Nein!"

„Dann hinunter zum Brunnen, an dem er vorüber muß! Aber laßt Euch selbst nicht ins Gesicht sehen. Ihr habt ja einen Mantel."

Herr Locke sprang wie ein Tänzer hinab und kam gerade zu rechter Zeit. Dunstan, im Gespräch mit Gangelberger, ging dicht an ihm vorüber und beachtete ihn nicht.

Er wendete sich mit Gangelberger zur Treppe rechts, und die beiden Männer stiegen hinauf zu einer folgenschweren Unterredung.

Eggenberg und Harrach traten eben aus jenem Zimmer, welches im Frühjahr die tumultuarische Szene der Kavaliere gesehen, und Eggenberg rief ihnen entgegen: „Zur rechten Zeit, lieber Herr Pater, der Kaiser erwartet Euch. Nehmt der Stunde wahr! Sie kann ein Segen werden für das ganze Reich." — „Für den Fall des Gelingens", setzte Harrach leise hinzu, „bringt ihn augenblicklich zu mir. Ich lasse Pferde bereithalten und sorge für Öffnung des Tores!"

Dunstan trat ein. Der Kaiser saß neben einem kleinen Tische und hatte das Haupt auf eine Hand gestützt. Manche behaupteten, seine rechte Schulter sei um einige Linien höher als die linke; sie hätten dies bestätigt gefunden in der jetzigen Stellung des offenbar tief erschöpften Mannes, dessen Gliedmaßen schlaff danieder hingen. Kummer und Sorge und der scharfe Ritt von Neustadt herein, welcher Gefangennahme bringen konnte, hatten den sonst rüstigen Körper erschüttert. Sein Angesicht war tief gerötet von Luft und Aufregung, und das blaue Auge blickte trocken und unsicher auf die dunkle Gestalt des Benediktiner Mönchs, der an der Tür stehen geblieben war.

Der Kaiser lehnte sich zurück und winkte ihm, näher heran zu treten. Dann sprach er mit schwacher Stimme:

„Du findest mich, hochwürdiger Pater, in schweren Zweifeln. Mein Bruder hat mir soeben gesagt, daß du derselbe bist, welcher mit dem ketzerischen Grafen Zierotin in enger Verbindung gestanden. Und jetzt kommst du von Rom, mit einem Geleitszeugnisse des heiligen Vaters, welches ich in Ehrfurcht anerkenne, und welches von unermeßlicher Wichtigkeit ist. Wie vereinigt sich das?"

„Darin, kaiserlicher Herr, daß der Ausdruck ‚ketzerisch‘ ein nur zu leicht gebrauchtes Streitwort geworden ist und daß der heilige Vater eingesehen hat, es müssen die Ursachen des neuen Streites neu geprüft, es müsse die weggeworfene Spreu nochmals auf die Tenne gebracht und nicht nur geworfelt, sondern auch gesiebt werden. Da wird sich's unter anderem zeigen, daß Zdenko Zierotin ein guter und frommer Mann gewesen, welchen man unchristlich gemißhandelt hat."

Der Kaiser stand jählings auf vom Sessel.

„Ich bin nicht hier, um anzuklagen," fuhr Dunstan ruhig fort, „ich bin hier, um aufbauen zu helfen. Was dich da, kaiserlicher Herr, in meinen Worten aufscheucht, das kennt der heilige Vater genau. Er wägt die Schwere der Anklage gegen Pater Athanasius in ruhiger Hand; und um dir zu zeigen, daß ich nicht Kraut und Unkraut verwechsele, setze ich von freien Stücken hinzu: ich halte den Pater Bartholomäus neben dir, obwohl er zu demselben Orden gehört, für einen Gott wohlgefälligen, hochwürdigen Priester. Deine Zeit ist karg zugemessen, laß mich, wie ich schon gesagt, von jeder Anklage absehen, laß mich einfach aussprechen, was der heilige Vater für die nächste Zukunft erwägt und vorhat. Deine Anfrage durch Trautmannsdorff fiel wie ein stimmender Ton in die Gedanken, welche just in seiner Seele kreisten."

„Sprich! — Die Anfrage, welche ich Trautmannsdorff mitgegeben, lastet Tag und Nacht auf meinem Gewissen wie der Beginn einer Sünde. Es ist mir ein Trost, daß der heilige Vater sie nicht also beurteilt. Was erwägt er? Was hat er vor?"

„Toleranz zunächst, wie du selbst es genannt. Nicht bloß Nachsicht und Duldung gegen alle Nebenmenschen. Das Gesetz will er erweitern. Alle Völker sollen darunter Raum finden, welche Gott anbeten im Geiste und in der Wahrheit. Auf das Regensburger Gespräch vom Jahre 1541 will er zurückgehen, welches damals schon ein weiser

Kardinal zur Richtschnur der Ausgleichung mit den sogenannten Evangelischen empfahl. Weißt du, wer vorzugsweise damals die Ausgleichung zur Seite schob? Die Feinde des deutschen Kaisers taten es, die Feinde deines Ahnherrn Karls des Fünften!"

„Wie?!"

„Politischen Erwägungen über die Maßen hingegeben und in diesen verirrt riefen damals Kardinäle: ‚Wenn man auf diesen Ausgleich eintritt, so wird der deutsche Kaiser wieder allmächtig, und es entsteht wieder das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in seiner Allgewalt!' — Das wollten sie nicht, weil sie weltlich herrschsam geworden und weil sie Kaiser Karl strenge Maßregeln zutrauten gegen politische Neigungen der Kurie. Am Mißwollen gegen die Macht deines Hauses also scheiterte der große Gedanke, und dies Mißwollen hat das Reich wie die Kirche an den Abgrund geführt. Dies wird jetzt am Rande des Abgrundes erkannt, und der heilige Vater setzt hinzu: ‚Einem kirchlich gesinnten Kaiser gegenüber, wie Ferdinand der Zweite einer ist, wäre es Torheit, vor der Herstellung eines mächtigen Deutschen Reiches zu zittern. Je mächtiger der Kaiser, desto mächtiger die Kirche! Treten wir ein in die Bedingungen des Regensburger Gespräches und berufen wir eine Vertretung der abweichenden Ansichten, damit eine Vorlage festgesteckt werden kann für ein neues Konzilium. Bis dahin Milde, Versöhnlichkeit, gute Werke unter dem Worte des Evangeliums! Was du nicht willst, daß man dir tue, das tue einem andern auch nicht! — Dies, kaiserlicher Herr, ist der Kern der Botschaft, welche ich auszurichten habe."

Der Kaiser ging hin und her.

„Zeigen deine nächsten Schritte diese Versöhnlichkeit und diese guten Werke, so ist die Einleitung im Sinne des heiligen Vaters getroffen, und es erfolgen von ihm die direkten Anerbietungen an die Gegner. Aber rasch und ganz muß dein

Entschluß sein, und er muß sichtbar werden mit der Morgenröte. Denn wenn die Feinde Wien völlig einschließen, so hat dein Entschluß nur noch halben Wert; er gilt dann nur noch für einen Notbehelf und wird nicht geglaubt."

Der Kaiser stand still an dem kleinen Tische, auf welchem Tintenfaß und Feder stand und ein Bogen Papier lag. Die Rede Dunstans arbeitete in ihm wie Hefe. Der kluge Mönch hatte ein Lebensorgan in ihm getroffen. Ferdinand war bei aller Frömmigkeit, welche die Regierung der Kirche unterordnete, doch ein echter Habsburger: der politische Sinn war instinktmäßig rege in ihm. Die Erinnerung an Kaiser Karl, die Erinnerung an die Kaisermacht, welche dem mächtigen Ahnherrn verkümmert worden war durch die Reformation und durch die Kurie, der Gedanke, daß sie im Augenblicke tiefster Unmacht wieder zu gewinnen sei, und zwar im Bunde mit dem heiligen Vater wieder zu gewinnen sei, dieser einleuchtende Gedanke versetzte ihm Geist und Herz in Gärung. All' seine Nerven zitterten, und die Hand griff krampfhaft nach dem Papier auf dem Tische, es mechanisch in die Höhe hebend.

Pater Dunstan, weitsichtigen Auges, wie alte Leute zu sein pflegen, die viel in freier Luft verkehren, konnte lesen, was auf der ersten Seite des Papieres geschrieben stand: „Urtel über Hans Junker von Starschädel aus Obersachsen" — — er harrte geduldig, er war abgehärtet und von starken Nerven.

Er schwieg selbst dann, als er bemerkte, daß die Reaktion eintrat im Innern des Kaisers.

Ferdinand hatte sein ganzes Wesen auf den Begriff der Autorität gestellt. Das feste Herkommen war ihm dergestalt Fundament geworden, daß ihm auch ein glücklicher Wechsel wie ein Unglück entgegentrat. Der ganze Grund der Welt sollte plötzlich anders werden? Die lange, harte Vergangenheit ein Irrtum? „Nein!" sagte die tiefste Stimme in ihm, „nein! Wenigstens nicht eher, als bis die Kirche unzweideutig,

öffentlich, in feierlicher Amtlichkeit gesprochen!" Er warf das Papier hin und ging im Zimmer umher.

Dunstan erkannte, daß alles auf dem Spiele stehe. Er ging dreisten Schrittes zum Tische und ergriff das Papier mit fester Hand.

„Dies scheint ein Todesurteil zu sein, kaiserlicher Herr!" rief er nach dem umherwandelnden Kaiser hin, — „es ist eins, wie ich sehe, und zwar gegen Zdenko von Zierotins Sohn."

„Wie?"

„Zdenko hat den jungen Mann an Sohnes Statt angenommen, weil er ein braver, gottesfürchtiger Jüngling ist. Unterschreibe es, Herr, und du hast ein Leben ausgelöscht, welches in frommer Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit seinen Gott sucht mitten durch Tränen und Not. Der Vater ist zum Märtyrer unchristlicher Feinde geworden, der Sohn werde es ebenfalls! Die Gegner brauchen Fahnen gegen dich und die Kirche. Nein, ich habe unrecht: die Kirche und du gehen nicht mehr zusammen. Ich komme vom heiligen Vater mit dem Ölzweige; du weißt es, du glaubst es, aber du weisest den Ölzweig zurück. Der Sohn der Kirche widersetzt sich dem Vater derselben. —"

„Höre auf, Jünger des heiligen Benedikt, höre auf! Übereile mich nicht! Ich selbst will mich nicht übereilen, deshalb zögere ich. Im Gebet erst will ich Sammlung und Fassung suchen. Komm wieder mit der aufgehenden Sonne!"

Die letzten Worte langsam und mit niederhängendem Haupte sprechend, winkte der Kaiser leicht mit der Hand, ging zögernden Schrittes nach der Tür links, welche zu seinem Schlafzimmer führte, und — verschwand.

Dunstan sah ihm leuchtenden Auges nach. Der Papierbogen, auf welchem Hansens Todesurteil geschrieben stand, war noch in seinen Händen. Diese Hände zuckten, sein Entschluß war gefaßt.

Festen Schrittes ging er hinaus auf den Korridor. Dort

fand er Eggenberg noch und Gangelberger, die hin und her gingen und seiner harrten. Sie kamen ihm entgegen, und Eggenberg fragte schon von weitem: „Nun?"

Dunstan zeigte ihm das Urtel, ohne es aus der Hand zu geben, und sagte zuversichtlich: „Der Kaiser hat das Urtel meinen Händen überlassen!"

„Viktoria!" rief mit gedämpfter Stimme Gangelberger, und zog das Blankett hervor, welches eine Formel der Entlassung enthielt, den Freiherrn von Eggenberg bittend, er möge ihm im nächsten Kanzleizimmer seine Namensschrift darunter setzen.

Im Hingehen fragte Eggenberg nach dem weiteren, denn ihn interessierte es denn doch noch mehr, ob und wie weit der Kaiser die große Wendung des politischen Systems annähme.

Dunstan berichtete, daß die Grundfrage nachdrücklich zur Sprache gekommen, daß der Kaiser mit der ganzen Wucht seiner inneren Persönlichkeit in die Frage eingetreten sei und ihn zu morgen früh wieder zu sich beschieden habe. Ganz früh, bei Sonnenaufgang!

„Die Hauptsache schwebt also noch!" sagte Eggenberg und nahm die eingetauchte Feder, welche ihm Gangelberger reichte. — „Solcher Weg mit einem Todesurtel ist ungewöhnlich!" sagte er hierauf, und sein Blick ruhte fragend auf dem ruhigen Antlitze Dunstans.

„Wenn wir das Gewöhnliche nicht entbehren können" — entgegnete Dunstan trocken — „dann bleibt es eben beim alten und Ihr seid verloren. Nur das Ungewöhnliche kann noch retten. Das weiß der Kaiser jetzt, und da er's von Rom erfahren, so wird er's morgen ins Werk setzen. Mit dieser Freilassung übrigens beginnt er ja heute schon, und Ihr werdet gut tun, es noch in der Nacht draußen die Österreicher wissen zu lassen, welche unter den Belagerern sind. Die Wirkung wird nicht ausbleiben."

Eggenberg unterschrieb. —

Dunstan und Gangelberger gingen. Unten am Brunnen harrte ihrer, tief in den Mantel gehüllt, Herr Tocke. — Dieser folgte ihnen; er wollte erhorchen, was geschehen und was man vorhabe. Dunstan und Gangelberger aber schwiegen auffallenderweise. Gangelberger ahnte, daß die Sache nicht ganz richtig sei, wollte aber nicht fragen. Das unterschriebene Blankett stellte ja sein Amt und sein Gewissen sicher, und dem Junker wollte er nicht schaden. Neue, zweifelvolle Notizen konnten in solcher Lage nur Unheil bringen, denn sie konnten von seinem Gewissen Aufschub verlangen.

An dem Eingange zur Herrengasse blieb Dunstan unerwartet stehen, nahm das Urteil aus seiner Kutte, rieß es in kleine Stücke, welche der Wind entführte, und sprach: „Bringt den Junker, Herr Rat, sogleich zu Harrachs Hause! Ich lasse mein Maultier satteln und geleite ihn hinaus über Hernals. Ja?"

„Auf der Stelle. Ihr sollt ja aber bis Sonnenaufgang —?"

„Bis dahin ist noch eine Reihe von Stunden, welche für den Junker benützt werden müssen. Abgemacht?"

„Abgemacht!"

Gangelberger ging den Kohlenmarkt hinab, Dunstan die Herrengasse, an dem langsam schreitenden Tocke vorüber. Denn dieser hatte im Vorübergehen verstanden, daß Hernals das nächste Ziel sei. Wenn das Tor wirklich geöffnet würde, so wollte er mit hinaus. Der letzte Punkt der Verhinderung war ja gerade Hernals, wo Dampierresche Reiter lagen.

Dunstan, sonst so bestimmt in seinen Entschlüssen, war jetzt unentschlossen. Sollte er zum Kaiser zurückkehren oder nicht? Er glaubte nicht an die neue Wendung in Rom, er glaubte nicht an die neue Wendung des Kaisers. Sie schien ihm gegen die Natur, hier wie dort. In einigen Tagen konnte authentische Botschaft von Rom kommen, morgen vormittag schon hatte das Jesuitenhaupt Audienz. Sollte er für einige Tage halber Wirkung —? Aber auch einige Tage neuer

Wirkung konnten von Einfluß sein auf den großen Kampf! — Nein! Dieser Ferdinand tut keinen Schritt, bis der Papst direkt befiehlt. „Nein!" schloß Dunstan ab, „du kehrst nicht zum Kaiser zurück, du gehst von dannen mit Hans, bestellst dein Haus in der Schottenabtei, ordnest oben mit Tschirill und Golling, der nun unterrichtet werden muß, die stückweise Übersiedelung des Schatzes an einen sicheren Ort jenseits der Grenze, und nimmst draußen Zdenkos Werk der einfachen Kirche auf, wie wenig du auch dafür hoffen magst."

Also denkend ging er an den wirklich schon harrenden Pferden bei Harrachs Hause vorüber in die Schottenabtei.

Gangelberger machte im Schrannenhause wenig Umstände. Ihm schwante davon, daß sich die ganze Befreiung auf einer morschen Brücke über einen tiefen und reißenden Strom bewege. Leise auftreten, eilig gehen! war seine Losung. Er sagte Hans kaum frei heraus, daß die Gefangenschaft zu Ende gehe, er trieb ihn nur an, sich fertigzumachen und ihm zu folgen nach dem Harrachschen Hause. Pudel erfuhr gar nichts und sah unangenehm verblüfft darein, als der Junker ohne sein Zutun hinausgeführt wurde. An gewissen Kleinigkeiten, welche der Junker sonst bei Ausgängen mit dem Rate nicht zu sich gesteckt, meinte Pudel zu erkennen, daß der diesmalige Ausgang nicht geheuer sei, und daß des Junkers Rettung am Ende nicht mehr von ihm abhängen könne. Bittere Verachtung der Menschen erhob sich in seiner Seele, und als er die eiserne Tür zuschlug, vielleicht zum letzten Male hinter diesem „gebüllbeten" Junker zuschug, da stieß er eine Verwünschung aus gegen die Menschheit, gegen diese törichte Menschheit, welche hartnäckig bezweifeln wolle, daß ein Pudel und ein Natzi nicht ebensogut eine Herrschaft verwalten könnten, wie ein unsauberes Gefängnis. „Pfui!" war sein letztes Wort, trotz der Handvoll Goldstücke, die er unverdient eingesäckelt hatte vor wenig Stunden.

Als Gangelberger und Hans vor die Harrachschen Häuser

kamen, war Dunstan mit seinem Maultier noch nicht da, und Gangelberger mußte Hansens Verlangen weichen, einen Augenblick dort einzutreten. Vielleicht wachte Fräulein Isabella noch, und er wollte so gern von ihr Abschied nehmen, von dieser guten, liebevollen Freundin! — Harrach kam ihnen schon auf der Treppe entgegen. Er war, wie Gangelberger, gegen jeden Verzug. „Und es wäre auch besser," sprach er, „ihr trätet gar nicht ein ins Hernalser Schloß. Es ist voll von Dampierreschen Panzerreitern, welche man giftig aufgestachelt hat. Heute nacht zudem werden sie auf den Beinen sein, denn man fürchtet einen Überfall der Bethlenschen Horden. Bethlen will die Einschließung der Stadt vollenden und auch von dieser Seite bis an die Donau dringen. Es ist von den Unserigen alles in Bewegung, und ihr findet das Schottentor offen, weil Boucquoi die Straße nach Nußdorf hinaus besetzt hat. Am besten ist, ihr schickt nur meinen Reitknecht ins Schloß hinein zur Jörger. Sie weiß durch meine Tochter, daß ihr vielleicht kommt. Selbst zur Abreise gerüstet, will sie auf euch warten. Mit ihr links nach Hütteldorf hinüber kommt ihr am raschesten aus dem Bereich unserer Truppen und unter österreichische Kriegsleute, denn an der Reichsstraße hinauf lagern Fähnlein von den Hornern."

Da wurde die Ankunft Dunstans gemeldet. Harrach eilte vors Haus, um diesem der Gegend genau Kundigen ähnliche Mitteilungen zu machen. Hans aber flog die Treppe aufwärts, denn da oben erschien Isabella und winkte ihm den Abschied zu mit beiden Armen. Ein rückwärts stehendes Licht zeichnete die volle, schöne Gestalt in eine dämmervolle Beleuchtung. Ihr Auge war wohl auch diesmal feucht, aber es war eine Freudenträne. Dieses wahrhaft liebende Mädchen freute sich innig, den Freund errettet zu sehen. Sie wußte es wohl, daß er vielleicht auf Nimmerwiedersehen für sie von dannen ging; sie wußte es wohl, daß der unklare Traum einer Möglichkeit — nun völlig verfliegen müsse. Aber sie

gehörte zu jenen weiblichen Engeln, welche zuletzt an sich selbst denken. Törichter Junker, dem Gefühl, welches dich jetzt anweht aus dem Handkusse dieses Mädchens, solltest du dich hingeben! Dies Mädchen beglückt wie eine Gabe des Himmels, und ihr Besitz liegt dir näher als der Ludmillas! Denn diese Isabella ist so einfach und einig in sich, daß sie für eine gegenseitige Liebe alles, alles opfert. Sie tritt vor ihren Vater hin, der sie bis zur Schwäche liebt, und sagt ihm mit rührender Wahrhaftigkeit: „Dort ist mein Glück.“ Sie sagt Waldstein sanft und ruhig dasselbe, und der stolze Mann ist nicht angetan, dies zu überhören. Dies alles ist seit Wochen, seit Monden in ihren Träumen dagewesen, aber sie hat es sich im Wachen nie ausgesprochen, sie spricht es niemals vor sich selber aus, wenn nicht deine Stimme die ihrige weckt. Sie ist eine Blume, welche nur im Sonnenstrahl sich aufschließt; im Dunkeln bleiben ihre Blätter fest verschlossen immerdar. Dein Herz, dein Auge, dein Mund besitzen diesen Sonnenstrahl für sie! Du weißt es nur nicht. Jetzt, indem du ihr so treu und warm ins Auge siehst, indem ihre Abschiedswehmut wie linde Luft in dein Inneres fächelt, jetzt bist du nahe daran, es zu erfahren; verweile nur noch einige Minuten, und es entfaltet sich alles, was dein Charakter braucht zu einem dauerhaften Lebensglück —!

„Kommt, Junker, kommt!“ rief unten von der Haustür eine Stimme, und — die aufdämmernde neue Welt versank ihm. Er drückte ihr rasch und herzlich beide Hände und flog hinab. Sie sah ihm liebevoll nach von oben. Ohne irgend eine Reue, ohne irgend eine Enttäuschung. Ihre Güte des Herzens wußte ja nicht, daß noch etwas anderes zu wünschen sei, als seine Errettung und s e i n Glück!

„Auf Wiedersehen in einer besseren Zeit!“ sagte Gangelberger und umarmte den Junker stark und herzhaft. — „Dank für alles!“ flüsterte Hans, und nachdem er auch dem so gütigen Harrach die Hand geschüttelt, schwang er

sich aufs Pferd und ritt mit Dunstan in die Schottengasse hinein.

Das Tor war wirklich offen. Es war's auch für Herrn Tocke gewesen, der längst hinaus war. Innen und außen Kriegsleute. Aber sie kümmerten sich nicht um den durchreitenden Hans und Dunstan. —

Endlich waren sie außen. Hans holte tiefen Atem. Es stand vor ihm, wie er in warmer Sonnenglut damals auf den Mehlsäcken hier eingefahren war. Jetzt stürmte der schneidende Wiener Wind, aber der jugendliche Körper des Junkers erfreute sich dieser schneidenden Frische.

„Wir tun besser," sprach Dunstan, als sie an die Luken kamen, „wenn wir gar nicht einkehren in Hernals, sondern unverweilt hinaufreiten in den Wald."

„Aber Frau Amalie wartet!"

„Wenn auch."

„Sie will endlich selber fort, wahrscheinlich muß sie, und kann unterwegs meines Schutzes bedürfen."

„Sei froh, wenn du dich selbst hinreichend beschützen kannst. In einer halben Stunde ist sie ja bei den Vorposten ihrer Partei."

„Aber, Freund Dunstan, geben wir denn alles auf, was uns Vater Zdenko auf die Seele gebunden? Frau Amalie ist ja doch ein Mittelpunkt für unsre Vorbereitungen und Verbindungen zu unsrer einfachen Kirche. Müssen wir nicht Verabredung mit ihr treffen? In der Verwirrung dieses Sommers wird unser Konzilium in Prag unausgeführt geblieben sein. Wollen und müssen wir nicht die Fäden wieder aufnehmen, und ist dazu nicht Frau Amalie von größter Wichtigkeit?"

„Das ist freilich wahr. Nun denn, meinethalben! Aber beeilen wir uns und seien wir vorsichtig! Ich will allein in den Schloßhof hinein; meine Kutte wird respektiert von den aufgehetzten Reitern. Bleib du außen. Die Jörger soll fertig

sein zur Abfahrt, kann also bald herauskommen. Ebenso dein Reitknecht, der sich deine Pferde hat wegnehmen lassen, also nichts mehr zu tun hat."

So wurde es ausgeführt. Hans ritt mit seinem Harrachschen Reitknecht seitwärts, um hinter dem Gartenwalle zu warten; Dunstan ritt in den Schloßhof hinein. Dieser war angefüllt mit gesattelten Rossen; die Reiter selbst standen in Gruppen umher und empfingen Dunstan erst mit erstauntem, dann mit drohendem Zurufe. „Wo ist der Ketzer? Wo ist der verräterische Ketzer?" war die Formel, in welcher die Zurufe sich nach und nach vereinigten. Dunstan antwortete zunächst nicht, sondern machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, welche von einigen wie ein Zeichen geistlichen Segens aufgefaßt wurde und teilweise Ruhe hervorbrachte. Dann rief Dunstan mit lauter Stimme nach Spath, dem Gärtner. Diejenigen, welche die Handbewegung als Segen aufgenommen, wiederholten den Ruf und einer schrie unmittelbar in den Haupteingang des Schlosses hinein: „Spath! Spath!"

Spath erschien in der Haustür, und als er im Mondscheine den Herrn Pater erkannt, rief er einen Diener, welcher das Maultier halten sollte. Den Pater selbst führte er zur gnädigen Frau hinauf. Unterwegs erzählte er ihm schnell und leise, was der drohende Ruf zu bedeuten habe. „Wir wissen selbst nicht, was eigentlich vorgegangen," sagte er. — „Vor etwa einer Viertelstunde kam ein Bekannter des Herrn Kandidaten Götzinger und fragte nach diesem. Es wurde ihm gesagt, daß der Herr Kandidat mit dem gnädigen Herrn fortgereist sei, und darauf ging der kleine Mann wieder. Es dauerte aber gar nicht lange, so entstand Spektakel unter den Reitern. Der sächsische Junker, der Ketzer, der das Stubentor damals von innen gesprengt, komme hier heraus; er sei entwischt und wolle nach dem Walde hinüber. Ein Reiter saß gleich auf, um die Kriegsleute, die in Dornbach stehen, an den Weg zu sprengen. Die andern schrien immer grimmiger durcheinander. Ein Mönch

von den Schotten entführe den Ketzer. Dieser Mönch wolle ein österreichscher Luther werden; man solle ihn beim Kragen nehmen." —

„So, so?" entgegnete Dunstan oben auf dem Vorsaale. — — „Ist's wahr, daß die gnädige Frau zur Abreise gerüstet ist?"

„Alles ist fertig; die Pferde brauchen nur angespannt zu werden!"

„Und des Junkers Reitknecht?"

„Steckt hinten bei mir im Backstübel. Er darf sich nicht sehen lassen; er hat geschimpft, und die Reiter haben ihm das Luthertum abgemerkt."

„Er soll hinaus auf den Weg nach Hütteldorf und auf den Wagen der gnädigen Frau warten. Die wird ihn mitnehmen. Werden die Reiter den Wagen und die gnädige Frau fortlassen?"

„Ich denk' wohl!"

„So laß anspannen und vorfahren und schleich' hinten auf den Gartenwall. Unter ihm hält der Junker. Führ ihn hinüber auf den Hütteldorfer Weg zu seinem Reitknecht. Von dort soll er — ich laß es ihm nachdrücklich sagen — mit der gnädigen Frau auf der Stelle fort!"

„Aber Ihr selber, würdiger —"

„Sie sollen auf mich ja nicht warten. Wenigstens nicht eher als in Purkersdorf, wo sie sicher sind. Ich komme schon nach, der österreichsche Luther wird doch mit einem Haufen von Kriegsknechten fertig werden. — Und noch eins! Würde es ärger, als ich denke, und müßte ich wieder nach Wien hinein, so sage oben dem Tschirill, daß er getreulich aushalten solle, bis ich oder der Junker Hans käme. Jetzt geh' mit Gott!"

Spath ging und besorgte alles richtig. Nur noch praktischer. Er nahm Tartsch gleich mit zu seinem Herrn, damit er sie zusammen hinüberführen könne, wo der Hütteldorfer

Weg durch eine Grube ging und man von ferne auch einen Reiter nicht entdecken konnte. Hans widersprach zwar anfangs; er wollte den Pater Dunstan nicht allein lassen, aber Spath erwiderte: „Der würdige Herr hat ‚nachdrücklich‘ gesagt!"

So ging's denn hinüber unter den Äußerungen der Unzufriedenheit, welche Tartsch nicht unterdrücken konnte darüber, daß die braven Pferde zum Teufel gegangen und er selbst dabei die schönsten Prügel bekommen. —

„Hast du das Geld noch?"

„Das freilich!"

Sie kamen ungefährdet über geackertes Feld auf den Weg in der Grube, und Hans ahnte nicht, wie gefährdet Dunstan sei; denn der gescheite Spath hatte ihm nicht alles gesagt.

Als Dunstan mit Frau Amalie in den Hof kam, hatten die Reiter einen Schluß gefaßt. Sie ließen die Frau aufsteigen und fortfahren, als aber der Pater auf seinem Maultier ihr folgen wollte, hielten sie das Tier am Zügel fest und erklärten, er müsse den Ketzer schaffen; er wisse, wo er sei.

Pater Dunstan erhob seinen Sinn und seine Stimme zu ganzer Kraft, und predigte in sie hinein, daß sie wirklich einen Augenblick betroffen dastanden. Da rief aber einer von der Mauer herüber — Herr Tocke hatte es ihm aus einem Fenster souffliert —: „Grade so hat der Doktor Luther gepredigt! der verstand's gerade so. Laßt den österreichschen Luther nicht aus! Bringt ihn nach Wien zu den frommen Jesuitern!"

Dies wurde das Losungswort. Vier Reiter stiegen auf ihre Pferde, nahmen den Pater in die Mitte und: „Vorwärts!" chrien alle, „nach Wien zu den Jesuitern!"

IV.

Ein hochgewachsener Mann ging über die Prager Brücke nach der „Kleinseite" hinüber. Es war gegen Sonnenunter-

gang; die Luft war kalt und rein, und ein Schneeflaum säumte schon links vor ihm den Laurenzerberg, rechts oben die Dächer und Türme des Hradschin. Dennoch ließ der Mann seinen Mantel flattern, er zog ihn nicht an sich; er war ein vollsaftiger, blutvoller und gesunder Mann, ganz und gar nicht frostig. Mitten auf der Brücke blieb er stehen, und sein Auge schweifte rings um die breite Schlucht der Moldau, in welcher sich die Prager Städte gelagert, die Alt- und Neustadt in der Ebene, die Kleinseite und der Hradschin drüben an dem Berge hinauf. Der rote Glanz der untergehenden Sonne beleuchtete oben die Fenster des Hradschinschlosses grell und blendend, und dies schien die Gedanken des Mannes anzuregen. „Wie Blut!" flüsterte er und schritt weiter. Als er drüben auf der Kleinseite war, blieb er stehen. Er schien zu überlegen, ob er die Fahrstraße gerade vor sich, welche in großem Umwege zum Hradschin hinauf leitet, oder ob er gleich rechts ab den steilen, kürzern Weg einschlagen solle. Sein lichtes Kopf- und Barthaar zeigte schon weiße Spitzen, er mochte den Sechzigen nahe sein und war also wohl auf den bequemeren Fahrweg angewiesen. Dennoch machte er eine rasche Wendung nach rechts und stieg rüstig den steilen Weg hinan. In der Mitte des Wegs und oben nur blieb er stehen; wohl nicht aus Müdigkeit, sondern der Aussicht wegen die Moldau abwärts und aufwärts. Links abwärts wendet sie sich plätschernd um die Altstadt und in Baumgruppen hinein. Jenseits derselben zeigen sich kahle, unschöne Hügel. Rechts aufwärts tritt sie bei der kleinen Wischehradhöhe, der ältesten Prager Stätte, in die Schlucht herein und geht zwischen Inseln und über Wehre der steinernen Brücke zu am bewaldeten Laurenzerberge entlang. Durch diese Eintrittspforte am Wischehrad allein öffnete sich ein Blick in die Weite nach Abend hin. Die Sonne sank da eben rot unter und blendete das Auge des Beschauers. Blau, grün und gelb spielte es ihm vor der Pupille, und der Mann stöhnte vor sich hin: „Bunt, bunt und keine Aussicht!"

Dies ist überhaupt die Schwäche der Prager Situation: die alten turmreichen Gebäude, die scharfe Abwechslung von Fläche und Höhe, das dazwischen durchrinnende Wasser, vor allem der bewaldete Laurenzerberg und der stattlich herabschauende Hradschin mit Schlössern und Kirchen treten malerisch vors Auge, oder richtiger „pittoresk", denn das fremde Wort schließt etwas Überraschendes und Grelles in sich; — aber der Hintergrund fehlt fast durchweg, oder er stört durch Öde und Trockenheit. Selbst der einzige Blick beim Wischehrad hinaus in die Ferne ist unbedeutend, fast leer.

Dachte der Mann da oben Ähnliches? Er schüttelte wenigstens mit dem Haupte und ging weiter; er schien nicht behaglich gestimmt zu sein, und doch war sein wohlausgearbeiteter Kopf mit gesunder Färbung des Angesichts offenbar gewohnt, fröhlich in Luft und Leben hineinzuschauen. Es war der Freiherr von Loß, der zum Schlosse hinaufging, wo er den Abend zubringen wollte. Seiner Tochter wegen. Es war wieder einmal festliche Gesellschaft da oben, wie herkömmlich seit Monaten, seit der erwählte König Friedrich mit seiner lebenslustigen jungen Königin da eingezogen war von Heidelberg und Amberg her.

Loß selbst nahm keinen rechten inneren Anteil an dem Treiben da oben, obwohl er zu der eigentlichen Partei, und zwar nächst Raupowa obenan, gerechnet wurde, welche den kalvinischen König durchgesetzt hatte. Er hatte viel von seinem guten Humor verloren seit Einführung der neuen Königsherrlichkeit. „Die ganze Ware ist mir zu leicht!" pflegte er gegen Budowa zu äußern, an welchen er sich neuerdings vorzugsweise angeschlossen, vielleicht weil Budowa diese politische Ansicht teilte.

Seine erste Frage war denn auch, als er ins Schloß trat, ob Herr von Budowa schon oben wäre? Und als sie bejaht wurde, schritt er etwas munterer die Stiegen hinauf, zerstreut den Marschällen, Dienern und Aufwärtern zuschauend, welche

Lichter anzündeten, Tafeln schleppten, Teppiche breiteten und was dergleichen mehr war. Die hohen Herrschaften seien zur Jagd draußen im Tiergarten am weißen Berge und würden jeden Augenblick erwartet. Dann folgte Umkleidung, dann Tafel, dann Tanz. — „Ist meine Tochter auch draußen?" — „Allerdings."

Sie war wirklich Hofdame der Königin und wohnte im Schlosse. Auch das war Loß gar nicht genehm. Er liebte seine Mädchen zärtlich, er liebte die Häuslichkeit mit ihnen, und nun hatte er nur noch die „Purzel" daheim und mußte immer hier heraufsteigen, wenn er seine „Mille" sehen wollte. Denn sie kam nur in sein Haus hinunter, wenn's einmal einen stillen Tag gab hier oben, und das war selten genug.

Er schritt durch die großen Gemächer auf ein Nebenzimmer zu. Sie nannten es die „politische Stube", weil sich die ernsthaften Männer da zu finden pflegten neben all dem Saus und Braus. Dort trat ihm auch jetzt Budowa entgegen mit der Versicherung, daß er ihn ungeduldig erwartet habe.

„Gibt's Neues?" fragte Loß.

„Jawohl" — antwortete Budowa — „wenn du ihm nicht schon begegnet bist."

„Wem?"

„Dem Thurn!"

„Der ist wieder da? — Wie damals?"

„Wie im Frühjahr!"

„Na, uns überrascht es nicht."

„Nein, diese Helden erobern Wien nicht. Er sagt, der Bethlen sei plötzlich abgezogen unter dem Vorwande, der Pascha von Ofen bedrohe ihn, und Drugeth dringe mit polnischen Heerhaufen ins Oberungrische, sein Rücken sei bedroht, den müsse er erst decken. Er werde wiederkommen."

„Das Lügenmaul!"

„Da habe er denn allein, der Thurn, das Feld nicht halten können gegen Boucquoi und Dampierre, denn die Kriegshilfe der Horner bedeute nichts."

„Und nun sind wir so weit wie zuvor, und der Kaiser hat Luft."

„Luft. Viel mehr auch noch nicht. Aber die hochfliegenden Pläne der Unsrigen sind arg beschnitten. Der Städtetag in Nürnberg hat nicht viel ausgegeben für uns, der Fürstentag in Mühlhausen erklärt sich gegen uns, und unser natürlichster Verbündeter, die Union in Oberdeutschland, verhält sich flau und furchsam. Sie fürchtet den Bayer, der furchtbar rüsten soll, sie fürchtet die Liga, die den Bayer an ihre Spitze stellen will, und wird uns im Stich lassen, wenn's zum Schlagen kommt."

„Du meinst?"

„Die Liga ist eine starke Verbindung, denn sie hat ein einfaches Element, hat reiche Quellen und hat einen Feldherrn. Das Element ist die katholische Kirche, in welcher man sich nicht zankt und zersplittert wie in der protestantischen, die Quellen sind das wohlhabende Bayerland und das reiche Rheinland unter den drei geistlichen Kurhüten, der Feldherr ist der kleine Tilly, den ich kenne und dem ich viel zutraue. Den Winter werden wir noch Ruhe haben zu — Spiel und Tanz; mit dem Frühjahr aber wird man uns zeigen, daß wir nichts vorbereitet, nichts geschaffen haben. Dann wird der Kaiser die Acht durchgesetzt haben beim Kurfürstenkollegium gegen den Räuber des böhmischen Kurhutes, und dann wird man von allen Seiten gegen uns einrücken, wahrscheinlich auch von Sachsen, und dann wird sich's enthüllen, daß wir keinen eigentlich schöpferischen Menschen unter uns haben, weder einen böhmischen, noch einen fremden.

„Auch der Mansfelder nicht?"

„Nein."

„Und der Anhalt?"

„Auch nicht. Nehmen wir mit Bewußtsein den Winter wahr, der noch leidlich sicher vor uns liegt. Genießen wir das Endchen Leben, welches uns noch vergönnt ist! Ach, Loß,

auch das ist Redensart. Wenn man über Sechzig ist, ist's vorbei! Schau mich an, wie hab' ich mich entwickelt seit dem letzten halben Jahre! Kläglich. Das Alter bricht aus allen Poren. Als ob es zehn Jahre her wäre, daß ich bei Laa hinein ins Österreich ritt zu einem Feldzuge neben dem Starschädel. —"

„Und von dem nichts Neues?"

„O ja, aber was nützt dir's, Papa?"

„Wie so? Ich liebe den Jungen, wenn auch —"

„Wenn auch kein Mensch deiner Meinung ist, selbst deine Tochter nicht. Schüttle dich nicht. Ich bin deiner Meinung."

„Du übertreibst! Was weißt du von meiner Mille!"

„Daß sie ein schönes, liebenswürdiges Mädchen ist, welches sich gern unterhält und gern unterhalten läßt von Leuten, die Witz haben und nicht zu alt sind."

„Wenzel!"

„Daß sie ein kurzes Gedächtnis hat für Dinge und Personen, welche ihr eine Zeitlang aus den Augen gerückt sind, und daß sie deshalb naturgemäß den Rudolf Mitzlau nicht vergessen hat und mit Vergnügen ansieht und anhört, ja daß sie auch die düstre Aufmerksamkeit des Zierotin Jaromir graziös zu würdigen weiß. —"

„Budowa!"

„Daß sie endlich einen Freund wie den armen Hans Starschädel, welcher ihr vor einem halben Jahre näher anzugehören schien, als ein gewöhnlicher Freund, aus dem Sinne verlieren kann, wie man eine mäßig ansprechende Person aus dem Sinne verliert, welcher man einmal zufällig begegnet ist."

„Das ist unrichtig, ganz unrichtig. Als vor vierzehn Tagen der Brief von Harrachs Isabella ankam mit der Nachricht, Hans sei frei und aus Wien hinaus, da war mein Mädchen außer sich vor Freude, fiel mir um den Hals und weinte und jubelte in einem Atem. Sie ist nur anders als andere, weil

sie einen sehr beweglichen Geist hat. Ihr Gefühl ist tief und stark, so sehr, daß ich manchmal davor erschrecke. Aber das ist wahr: warten kann das unbändige Mädel nicht. Warum kam er auch nicht, der törichte Junge! Jetzt sind's fast drei Wochen, daß er aus Wien ist, und hat ihn jemand in Prag gesehen? Niemand. Daß Mille darüber ärgerlich wurde und jetzt tut, als ob sie sich ihn aus dem Sinn geschlagen, das ist an der wilden Hummel natürlich."

„Und daß die Verleumdungen, welche sofort wieder auftauchten gegen den armen Hans, nicht ohne Eindruck geblieben sind auch auf sie, das ist ebenfalls natürlich."

„Nein, nein, sie haben ihr keinen Eindruck gemacht!"

„Loß, täusche dich nicht über dein Kind! Es ist eitel — wenigstens nicht ohne Eitelkeit. Es kann ihr nicht gleichgültig sein, wenn man den Junker immer wieder verdächtigt, wenn man ihm schmähliche Dinge nachsagt. Sie will glänzen, auch mit ihrem — Freunde glänzen. Er wird ihr entstellt durch die stete Anschwärzung; sie wendet sich ab, um zu vergessen, und sie vergißt."

„Nein! Stolz ist sie, und es kränkt sie, daß er ausbleibt, daß er nicht einmal brieflich Nachricht gibt, er, der schreiben kann wie ein Kanzler!"

„Er hat ja geschrieben."

„An dich; nicht an sie, nicht einmal an mich."

„Er will nicht zudringlich scheinen. Von der Harrach Isabella weiß er, und von der Jörger und aus den Reden Raupowas, der sich jetzt in Linz aufgehalten, hat er erfahren, daß Ludmilla in heiterster Laune gelebt, während er auf den Tod gefangen saß, daß sie alle Huldigungen junger Männer gefällig entgegennimmt, und die des Mitzlau mit ganz besonderer Aufmerksamkeit."

„Weil er aufdringlich und wirklich unterhaltend ist!"

„Hat ihn das aufmuntern können, ebenfalls aufdringlich zu sein gegen euch?"

„Was hab' ich damit zu tun?"

„Freund Loß, du hast ihn bis zur Szene in Ebersdorf ebenfalls in argem Verdachte gehabt und ihn abstoßend behandelt. Glaubst du denn, daß er das nicht gemerkt hat?"

„Ja doch! Aber in Ebersdorf hab' ich gesehen, daß das alles nicht wahr sein konnte, und daß er ein kreuzbraver Junge ist. Und da hab' ich ihn ans Herz gedrückt und ihn innerlich um Verzeihung gebeten."

„Innerlich. Ausgesprochen hast du's nicht."

„Dazu war keine Zeit."

„Und er war nicht in der Stimmung, feine Bemerkungen zu machen über deine Innerlichkeit; er war in Verzweiflung. Aus dem Briefe an mich, den er mir aus Linz geschrieben, hast du ja doch ersehen können, wie er unsicher nach dir fragt, und wieviel ihm daran gelegen ist."

„Kommen hätte er sollen, da wüßte er's, daß ich ihm herzlich alles abgebeten!"

„Kommen! Ich hab' dir ja gesagt, daß er in schwerer Sorge ist um den Pater von den Schotten, um seinen Befreier, den sie in Purkersdorf vergeblich erwartet haben. In Linz ist er doch näher, kann eher etwas erfahren, kann eher etwas veranlassen oder zutun. Ich habe heute einen zweiten Brief —"

„Ah?!"

„Er hat Nachricht über den Pater. Dampierresche Reiter haben ihn zu den Jesuiten schleppen wollen; es hat heftige Szenen gegeben zwischen den Benediktinern und den Jesuiten, das Holz brennt noch, aber der Pater ist nicht in die Hände der Jesuiten gefallen, wenn auch noch gefährdet. Er scheint ein verwegenes Spiel mit dem Kaiser gewagt zu haben, durch welches er den Hans befreit hat; er ist offenbar ein grundtüchtiger Mann, dieser Dunstan, der Spezial des alten Zierotin, und auch für unser einfaches Christentum, scheint er die Führerrolle des verstorbenen Freundes zu übernehmen. —"

„Verrückte Menschen, die ihr seid mit eurem einfachen Christentum! Wir sind einfach genug."

„Ja, euer Skultetus an der Spitze, der uns Prag aufregt in Entrüstung mit seiner Bilderstürmerei. —"

„Wir brauchen eben keine Bilder!"

„Und die Lutheraner dahin bringt, daß sie euch Kalviner zu hassen anfangen wie Papisten."

„Reformierte sind wir."

„Das ist eine schöne Einfachheit ohne Liebe und Duldung! Ich habe bisher nicht geschwärmt für die Gründung einer ‚einfachen Kirche'; was ich aber seit Monden hier erlebt seit Einsetzung eines kalvinischen Königs, seit dem Wüten seines Hofgeistlichen, dieses dreisten Scultetus, das hat mich belehrt, ich sei doch zu gleichgültig gewesen gegen die Pläne des alten Zierotin, und es sei doch sehr achtungswert, daß Hans und die Jörger und Pater Dunstan die Gründung der einfachen Kirche herzhaft aufnehmen."

„Damit noch mehr Verwirrung entsteht!"

„Dies ist der zweite Grund, warum Hans zögert. Er arbeitet mit der Jörger, die abgerissenen Verbindungen alle wieder anzuknüpfen. Und wenn er morgen käme, Freund Loß, da würde sich — so fürchte i ch — sehr bald zeigen —"

„Es würde sich zeigen, daß ich ihn mit offenen Armen aufnehme."

„Das tut unser braver Loß gewiß nicht, wenn der sächsische Junker Starschädel gemeint ist!" rief eine Stimme aus dem anstoßenden Saale in die „politische Stube" hinein, deren Tür offen stand.

Loß und Budowa sahen sich ärgerlich um. Es war die Stimme Wilhelm von Raupowas, der von Linz angekommen war und jetzt an der Schwelle der politischen Stube stand. Der Saal hinter ihm hatte sich mit Gästen gefüllt, und durch Raupowas laut gerufene Worte waren mehrere Männer an die Schwelle herbeigezogen worden.

„Was sollte mich denn abhalten, einen tüchtigen, jungen Mann mit offenen Armen aufzunehmen, den ich als tüchtigen, jungen Mann kenne?“ entgegnete unmutig Loß.

„Die Überzeugung, daß du dich in ihm geirrt hast“ — höhnte Raupowa. „Und du hast dich geirrt“ — fuhr er fort — „ich hab's eben wieder frisch erfahren in Linz. Ich hab's immer gesagt, und die Folge hat's regelmäßig bestätigt. Ich habe damals in Ebersdorf den Thurn gewarnt: Überlaß diesem Duckmäuser nicht eine wichtige Aktion! Er ist ein Schulmeisterjunge mit seinem Hokuspokus von Kriegswissenschaft, und wenn's zur praktischen Ausführung kommt, wird er sich als unpraktischen Schuljungen erweisen. Was geschah? Er schickt ihn doch nach Wien hinein mit der wichtigsten Aufgabe und wartet außen und wartet und verwartet die kostbare Zeit, bis der Bursch da innen erst auf dem Klaren ist, daß er von den Papisten nichts besonderes zu erwarten hat, und dann kommt er erst mit seiner schülermäßig angefertigten und schülermäßig angelegten Petarde und bringt ein Loch im Torflügel zuwege, durch welches eine Maus schlüpfen kann! Spektakel! Dafür die Zeit verloren und das Zutrauen verloren in unsre Leute, und den Wiener Mauern und Toren eine Reputation gemacht, als seien sie undurchdringlich; der schulmeisterlich und hochdeutsch schwätzende Bursche hat damals nicht mehr und nicht minder zustande gebracht, als die ganze Belagerung zu verderben. Die Wiener wußten das auch und hielten ihn fein säuberlich in ritterlichem Gefängnisse. Bei näherer Kenntnis seines umgänglichen Charakters taten sie noch mehr! Sie ließen ihn spazieren gehen, und die Herren Minister unterhielten sich mit ihm über Papst und Kaiser. Jeden ehrlichen evangelischen Feind, den sie dergestalt in flagranti ergriffen, hätten sie ganz anders traktiert, sie hätten keine Umstände gemacht, sondern den ehrlichen Hochverräter in die andere Welt befördert. Warum taten sie's denn mit diesem sächsischen Junker nicht? Etwa seiner schönen blauen Augen wegen nicht?

Ja doch! Sie merkten die Renegatennatur in ihm und daß er als deutscher Pfaff in Rittersstiefeln zu brauchen wäre. Der Ausgang hat's dargetan, auf allen Gassen drüben in Linz könnt ihr ihn erzählen hören. Sie haben einen Meisterzug mit ihm tun wollen, die klugen Herren in der Burg. Von Toleranz haben sie plötzlich geheuchelt, um die Gegner irrezumachen, und zur Vogelscheuche dafür haben sie sich den sächsischen Junker präpariert. In der Stille hat er übertreten müssen zum Papismus, und dafür ist ihm Leben und Freiheit versprochen worden. Und mit welch allerliebster Komödie haben sie das durchgeführt! Entfliehen hat er müssen bei Nacht und Nebel, damit er außen als Märtyrer erscheine und doppelt wirksam werde, wenn er von Toleranzideen in der Burg erzähle! Und einen alten Mönch haben sie ihm bis vors Tor mitgegeben, den Spezial des verrückten Zierotin, damit sie doch einen von beiden wieder einfangen könnten zum Schein der Verfolgung. Dem alten Polterer tut natürlich kein Mensch was in Wien! Im Gegenteil! Er tut auch seine Dienste. Er muß in Rom gewesen sein beim Papste selber, und muß die Toleranzfrage von dort in die Burg gebracht haben, damit diese Kriegslist auch gleich den römischen Stempel trage und Zutrauen erwecke unter allen Schwankenden. Nächstens fährt denn dieser Mönch auch heraus aus dem Wiener Bau, um zu predigen und zu verkündigen, es sei eine Ausgleichung im Werke mit der Religion! Schwierig freilich, recht schwierig! Man habe auch ihn gerupft, aber allmählich habe sich's doch aufgeklärt, daß in der Burg guter Wille herrsche für versöhnliche Dogmen, und man möge nur ja den Krieg ruhen lassen! Das wird der Mönch in den sogenannten Erbländern verkünden, und der Herr Junker wird das Geschäft in Deutschland verrichten, zwei Jesuiten auf andere Manier, zwei Jesuiten in unsern Schafpelzen — dies, du irregeführter Loß, ist der tüchtige, junge Mann, welchen du mit offenen Armen empfangen willst! Ein Renegat ist's, ein Lump, dem ich die Beine zerschlage, wenn er mir auf böhmischer Erde begegnen sollte!"

Eine tiefe Stille herrschte nach dieser heftig vorgetragenen Rede. Sie hatte etwas Überraschendes in ihren verschlungenen Windungen von Kriegslist. Derlei war wohl an der Tagesordnung, wie immer, wenn große Meinungskämpfe in offene Schlacht treten. Man legt dann unter und deutet aus spitzfindiger als ein Fabulist, und für das Ärgste finden sich Gläubige. Hier fanden sich aber auch Ungläubige. Unter den zwanzig bis dreißig Männern, welche herzugetreten, waren viele, die von der Szene in Ebersdorf wußten, von dem Raufhandel zwischen Raupowa und dem Junker Starschädel. Raupowa ferner war als sehr dreist bekannt. Man traute ihm ein freches, unbegründetes Wort zu, und beliebt war er nicht, schon darum nicht, weil er siegreich die Königswahl des rheinischen Kurfürsten durchgesetzt und jetzt wie ein gebieterischer Ratgeber neben dem jungen Könige waltete. Die zahlreichen Lutheraner waren dadurch alle gegen ihn gestimmt. Unter den Zuhörern schüttelte also mancher das Haupt während dieses allgemeinen Schweigens und hoffte, Loß werde abweisend entgegnen.

Loß tat das auch endlich mit den Worten: „Das ist mir zu spitz, als das ich's glauben könnte."

„Wenn's nur Raupowa selber glaubte, dann wäre es wenigstens unterhaltend" — fügte Budowa hinzu unter einem Lächeln, welches die Wirkung seiner Worte bei den Zuhörern verstärkte.

„Was soll das heißen, Budowa?" fuhr Raupowa auf.

„Es soll heißen, was es heißt. Du trägst da über und unter dem offnen Auge eine rote Narbe. Die hat dir der Junker Starschädel in Ebersdorf bei Wien beigebracht, und diese Narbe macht deine Sehkraft unsicher für alles, was den Junker Starschädel betrifft."

Ein allgemeines Gelächter folgte dieser leicht hingeworfenen Bemerkung Budowas.

Raupowa ergriff grimmig seinen Arm. —

„Mich schlägt man nicht," fuhr Budowa fort, „auch wenn man Wilhelm von Raupowa heißt. Dafür bin ich zu alt. Nicht wahr, meine Herren Zuhörer?"

„Hoch Budowa! Hoch Budowa! rief einer um den andern.

„Außerdem", fuhr er fort, „habe ich das Schicksal, oberster Landesrichter zu sein in unserm neuen Regimente, und als solcher die stille Verpflichtung, Dinge zu mißbilligen, welche nach Verleumdung schmecken. Ich kenne den Junker Starschädel gerade so, wie ihn mein Freund Loß kennt, als einen braven und tüchtigen jungen Mann, und weiß ganz genau, daß ihm der evangelische Schafpelz eines Jesuiten ganz und gar nicht auf den Leib paßt. Darüber hat mir die verwickelte Komödie, welche Herr Wilhelm von Raupowa so lebhaft dargestellt, gar keinen Zweifel aufkommen lassen. Aber ich bin freilich auch nur eine Art von Theoretiker in der Kriegswissenschaft und erlaube mir kein Urteil über die Kriegstüchtigkeit des Junkers und über die famose Petarde. Ich erinnere mich nur, daß der Junker damals in Ebersdorf unserm Feldherrn, dem Grafen Thurn, versicherte, die Petarde sei zu klein und werde sich unwirksam erweisen. Da steht ja der kriegserfahrene Fürst zu Anhalt unter den Zuhörern —" und mit diesen Worten ging Budowa in den Saal — „der ist ein Nachbar des Sachsen. Vielleicht kann uns der aufklären über die Kriegsfähigkeit des sächsischen Junkers. Er ist ja verwandt und vertraut mit den Persönlichkeiten im weimarschen Schlosse."

Dieser Fürst Christian von Anhalt ging lächelnd Budowa einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. Er verstand ganz wohl, daß dies öffentliche Entgegenkommen noch etwas ganz anderes bedeute als die Rechtfertigung des Junkers Starschädel. Budowa, der geistvollste Nationalböhme, reichte hiermit dem sogenannten deutschen Ausländer die Hand, welcher als neues Haupt einer deutschen Partei betrachtet wurde, einer Partei, welche dem Einflusse des nationalböhmischen Raupowa die Wage halten sollte.

Fürst Christian zu Anhalt, Senior des Anhaltischen Hauses, war Regent im bernburgischen Lande und war ein Bruder der weimarschen Herzogin Dorothea Marie, deren acht Söhne wie eine heranwachsende Kriegerschar Freund und Feind wichtig schienen. Er selbst war ein Vorbild jener kleineren Reichsfürsten, welche sich damals als selbständige Führer hervortaten und ihre Bedeutung durch persönliche Leistungen geltend machten, ein lebendiger Beweis, daß die deutsche Reichsverfassung einer aristokratischen Republik nahe kommen sollte trotz Kaiser- und Kurfürstentum. — Er war von Jugend auf in politischen Geschäften tätig gewesen, nicht für sein kleines Erbland, sondern im großen Stile als Freiwilliger, namentlich am Hofe des Königs von Frankreich, des jetzt verstorbenen Heinrich des Vierten, welcher die gefährlichen Pläne einer europäischen Republik in seinen letzten Lebensjahren ins Werk zu setzen suchte und zu dem Ende fähige Männer aus allen Ländern zu gewinnen trachtete. Dann war dieser Fürst Christian ein leitendes Mitglied der Union in Süddeutschland geworden, welche den Mittelpunkt bildete für die deutschen Kalviner, und welche an dem Kurfürsten von der Pfalz ihr natürliches Haupt hatte. An diesen hatte sich Fürst Christian angeschlossen. Oder richtiger umgekehrt: der junge Kurfürst Friedrich, welchem so große Aufgaben zufielen, hatte sich dem erfahreneren Christian angeschlossen, hatte ihm die Statthalterschaft der Oberpfalz übertragen und hatte ihn endlich nach Prag selbst berufen, um ihm — so hieß es bereits in vertrauten Kreisen — die oberste Führung des Krieges zu übertragen.

Aus diesen Gründen war der Fürst von Anhalt den Nationalböhmen eine unerwünschte Erscheinung, und einem Raupowa insbesondere, welcher bisher den neuen König ausschließlich geführt hatte, geradezu widerwärtig. Dieser fuhr also ungestüm auf, als Budowa sich mit der Frage um Starschädel an den Fürsten von Anhalt wendete, und schrie unter

künstlichem Lachen: „Das glaub' ich, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!"

„Herr von Raupowa," erwiderte ruhig Anhalt, „warum wollt Ihr uns zu Krähen heruntersetzen? Der Adler soll ja unser Zeichen sein; auch hier im königlichen Kurfürstentume. Als vornehmster Vogel paßt er besser zum böhmischen Löwen, als die gemeine Krähe."

„Es ist am Löwen genug!" rief Raupowa, und diejenigen, welche sich sogleich instinktmäßig um ihn geschart hatten, riefen zustimmend: „Jawohl!

Die Parteien hatten sich augenblicklich gesondert.

Anhalt wollte dies verhindern, nicht fördern. Er war Diplomat und kannte die Schwierigkeiten der böhmischen Verhältnisse recht gut. Ein angehender Fünfziger, dessen Haar und Bart schon grau angeflogen war, besaß er die Ruhe und Gewandtheit eines geprüften Mannes, besaß eine stattliche Gestalt, welche Achtung einflößte, und wendete mit Geistesgegenwart die Aufmerksamkeit und Rede plötzlich nach einer ganz andern Richtung, als ob die Frage nach dem Junker Starschädel gar nicht gestellt worden wäre. „Er deutete nämlich nach der großen Eingangstüre hin und sagte: „Ei, ei! da kommt ja ein äußerst seltener Gast, der selten bei Hofe gesehen wird! Begrüßen wir ihn!"

Es war in der Tat eine eigentümliche Gestalt, welche an der Saalschwelle erschien. Eine vierkantige Figur von Mittelgröße, welche den Kopf tief in den Schultern eingeklemmt trug, einen eckigen großen Kopf, der von wirrem Haar und Bart eingerahmt war. Schlecht gekleidet, die eine Hand auf den Degenkorb gelegt, in der andern Hand einen Stock führend, nahte sich die Gestalt langsamen Schrittes. —

„Der Mansfeld!" — flüsterten alle.

Der Ausdruck seiner Mienen war sauer, das Auge stechend, und den Mund öffnete er kaum auf alle Begrüßungen, die ihm entgegengebracht wurden, auch auf Anhalts Frage

nicht: ob an den Grenzen was vorgefallen sei, daß er Pilsen verlassen und sich nach Prag begeben habe?

Pilsen war das Standquartier dieses Kriegshauptes aus freier Hand. Dort hatte er sich wie der Fuchs ein Malepartus befestigt, um immer einen sichern Zufluchtsort zu haben. Denn ein gut befestigter Ort bedeutete in damaliger Zeit, welche die Kraft der Geschütze noch wenig entwickelt hatte, sehr viel. Er focht seit zwei Jahren für die Böhmen, und hatte bis zur Schlacht bei Thein den Oberbefehl geführt. Dort von Boucquoi geschlagen und dann vom Kaiser in die Acht erklärt, hatte er sich in seine Pilsener Verschanzungen zurückgezogen und erschien jetzt nach langer Pause zum ersten Male wieder öffentlich. Die Kundigen dachten auf der Stelle: des Oberbefehls wegen, den der König neu verleihen will.

Er war damals ein noch junger Mann von fünfunddreißig Jahren, sah aber schon wie ein tiefer Vierziger aus. Scharfe Wechselfälle des Lebens und Leidenschaften hatten ihn früh alt gemacht. Er war ein natürlicher Sohn. Sein Vater, Peter Ernst, von der niederländischen Linie der Mansfelder Grafen, war Statthalter von Luxemburg und Brüssel und ein scharfer Kriegsmann unter Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten gewesen. Er selbst, Ernst geheißen, war ebenfalls katholisch aufgewachsen und erst vor zehn Jahren zum Protestantismus übergetreten, weil man ihm die Güter seines Vaters verweigert hatte. Von da an war er jener freie Kapitän geworden, der ein Kriegsheer um das andere warb und auch dann, wenn er seine Schar im Dienste eines Landes oder einer öffentlichen Sache verwendete, eine gewisse Selbständigkeit seiner Kriegsmacht zu behaupten wußte. In solchem Sinne hat er jahrelang zur Union gehalten und war bald nach dem Fenstersturze ins böhmische Land gerückt, um gegen das Habsburgische Haus zu fechten.

Obwohl ebenfalls ein Deutscher, war er der böhmischen Partei doch weniger mißfällig als Anhalt. Die Nationalität

war mehr abgewischt in ihm. Raupowa also näherte sich ihm mit einer gewissen Auffälligkeit, und Mansfeld gönnte ihm auch einige Worte mehr als dem Anhalt, in welchem sein verschmitzter Blick den Nebenbuhler für den Oberbefehl deutlich erkannte. Da er aber äußerst wenig sprach, und da die auf ihm lastende Acht eine gewisse Scheu vor ihm einhauchte, selbst denen einhauchte, welche Kaiser und Reich geringschätzig behandelten, so entstand eine unbehagliche Geselligkeit in jenem glänzend erleuchteten Saale des Hradschin, und ein allgemeines Ah! der Befriedigung löste sich aus allen Kehlen, als von außen Trompeten und Pauken hereinschallten. Sie verkündeten, daß König und Königin heranschritten.

Sie waren vor einer Viertelstunde erst von der Jagd zurückgekehrt, und die Königin hatte gegen Gewohnheit rasch die Kleidung gewechselt, denn sie war sonst eitel und hielt ungemein viel auf Glanz und Schimmer. Herkunft, Gestalt und Antlitz berechtigte sie wohl dazu; sie war eine schöne, stolze Erscheinung, welche mit etwas starrer Grazie, aber nicht ohne Würde am Arme ihres wohlgewachsenen, jungen Gemahls in den Saal schritt und herablassend links und rechts grüßte, vorzugsweise Herrn Wilhelm von Raupowa, welcher auch ihr gegenüber sein rauhes Wesen verbindlich und geschmeidig zu ändern wußte. Ebenso suchte sie den mürrischen Mansfeld auszuzeichnen, der über sich selbst zu lächeln schien, daß er ein paar Worte verschwenden mußte über äußerst müßige Dinge.

Der König dagegen erwies dem Anhalt seine Aufmerksamkeit und beglückwünschte ihn zu der Ankunft seines Sohnes, eines zwanzigjährigen kräftigen Jünglings, welcher jetzt zum ersten Male dem Könige vorgestellt wurde. Außerdem fragte der König nach dem Grafen von Hohenlohe, einem der deutschen Kriegsführer, welche im böhmischen Heere befehligten. König Friedrich hing offenbar als junger Mann mit allen Neigungen an den deutschen Männern, und mußte

durch eine leise Bemerkung seiner Frau erinnert werden, daß er auch nach anderer Seite Achtung zu zeigen habe; das tat er denn auch in guter Manier. Er war eine Zeitlang in französischen Kreisen aufgewachsen, zu Sedan bei seinem Oheim, dem Herzoge von Bouillon, und hatte sich eine gewisse Geschmeidigkeit des Umgangs angeeignet. Mit ganz anmutiger Sicherheit lud er denn namentlich ein Dutzend der anwesenden Herren ein, an seiner Abendtafel teilzunehmen, und führte dann seine Gemahlin die Stufen hinauf, welche zu dieser Tafel führten. Trompeten und Pauken feierten auch diesen Akt, und es war ein ganz artiges Bild, als nun die älteren Herren von beiden Seiten zurückwichen und den geputzten Hofleuten Platz machten, welche ihre Damen zur Estrade am Ende des Saales hinaufführten. Unmittelbar hinter den Majestäten erschien da Ludmilla am Arme des Junkers Rudolf von Mitzlau, ein blendend schönes Paar, welches alle Kennerblicke auf sich zog, und von welchem die in sehr geringer Zahl vorhandenen älteren Damen einander zuflüsterten: „Das nächste Ehepaar!"

Budowa, neben Loß stehend, hörte solch eine Äußerung und wollte eben trotz der Verstimmung, welche sie ihm erweckte, mit dem alten Freunde ebenfalls hinaufsteigen zur Abendmahlzeit, denn die Kochkünstler, welche mit dem Kurfürsten aus Heidelberg übergesiedelt waren nach Prag, hatten viel mehr seinen Beifall als die politischen Künstler, welche mitgekommen waren — da redete ihn ein Diener von rückwärts an. Loß, im Anschauen seiner strahlenden Mille verloren, stieg hinauf, ohne gewahr zu werden, daß Budowa zurückblieb.

Budowa aber wendete sich infolge der Mitteilung und verließ den Saal.

Seine Wohnung war oben im Bereich der Burg, weil er die oberste Leitung des Gerichtswesens im Königreiche übernommen und sich damit eine Fülle von Arbeiten aufgelastet

hatte, um derentwillen er sich mancherlei gewohnte Bequemlichkeit versagen mußte, auch den Aufenthalt in seinem eigenen Hause unten in der Stadt. Dies mochte wohl beigetragen haben, daß er wirklich seit dem Frühjahre plötzlich gealtert hatte und körperlich herabgekommen war. — Nicht leicht, wie sonst, sondern langsam und bedächtig ging er über einen Hof, verhüllte sich sorgsam mit dem Mantel vor kaltem Zugwinde und stieg mühsam eine Treppe hinauf. Er beachtete aber diese Hinfälligkeit gerade heute nicht, sein Auge leuchtete, als der Diener öffnete — Hans stand vor ihm, Junker Hans lag in seinen Armen.

Nun wiederholten sich die Szenen aus jenem Dorfe bei Laa, in welchem er damals den Junker beherbergt und bewirtet hatte. Es geschah alles, was Bequemlichkeit und Behaglichkeit schaffen konnte, und Budowa gab Order, vom andern Morgen an sein Haus unten zu heizen und in Ordnung zu bringen. Der Junker werde dort einziehen, und er selbst werde hinabsiedeln. Es sei genug gearbeitet in den trockenen Dingen, und leiten könne er auch von unten! „Warum hab' ich auch Jura traktiert in Heidelberg und Bologna und mich durch Scharfsinn und Gedächtnis hervorgetan? Damit ich jetzt meine sinkenden Kräfte vergeude für einen Staat, der nur einen Winter dauern wird!"

„Oho!" rief Hans.

„Freilich! Machen wir in ein paar Worten ab, was unsre hiesige königliche Misere, unser glänzendes Elend betrifft, Freund, damit wir uns dann unsern gemeinschaftlichen höheren Dingen und deinen persönlichen Angelegenheiten ungestört widmen können. Ich bin für letzteres beides jetzt viel geeigneter als im vergangenen Frühjahre. Der Körper versagt, und Epikurus will Abschied nehmen; da wird man geduldiger, die spöttische Ader versiecht, man klammert sich an das, was wirkliche Dauer verheißt. Unser böhmischer Staat verheißt das nicht. Leider! denn ich liebe herzlich mein

Heimatland und hätte es gar gern gesehen, wenn es eine tüchtige Selbständigkeit erringen gekonnt. Seit ich aber eine Reihe von Monaten in seinen Eingeweiden mich umgeschaut durch tägliche Berufsarbeiten, seitdem bin ich hoffnungslos geworden. Die Geschichte hat uns gemißhandelt, und das ist nicht mehr zu ändern. Slawentum und Germania, die sich hier begegnet sind, haben es zu keiner fruchtbaren Ehe miteinander gebracht. Es sind keine legitimen Kinder entstanden, welche ein Neues, Eigenes darstellten; nur die Verschiedenheit und die Trennung haben sich fortgepflanzt, und das kommt immer wieder zutage, wenn sich das Land selbständig erheben und regieren will. Es fehlt die ursprünglich schöpferische Kraft, welche allein die Parteiung bezwingen kann. Man leiht bei Slawen, man leiht bei Deutschen, man leugnet tapfer, daß man dies tue, man schilt, man zankt, man schlägt sich tot, um zu beweisen, daß man stärker sei, und nur die Unbefangensten werden gewahr, daß kein Organismus entsteht, daß keiner entstehen kann. Zu diesen gehöre ich. Es wäre mir vielleicht auch nicht erwünscht gewesen, wenn dieser deutsche Kurfürst mit seinen Leuten den deutschen Organismus durchweg und gründlich hätte einführen wollen. Aber dazu hat er mit den Seinen gar kein Zeug. Er ist jung und oberflächlich und unbedacht. Seine Frau tat zuweilen, als ob sie was Systematisches wolle; aber es ist äußerlicher Plunder, und sie ist eigentlich noch schlimmer, denn sie ist hochmütig und eigensinnig. Gab's etwas, das leise angefaßt und geschont werden mußte, so war's doch wahrhaftig der Konfessionsunterschied zwischen Luthertum und Kalvinismus, damit die protestantische Welt so weit als möglich als Ganzes sich fühlen und dem katholischen Habsburger als Ganzes entgegentreten konnte. Nun, das Gegenteil haben diese Pfalzgräflichen getan! Sie sind mit ihrem Kalvinismus aufgetreten, als ob das Luthertum nicht anderes sei als das Papsttum selber. Sie haben diesen Hofprediger Scultetus, einen gedankenarmen Zeloten,

die Kirchen ausräumen und weiß anstreichen, kurz wirtschaften lassen, als ob es gegen das Heidentum selber ginge. Das Bild des gekreuzigten Christus, jedem christlichen Sinne doch ein Denkmal innerster Verehrung für Leiden um eine Glaubenslehre und für schmerzensvolle persönliche Hingebung, das haben sie behandelt wie die Juden die Baalszeichen. Ist man ästhetisch oder dogmatisch gegen solch ein Symbol, nun dann äußere man diese Meinung mild und achtungsvoll für Andersdenkende, man reiße es aber nicht brutal und skandalös zu Boden! Das empört ja mit Recht. Hat doch diese albern hoffärtige Pfalzgräfin, die man jetzt Königin nennt, öffentlich ausgerufen: ‚Wie lange soll denn dieser nackte Badeknecht noch auf der Brücke stehen!?‘ Das steinerne Christusbild auf der Moldaubrücke hat sie damit gemeint.“

„Unglaublich!“

„Unglaublich in seiner Roheit; aber man erzählt es ihr nach. Du magst denken, mit welchen Empfindungen! Kann da von Heimischwerden, von Wurzelschlagen die Rede sein? Nicht im geringsten! Sie werden weggeweht werden wie Spreu, wenn der Sturm sich erhebt. Genug davon. Auf diesem Wege entsteht kein Staat, gedeiht keine Kirche. Kalviner und Lutheraner schwächen sich solchergestalt gegenseitig und arbeiten dem Papismus in die Hände. Deshalb haben mich deine Nachrichten aus Linz zum ersten Male wirklich bereit gefunden, für Zdenkos Traum eines ‚einfachen Christentums‘ mithandelnd einzutreten. Daß ich hinfällig werde, mag seinen Teil haben an dem Entschlusse, kann sein! Man hat mich einen Genußmenschen gescholten, gut! Ich will dem Titel treu bleiben. Ich will für meine letzten Tage nach einem reinen Genusse trachten: dem religiösen Bedürfnisse des Menschen ein Organ schaffen zu helfen, welches Schutz gewährt und Freiheit zugleich. Wenig Dogmen, und nur solche, die jeder gesunden Natur einleuchtend sind. Neben ihnen aber Freiheit für jedermann und für jeden Gedanken. Wie weit

sind die Vorbereitungen gediehen, welche du mit der Jörger neuerdings in Angriff genommen zur Berufung des Konziliums? Dein gestriger Brief spricht nur im allgemeinen davon."

„Bis zur Bestimmung des Tages" — erwiderte Hans. „Der erste Mai 1620 ist dafür angesetzt. Und hier in Prag soll es zusammentreten."

„Gut. Und in meinem Hause. Es enthält einen großen Saal. Den laß ich einrichten für eine durch Reden streitende Versammlung. Denn gestritten wird werden. Nichts ist so schwer zu finden als das Einfache."

„Die Versammlung wird geringer werden an Umfang, als Zdenko vorbereitet hatte. Alle Papiere desselben sind in dem Brande der Försterei auf dem Wiener Walde zerstört worden, und Frau Amalie hat aus ihrem Gedächtnisse die Adresse derer angeben müssen, mit welchen Zdenko verkehrte. Sie war zwar tief eingeweiht in seinen Verkehr, aber namentlich die in großer Ferne Lebenden hat sie doch nicht alle nennen können. An alle diejenigen, welche sie genannt, sind Sendschreiben abgefaßt worden, und die Absendung derselben hat schon begonnen. Die wichtigste Hilfe erwarten wir noch von Pater Dunstan, durch dessen Hände alle Verbindungen Zdenkos gegangen sind."

„Und wie steht es um ihn?"

„Er ist frei; aber jeder seiner Schritte ist bewacht von den Jesuiten. Er kann sich noch nicht vor die Tore wagen, weil er einem mörderischen Überfalle der gegen ihn gehetzten Truppen ausgesetzt ist. Und doch drängt es ihn fort, denn er ist auch von der Burg schwer gefährdet. Seine Wegnahme meines Todesurtels und die Vernichtung desselben ist bekannt geworden und hat den Kaiser stutzig gemacht. Die Jesuiten haben das Ihrige dazu getan, seine Berichterstattung von Rom zu verdächtigen. Sobald Trautmannsdorff schreibt — und das steht jeden Tag zu befürchten — daß Rom die Be-

richterstattung Dunstans verleugnet, dann dürfte der Kaiser den Forderungen der Jesuiten nachgeben."

„Das heißt?"

„Den Schutz, welchen ihm der Benediktinerabt gewährt, für nichtig erklären, weil Dunstan den Papst und Kaiser hintergangen. Sobald es ihm aber gelingt, aus der Stadt zu entkommen, wird er über Linz hierher eilen."

Nun wendete sich das Gespräch auf die persönlichen Angelegenheiten Hansens. Dieser war Budowa gegenüber vollständig offen, und vertraute ihm auch das Geheimnis von dem Nachlasse Zdenkos, und daß er nach den Äußerungen Dunstans und Tschirills vermuten dürfe, die Geldsummen, welche Graf Zdenko ihm zugedacht, seien noch vorhanden und könnten noch erhoben werden. Nur weil er zuletzt in Hernals von Dunstan getrennt und dieser nach Wien gebracht worden, sei die völlige Aufklärung in dieser Angelegenheit und die Maßregeln zur Empfangnahme der Hinterlassenschaft zerstört worden. Zunächst wolle er noch kurze Zeit auf Dunstans Ankunft harren; sollte sich diese gegen Erwarten verzögern, so wollte er seinen Diener Tartsch an Tschirill abschicken, um die Übermittlung der Kiste nach Prag ins Werk zu setzen. Die Zeit sei nicht ungeeignet dafür: der Krieg ruhe wohl jetzt einige Wintermonate, und der Transport sei nur eine kurze Strecke in Niederösterreich den Truppen Boucquois und Dampierres ausgesetzt, welche wohl jetzt nach dem Abzuge Bethlens und Thurns aus Österreich wieder ihre Stellung von Krems aufwärts einnehmen würden. Von Prag aus sei aber vielleicht durch Budowas Einfluß, besonders wenn Anhalt an die Spitze des böhmischen Heeres komme, ein bewaffnetes Geleit zu erwirken von der Stelle an, wo die böhmischen Vorposten beginnen. Für das Konzilium wäre große Geldhilfe vonnöten und er, Hans, sei bereit, die Hinterlassenschaft Zdenkos diesem Zwecke zu widmen.

Die Nacht war vorgerückt. Das Gespräch ging nun in

stilleren Ton über, und persönliche Fragen kamen an die Reihe. Hans fragte nach Loß, Budowa berichtete über den gutmütigen Vater und erwähnte nur kurz der Tochter. Er vermied es, für eine ihm wohlbekannte Neigung etwas zuzutun oder wegzunehmen. Er wollte nicht Vertrauter werden, wenn Hans ihn nicht dazu machen wollte. Hans tat dies nicht, sowie er es noch nirgends getan. In seinem ersten Briefe aus Linz hatte er wohl einmal nach Ludmillen gefragt und hatte einige Äußerungen von ihr aus ihren Briefen an Isabella mitgeteilt mit der traurigen Bemerkung, daß er im Loßschen Hause wohl in keinem besonderen Andenken stehe. Vielleicht hatte er dadurch Budowa zu einer Mitteilung über Ludmilla bewegen wollen. Budowa aber hatte kein Wort über dies Thema erwidert, und so äußerte jetzt Hans nur, daß er am nächsten Vormittage Loß besuchen wolle.

Dieser nächste Vormittag war ein sonnenheller Wintermorgen. Papa Loß saß in glücklicher Behaglichkeit zwischen seinen beiden Töchtern am Frühstückstische und ließ sich von Ludmillen erzählen; was sie alles gestern erlebt und erfahren auf der Jagd und bei Tafel und beim Tanze, welcher bis in die Nacht hinein gedauert. Loß war früher heimgegangen, nachdem er sich bei der Königin Urlaub erbeten hatte auf einige Tage für seine Tochter, welche ihm durch den Hofdamendienst ja gänzlich entzogen würde. So war Ludmilla jetzt gleichsam Gast im väterlichen Hause und hatte an Purzel und an den Papa eine Fülle von Mitteilungen und Bemerkungen zu machen, naiv an Purzel, altklug und weise an den Papa, welcher alles wissen wollte, was ihr durch Kopf und Herz gelaufen wäre. Seine Laune war die vortrefflichste; er vergaß die leidige Politik völlig und freute sich seiner Kinder, freute sich des Sonnenscheins, welcher über die Moldau herüber bis

zu seinem Sessel in das große Gemach fiel und ihn mit seinen Lieblingen in goldenen Duft hüllte.

„So schön ist's nicht gewesen hier in meinem Hause," rief er, „als damals, da der Hans zum letzten Male hier war, ehe er nach Wien ritt."

„Von dem war gestern bei Tafel die Rede," sprach Ludmilla langsam. „Man erzählte garstige Nachrichten von ihm, welche Raupowa aus Linz mitgebracht hat."

„Lügen und Verleumdungen!"

„Es wäre doch schrecklich, wenn er Renegat geworden!"

„Lüge und Verleumdung, sag ich dir!"

„Das sagte der Fürst Anhalt auch; aber man entgegnete ihm: Was hätte denn sonst den strengen Kaiser veranlassen können, ihn freizulassen?!'

„Das ist eine verwickelte Geschichte. Hans muß sie uns selbst erzählen."

„Kommt Hans, Papa?" rief freudig Purzel. Ludmilla war über und über rot geworden.

„Gewiß wird er kommen!"

„Heute, Papa?"

„Törichte Purzel, das geht nicht so schnell. Der Hans hat in Linz viel zu tun. Erst wenn er fertig ist, kann er kommen."

„Hat er dir Nachricht gegeben?" fragte Ludmilla.

„Mir nicht, aber Budowa."

„Natürlich! Wir sind nicht mehr in seiner Gnade!"

„Wär' das ein Wunder, Mille? Haben wir etwas für ihn getan, als er in Not war?"

„Getan? Was konnten wir denn tun?"

„Seinen herzlichen Anteil kann man immer beweisen, besonders wenn man Briefe schreibt."

„Wie!?"

„Wenn man aber in den Briefen sagt: ‚Warum hat er sich auch fangen lassen!'"

„Vater!“

„Wenn man sagt: ‚Sein häßliches Müllerkostüm und bartloses Antlitz kann ich gar nicht aus dem Gedächtnisse wischen, und für einen tragischen Ausgang ist er ja doch zu besonnen‘. —“

„Vater, woher weißt du diese Worte?“

„Von Budowa weiß ich sie. Der weiß sie von Hans. —“

„Und dem hat sie Isabella mitgeteilt. O, das ist freundschaftlich, das muß ich gestehen!“

„Pfui, Mille, du wirst am Ende noch das engelsgute Mädchen anklagen dafür, daß du kein Herz gezeigt hast für den armen Junker!“

Es entstand eine Pause. Sie wurde unterbrochen durch die Frage Purzels: „Papa, warum hat denn die Mille kein Herz für den Hans? Der Hans ist ja so lieb!“

Ludmilla sprang auf und lief zum Fenster. Heiße Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Papa Loß wurde das gewahr, und es wurde ihm schon sehr leid, daß er so weit gegangen. Er konnte seine Mädchen nicht weinen sehen. Er erhob sich also ebenfalls und wollte zu ihr, um sie zu trösten. Da kam ihm Ludmilla entgegen, warf sich ihm an die Brust und sagte schluchzend: „Vergib mir nur, guter Papa, ich will so etwas nicht wieder tun. Ich hab's gar nicht gewußt. Jetzt, da ich die Worte höre, machen sie auch mir einen abscheulichen Eindruck. Ich hab' sie unbedacht hingeschrieben, weil ich damals zerstreut war, und weil ich wirklich nicht dachte, daß Hans in so großer Gefahr schweben könne. Junker Rudolf tat immer, als ob das bißchen Gefangenschaft nicht der Rede wert sei.“

Purzel unterbrach die Schwester mit dem fröhlichen Geschrei: „Der Hans! Der Hans ist da!“

Wirklich stand er auf der Türschwelle. Ludmilla und Loß stießen gleichzeitig einen Freudenschrei aus und eilten ihm entgegen. Ludmilla hastig voraus, als ob sie ihm in die Arme

eilen wollte. Einen Schritt erst vor ihm blieb sie plötzlich stehen und streckte ihm beide Hände entgegen. Der hinzukommende Loß und die an Hans sich hinaufrankende Purzel sorgten dafür, daß er im Loßschen Hause auch wirklich umarmt wurde.

Es folgte eine glückselige Stunde, glückselig für alle. Die Liebe hat kein Gedächnis für das, was ihr hat Abbruch tun wollen; ja, sie gedeiht erst recht unter Störungen; und als der offenherzige Loß die Szene schilderte, welche Hans soeben unterbrochen, da machte Hans sich selbst Vorwürfe, daß er ein so sentimentaler, ein so geistloser Zweifler hatte sein können! Die lebensfrische Ludmilla sei ja mit ihrem des Lebens bedürftigen Naturell ganz im Rechte gewesen, eine mißliche Lage des Freundes zuversichtlich anzusehn, das heißt voll Zuversicht auf die Kraft des Freundes. Er dachte wohl gar einen Augenblick, wie Ludmilla kurz vorher gedacht: Isabella hätte ihm solche Dinge gar nicht mitteilen sollen! So parteiisch ist Neigung, so ungerecht.

Wie verändert erschien Hans überhaupt in der glücklichen Luft dieser Stunde! Er schalt selbst über seine Pedanterie, über alle seine Peinlichkeiten; er empfand vollständig, daß er jung, daß er lebenslustig sei, daß die Ängstigungen und Kämpfe in Wien seine Lebenskraft geweckt und gefördert. Welch eine Veranlassung dazu war aber auch die neben ihm sitzende Ludmilla! Wie straff und kräftig hatte sich ihr Äußeres entwickelt! Ihr Arm, der aus dem Hauskleide hervorsah, war so rund und weiß, ihr Nacken so voll, ihre Brust so schön gewölbt, ihr Mund so schwellend, ihr Auge so blitzend geworden! Die Stimme hatte an Macht und Tiefe gewonnen, und ihr ganzes Wesen atmete Energie der Sinnlichkeit. Dazu ein geistiges Leben, welches Witz und Behendigkeit ausströmte in behaglicher Weise, wenn es sich an die Worte des Vaters anschloß, Klarheit und Bestimmtheit, wenn es Hansens Äußerungen aufnahm, und den schalkhaftesten Humor, wenn es mit Purzel tändelte.

Papa Loß war wie wiedergeboren; seine fröhliche Stimmung, so lange niedergehalten, jauchzte geradezu. „Endlich einmal", rief er schnalzend, „die Kopfhängerei beim Kuckuck, das ewige Politisieren und Katechisieren, die ewige Sorge nicht bloß um morgen, nein um übermorgen! Purzel, gurgle einen Jodler heraus, so laut du kannst."

Purzel tat ihre Schuldigkeit so herzhaft, daß der Vater sie beim Kopf nahm und abküßte. Er lachte auch markerschütternd, als sie sich aus seinen Armen wand und hastig fragte: „Nun ist wohl morgen Hochzeit, Papa, da der Hans wieder gesund ist und die Mille artig, ja?"

Ludmillens und Hansens Gesichter waren von Blut übergossen, und beide dankten es innerlich dem Papa, daß er scherzhaft die Antwort übernahm und ausrief: „Übermorgen, Purzel! Du mußt ja Brautjungfer werden und noch achtundvierzig Stunden wachsen. Wachse zu! Wirst du?"

„Ganz-geschwind, Papa! Heiß ich dann auch Starschädel, wenn die Mille so heißt?"

„Du wirst noch ein r zukriegen und Starrschädel heißen, du kleiner Hartkopf."

„Nein, Papa, geradeso! Kein rr!"

„Weil du's nicht aussprechen kannst!"

Da trat die Störung ein — in Gestalt des Junkers Rudolf von Mitzlau. Er war prächtig gekleidet in grünen Samt, und sah bildschön aus. Gestalt und Miene, ja alles an ihm hatte sich günstig entwickelt, war fest geworden und hatte doch nichts von der früheren Geschmeidigkeit verloren. Der Erfolg zeitigt eben am schnellsten, und er hatte im Anschlusse an Raupowa vollständigen Erfolg gehabt; er war ein Mann von Bedeutung geworden. Man hatte ihn vorzugsweise in diplomatischen Aufträgen verwendet: er war zu Bethlen Gabor nach Ungarn geschickt worden, um das Bündnis mit demselben zu festigen, nach Dresden, um den Kurfürsten von kriegerischen Schritten gegen Böhmen abzuhalten, an die kleinen

Reichsfürsten im mittleren Deutschland, um sie vom Kaiser abzuziehen und der böhmischen Sache geneigt zu machen. Er hatte dies immer geschickt ausgeführt, wenigstens immer als sehr hoffnungsvoll dargestellt. Selbst nicht gründlich und gewissenhaft fand er allen diplomatischen Verkehr leicht; ein halbes Wort genügte ihm für die ganze Zusage, und wo er Aussichten zu eröffnen hatte, da gab er lächelnd und verschönernd unzweifelhafte Gewißheiten. Das erfreute diejenigen, an welche er gesendet war, und erfreute diejenigen, welche ihn gesendet hatten. Sich selbst gut zu täuschen, ist den Revolutionsführern stets ein Bedürfnis. Mitzlau genügte diesem Bedürfnisse allerliebst. Und so rasch! Seine elastische Leibesbeschaffenheit gestattete ihm Kurierritte ohnegleichen. Schon deshalb war von ihm jetzt die Rede, als man eine ernstliche Aufforderung an den Sultan in Konstantinopel richten wollte, den Kaiser mit Krieg zu überziehen. Er ritt ja mit jungen Genossen binnen zehn Tagen bis an den Bosporus und konnte als glänzender, gefälliger Kavalier, der trefflich zu schmeicheln verstand, den eitlen Padischah am ersten dahin bringen, daß bis zum Frühjahre der ganze europäische Orient in Bewegung gesetzt würde gegen Wien.

Von einer Besprechung dieses Projektes kam er jetzt eben und war also nicht gestimmt, das Eindringen des alten Nebenbuhlers bei Ludmilla geduldig und bescheiden anzusehen. Selbst zu jedem Renegatentume geeignet, glaubte er vielleicht selbst an die Rede Raupowas, daß der Starschädel katholisch geworden sei, um frei zu werden. Er sah ihn also ganz anders an und behandelte ihn ganz anders, als er in Wien und Hernals getan; er behandelte ihn von oben herab, und die Begrüßung war sehr frostig.

Ludmilla, an welche er sich sogleich wendete, war in sichtlicher Verlegenheit. Seine vertrauliche Anrede erschien ihr wie ein Vorwurf, den Hans zu machen berechtigt sei. Sie antwortete wenig und ausweichend.

Aber Rudolf war nicht der Mann, sich abschrecken zu lassen. Er fand auch für seine Dreistigkeit, wie immer, rasche Hilfsquellen. Die Königin bot sie ihm jetzt. „Der Königin Majestät“ — sagte er — „hat soeben ihr Bedauern ausgesprochen, daß Fräulein Ludmilla heute oben fehlt. Es sind gestern prächtige Falken aus Holland angekommen, wunderbar abgerichtete Tiere, welche diesen Mittag versucht werden sollen draußen jenseits des Wischehrad. Eine große Kavalkade wird gerüstet für den hellen Wintertag, die Königin an der Spitze und um sie her alles, was frisch und gut beritten ist. Die Königin hofft, das trefflich reitende Fräulein von Loß werde diese seltene Gelegenheit nicht versäumen. Ich bin bereit, liebes Fräulein, auf Euch zu warten, bis Ihr Eure so kleidsame Amazonentracht angelegt und Euch hinaufzugeleiten. Der Herr Vater, einer unserer tüchtigsten Reiter, läßt vielleicht auch seinen türkischen Schimmel satteln, um zu beweisen, daß nicht bloß junge Leute über Stock und Stein dahin sausen können, wenn der Falke oben am Firmamente weit ausgreift!“

Ludmilla sagte nur halblaut: „Heute wohl nicht!“ indem sie mit unsicherm Blick zu Hans und dem Vater aufsah.

„Unsertwegen brauchst du's nicht abzulehnen“ — sprach der Vater — „mein Schimmel macht das mit mir schon durch, und für den Hans ist ja der Fuchshengst da, welchen er im vergangenen Winter so oft und so gut geritten hat. Was meinst du, Hans?“

Rudolf verspürte diese Anrede sehr unangenehm, ihn hatte Loß noch niemals „Du“ genannt.

Hans seinerseits war so glücklich angeregt, daß er kein Spielverderber sein wollte für sein geliebtes Mädchen und ohne weiteres einstimmte.

Ludmilla war so glücklich darüber, daß sie ihm die Hand zustreckte, die er lächelnd küßte. — Loß rief nach dem Diener, daß er die Pferde bestelle.

„Da muß ich aber doch etwas bemerken,“ — sagte Mitzlau

unter künstlicher Zögerung mit den Worten — „wenn der Herr Junker von Starschädel von der Partie sein soll, dann —"

„Nun dann?" fragte Loß.

„Dann entsteht eine Schwierigkeit. Der Junker ist bei Hofe nicht vorgestellt, und ich — ich wäre nicht in der Lage, ihn so jählings den Majestäten vorzustellen."

„Das ist auch gar nicht nötig, denn das werde i ch tun," entgegnete Loß.

„Ja — aber hat denn Fräulein Ludmilla nicht erwähnt, was gestern abend das Tischgespräch bildete an der königlichen Tafel? Die Befreiung des Junkers Starschädel in Wien und sein Übertritt zur katholischen Kirche, durch welchen er seine Befreiung erlangt habe?"

Hans, Loß und Ludmilla stießen gleichzeitig einen leichten Schrei aus.

„Unter solchen Umständen ihn plötzlich oben vorzustellen, wäre doch wohl auch für Euch, Herr Baron, nicht angemessen. Land und Hof sind kriegerisch antikatholisch, selbst Landeskavaliere wie Czernin halten sich zurück, weil sie katholisch sind, und nun sollte ohne weiteres —"

„Es ist ja erlogen, daß Junker Hans übergetreten sei, ganz und gar erlogen und, wie ich fürchte, von Eurem Protektor, dem Raupowa, erlogen!" schrie Loß.

„Das weiß ich nicht und ich weiß nicht, ob Ihr es wissen könnt, Herr Baron. Jedenfalls glaubt man's in den höchsten Kreisen und solange die Berichtigung nicht geglaubt wird, scheint es mir doch unmöglich —"

„Unmöglich oder nicht, wir brauchen's nicht. Seid Ihr so leichtgläubig und töricht genug, auf solche nichtswürdige Verleumdung hin einen unserer besten Protestanten von euren höchsten Kreisen auszuschließen, so sind wir doch Manns genug, uns um Eure höchsten Kreise nicht zu kümmern, von denen wir die Sicherstellung unseres Landes wahrhaftig nicht mit besonderer Zuversicht hoffen. Sagt das oben getrost vom alten

Loß. Wir, Kinder, reiten nach der anderen Seite und wollen Gottes schönen Wintertag auf unsere Weise genießen."

„Ich bin untröstlich. —"

„Keine Ursache. Frische Besen kehren gut. Ihr seid ja selbst ein so junger Protestant, daß Ihr doppelt eifrig erscheinen müßt. Wie lange ist's denn her, daß Ihr übergetreten seid?"

„Ein — halbes Jahr."

„Na seht Ihr, da ist man eben noch ein frischer Besen. Der Hans da ist aber — wo seid Ihr denn übergetreten?"

„Wo?"

„Ja, wo? Bei welchem unserer Prediger habt Ihr denn Euer Glaubensbekenntnis abgelegt?"

„In Hernals hab ich mit Kandidat Götzinger —"

„Ah, das ist ja ein Lutheraner! Ich denke, Ihr seid Kalvinist?!"

„Das bin ich auch. Mit Götzinger hab ich nur die allgemeinen Unterschiede durchgesprochen. —"

„Laßt's gut sein! 's könnte Euch sauer werden, und mir steht's nicht zu, Euren Kirchenzettel zu fordern. — Mille, geh, leg dein Reitkleid an! Ich lechze nach frischer Luft."

Ludmilla ging, schüchtern grüßend, betroffen hinweg, betroffen und traurig.

Mitzlau blieb auch nichts übrig, als seinen Abschied zu nehmen; er war ja doch eigentlich hinausgewiesen. So hatte Loß ihn niemals behandelt. Mochte er sich auch niemals eingenommen gezeigt haben für den Junker, seine gutmütige Gastfreundlichkeit hatte sich doch nie verleugnet. Zum ersten Male hatte Loß jetzt gleichsam sein Wams aufgerissen und gesagt: Da innen in meiner Brust ist gar kein Herz für dich! — Und dies war geschehen in Gegenwart des Nebenbuhlers, ja in Verteidigung des Nebenbuhlers Hans von Starschädel.

Rudolf übersah wie unter Blitzbeleuchtung, daß dem Vater gegenüber alles für ihn verloren sei. Der müsse gezwungen werden, ihm Ludmilla zur Frau zu geben. „Das soll er denn

auch!" — murmelte der beleidigte Junker, indem er unter kühlem Gruße hinausging — „das soll er auch, koste es was es wolle! Und diesen sächsischen Junker bei dieser Gelegenheit mit zu Boden schlagen, das soll die Hälfte meines Triumphes sein!"

Vor dem Hause begegnete ihm jemand, der zu seinem Grolle paßte — Jaromir von Zierotin, einst Pater Norbert geheißen. Der sah auch düster aus wie eine Gewitterwolke. Das Gesicht gelblich bleich, das Auge tückisch, das schwarze Haar ohne Glätte, die schwarze Kleidung abgetragen. Es ging ihm sehr schlecht, wenn es auch sein Mund gegen niemand aussprach, und wenn auch seine Haltung unvermindert die eines vornehmen Menschen war.

„Kehrt um, Herr Vetter! Im Loßschen Hause gibt's heute für uns keine Einkehr. Man reitet aus und will nicht begleitet sein: der verlorene Sohn ist wiedergekommen, das Kalb wird geschlachtet für den sächsischen Junker Hans von Starschädel. Zuckt Ihr? Jawohl! Alles Freien hat ein Ende, wenn das schöne Mädchen verheiratet wird."

„Verheiratet?"

„Allerdings! Die Eurigen haben sich als Stümper erwiesen gegen diesen Junker. Sie müßten ihn denn bekehrt haben, wie Raupowa glaubt."

„Das glaub' *ich* nicht."

„Habt Ihr Nachricht über ihn?"

„Wie käm' ich dazu! Ich bin ein gefangener Mann, mit welchem niemand verkehrt. Niemand von Wien, niemand in Prag. Loß allein, ein gutmütiger Mann, verschloß mir sein Haus nicht."

„Jetzt wird's auch *der* tun! Übrigens seid Ihr selbst schuld. Eure Gefangenschaft gibt Euch doch kein Recht zur Klage! Raupowa läßt Euch ja auf mein Fürwort völlige Freiheit. Ich habe dies Fürwort für Euch eingelegt, weil Ihr mein Vetter seid, und weil Ihr in Wien Teilnahme für mich gezeigt, Teil-

nahme in Eurem Sinne! Ihr wolltet mich gebrauchen, allenfalls zum Jesuiten machen. Jetzt steht's umgekehrt: ich will allenfalls Euch gebrauchen, muß Euch aber vorher zum Kalviner machen."

Auf diese boshafte Rede entgegnete Jaromir nur mit einem Blicke, der den frechen schlesischen Junker von oben bis unten maß.

„Schaut wie Ihr wollt," fuhr Rudolf fort, „nur vergeßt eins nicht. Ich kann nicht dafür stehn, daß man einen Jesuiten hier frei umherlungern lasse, bloß weil er ein Kavalier ist. Erwerbt Euch irgend ein Verdienst um uns, sonst überantwortet man Euch dem Scultetus. Was haben wir denn noch gemeinsam, worin Ihr nützen könntet? Die Passion für Ludmilla — er kann wirklich noch rot werden! — Nun, diese Passion ist nicht angetan, uns zu vereinen. Aber die Passion für den sächsischen Junker, wie? Wahrhaftig! Darin stimmen wir überein, den Tugendschwätzer zu beseitigen, nicht wahr?"

Jaromir sagte nicht nein, nicht ja; so grobe Äußerung war ihm abgewöhnt in der jesuitischen Erziehung. Aber in seinem Auge leuchtete ein ja! welches Rudolf genügte.

„Nun denn, dreht eine Schlinge, und wenn es ans Zuziehen gehen soll, nehmt mich in Anspruch. Ich bleibe deshalb hier und schlage die große Gesandtschaft aus, welche mir angetragen ist. Ihr verkehrt mit Wien, ich bin überzeugt davon. Holt uns die Fäden von dort; sie sind zu haben. Der Starschädel ist zu Pferd und allein mit seinem Reitknechte; er hat also nichts von Bedeutung mitgebracht. Ich hab's heute früh oben im Schlosse gehört. Wo ist der Schatz des alten Zdenko geblieben? Raupowa hat ihn nicht gefunden, sondern vermutet ihn in der Schottenabtei. Diesen Schatz herauszubringen ins Reich, wird sicherlich die nächste Sorge des sächsischen Hungerleiders sein, und bei dieser Sorge sollen wir ihn fassen, ihn und den Schatz. Sorgt für Notizen darüber aus Wien, ich sorge dafür, daß der Patron von hier aus dem Transport nicht entgegen-

reitet ohne mein Wissen. Abgemacht! Ihr könnt Euch nicht sehen lassen oben auf dem Hradschin, wo ich wohne, ich schicke also, oder ich komme zu Euch, um nachzufragen, ob eine Fährte sichtbar geworden. Bis dahin ade."

Dies Gespräch endigte unten an der Moldau, wohin Rudolf mit Jaromir abwärts gegangen war von Loßens Hause. Hier wendete sich Rudolf links, um von rückwärts den Hradschin-Berg zu ersteigen, Jaromir ging nach der Brücke zu.

Jaromir-Norbert war in verzweiflungsvoller Lage. Was nützte es ihm, daß man ihn nicht einsperrte, sondern frei einhergehen ließ! Er war hier in Prag, wo die Katholiken tief eingeschüchtert und gleichsam verschwunden waren, abgesondert wie ein räudiges Schaf von der Herde. Jedermann ging ihm aus dem Wege, selbst die jungen Kavaliere, welche noch vor Wien gemeint hatten, er werde seine klerikale Vergangenheit auf sich beruhen lassen und werde übertreten zum Protestantismus. Er war nicht übergetreten, und so verschlossen sich alle Hände, alle Kreise vor ihm. Wenn einige riefen, man halte da einen Jesuitenspion neben sich und sollte ihn fortschaffen, so antwortete Raupowa lachend: „Wozu?! Er erfährt ja nichts, es verkehrt ja niemand mit ihm. Laßt ihn laufen! Er ist in Wien ein Beweis, wie stark wir uns fühlen. Und am Ende ist er doch ein Zierotin, am Ende besinnt er sich doch."

Jaromirs Existenz war denn auch ein immerwährendes Sichbesinnen, ein wühlendes und peinliches. Sollte er entfliehen? Es war möglich. Die brennende Leidenschaft für Ludmilla ließ es nicht zu. Und doch sah er keine Hoffnung vor sich, daß dies Mädchen sich ihm zuneigen könnte, keine Hoffnung, nur zuweilen einen Schimmer. Sie scheute sich vor ihm jetzt noch wie damals, als er für einen Geistlichen galt. Aber sie war kokett: mitunter wendete sie ihm doch eine flüchtige Aufmerksamkeit zu, ein leichtes Lächeln, ein zustimmendes Wort. Das täuschte ihn wieder auf Wochen. Loß war der einzige, der ihm seine Tür nicht gerade verschloß, aber die kalte Höflichkeit des

sonst so gastfreien Mannes gestattete doch nicht, daß Jaromir oft einsprechen durfte. So schleppte er sich von Woche zu Woche an einer Laune des Mädchens dahin, und die Leidenschaft für sie verbreitete sich in ihm wie ein stechender, verzehrender Brand.

Seit dem hereinbrechenden Winter ward ihm auch das beinahe ganz entzogen; Ludmilla wohnte oben auf dem Hradschin, und dorthin konnte er nicht, der kalvinische Hof verabscheute ihn. Was sollte aus ihm werden? Auch die alltäglichsten Geldmittel fehlten ihm oft. Die Mutter konnte nur selten etwas senden, sie hielt ihn für bewacht und meinte, große Vorsicht anwenden zu müssen für ihre Botschaften. Der freundliche Czernin allein, der einzige Katholik unter den regierenden Herren, fand zuweilen in seiner Herzensgüte Gelegenheit, ihm eine Summe Geldes — vorzustrecken, wie er es höflich nannte. Verstohlen geschah das, denn eben weil Czernin der einzige Katholik war, mußte er doppelt vorsichtig sein und einem Jesuiten aus dem Wege gehn.

Die Achse aller Gedanken Jaromirs war denn natürlich die Frage: Sollst du übertreten? Das würde ja alles ändern. Heute stand er auf mit dem Ausrufe: Ja! — und zögerte doch wieder im Laufe des Tages. Am folgenden Tage stand er auf mit der bestimmten Meinung: Nein! denn es wird dir nichts wesentliches nützen und wenn der Kaiser am Ende doch siegt, so bist du verloren. Eine Religionsfrage war es ihm übrigens nicht, er war ohne Religion. Und deshalb kam denn allmählich der Gedanke obenauf, zu welchem die jesuitische Disziplin Veranlassung bot, der Gedanke: überzutreten mit der reservatio mentalis. Das heißt: äußerlich überzutreten mit dem innerlichen Vorbehalte, daß der Übertritt eine inhaltlose, äußerliche Formalität sei, welcher man sich nur notgedrungen unterwerfe, um in Wahrheit der alten Kirche erfolgreicher dienen zu können. So wollte er's darstellen, wenn der Kaiser dennoch siegen sollte.

Auf diesem Punkte stand sein Sinn, als er jetzt über die Brücke ging und am Kruzifixe vorüberkam, welches die Königin

entfernen gewollt. Das Kreuz zu schlagen im Vorübergehn war ihm so eingewöhnt, daß er auch jetzt — nein! rief der Verstand in ihm, das muß jetzt aufhören, wenn du Glauben finden willst für deinen Übertritt. — Dennoch war es auch diesem religionslosen Patron wie das Gefühl einer Sünde, daß er sein Kreuzschlagen unterlassen. Die Gewohnheit ist das Gewissen leerer Menschen — nein! rief es in ihm, es ist nicht bloß die Gewohnheit, es ist etwas geschehn, es folgt dir jemand, der nah am Kruzifixe gestanden und der deine Unterlassung bemerkt hat! —

Er hatte recht: es folgte ihm jemand durch die engen Gassen der Altstadt, in welcher er wohnte, und als er sich an seiner Haustür dreister als vorher umsah, da stand der „jemand" in einem dunkelblauen Mantel still, zehn Schritte von ihm.

Das sind die Jesuiten aus Wien — war sein erster Gedanke — sie beaufsichtigen dich. Seit Ebersdorf, von wo du den Überfall des Studentors dem Provinzial angezeigt, hast du nichts mehr von dir hören lassen. Sie sind mißtrauisch, und sie lassen dich unter allen Umständen nicht los!

Im Hausflur trat ihm seine Wirtin entgegen mit der Nachricht, ein zierlicher Herr, in Blau gekleidet, habe ein Schreiben für ihn abgegeben. Es liege oben auf dem Zimmer.

Jaromir eilte hinauf, fand es, öffnete es und entdeckte auf der Stelle unten in der Ecke das wohlbekannte Jesuitenzeichen, undeutlich, unscheinbar I. H. S., das weltbeherrschende „in hoc signo", durch Kreuz und Strahlen zusammengehalten. „Du bleibst an der Kette" — flüsterte er — „wohin du dich wenden magst!"

Das Schreiben aber lautete:

„Norbert, den man schon voreilig Pater nannte, Du bist Deines Berufes nicht mehr eingedenk: Du meldest nichts und verfällst sinnlichen Gelüsten. Schon in Wien verstörte Dich jene Tochter eines Ketzers, sie wird Dich ins Verderben reißen. Du hörst und siehst nichts um Dich her als sie. Erwache beizeiten!

Unsere Geduld schlummert nicht mehr lange, und uns gehörst Du, wenn Du auch noch keine Weihe empfangen. Du hast unsere Geheimnisse empfangen, Du hast mit unsern Mitteln gewirkt, Dein Leben kann nie mehr getrennt werden von dem unsrigen.—"

Jaromir ließ das Blatt sinken und stöhnte. Er hatte es wohl gewußt, aber im Taumel der Leidenschaft hatte er doch gehofft, man könne, man werde ihn vergessen. Da stand denn völlig nackt das Gegenteil vor ihm. Nie, nie konnte er frei werden, selbst wenn er Ludmilla gewönne, würde die tausendkrallige Hand ihn erreichen. Was also, was bleibe ihm übrig? Täuschen, täuschen, täuschen!

Das ist der unvermeidliche Lauf, wenn naturwidrige Statuten mit Konsequenz durchgeführt werden. Wo die Empörung, wo die Befreiung nicht möglich ist innerhalb unnatürlicher Bande, da stellt sich der Betrug ein als allein wirksamer Genosse.

Nach kurzer Pause las Jaromir weiter:

„Du entschuldigst Dein Schweigen damit, daß Du nichts erführest, weil Du ausgeschlossen seist von der Gesellschaft der Ketzer. Warum bleibst Du ausgeschlossen? Du kennst ja das Mittel, welches Dir Zutritt verschafft. Du erwägst es ja alle Tage. Nicht für uns, nein, für Dein sinnlich Gelüste, welches Du vermöge dieses Mittels befriedigen zu können hoffst. Tor! Du betrügst Dich, uns aber nicht. Ergreife das Mittel und tritt äußerlich über. Aber wehe Dir, wenn Du den heiligen Zweck vernachlässigst! Allwöchentlich sollst Du Kunde senden vom Feinde, genaue Kunde. Je nachdem sie beschaffen ist, wirst Du wieder steigen bei uns, oder — vernichtet werden. An jedem Freitage, sobald die Sonne untergegangen, wird ein dienender Mann in Dein Gemach treten und Deine Nachrichten in Empfang nehmen. — Sei Deiner Vergangenheit eingedenk um Deiner Zukunft willen!"

Jetzt war es Jaromir klar, daß er wieder Norbert werden müsse, und daß er nur gewinnen könne, wenn er den frechen Schritt ausführte.

Die Sonne stand erst im Mittage, als er zum Hradschin hinaufstieg und die Wohnung des Hofpredigers Scultetus aufsuchte.

Tags darauf war überall die Nachricht verbreitet, der frühere Jesuit Jaromir von Zierotin nehme Informationsstunden beim Hofprediger Scultetus und werde zur reformierten Kirche übertreten. Das Aufsehen war groß und nur Raupowa lachte darüber.

Vierzehn Tage später war der Übertritt vollzogen, und Jaromir von Zierotin erschien in glänzender Kleidung in der Burg des Hradschin, um durch Raupowa dem Könige und der Königin vorgestellt zu werden.

Er lachte, weil er die Absicht dieses Glaubenswechsels zu durchschauen meinte, und weil er es für leicht hielt, diese Absichten zu durchkreuzen. „Dieser Jaromir" — sagte er zu den Seinen — „will unter uns heimisch werden, um stets frühzeitig zu erfahren, was wir vorhaben. Nestelt euch zu, wenn er in eurer Nähe ist, oder, was noch besser, bindet ihm Bären auf. Vor allen Dingen warnt seinen Vetter, den Lumpenburger Zierotin. Der gute Mann nimmt sich des bekehrten Zierotin über die Maßen an und stattet ihn aus, daß er wie eine Jungfer gleißt. Das soll er bleiben lassen, denn wir können das Geld besser brauchen, vor allen Dingen aber soll er ihn nicht in unsere Karte sehen lassen, sonst lassen wir ihn selbst nicht mehr hineinschaun."

Trotzdem kam Jaromir durch kluges Betragen zur Geltung. Er hatte die äußerliche Tat, den Übertritt für sich, und das schmeichelte allen, zu denen er übergetreten war. Gegen Hans hatten Raupowas Warnungen viel stärker gewirkt. Hans hatte den erfundenen Übertritt gegen sich, bei allen denen, welche damals in Prag regierten, und alle sahen deshalb mißtrauisch auf ihn, obschon Loß und Budowa durch Wort und Tat bezeugten, daß der Übertritt des sächsischen Junkers nichts sei als eine böswillige Verleumdung. Die herrschende Partei hat

immer etwas von der herrschenden Mode. Alles fällt ihr zu, auch wenn sie abgeschmackt ist.

Zunächst wurde Hans nicht tiefer davon berührt. Nach dem Königshofe da oben war er nicht lüstern, er setzte wenig Hoffnung und geringe Achtung auf den leichten König Friedrich, und der Verkehr mit Budowa und mit dem Loßschen Hause erquickte sein Herz. Es entging ihm nicht, daß Ludmilla leiden mochte unter der üblen Nachrede, welche Raupowa über ihn ausgesprengt. Sie war eben in dem Hofkreise oben in der Burg den Stimmen seiner Gegner mehr ausgesetzt, und einige Tage lang während einer Woche mußte sie doch hinauf, wenn sie den Dienst nicht ganz aufgeben wollte. Der Vater wünschte dies Aufgeben, Hans aber widerriet es. Er sah es Ludmilla an, daß ihr das ein Opfer gewesen wäre. Hatte sie doch schon an jenem Tage der versäumten Falkenjagd seinem Blicke nicht verbergen können, daß sie öfter nach Westen hinüberschaute, wo die Falken fliegen und die glänzende Gesellschaft darunter hin reiten sollte. Entging es doch seinem Blicke überhaupt nicht, daß sie stiller als sonst war, daß die Abgeschlossenheit Hansens von der Hofgesellschaft sie peinlich berührte. Dennoch war er guten Mutes. Die eigenen Leiden hatten ihn nachsichtig gemacht, ja hatten ihn aufgefrischt. Er meinte zu wissen, wie die kleinen Fehler seiner Geliebten beschaffen seien, und daß sie eben verwachsen seien mit ihren glänzenden Eigenschaften. Man müsse sie linde behandeln, meinte er, und nicht aufreizen durch Widerspruch. So war er denn lieb und gut gegen sie wie ein zärtlicher Bruder. Und sie verstand es auch, sie war ihm herzlich dankbar und war sanft und mild, wie er sich gar nicht erinnerte, sie früher gesehen zu haben, der Harrach Isabella vergleichbar, von welcher sie sonst so verschieden gewesen.

Es waren idyllische Stunden, welche ihm geschenkt wurden im sonnenhellen Wohnzimmer des Loßschen Hauses: Papa war so fröhlich, Purzel so schnurrig, Ludmilla so gut. Es hätte ihm auffallen können, daß er selten allein war mit der Geliebten,

und daß weder er noch sie die Absonderung suchten. Aber es fiel ihm nicht auf. Es war auch nicht ein Zeichen verminderter Neigung, nicht an ihm, nicht an ihr. Das ganze Verhältnis erlebte nur gleichsam einen Zwischenakt. Die Leidenschaft schwieg, die Neigung sprach; und sie sprach bescheiden, weil Hans ein bescheidener Mensch war, und weil Ludmilla sich beschied. Darin, daß Ludmilla sich beschied, mochte sich allerdings ein geheimnisvolles Etwas verbergen, welches nicht gleichgültig war für die Zukunft: Ludmilla unterdrückte ihre Phantasie, um ihrer Herzensneigung willen, welche sie für Hans hegte. Das war nichts Geringes.

Deshalb paßte es nicht recht, wenn der Vater das Verhältnis zwischen ihr und Hans so ansah und mitunter auch verständlich so bezeichnete, als ob es das Verhältnis zwischen Brautleuten wäre. Das paßte nicht, es störte. Es lag kein Geständnis zwischen ihnen vor; dies war gleichsam vertagt. Nur vertagt, das empfanden sie beide. Aber übersprungen sollte es nicht werden. Die Situation wird wechseln, die Stimmung wird aufwallen, die Einsamkeit mit ihrem geheimnisvollen Schleier wird sich vom Himmel herabsenken und mit ihr das Glück, das berauschende Glück gegenseitiger Versicherung und Hingebung —

Vielleicht erst im Frühlinge, welchen die Sonne eines milden Winters schon anzukündigen schien.

Aber der Winter verleugnete sich nicht ganz. Eines Morgens war voller Schneefall eingetreten, und in das Budowasche Haus auf der Kleinseite trat der beschneite Diener Tartsch, welcher eben vom Pferde gestiegen war. Er kam von der Reise zurück, welche er im Auftrage seines Herrn unternommen, und es schien ihm nicht recht zu sein, als er vernahm, daß sein Herr nicht daheim wäre, sondern drüben beim Freiherrn von Loß. Was war dem Sauertopfe recht? Knurrend ging er hinüber; was er bringen sollte, brachte er nicht; die harte Winterreise hatte er umsonst gemacht. Tschirill hatte erklärt, er liefre an ihn, an den Tartsch, nichts aus, nur an den Herrn Junker Hans selber.

Im großen Wohnzimmer, heute einmal nicht sonnenhell, saßen Loß, Ludmilla und Hans. Hans sprang auf, als er Tartsch eintreten sah, und rief: „Du bist da? Doch nicht allein?"

„Ja, allein."

„Pater Dunstan ist nicht mitgekommen?"

„Nein, und Tschirill auch nicht. Der Dickkopf wollte mich anfangs gar nicht verstehn, als ich ihm sagte, er solle mit mir die Hinterlassenschaft des Grafen nach Prag bringen zu Euch, und als er mich endlich verstehn mußte, da sagte er in seinem Kauderwelsch: ‚Ich liefere nur aus an den Herrn Junker selber, oder zur Not an den Herrn Pater Dunstan.'"

„Nun, was tatest du alsdann?"

„Ich schickte den Golling hinein nach Wien, damit der Pater Dunstan 'rausgeholt werde. Der konnte aber nicht kommen und ließ sagen, ich möchte ein paar Tage warten; Golling möchte nach zwei Tagen noch einmal zu ihm hineinkommen. Das tat der Golling und brachte mir dies Schreiben vom Pater und dazu die Botschaft, ich sollt' es Euch nach Prag bringen, so rasch ich reiten könnte. Hier ist's.

„Geh mit Gott und erhol dich!" erwiderte Hans, indem er das Schreiben nahm. Tartsch ging, Hans las das Schreiben vor. Was es auch enthalten möge, es schien ihm unschicklich, Loß und Ludmilla auszuschließen vom vollen Inhalte desselben. Dieser Inhalt war folgender:

„Deine Botschaft, lieber Hans, findet mich in gespannter Lage. Bis vor drei Tagen war ich gleichsam noch in der Schwebe. Der Kaiser, wenn auch voll Mißtrauen gegen mich, schien dem Andringen der Jesuiten gegen mich und unsere Abtei immer noch zu widerstehn und Gewaltmaßregeln gegen uns abzuweisen. Das einfachste wäre gewesen, daß ich mich in der Stille fortgemacht. Daran verhinderte mich zweierlei. Zuerst die Dampierresche Soldatentruppe, die immer noch in den nächsten Ortschaften lag, obwohl alle anderen Truppen längst aus der Gegend abgezogen waren. Diese Dampierreschen Reiter,

das wußt' ich genau, lauerten auf mich im Dienste der Jesuiten. Alsdann bat mich auch unser braver Abt, ich möchte ihn nicht verlassen unter so drohenden Zeichen gegen die Rechte unseres Ordens; ich sei der einzige Weltkundige im Hause, der Antwort zu geben wisse auf die täglich einlaufenden verfänglichen Anfragen und Anforderungen. — Jetzt ist nun beides anders: die Dampierreschen Reiter sind fort und der Abt braucht mich nicht mehr; denn der Schlag ist gefallen. Vor drei Tagen nämlich ist Trautmannsdorff endlich aus Rom zurückgekehrt und hat die amtliche Entschließung des Papstes auf die Anfrage des Kaisers gebracht. Sie lautet dahin, daß Toleranz Sünde sei und daß der Kaiser in seinen früheren Wegen getrost und tapfer fortwandeln möge, sich der Väter Jesu als Stab und Stütze bedienend. Diesen Sieg benutzten die Jesuiten auf der Stelle gegen uns und führten aus, was sie lange vergeblich erstrebt hatten: eine flagrante Verletzung unsres Asyls, eine Revision unserer Abtei, in welcher sie den Schatz Zdenkos zu finden hofften. Eine bewaffnete Macht erschien gestern in unserm Hofe, und die ganze Abtei ward untersucht vom tiefsten Keller bis zum obersten Boden. Sie haben natürlich keinen Schatz gefunden; aber mein Abt sagt selbst: Was steht nun noch im Wege, daß sie in Zorn und Ärger getäuschter Erwartung auch dich, armer Dunstan, fortschleppen unter dem Vorwande, daß du den Kaiser getäuscht habest?! — Mein Abt hat recht; es ist die Maßregel gegen mich im Werke. Trautmannsdorff, Eggenberg und Harrach widersetzen sich ihr noch, aber der Widerstand wird nicht lange vorhalten. Ich taxiere ihn auf eine Woche und rüste alles, daß ich fort bin, wenn er bricht. Diese Vorbereitungen brauchen einige Tage Zeit, weil ich Zdenkos Hinterlassenschaft mitnehmen will und muß, und weil dazu passende und doch unscheinbare Transportmittel besorgt werden müssen. Die Hinterlassenschaft aber muß jetzt fort, weil bei der fruchtlosen Revision in unserer Abtei der Gedanke nur zu nahe liegt, nochmals auf die letzte Wohnung Zdenkos oben im Walde zurück-

zukommen. Einer der Guardisten hat beim Abziehn aus unsrer Abtei geäußert, er sei mit oben im Walde gewesen, als das Feuer ausgebrochen und müsse sagen, daß das Feuer eine gründliche Untersuchung da oben doch eigentlich unterbrochen habe. Dieser Guardist, durch eine rote Feder von den andern unterschieden, scheint ein Kerl von Bedeutung zu sein, und wird wohl seine Meinung an wichtiger Stelle anbringen. Jetzt gilt's also, fortzuschaffen sobald als möglich. Ich komme damit schon zustande und Du sollst nicht etwa selbst herkommen! Nur eins sollst Du versuchen: durch Budowa oder Loß an der niederösterreichischen Grenze diesseits Znaym ein bewaffnetes Geleit mich erwarten zu lassen wegen der böhmischen Truppen. Ich komme über Stockerau, Ober-Hollabrunn und Guntersdorf gegen Znaym mit meinem Wagen. Dieser Weg soll jetzt ganz frei sein von kaiserlichen Truppen. Wie es aber drüben aussieht, weiß ich nicht, und zwischen der Grenze und Znaym möcht' ich ein Geleit finden. Bis dahin magst Du kommen, aber nicht weiter! Also auf Wiedersehn in Mähren!" —

„Ich stelle binnen drei Stunden zwölf bewaffnete Reiter, und ich gehe selbst mit!" rief Loß.

„Mitten im Winter!"

„Larifari! Ich bin ja gesund. Du, Hans, eiligst zu Budowa, der immer alle Stellungen unserer Truppen kennt, um zu erfahren, über welche Orte wir den Zug lenken sollen, um keinen böhmischen Truppen zu begegnen. Von Budowas Leuten übrigens auch mitnehmen, was er schaffen kann. In drei Stunden sitzen wir auf. Vorwärts, Millionenhans! Wir werden schon dafür sorgen, daß die Millionen in unsere Keller kommen. Rasch Abschied und vorwärts!"

Es wurde alles so ins Werk gesetzt; Budowas genaue Auskunft über den Stand der böhmischen Truppen wies nach, daß die Linie Znaym-Iglau ganz frei wäre, und er stellte auch wie Loß sein Dutzend Reiter, denn die großen Kavaliere waren damals fortwährend in der Lage, Kriegsleute ausrüsten zu sollen

und ausrüsten zu können. Nachmittags ritt das Fähnlein über die Moldaubrücke nach der Altstadt hinüber, um jenseits derselben über die grauen Hügelkanten der Prager Schlucht südwärts zu verschwinden; Loß und Hans an der Spitze, Tartsch am Schlusse des Zuges.

Diese Abreise in gesammelter Masse war dem Zwecke nicht besonders zusagend. Sie erregte Aufmerksamkeit. Ein kleiner Mann namentlich, welcher eben durch den malerischen Brückenturm von der Altstädter Seite auf die Brücke hinauswollte und vor dem Reiterzuge an die Steinmauer sich schmiegen mußte, war kein erwünschter Zuschauer. Er schien Loß und Hansen zu kennen, und Tartsch kannte ihn, diesen dunkelblauen Mantelträger; er hatte ihn ein paarmal in Hernals beim Kandidaten Götzinger gesehen. Der alte Narr rief ihm zu: „Ihr habt's gut, daß Ihr bei dem Winterwetter nicht auf die Reise müßt!" — „Wird nicht weit gehn!" erwiderte süßlich der Blaumantel! — „Oho!" — rief Tartsch zurück — „bis hinter den Tulbinger Kogel!"

Dies veranlaßte den Blaumantel, seinen Weg nicht fortzusetzen, sondern wieder in die Altstadt zurückzukehren, wo er eigentlich erst gegen Abend einen Besuch zu machen hatte. Jetzt wollte er ihn gleich machen. Der junge Herr, welchem der Besuch galt, wird wohl daheim sein — dachte er — es ist ja Freitag.

Der junge Herr war Jaromir Zierotin und war des Freitags wegen daheim, denn der Winternachmittag holt rasch den Abend ein. Der Blaumantel aber war Herr Tocke, vom Pater Euphemius nach Prag gesendet zum Seelenheile Norbert-Jaromirs und zur Kundschaft unter den Ketzern. Er hatte Jaromir den Brief gebracht, und er stand jetzt, nachdem er den dunkelblauen Mantel abgelegt, ganz so zierlich hellblau vor ihm, wie man ihn zu Wien gesehn.

Jaromir kannte ihn; er war ihm einige Male beim Herrn Provinzial begegnet. Es bedurfte also keiner Einleitung zwischen ihnen, besonders darum nicht, weil Herr Tocke eine eilige Mit-

teilung zu machen hatte. Sie betraf den reisigen Auszug des sächsischen Junkers. „Er geht auf den Wiener Wald,“ flötete er, „und ich errate seinen Zweck.“

„Nun?“

„Ich habe heute morgen eine Botschaft aus Wien erhalten, welche unter anderem besagt, daß endlich die Durchsuchung der Schottenabtei durchgesetzt worden ist. Dort vermutete man, wie Ihr wißt, den Schatz des verstorbenen Grafen Zdenko. Er ist nicht dagewesen. Man steht ratlos vor diesem Rätsel und fängt an zu denken, ob er doch noch oben im Walde sei. Man weiß, daß ich beobachten und forschen kann, und daß ich den Reitknecht des Junkers Starschädel kenne. Ich soll forschen und — es fliegt mir in den Schoß. Jener Reitertrupp, meine ich, reitet auf den Wiener Wald hinauf und holt den Schatz!“

„Kann sein!“

„Ist. Bitte sogleich um das Wochenblatt, welches Hochwürden doch wohl vorbereitet haben für den hochwürdigsten Herrn Pater Euphemius. —“

„Hier ist es.“

„Und um ein Blatt Papier, ein kleines, welchem ich mit drei Worten die Notiz anvertrauen kann, daß man die Schatzgräber erwarte. Erwarte! Sie müssen erst den Schatz sichtbar und greifbar gemacht haben, ehe man sie angreift. Ich bitte!“

„Dort! Aber die Reiter sind schon unterwegs; wird die Nachricht nach Wien nicht zu spät kommen?“

„Nicht doch! Jene Reiter müssen ja übernachten und zwar mehr als einmal. Unser Kurierdienst von Posten zu Posten kennt keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht; er überholt die Reiter.“

Er hatte rasch geschrieben, hatte mit Geschicklichkeit sein Blatt in den Brief Norbert-Jaromirs hineingeschoben und mit einem aus der Tasche gezogenen Faden das Ganze eingeschnürt und empfahl sich nun mit der, wie er sagte, „wohl

unnötigen" Bitte, ihn außer diesem Zimmer nicht zu kennen. Nächsten Freitag werde vielleicht schon ein Resultat vorliegen.

Norbert-Jaromir blieb sehr verdrießlich allein. Alles verdroß ihn: ein Agent, welchen er in Wien über die Achsel angesehn, erwies sich als sein Aufseher, erwies sich als Gebieter einer teuren Kurierpost in Feindeslande und nahm ihm die wichtige Meldung von der Schatzexpedition vor der Nase weg. Denn da er nun doch einmal im Dienste der Jesuiten bleiben mußte, so wollte er wenigstens wichtig bleiben für die Jesuiten. Eine Stunde später, er wollte zum Abende hinauf in die Gesellschaft der Hradschin-Burg, hätte er wahrscheinlich ebenfalls Kunde erhalten von der Expedition, und dann wäre die Meldung nach Wien seine Meldung gewesen. Oder er hätte, richtig, das war's, was ihn so ärgerte! Er hätte keine Meldung gemacht, sondern den Schatz für sich zu erobern getrachtet. — Vielleicht ist das noch nicht zu spät.

Nach kurzer Überlegung nahm er seinen Mantel und verließ seine Wohnung. Es schneite draußen in dichten Flocken. Er suchte die Herberge seines Vetters auf, des Lumpenburger Zierotin, welcher ihm Wohlwollen erwies, seit er für einen Kavalier galt. Dieser Ladislaus hielt auf eigene Kosten ein Reiterregiment, er hatte also die Mittel, dem Loß und Starschädel die Beute abzujagen, eine Beute, welche doch wahrhaftig den Zierotinschen Vettern eher gebührte, als einem hergelaufenen sächsischen Junker. Der dritte Zierotinsche Vetter, von weiblicher Seite, Rudolf von Mitzlau, hatte zwar dieselbe Anwartschaft und hatte Jaromir die Allianz in diesem Punkte angeboten, er hätte auch durch Raupowa Reiter genug herzugeschafft, aber das war eine weitaussehende Teilung, und Raupowa sah nicht danach aus, als möchte er viel übrig lassen. Außerdem war Rudolf ein gefährlicher Nebenbuhler bei Ludmilla — nichts da! schloß Jaromir, Ladislaus ist der richtige und sei der einzige!

Er trat bei ihm ein, er fand ihn, er überzeugte ihn.

Nach einer Viertelstunde schon konnte er ihm lächelnd nachsehen, wie er mit seinen Reitknechten aus der Herberge hinaussprengte. Sein Regiment lag in Trebitsch nur einige Meilen östlich von der Landstraße, welche von Znaym nach Iglau führt und auf welcher schwer beladene Wagen kommen mußten, denn in jener Zeit gab es wenig Nebenwege für schweres Fuhrwerk, und in der Winterzeit war höchstens die Hauptstraße fahrbar. Er meinte zurechtzukommen, um zwischen den dortigen Hügeln den Transport abzufangen.

Das Lächeln auf Jaromirs Lippen war bei alledem kein behagliches gewesen. Es entstand nur aus dem Gedanken, daß die gemeineren Leute doch auch jetzt für ihn arbeiten müßten, für ihn, der wieder anfange zu leiten. Anfange! Er gestand sich ein, während er zur Burg hinaufschritt, daß dieser Anfang seines Handelns sehr viel Mißliches habe. Nicht in moralischer Beziehung, die machte ihm keine Sorge. Er war so gut erzogen, alles nur für Zahlengruppen anzusehen und um den tieferen Inhalt der Dinge unbekümmert zu sein, daß ihn keine Moralfrage mehr peinigte. Aber der Verkehr mit den böhmischen Machthabern, welcher ihm jetzt seit Wochen offengestanden, hatte ihm dargetan, daß diese Zerklüftung in Parteien, dieser Mangel eines mächtigen Mittelpunktes schwerlich bestehen werde vor der Zukunft. In diesem Betracht also war ihm das Bedürfnis klar geworden, sich in seiner alten jesuitischen Welt die Stütze fest zu erhalten. Und doch war die Leidenschaft zu Ludmilla unauslöschlich in ihm, und doch hatte diese Leidenschaft nur Aussicht auf Befriedigung, wenn er auf der protestantischen Seite bliebe!

In Wahrheit war es ja auch jetzt wieder Ludmilla, welche ihn durch den Schneefall hinaufzog nach der Burg. Loß und Starschädel sind fort, und sie wird in ihren Dienst zur Königin zurückgekehrt sein! — So war es auch. Das Idyll lag hinter ihr; in der glänzenden, bunten Welt da oben erwachte ihre Phantasie wieder. Der Putz fand wieder sein Recht, denn

er wurde gewürdigt; das Selbstgefühl hob sich, denn man kam ihm entgegen; der Geist wachte auf, denn die leichtere, größere Gesellschaft brauchte zum Mindesten den Witz; die Sinne erwachten, denn man sorgte für ihre Lockung. Es war heut keine große, aber eine intime Abendgesellschaft n den Zimmern der Königin, man sang, man spielte, und Ludmilla an der Harfe trug mit ihrer zauberischen Stimme ein Lied um das andere vor und schlürfte den enthusiastischen Beifall, welchen man ihr spendete, wie eine lang entbehrte Labung. Selbst der König, sonst ritterlich treu für seine Gemahlin, machte der lange Vermißten heute den Hof. Sie dachte Hansens mit keiner Silbe, sie fand den Vetter Rudolf brillant, als er mit seinem geschmeidigen Tenor eine italienische Buffoarie mit dramatischer Lebendigkeit und unter lebhaftem Applause vortrug, ja, sie fand heute sogar, daß der blasse, feine Jaromir einen eigentümlichen Reiz ausübe auf alle Anwesenden und auch auf sie. Die Königin, welche sich für den Bekehrten interessierte, hatte ihn aufgefordert, auch etwas vorzutragen, da sie gehört, er sei musikalisch. Ohne Zaudern hatte er eine Mandoline ergriffen und eine spanische Romanze gesungen. Er hatte einen hohen Baß von schönem männlichen Klange, und sein Vortrag machte einen tiefen Eindruck. — „'s ist ein katholischer Duft darin," sagte eine ältere Dame neben Ludmilla, „aber in der Musika ist der nicht zu verachten!"

Das hatte Ludmilla auch gefunden, und als man zur Tafel ging und Jaromir diesmal dem Junker Rudolf zuvorgekommen war im Anbieten seines Armes, ließ sie sich zum ersten Male von ihm führen und empfand neben ihm bei Tafel, daß er jetzt als protestantischer Kavalier gar anmutig sei, geheimnisvoll und eigen, keineswegs mehr so Scheu erweckend wie früher.

Rudolf saß an ihrer anderen Seite und war in seiner Heiterkeit von angenehmer Abwechselung für sie. Beide liebten

sie, das blieb ihr nicht verborgen, beide verhüllten oder enthüllten das in verschiedenartigster Weise, darin aber einig, daß sie das schöne Mädchen verherrlichten — was hätte sie für einen Grund gehabt, ihre Gedanken hinauszutreiben in die Schneenacht, durch welche Papa und Hans in Frost und Nässe dahinritten gegen Beneschau zu? Was für einen? Gar keinen.

Das Gelingen der Schatzübersiedelung hing in erster Linie davon ab, ob Pater Dunstan die Fortschaffung oben im Walde eher bewerkstelligen konnte, als Herrn Tockes Kurier in Wien eintraf.

Dunstan, obwohl er nichts von dieser Gefahr wußte, beeilte sich nach Kräften. Aber seine Kräfte waren dadurch geschwächt, daß er nicht selbst hinaus konnte vor die Tore, um die richtige Anschaffung der Fässer und Wagen zu beaufsichtigen. Er wußte zu gut, daß es auf seine Person abgesehen sei. Man hatte zwar nicht gewagt, sich derselben zu bemächtigen, als man bei der Durchsuchung in die Abtei eingedrungen war; aber die Scheu vor einem Attentate auf die persönliche Sicherheit eines Ordensmannes innerhalb seines Ordenshauses sollte hintangesetzt werden, das wußte er, sobald man dieses Ordensmannes draußen habhaft werden und sein Verschwinden leidlich verschleiern konnte. Deshalb hatte er bisher mit keinem Schritte die Abtei verlassen und sich Spaths, des Gärtners aus Hernals, bedient zur Betreibung der Vorbereitungen.

Endlich waren diese Vorbereitungen beendigt, und in der nächsten Nacht wollte Dunstan hinaus auf den Wald. Da trat auch in Wien der Schneefall ein, und gegen Abend erschien Spath in der Abtei, um den Pater aufmerksam zu machen, daß dieser Schneefall ein schweres Hindernis werden könne. Mähren und besonders Böhmen sei viel rauher als die Wiener

Gegend, dort werde man noch größere Schneemassen finden, und mit den schweren Wagen nicht fortkommen. Es müßten also Kuffen angeschafft und die Wagen auf Kuffen gesetzt werden. Für einen Wagen schaffe er sie aus Hernals, aber nur für einen. Der Herr Pater müsse auf den Gehöften der Schotten Umfrage halten lassen, ob auch für den zweiten Wagen dieser Schlittenuntersatz gestellt werden könne.

Pater Dunstan erließ den nötigen Befehl. Da er aber nicht aufs Unsichere hinaus wollte, so blieb er noch diese Nacht in der Abtei und verlor dadurch vierundzwanzig Stunden Zeit, welche dem Todeschen Kurier zugute kamen.

Die Kuffen waren am nächsten Mittage aufgefunden; denselben Abend erreichte aber auch Herrn Todes Kurier die Taborbrücke, und als gegen neun Uhr Dunstan, glücklich verhüllt durch ein dichtes Schneegestöber, die Schottenabtei verließ, da las auch unten im Jesuitenhause bereits Pater Euphemius die Notiz und die Ratschläge Herrn Todes. Er fand sie einleuchtend und ließ sogleich den alten Brémont rufen, von welchem man ihm erzählte, daß er damals die Expedition in den Wald hinauf mitgemacht, und daß er bei seiner Flucht die Örtlichkeit genau kennen gelernt habe. — Brémont sollte vom nächsten Morgen an da oben Beobachtungsposten ausstellen und dieselben leiten. Medardo aber sollte eine Abteilung Guardia bereithalten, um flugs mit ihr hinauf zu marschieren, sobald Brémont die Nachricht bringe, es sei dort oben wirklich eine Fortschaffung im Werke, und sie sei so weit im Gange, daß man sich des fortzuschaffenden Gegenstandes bemächtigen könne.

Nichts hiervon ahnend, schritt Dunstan durch den „tiefen Graben“ nach dem Neutore hinunter. Er wollte das Schottentor vermeiden, weil er fürchten mußte, dort eher erkannt zu werden. Es wäre diese Vorsicht kaum nötig gewesen, denn seine dunkle Kutte war binnen fünf Minuten weiß, so dicht fiel der Schnee. Er entdeckte nur mühsam sein Maul-

tier, welches draußen am Kanal für ihn gehalten wurde; denn der Abend war finster, und alle Gegenstände waren gleichmäßig weiß. Spath, der neben dem Maultiere stand, mußte sich ihm bemerklich machen durch Zuruf.

Nun ging es hinauf. Schritt für Schritt. Dem treuen Tiere fast mehr noch als dem wegkundigen Spath mußte es überlassen bleiben, die Richtung einzuhalten. — Es war gegen Mitternacht, als sie oben bei der Försterei ankamen.

Die beiden Frachtwagen, auf Schlittenkuffen gestellt, waren schon da. Die Fuhrleute, Klosterknechte aus Penzing, hatten auf Gollings Geheiß ausspannen, einstallen und sich selbst im Stalle zur Ruhe legen müssen, damit nicht ohne Not Zeugen vorhanden wären für das wichtige Geschäft. Golling, bis vor kurzem ohne Kunde von dem Schatze — Dunstan hatte ihn damals bei der Einrichtung der Schatzkammer ferngehalten gehabt — war jetzt genau unterrichtet worden durch Spath, welchem der Pater gestern erst das Geheimnis anvertraut hatte. Golling hatte gelächelt und genickt bei dieser Mitteilung, denn ganz unkundig war er nicht gewesen, und Tschirills Wachestehen war ihm nicht entgangen. Aber ein diskreter Diener wie er wußte zu schweigen und zu warten. Jetzt half er dem Herrn Pater vom Maultiere und sagte halblaut — als ob ihn da oben in der Einsamkeit jemand hören gekonnt: „Hochwürdiger Herr! Die Weibsen und die Fuhrleute liegen im Schlaf, ich, der Spath, der Trumm, den wir nicht übergehen konnten, und Tschirill sind auf dem Flecke. Soll's auch bei dem Schneefalle gleich losgehen?"

„Sogleich, Golling! Der Schneefall paßt; er verschleiert uns. Also ans Werk."

So nahmen denn die vier Männer zunächst Besen in die Hand und gingen zur Brandstatt, um von einem bestimmten Teile der Trümmer den Schnee wegzufegen. Es war dies der Teil, welcher vor dem Brande das große Saalzimmer gebildet hatte. Dann wurden verkohlte Balken und

Ziegelsteine weggeräumt, bis eine Gasse frei war. „Jetzt die Laterne!" sagte Golling. Trumm steckte zwei Pfähle zwischen Mauersteine. Spath brachte die Laternen und hing sie an den Pfählen auf. Man begann ein sorgfältiges Abräumen des Schuttes in dem kleinen Badezimmer, welches an den Saal gegrenzt hatte. Von der Badewanne war nichts mehr zu finden, aber eine Strecke eisernen Bodens fand sich da, wo sie gewesen war. An diesen eisernen Boden war sie angeschraubt gewesen, und dieser eiserne Boden war die Tür der Geldkiste. Diese Tür lag jetzt vor ihnen, unversehrt.

„Aber der Schlüssel! Wo ist der Schlüssel, Tschirill?" fragte Dunstan, „ich erinnere mich, daß wir damals ein künstliches Schloß anfertigen ließen. Es ohne Schlüssel zu öffnen, wird kaum möglich sein mit den Stemmeisen und Hacken, die uns zu Gebote stehen; jedenfalls wird es viel Zeit kosten."

Tschirill antwortete nicht gleich, er grub mit den Händen im Mauerschutte umher, und nur stoßweise endlich gab er Kunde, daß der Schlüssel unten im Winkel des Zimmerchens immer in ein Loch gesteckt worden sei, welches durch einen herausgebrochenen Ziegel gebildet worden. Den Ziegel habe er immer wieder sorgfältig vorgeschoben. Jetzt fand er aber in dem Schutte weder Loch noch Schlüssel.

Dies konnte verderblich werden; denn bis zum Morgen mußte man fertig sein, wenn man nicht von Brémont noch überrascht werden sollte. Auf den Transport der ganzen Kiste war man nicht vorbereitet; für diese waren die Wagen zu schmal und zu schwach. Man hatte vor, den Inhalt der Kiste in kleine Fässer umzupacken und auf beide Wagen zu verteilen. Die Kiste also mußte durchaus geöffnet werden.

Tschirill grub wie ein Hamster, eifriger und immer eifriger, also auch immer unbedachter, der Schweiß floß ihm von der Stirn trotz Schnee und Kälte — er fand den Schlüssel nicht.

Da rief Golling: „Halt, Tschirill! Steh' auf, laß mich hin. Ein Jäger versteht das Nachsuchen besser; er wirft nichts

so durcheinander. Schritt für Schritt hantiert er, um rückwärts zu können, wenn's nötig ist — steh' auf! Der Winkel scheint mir, muß einen Schuh weiter links sein." —

Mit Spannung sahen nun alle auf den systematisch wegräumenden Jäger. Zehn Minuten lang, da hatte er den Schlüssel!

Nun öffnete Tschirill, welcher mit den noch notwendigen kleinen Kunstgriffen für das Aufschließen vertraut war — das Innere der Kiste stellte sich dar: lederne Säcke, auf und nebeneinander geschichtet. Dunstan öffnete den einen, welcher nicht mehr ganz voll war: große Goldstücke waren darin. Schneeflocken fielen auf dieselben, und Dunstan band ihn wieder zu, nachdem er eine Hand voll herausgenommen, um die Ausgaben des Transportes zu bestreiten. Dann gab er diesen angebrochenen Sack an Tschirill mit dem Bemerken, ihn apart im Stroh unterzubringen auf dem Wagen, ihn also nicht wie die übrigen in die Fässer zu packen.

Dies Einpacken in kleine Fässer war die nächste Arbeit. Diese Fässer wurden dann hinüber gerollt zu den Wagen, welche mit Flechten, Matten und Stroh versehen waren, und in ihrer untersten Lage mit diesen kleinen Fässern angefüllt wurden. Über sie kam noch eine Schichte von Heu und Stroh, und auf diese Schichte wurden große Fässer geladen, Weinfässer. Sie sollten den Inhalt der Wagen andeuten; denn solche Weinfuhren sind in Niederösterreich sehr gewöhnlich. Die Fässer enthielten aber keinen Wein, sondern Gipsmehl. Dunstan sagte, wenn kaiserliche oder böhmische Kriegsleute daran kommen, so zapfen sie an und laden ab. Das Abladen führt auf den Grund und zur Entdeckung der kleinen Fässer. Das wird vermieden, wenn sie das ungenießbare Gipsmehl finden.

Gegen Morgen war das Aufladen vollendet und die Fuhrleute wurden geweckt, damit die Planen übergezogen, die Pferde vorgespannt würden.

Um diese Zeit aber war auch der Spion schon da.

Brémont nämlich. Der alte Sünder hatte seit einiger Zeit das Schicksal des Morgens nicht mehr schlafen zu können; deshalb legte er sich gern wichtige Geschäfte in die Stunde vor Sonnenaufgang. An die ewige Schatzgeschichte da oben glaubte er eigentlich nicht — er meinte ja die Keller im Forsthause zu kennen — und so wollte er nicht unnötig Leute in Bewegung setzen, sondern durch eigene Morgenvisitation sich und seinen Obern die Überzeugung verschaffen, daß da oben nichts vorginge und nichts zu holen wäre. Zu dem Ende trabte er schon im Finstern hinaus auf seinem Klepper; ihm wurde ja als einer militärischen Vertrauensperson das Schottentor immer geöffnet. Er freute sich auf den Effekt, wenn er schon am frühen Vormittage im Jesuitenhause melden könnte, er, der Unermüdliche, sei schon oben gewesen und bringe schon Rapport.

Der Tag dämmerte, als er in der Schlucht hinaufritt, und links in den jetzt tief verschneiten Rasenweg einbog. Er kannte die Richtung ganz gut und kam an den Parkzaun. Dort band er sein Pferd an und suchte die Zaunlücke, welche ihm damals gedient. Dann schlich er auf demselben Wege, den er damals gemacht, dem Hause näher — „Diable!" fluchte er plötzlich leise, und blieb verblüfft stehen in den kahlen Gesträuchen. Er hörte Stimmen der Fuhrleute, welche ihre Rosse aus den Ställen zogen, er hörte Peitschenknall, er hörte die Stimme Dunstans, welche rief: „Strängt die Rosse kurz ein, denn der Wagen ist schwer!"

Auf der Stelle kehrte er um; er schämte sich; die Jesuitenherren hatten recht, hier war eine Fortschaffung im Werke und schon ganz nahe! So schnell sein Pferd nur laufen konnte, jagte er nach Wien zurück. „Ein schwerer Wagen", dachte er, „fährt langsam; wir holen ihn ein. Es hat aufgehört zu schneien, eine ‚Neue' ist fertig, und wir können der Spur des Wagens folgen. Nur schnell, schnell, schnell zur roten Feder, und berittene Guardisten nehmen!"

Die gute, alte Sitte der Fuhrleute sorgte dafür, daß ihm Zeit verschafft wurde: Fuhrleute mit schweren Wagen achten die Zeit gar nicht und schätzen über alles die Langsamkeit. Es verging eine gute halbe Stunde, ehe es dazu kam, daß die Pferde anziehen sollten. Und dann kam noch ein neuer Aufenthalt! Golling nämlich machte eine Bemerkung, die alles ins Stocken brachte, die Bemerkung, daß seit ein paar Stunden der untere Wind wehe, und das sei Tauwetter. Seit achtundvierzig Stunden habe es geschneit, weich geschneit; das habe nach unten auch aufgeweicht. Jetzt sei der Donau nicht mehr zu trauen. Vorgestern freilich, als er über Königstätten unten gewesen, da habe sie noch gehalten auch für Wagen; aber jetzt! Und für so schwere Lastwagen — das glaub' er nicht, das rate er nicht!

Dunstan fand das richtig! Nun war aber guter Rat teuer. Die nächste Brücke war am Tabor. Da mußte man über Wien! Dann war keine mehr, bis oben bei Krems, und Krems war ein Sammelpunkt kaiserlicher Truppen. Was tun?

Dunstans herzhafter Sinn entschied für die Taborbrücke. Er selbst konnte sich freilich nicht mehr hinab wagen nach Wien, aber Spath konnte die Wagen geleiten. Er selbst wollte mit Golling und Tschirill nach Königstätten hinunter — in Stockerau wollte er mit Spath und dem Transport zusammentreffen.

So wurde es ins Werk gerichtet. Die Nandl schloß sich noch an, sie wollte dem hochverehrten Herrn Pater Regens, der ja vielleicht nie wiederkäme, das Geleit geben und sein Maultier, welches sie so gut kenne, über die gefrorene Donau führen. „Hast recht, Nandl, komm!" rief Dunstan, und der Zug setzte sich in Bewegung unter heißen Zähren der Frau Golling, welche vom Herrn Pater und Tschirill schluchzend Abschied nahm. Karo ging auch mit; nur Zahn blieb bei ihr. Aber auch Zahn heulte.

Auf dem Rasenstreifen vor dem Hohlwege gab's noch einen kleinen Aufenthalt; Bauernschlitten kamen aufwärts,

die ins Holz fuhren. Dann trennte sich die Karawane; die mit dem Schatze beladenen Wagen fuhren nach Dornbach hinunter und gegen Wien hinein, den Agenten der Jesuiten direkt entgegen.

Spath ging voraus, als gehörte er nicht zu dem Transporte. — Richtig! beim kaiserlichen Gottesacker kam Brémont, Medardo und eine Rotte berittene Guardisten. Spath erschrak, daß ihm die Knie schlotterten. — Stumm ging er vorüber. — „Mir scheint, das ist ein Ketzer aus Hernals," rief Brémont und sah sich nach ihm um, seinen Klepper anhaltend. — „Marsch, marsch! Wir haben Wichtigeres vor!" schrie Medardo, und — im Trabe jagte der Reitertrupp an den Frachtwagen vorüber, durch Dornbach hindurch. Langsam ging's den Hohlweg hinauf. Dort wurde abgespürt; der frische Schnee bot sich vortrefflich dazu. Man sah die Spur der Schlittenkuffen von der Försterei her, neben ihnen Fußtritte, eine Hundespur und eine Hufspur — diese gingen richtig weiter in den Wald hinauf, man folgte ihnen, und konnte nicht ahnen, daß man allerdings dem Golling, Tschirill, Nandl, dem Maultier und Karo folgte, daß die Kuffenspuren aber den leeren Holzschlitten gehörten. Zum zweiten Male wurde die „rote Feder" auf diesem Wiener Walde ins Holz geführt. Nicht besonders darauf achtend, daß die Geleitsspuren sich nach einer Stunde verloren hatten neben den Kuffenspuren — und die Bauern waren auch zuweilen abgestiegen und der Kälte wegen neben ihrem Schlitten hergelaufen — fanden sich die Reiter endlich da, wo die Bauern mit ihrer Holzladung beschäftigt waren. Es hatte zudem wieder angefangen dick zu schneien, die Bauern zeigten sich mürrisch und gaben keine Auskunft, man sah keine Kuffenspur weiter vorwärts man war abseit von jedem breiteren Wege, und rückwärts deckte der neue Schnee alles zu; — man sah sich an, man fluchte, und das Resultat war, daß Medardo und Brémont sich wieder einmal gestehen mußten, hier oben sei eben der

Teufel los gegen sie, und sie seien wieder einmal „fertig zum Ausputzen"!

Mit sinkendem Tage aber fanden sich Dunstan und Spath, die beiden Führer, mit dem was zu ihnen gehörte, glücklich vor Stockerau zusammen.

Spaths Erzählung von dem Reitertrupp der Guardisten, welcher ihm begegnet, schien dem Pater Dunstan bedenklich. Er wollte deshalb sogleich weiter und trug den Fuhrleuten auf, frische Pferde zu mieten. Es war ihm jetzt viel daran gelegen, so rasch wie möglich die mährische Grenze zu erreichen.

Während des Aus- und Umspannens ließ er Spath den außerhalb der Fässer verbliebenen Geldsack hervorziehen und entnahm demselben fünfzig Goldstücke. Dann winkte er Golling, Nandl und Spath, ihm zu folgen. Es war bereits ganz finster. Auf einen schimmernden Lichtpunkt seitwärts vom Städtchen schritt er zu, und die Aufgeforderten folgten ihm schweigend. Sie ahnten nicht, was er vorhätte.

Das Schneien hatte aufgehört, der Himmel wurde wolkenfrei, Sterne traten hervor und blitzten silbern, wie es bei steigender Kälte zu geschehen pflegt.

Der schimmernde Lichtpunkt war die Lampe einer kleinen Kapelle, welche durch ein vorspringendes Dach vor dem Ungestüme des Wetters geschützt war. Unter dieses Dach trat Dunstan und wendete sich gegen die drei Leute. Sie hatten den Eindruck, als wolle er ein geistlich Wort an sie richten, und beugten sich vor ihm, Golling und Nandl machten ihr Kreuz vor der Brust.

„Ihr habt recht," sprach er, „ich will als Geistlicher zu euch reden. Vorerst zu dir, Golling. Du hast den verstorbenen Grafen, du hast mich seit langer Zeit beobachten können, du bist ein aufmerksamer Mensch, es muß, es wird dir klar geworden sein, daß der verschiedene Kirchenglaube nicht gute und böse Menschen voneinander trennt, sondern nur verschieden denkende, und daß diese verschieden denken-

den Menschen verträglich neben- und miteinander leben können. Ist dir das klar geworden?"

„Ja, hochwürdiger Herr."

„Nun, Golling, das kannst du betätigen. Der Gärtner Spath hier, ein guter, tüchtiger Mensch, bekennt sich zum evangelischen Glauben; hältst du ihn trotzdem wie ich für gut und tüchtig?

„Gewiß."

„Er liebt deine Tochter, er wünscht sie zum Weibe. Willst du sie ihm anvertrauen?"

Spath und Nandl schauerten zusammen. Golling schwieg.

„Du schweigst, Golling? Du fürchtest dich einer Sünde?"

„Nein, hochwürdiger Herr, das nicht — absonderlich, da Ihr selbst mir zuredet. Aber ich weiß nicht, ob es gut tut, wenn verschiedene —"

„Das überlaß der Zukunft. Fürchtest du dich vor der Zukunft als Ehefrau Spaths, Nandl?"

„Gar nicht, hochwürdiger Herr!"

„Nun also. Außerdem geb' ich dem Spath die Mittel in die Hand, selbständig zu werden und sein Leben dahin zu verpflanzen, wo er mit seinem Weibe Ruhe und Schutz findet. Das Geld, welches wir da fortbringen, gehört alles dem Junker Hans von Starschädel, welchen Graf Zdenko zu seinem Erben eingesetzt. Der Junker Hans aber ist damit einverstanden, daß dem Spath fünfzig Goldstücke überreicht werden zur Gründung seines Hausstandes, wenn er die Golling Nandl zur Ehefrau bekommt. Würde sein Haus und Ehestand hier zu Lande gefährdet, so erwartet ihn der Junker Hans in Sachsen auf seinem Gute und sichert ihm dort das Amt eines herrschaftlichen Gärtners zu. Hast du was dagegen, Golling, wenn ich das junge Ehepaar einsegne?"

„Nein, hochwürdiger Herr."

„So reicht euch die Hände, Spath und Nandl, und gelobt euch unter dem Sternenhimmel und im Schimmer dieses

Lichtleins, welches fromme Gedanken erweckt, Liebe und Treue und gegenseitige Nachsicht bis an den Tod. Wollt ihr das von Herzen?"

„Ja!"

„Und so bitt' ich unsern himmlischen Vater, daß er euch segnen und behüten möge."

Er legte seine Hände auf ihre Häupter und sprach leise ein Gebet.

„Und nun lebt wohl! Ich ziehe weiter, ihr kehrt heim. Du weißt, Spath, wo mich deine Nachrichten finden; hier ist der Brautschatz, möge er euch gedeihn!"

Schluchzend küßten sie ihm die Hände; Vater Golling auch.

In der nächsten Viertelstunde saß er warm eingehüllt auf dem vorderen Wagen und fuhr gen Ober-Hollabrunn. Tschirill, mit einer Laterne versehen, ritt auf dem Maultier vor dem Wagen einher. Die Nacht war still und kalt.

Am andern Tage schien die Sonne, und sie sahen zu ihrer Linken die verschneiten Weingärten von Rötz, vor sich aber in der Ferne die Türme von Znaym, der ersten mährischen Stadt. Ehe sie dieselben erreichten, kam ihnen entgegengesprengt Loß und Hans und hinter ihnen das bewaffnete Gefolge. Das Unternehmen war im besten Gange. Nur eine Gefahr schien noch zu drohen, aber sie waren ihrer gewärtig und hofften ihr ausweichen zu können: Ladislaus von Zierotin nämlich hatte sie eingeholt, als sie in Iglau Rast hielten. Sie hatten ihn gesehen, er aber sie nicht, da er nicht vom Pferde gestiegen war, sondern nur Befehl gegeben hatte, Ställe, Futter und Nahrungsmittel bereit zu halten für sein Regiment, welches am nächsten Tage von Trebitsch in Iglau einrücken werde.

Der Wirt hatte ihnen diese Nachricht in klagendem Tone mitgeteilt, denn jeder solche Besuch war für Städte und Ortschaften kostspielig. Ein Feind war nirgends in der Nähe,

wozu also? — In dieser Frage lag die Warnung für Loß und Hans.

Sie beschlossen also, schon bei Budwitz die nach Iglau führende Heerstraße mit den Wagen zu verlassen und über das Hügelland um Teltsch nach dem Taborer Kreise hinüber zu lenken, um dem Regimente auszuweichen. Bei Tabor fänden sie wieder eine Landstraße nach Prag, sagte Loß, welcher Böhmen genau kannte, und der gefrorene Schnee erlaube den Schlittenwagen immerhin ein paar Tagereisen auf Nebenwegen.

So taten sie, und so gelangten sie unangefochten an die Tore von Prag. Es war gegen Abend. Der Tag war sonnenhell gewesen, und Pater Dunstan war wieder auf seinem Maultiere geritten zwischen Loß und Hans. So ritt er denn auch jetzt in die Straßen der Stadt ein. Weder Loß noch Hans dachten daran, daß dies eine große Unvorsichtigkeit wäre, und sie wußten lange nicht, warum die Menschen stehen blieben und ihnen haufenweise folgten.

Ein katholischer Ordensmann in seiner Kutte war aber seit einem Jahre in den Prager Städten überhaupt kaum sichtbar gewesen, und der Einzug eines solchen jetzt auf hohem Tiere zwischen zwei Kavalieren, geleitet von einem berittenen Gefolge, erregte das größte Aufsehen. Anfangs meinten die Leute, er werde als Gefangener eingebracht, und die Transportwagen hinter ihm seien ein irgendwo verborgen gewesenes Klostergut; aber die Unterhaltung, welche er mit Loß und Hans flog, die laute heitere Beschreibung, welche ihm Loß von den Örtlichkeiten machte, an denen sie vorüberritten, widersprachen zu deutlich dieser Annahme. Endlich wurde bekannt, der junge Kavalier sei ja derselbe, welcher kürzlich in Wien katholisch geworden sei, und jetzt bringe er wohl den Mönch zu Gott weiß welchen Zwecken in die Prager Städte, und nun wurde die Menge immer unruhiger und immer zahlreicher. Daß Loß dabei sei, hielt nur die Ausrufe und einen

Ausbruch zurück; aber am Eingange zur Brücke riß auch dieser Zügel. Dort war Herr Tocke des Weges gekommen, hatte mit einem Blicke erkannt, daß seine Gegenmaßregeln mißlungen und die Gegner am Ziel ihrer Wünsche seien. Ärgerlich — er wußte selbst nicht, wohin das führen könnte, er wollte nur geschwind ein Hemmnis einschieben — ärgerlich sagte er zu seinen fragenden Nachbarn: „Ach, das ist der Pater Dunstan, der einen neuen Katholizismus predigt und die Protestanten zurückbringen will von ihren Irrlehren!" — und nach diesen Worten quetschte er sich aus der Menge heraus, um eiligst Herrn Norbert aufzusuchen, damit dieser etwas veranlassen möge, er wußte selbst noch nicht was, gegen die Einheimsung des Schatzes.

Halbverstanden, mißverstanden, mißgedeutet verbreitete sich aber sein Wort vom Pater Dunstan in der Menge und bildete sich zu dem Stichworte, dessen man bedurfte. „Katholisch werden sollen wir wieder! Dieser Mönch Dunstan will uns wieder katholisch machen!" rief man hier, rief man dort. „Auf eine neue Manier soll's geschehen! Die deutschen Kavaliere stecken dahinter! Reißt den Mönch vom Maulesel herunter! Werft ihn in die Moldau!" — Der Zudrang auf der engen Brücke wurde so eng und Loßens erklärende Worte wurden so wenig mehr gehört, daß dieser, sich im Sattel aufrichtend nach rückwärts schrie: „Trab! Trab! Vorwärts!"

Reiter und Wagen setzten sich in rasche Bewegung, um dem Gedränge zu entkommen. Das gelang wohl bis auf einen gewissen Grad, aber dieser Anschein von Flucht erhitzte die nacheilende Menge noch ärger, sie fand eine Bestätigung ihres Argwohns in dieser Flucht, und erhob nun in der Verfolgung ein einstimmiges Geschrei, welches den entfernter Folgenden ein Beweis wurde, man sei einer schrecklichen Übeltat auf der Spur.

Loß benützte geschickt den Vorsprung, welchen Reiter und Wagen erlangt, und lenkte beide in das große Tor des Budowa-

schen Palais auf der Kleinseite. Aber die Wendung mit den Wagen ging doch kaum schnell genug, und als endlich auch der zweite Wagen in den Torweg eingefahren, waren auch die Schnellfüßigen der nachströmenden Masse ganz nahe. Loß sprang im Hausflur wie ein Jüngling vom Pferde und warf beide Flügel des Haustores zu, nach dem Türhüter schreiend, er möge helfen und zuriegeln. Dieser war zur Hand, und der Verschluß gelang, weil Loß mit Anlehnung seines starken Körpers dem Drucke von außen so lange Widerstand leistete, bis der Hauptriegel vorgeschoben war.

„Dummheit ohne Ende!“ rief er, „ist Euer Herr wenigstens daheim?“

„Da kommt er die Stiege herab.“

„Was tun, Budowa? Man wird uns belagern!“

„Und wir werden uns verschanzen, bis die Vernunft erwacht.“

Er gab Befehl, daß das vordere und hintere Haustor mit allen erreichbaren Hilfsmitteln verrammelt werde. Dann ließ er sich unterrichten über den Hergang und beschloß, vom ersten Stock oben die Lärmmacher unten auf der Straße anzureden und aufzuklären. Er war eine allgemein gekannte und hoch geachtete Persönlichkeit, es war anzunehmen, daß seine Worte Achtung und Beachtung finden würden.

So schien es auch. Man empfing ihn, als er am Fenster erschien, mit Zuruf, der gutes Vertrauen ausdrückte. Er fragte nach der Ursache des Auflaufs. Zehn, zwölf Stimmen antworteten. — „Einer nach dem andern! Sonst versteh' ich euch nicht!“ — das war nicht leicht, weil doch immer einer den andern unterbrach; aber es kam doch leidlich zustande durch Budowas Geschicklichkeit. „Also“, rief er nach einiger Zeit hinab, „hört zu! Jetzt will ich wiederholen, was ich verstanden zu haben glaube. Sagt ‚Ja‘, wenn es richtig ist, sagt ‚Nein‘, wenn ich euch mißverstanden!“

Das gefiel den Leuten, und sie wurden guter Laune. Kurz,

nach Verlauf einer halben Stunde hatte er durch Frage und Gegenrede die Leute dahin aufgeklärt, daß dieser Mönch kein eigentlicher Mönch mehr sei, sondern ein aufgeklärter Weltgeistlicher, welcher der römisch-katholischen Kirche nicht mehr zugehöre, sondern auf Seite der Protestanten stehe und zur Unterstützung der protestantischen Sache nach Prag gekommen sei.

So schloß die tumultuarische Szene mit Beifallsruf für den Herrn Landesrichter Budowa, und die Menge machte Anstalt, sich zu zerstreuen. Es war finster geworden, und der Wind wehte kalt; die Bedrängnis und Gefahr schienen vorüber zu sein.

Aber es schien nur so, und nur einige Minuten lang schien es so.

Herr Tocke hatte Norbert-Jaromir sogleich gefunden; Norbert-Jaromir war sogleich zu Raupowa hinaufgeeilt, welcher in seiner Amtswohnung auf dem Hradschin eben eine Konferenz abhielt mit seinen nationalböhmischen Parteigängern. Die Ernennung Anhalts zum Oberfeldherrn war diesen Nachmittag erfolgt, Anhalt hatte Nachweis über Geld und Truppen gefordert, die Nationalpartei war in zorniger Aufregung, und es kam ihr die Nachricht Jaromirs äußerst gelegen, die Nachricht von der Ankunft des Zierotinschen Schatzes, von dem Spektakel, welchen der begleitende Mönch verursache.

Jaromir wußte wohl, wieviel er preisgäbe von seinen Aussichten auf den Schatz, indem er die habgierige Partei Raupowas zu Hilfe riefe; aber was blieb ihm denn noch übrig?! Wenn gar nichts geschah, so war der Schatz eben ganz verloren in den Händen des sächsischen Junkers. Mit Raupowas Hilfe war doch vielleicht noch etwas zu gewinnen! Jaromir behauptete, die Erbschaft des Grafen Zdenko müsse an dessen nächste Verwandte übergehen. Zu diesen gehöre er —

„Und ich!“ rief Mitzlau.

„Und Ladislaus von Zierotin,“ setzte ärgerlich Jaromir hinzu.

„Wenigstens habt ihr ein näheres Anrecht als der fremde Vagabund, der deutsche Junker!“ rief Raupowa. — „Auf! Nehmen wir ihn in Beschlag!“

Und nun teilte er halblaut Befehle aus, Schlagworte und Stichworte an die jüngeren Mitglieder. Sie flogen hinweg. Er selbst brach auf mit fünf älteren Mitgliedern. Sie riefen nach ihren Pferden, bestiegen diese und ritten hinunter zu Budowas Palais auf der Kleinseite.

Hier kamen sie an, als die Menge sich eben zerstreuen wollte. Er rief ihr zu, sie möge warten und ihm erzählen, was vorgegangen sei. Das geschah. „Hoho!“ rief er dann, „das kann nicht so still abgehen, das ist ja von ungeheurer Wichtigkeit. Ihr wißt die Hauptsache nicht. Auf dem Wagen“ — er wußte nicht, daß mehrere Wagen einpassiert waren — „liegen kostbare Dinge, welche dem böhmischen Reiche gehören, und welche uns und unserem Lande entführt werden sollen. Schlagt ans Tor! Es muß geöffnet werden.“

Die Menge, immer bereit, mitzutun, wenn ihre Neugierde erregt und ein entschlossener Anführer vorhanden ist, tat sogleich, wie er geboten. Der Lärm begann in verstärktem Maße, und als das Tor nicht wich, und auch niemand am Fenster erschien, da schrie die Stentorstimme Raupowas: „Holt Schlosser und Schmiede, bringt Äxte und Balken! Das Tor muß springen!“

Die Menge lachte, und einzelne rannten fort mit der Versicherung, das wollten sie schon zuwege bringen.

„Budowa, öffne!“ schrie Raupowa von seinem Rosse nach dem ersten Stockwerke hinauf.

„Budowa öffne! Budowa öffne!“ schrie der Chorus hinterdrein und hörte nicht mehr auf, bis das Fenster oben geöffnet wurde und Budowa erschien.

Augenblicklich wurde es still. Man hatte großen Respekt vor dem feinen, alten Herrn.

„Was wollt ihr noch?“ fragte er in ruhigem Tone.

„Du sollst dein Tor öffnen lassen, Wenzel!“ antwortete

Raupowa, „diese redlichen Leute wollen den Frachtwagen eigenhändig hinauf ziehen nach dem Hradschin, weil sie gehört haben, es seien Dinge darauf gepackt, welche dem böhmischen Reiche gehören!"

„Ja, ja!" rief der Chorus.

„Die redlichen Leute könnten sich Schaden tun bei so schwerer Arbeit, Wilhelm! Du solltest ihnen lieber abraten; das würde einen der ersten Landesdirektoren besser kleiden, als wenn er zu Unordnung, zu Straßenlärm und zu aufrührerischem Exzeß die Hand bietet. Das böhmische Reich hat meines Wissens seine Direktoren nicht dazu eingesetzt, daß sie Aufruhr stiften gegen Sicherheit des Eigentums."

„Jener Wagen ist nicht dein Eigentum. Er ist Eigentum unseres Landes. Er enthält die Hinterlassenschaft eines mährischen Kavaliers, der ohne Leibeserben gestorben ist. Ein deutscher Lump will diese Erbschaft stehlen. Das geben wir Böhmen nicht zu. Laß öffnen!" setzte er mit erhöhter Stimme und in tschechischer Sprache hinzu, „oder, Gott straf mich! Man wird gut böhmisch verfahren gegen dein Haus!"

Diesmal folgte ein heulender Zuruf. Von allen Gassen war Zuzug gekommen, welchen die Abgesandten Raupowas herbeigesprengt; und mit dem Übergang in tschechische Mundart war der ganze Ton in grellere Weise übergegangen. Auch brennende Kienspähne waren jetzt qualmend aufgetaucht in der zuströmenden Masse; man sah jetzt deutlich, daß Budowa die Hand emporhob. —

Auch jetzt noch siegte sein Ansehen, es wurde noch einmal ruhig.

„Raupowa Wilhelm!" sprach er, ebenfalls tschechisch, „du gehst einen schlimmen Weg. Als ehrlicher Böhme warne ich dich, warne ich vor dir. Ich weiß sehr wohl, warum du plötzlich in unsere alte Muttersprache umspringst. Die Leidenschaften willst du stacheln, den Haß gegen die Deutschen, welche uns treu verbündet sind, willst du aufreizen. —"

„Nieder mit den Deutschen!" schrien die Entfernteren aus der Menge auf beiden Enden der Straße, welche allmählich vorzudringen suchten.

„Da hörst du deine Wirkung!" fuhr Budowa fort, „und du wirst sie steigern, bis Zank und Streit wieder unsere einzige Tagesordnung sein, das natürliche Bündnis mit unseren deutsch-böhmischen Landsleuten, mit unseren natürlichen Brüdern zerrissen, der Zusammenhang mit dem protestantischen Deutschland aufgelöst sein wird, du wirst unsere böhmische Kraft dergestalt von Grund aus zerstören, daß ein eigenes böhmisches Reich zur Unmöglichkeit werden und all unsere jetzige Arbeit in Trümmer sinken wird. Das wirst du, Raupowa Wilhelm, mit deiner Roheit, mit deiner Parteiwut, mit deiner Tücke, und vor allem anderen mit deiner Nichtachtung des Gesetzes. Ich bin erster Landesrichter und bestehe auf Erhaltung des Gesetzes. In meinem Hause ist nur Privateigentum, und dies Haus bleibt verschlossen, so wahr ich Wenzel von Budowa heiße."

Er trat vom Fenster zurück. Totenstille herrschte. Aber nur eine Sekunde lang. Auf eine Armbewegung Raupowas brach Geheul los, welches sich immer heftiger steigerte, und unter welchem die Entfernteren zudrängten und die bis jetzt Näherstehenden v e r drängten.

Loß trat ans Fenster, sah grimmig hinab und wendete sich dann mit einem schnell gefaßten Entschlusse ins Zimmer zurück, Hans und Budowa mit sich fortziehend.

Beide billigten den Entschluß, welchen er ihnen leise mitgeteilt. Alle drei gingen in den Hof und Hausflur hinab, ihn sogleich auszuführen.

Hinter die Haustür, gegen welche nun die ersten Stöße polterten, wurden die bewaffneten Leute Loßens und Budowas aufgestellt. Sie sollten das Tor stützen, so weit es möglich sei, und sollten den Zugang verwehren mit Spieß und Schwert, wenn das Tor in Trümmer fiele.

Im Hofe, wo die Wagen noch angespannt standen, wurde umgeladen, alle großen Fässer auf den einen, alle kleinen Fässer, das heißt alle Geldfässer, auf den anderen Wagen.

Loß hatte indessen hinten rekognosziert. Das Hintertor des Palais ging auf eine abgelegene stille Gasse. Dort fand er alles leer und ruhig. Er ließ also wegräumen, was man im ersten Schrecken auch hier innen zur Verschanzung aufgestellt hatte — er ließ dies Hintertor angelweit öffnen. Dann winkte er. Man brachte seinen Schimmel. Er bestieg ihn. Hans und Tartsch stiegen ebenfalls zu Pferde. Der Wagen mit den kleinen Fässern setzte sich langsam in Bewegung, und die Schneekuffen kreischten am Erdboden, welchem hier der Schnee fehlte.

„Halt!" rief plötzlich Hans, „wo ist Pater Dunstan?"

„Hier ist er, mein Sohn! Kümm're dich nicht um mich, ich bleibe hier. Ich will die Hefe unserer Reformation austrinken. Mein Magen ist stark; sei getrost. Der Sturm geht vorüber, und du kommst zurück."

„Vorwärts! vorwärts!" rief Loß, „das Tor vorn hält keine fünf Minuten mehr, hört ihr nicht, wie es kracht?! Vorwärts!"

Und der Wagen mit den kleinen Fässern kreischte aus dem Hintertor hinaus und wurde durch die abgelegene Gasse links hinaufgelenkt und kam unbehelligt oben ans Strahowertor, und kann unbehelligt hinaus auf die Hochebene, welche sich zum weißen Berge aufwärts zieht. Loß und Hans ritten voraus, Tartsch ritt hinterher; Tschirill kauerte wie ein Gnom vorn in der Schoßkelle des Wagens.

V.

Es waren ein paar Wochen vergangen seit jenem Abende, widerwärtige Wochen für Wilhelm von Raupowa.

Seine ganze Stellung war erschüttert worden durch jenen Akt des Aufruhrs, soweit sie zu erschüttern war. Denn als

„Königsmacher“ und als Haupt der national-böhmischen Partei war er eine Notwendigkeit für den jungen König. Der König konnte sich ihm nicht entziehen, aber sein vertrauliches Verhältnis zu Raupowa hatte doch einen Riß bekommen. Die Parteiung, längst innerlich vorhanden, klaffte nach jenem Abende auch äußerlich auseinander. Die nicht aus Böhmen stammenden Deutschen, meist Kriegsleute, welche zur Unterstützung des neuen Königtums nach Prag gekommen waren, nannten es geradezu einen Raubanfall, welchen Raupowa da gegen Privateigentum im Budowaschen Palais ausgeführt habe. Die deutschböhmischen Kavaliere, das heißt diejenigen, welche eine Trennung zwischen Deutsch und Tschechisch nicht kennen und nicht zugeben wollten, sie verwünschten Raupowas Frechheit, weil diese Frechheit das ordnungsmäßige Staatsleben untergrabe, die Hilfe aus dem Deutschen Reiche verscherze und eine weitaussehende Spaltung in der Bevölkerung Böhmens hervorrufe. Sie kannten den tschechisch-hussitischen Sinn in den inneren Kreisen des Landes nur zu gut, und sahen es nur zu deutlich kommen, daß solche tschechische Aufreizung wie ein Waldbrand sich verbreiten werde. Sie mußten jetzt ernsthaft daran denken, sich als Mittelpartei zu organisieren und Männer wie Budowa und Loß an ihre Spitze zu stellen. Die tschechisch gesinnten Kavaliere endlich, meist junge Männer, verlangten nun täglich neue herausfordernde Schritte von Raupowa, Schritte, die er vor sich selbst nicht verantworten konnte. Denn er war bei all seiner Roheit nicht ohne staatsmännisches Talent und wußte sehr gut, daß alle Kräfte zusammengehalten und aufgeboten werden mußten, wenn Böhmen seine neue selbständige Stellung behaupten wollte. Es war auch wirklich das Bedürfnis von Geldmitteln gewesen, welches ihn vorzugsweise zur Erstürmung des Budowaschen Hauses getrieben hatte. Der Sold für das Heer konnte schon jetzt nicht aufgebracht werden, und doch stand der eigentliche große Krieg erst noch bevor. Raupowa war am letzten Ende

doch ein voller Patriot, und er hätte geraubt und gemordet, um das böhmische Reich zu erhalten.

Aber zur Rechtfertigung jenes Attentats mußte er etwas davon haben für die leere Schatzkammer des Reiches, und er hatte den Exzeß nutzlos begangen. Auf jenem Wagen im Hofe des Budowaschen Hauses hatte er wieder Gipstonnen gefunden, statt Tonnen Goldes! Zum zweiten Male hatte ihn dieser Zdenkosche Schatz genarrt. Daß ihm dies Thurn vorwerfen gekonnt, der eben von ihm gegangen, das war ihm das empfindlichste. Lieber schlecht als dumm! pflegen Leute seiner Art auszurufen, wenn sie ergrimmt sind über eine Lächerlichkeit, die ihnen widerfahren ist.

Er ging ungeduldig in dem großen Zimmer der Hradschinburg umher, in welchem er zu regieren pflegte, ungeduldig, denn er wartete auf eine Nachricht.

Gegenüber dem Könige und den Männern, welche den geheimen Rat des Königs bildeten, hatte er sich am Morgen nach jenem Einbruch in Budowas Haus nachdrücklich darauf berufen, daß er Geld schaffen müsse und daß es sich wohl eines kleinen Exzesses verlohnt hätte, den großen Schatz des verstorbenen Zdenko zu gewinnen. Ihn einem Ausländer, einem Renegaten zu überlassen, der keinen sichtbaren Titel des Anspruchs darauf habe, das habe ihm unpatriotisch geschienen und scheine ihm noch so. — Als man ihm darauf erwiderte, daß ja gar kein Schatz vorhanden gewesen und daß sein Gewaltakt zur Eroberung von Gipstonnen geführt habe, da hatte er erwidert: „Das ist Kriegsglück, will sagen Kriegsunglück! Es ist da etwas vorgegangen, was noch nicht enträtselt ist. Wir wußten alle, daß Loß und der sächsische Junker im Hause waren, Loß hatten wir eine Viertelstunde vor Sprengung des Tores und vor unserm Eintritt oben am Fenster gesehen, und als wir dann das Haus durchsuchten, war weder Loß noch der sächsische Junker mit einem Auge zu entdecken; sie waren verschwunden. Mit ihnen wahrscheinlich der Schatz. Wir

wissen noch nicht wohin; aber wir werden's erfahren. Und da es denn so peinlich gesetzmäßig unter uns zugehen soll, als lebten wir im tiefsten Frieden, so wollen wir uns ans Gericht wenden und den Besitztitel für jenen Schatz gerichtlich feststellen lassen. Es sind drei Kavaliere da, welche aus den Ländern der böhmischen Krone stammen, die Mährer Ladislaus und Jaromir Zierotin und der Schlesier Mitzlau. Alle drei sind nahe Verwandte des verstorbenen Zdenko und machen gesetzlichen Anspruch auf dessen Hinterlassenschaft. Sie übergeben heute dem Gericht ihre Forderung, und wenn das Gericht, wie nicht zu bezweifeln steht, ihre Forderung gut heißt, so opfert jeder von ihnen die Hälfte seines Anteils unserm Staatsschatze. So gewinnt unser Reich eine stattliche Summe, die verloren gegangen wäre, wenn man still bürgerlich zu Hause geblieben und damit zufrieden gewesen wäre, daß der ausländische Junker das Geld unseres Landes sachte hinausgeführt hätte aus Prag. Das Geld ausfindig zu machen ist jetzt die nächste Sorge und — wie gesagt — ich werde ihr schon obliegen und sie lösen."

So hatte Raupowa gesprochen, und demgemäß hatte er seit Wochen gehandelt. Es war ihm allerdings bis jetzt nicht gelungen, des Junkers Hans oder des Schatzes habhaft zu werden. Aber nähergerückt war er seinem Ziele doch. Einige Tage nach dem Einbruche in Budowas Haus hatte er von Augenzeugen erfahren, daß es zwei Wagen gewesen, die man im Torwege habe verschwinden sehn, zwei Wagen. Man hatte aber, als man eingedrungen, nur einen vorgefunden. Der andere war also mit Loß und dem Junker fort geschafft worden, offenbar durch das Hintertor. Wohin? Jedenfalls auf eine Herrschaft Loßens oder Budowas. Budowas Hauptherrschaft war Münchengrätz, und Loß pflegte auch dort im Norden vorzugsweise auf einem Gute zu wohnen zwischen Münchengrätz und der Lausitzer Grenze. Jene Gegend war dem Kriegsschauplatze am fernsten; es sprach alles dafür.

Dorthin hatte Raupowa seine Kundschafter gesendet, und vor acht Tagen schon hatte ihm einer berichtet, daß er an der Elbe bei Melnik die Spur aufgefunden habe. Er verfolge sie und hoffe binnen einer Woche den Dachsbau angeben zu können.

Diese Woche war um, und Raupowa wartete ungeduldig. Außerdem erwartete er aber auch heute den Ausspruch des Gerichtes. Die Sitzung sollte diesen Vormittag stattfinden, und jetzt war es zwölf Uhr.

Raupowa blieb am Fenster stehen und riß es auf. Die Winterluft war schon dem Tauwetter gewichen; der Schnee war verschwunden, der Schloßhof unten war feucht, und es rieselte wie Regen von den Dächern. Besonders da drüben im Winkel, wo eine Dachrinne ausgiebig Wasser heruntergoß, als wollte sie den Eintritt in eine große Tür erschweren. Diese Tür führte zum Gerichtssaale, und aus dieser Tür traten jetzt Rudolf von Mitzlau und Jaromir von Zierotin, auf welche Raupowa wartete. Sie gerieten unter die Dachrinne und schüttelten sich ärgerlich, indem sie über den Hof eilten zu Raupowa hinauf.

„Nun, wie ist's ausgefallen?" rief er ihnen entgegen.

„Niederträchtig!" entgegnete Rudolf. — „Erst hielt Budowa eine Rede gegen uns und unsre Ansprüche im allgemeinen, und dann sagte er wie nebenher: ‚Es ist übrigens auch ein Mann vorhanden, welcher unter Eideskraft bezeugen kann, daß Graf Zdenko den Junker Hans von Starschädel zu seinem Erben bestimmt hat. Und diesem Manne hat endlich noch zum Überflusse Graf Zdenko eine schriftliche Erklärung hinterlassen, welche dies bestätigt. —'"

„Wer? Was?"

„Die Nebentür ging auf, und in den Saal trat der nichtswürdige Mönch von den Benediktinern. Der erklärte sich denn zum Eide bereit und zog aus seiner Kutte eine schmutzige Mappe hervor. Aus dieser Mappe nahm er ein Blatt Papier und

überreichte es Budowa. Dieser erklärte, es sei von Zdenko, dessen Handschrift er genau kenne, beschrieben, und es lautete wie folgt. Das las er denn so laut er konnte, und alles murmelte im Saale: Das ist so gut wie ein Testament. Der Zettel machte nun noch die Runde bei den weisen Richtern, sie nickten mit den Köpfen, händigten ihn dem Mönche wieder ein und erklärten schließlich, — unsere Ansprüche wären abzuweisen."

Raupowa stieß einen Fluch aus. — Da trat sein Diener ein und überreichte ihm ein Schreiben auf schlechtem Papier, schlecht versiegelt. Es kam aus Münchengrätz von seinem Kundschafter und besagte: „Hier verwirren sich alle Spuren. Der Junker ist hier gewesen und der Wagen auch und auch der Freiherr von Loß. Aber nur eine Nacht. Am Morgen sind sie samt dem Wagen nach Loßens Gute bei Liebenau. Dort hab' ich ebenfalls nachgeforscht. Auch dort sind sie nur eine Nacht geblieben und sind am Morgen gegen Reichenberg hinauf. Auch dahin bin ich nachgeritten. Sie waren ohne Aufenthalt nach Friedland zum Freiherrn von Räder. Dort haben sie wieder übernachtet und sind nächsten Tages über die Lausitzer Grenze."

Raupowa ballte das Papier in seiner Hand zusammen.

„Was ist?" fragte Rudolf.

„Sie sind über die Lausitzer Grenze hinaus, wo der Sachse jetzt kommandiert; der alte Loß mit."

„Das ist nicht wahrscheinlich. Loß ist seit mehreren Tagen hier, ich hab' es eben erfahren."

„Einerlei! der Schatz ist uns entwischt und der Junker mit — wenn ich den Burschen noch einmal unter meine Hände kriegte —!"

„Da ist er ja!" rief Rudolf und eilte ans Fenster.

„Wer?"

„Der Starschädel!"

„Was?!"

Hans hielt wirklich unten im Schloßhofe hoch zu Roß in-

mitten einer Schar von zehn bis zwölf Reitern, die sehr stattlich aussahen. Sie gruppierten sich um zwei junge Männer, welche vornehme Herren zu sein schienen. Wenigstens schien von ihnen Befehl auszugehn. Zwei Reiter saßen von ihren Pferden ab und schritten ins große Portal hinein. Mittlerweile kamen Budowa und Pater Dunstan, welche den Junker ebenfalls erkannt haben mochten, aus jener Tür, neben welcher die Dachrinne niedergoß. Sie vermieden als vorsichtige Fußgänger den Wasserstrahl und schritten auf die Reitergruppe zu. Hans sprengte ihnen entgegen, reichte ihnen die Hand und geleitete sie dann zu den beiden jungen Herren, denen er sie vorzustellen schien.

Nun kamen zahlreiche Diener, Hausdiener des Königs, aus dem Portal; der vornehmste unter ihnen verbeugte sich respektvoll; die Kavaliere stiegen von den Pferden und traten ins Schloß. —

Rudolf eilte durch die Korridore hinüber nach dem Flügel, welchen der König bewohnte, um zu erfahren, wer da angekommen sei.

Erhitzt kam er zurück und berichtete: „Es ist der junge Herzog von Weimar, der regierende, mit seinem Bruder. Sie bringen dem Könige ein Regiment; sie erklären sich trotz dem Kurfürsten in Dresden, ihrem Vormunde, für die böhmische Sache. Alles schwelgt drüben in Entzücken; sogar die Königin ist herbeigeeilt; die Etikette ist hintangesetzt, man unterhält sich, wie vergnügte Bürgersleute sich unterhalten. Und es ist auch wirklich ein wichtiger Vorgang! Das ernestinische Haus, das alte sächsische Kurhaus, erklärt sich für das neue Königreich Böhmen. Das wird nicht ohne Einfluß bleiben auf die protestantischen Reichsfürsten. Es sind kaum siebzig Jahre her, daß Kaiser Karl diesem Hause gewaltsam den Kurhut entrissen hat, und man wird rufen: Jetzt kommt die Vergeltung gegen den Habsburger; die Ernestiner helfen dem Ferdinand den böhmischen Kurhut entreißen!“

„Der Tor freute sich ordentlich über das Ereignis!“ stieß Raupowa zwischen den Zähnen hervor.

„Ich freue mich des Zuwachses unsrer Macht“ — erwiderte Rudolf — „was Widriges drum und dran hängt für mich und für uns, verkenn' ich nicht.“

„Die deutsche Herrschaft in Böhmen kriecht aus dem Ei hervor, und wir werden die Schale des Ei's!“

„Das wird auf uns ankommen, besonders auf Euch, Raupowa. Die Sache benützen und die Personen verdrängen! Unsre Lieblingsperson ist dabei: der Junker Starschädel ist zum ersten Male in der Burg, sogar die Königin spricht artig mit ihm. Reich ist er jetzt auch, was fehlt ihm noch?!“

„Die Hochzeit!“ — sprach halblaut in demselben verbissenen Tone Jaromir, der bisher still im Winkel gesessen — „die Hochzeit mit der Loß! Papa Loß kann sie kaum noch erwarten. Zum ersten Mai will er sie gefeiert sehen. Gestern hat er's ausgesprochen. Er wollte noch früher; aber die Gesellschaft hat noch ein Konzilium vor, das soll erst abgemacht werden.“

„Ein Konzilium, welches die neueste Kirche begründen soll. Dazu ist Pater Dunstan da, und dazu ist gestern die Jörger aus Oberösterreich angekommen. Sie ist die Nymphe Egeria der neuesten Kirche, und sie hat Eile. Das Konzilium hat erst im Mai sein sollen, sie treibt aber, es solle früher einberufen werden, bevor der Krieg wieder losgehe. Die Liga in Bayern rüste Tag und Nacht und werde zum Frühjahre über Linz nach Böhmen eindringen, das wisse sie von Tschernembl, und deshalb sei sie gekommen, um das Konzilium zu beeilen. Deshalb hat Loß die Hochzeit auf den ersten Mai angesetzt. Also erst wird der Starschädel eine Kirche gründen helfen und sich einen gläubigen Anhang sichern, dann wird er zu seinem Reichtum noch die reiche Erbin heiraten, und wird als mächtiger Mann im Lande uns die Wege weisen, dem Herrn Wilhelm von Raupowa insbesondere.“

Jetzt folgte ein langes Stillschweigen. Der Grimm gegen

den glücklichen Junker war allen dreien gemeinschaftlich. Am gewaltsamsten gährte er in Raupowa, und am gefährlichsten, denn Raupowa war der Mächtigste. Und seine Natur, die Natur eines wildenergischen Menschen, war die frechste. Man konnte es ihm ansehn, daß er vor einem Morde nicht zurückschrecken würde. —

„Gehen wir auch hinüber!" sagte er endlich scheinbar kaltblütig, „um uns die Leute und die Dinge in der Nähe anzusehen. Das Konzilium hat sein Gutes. Tut ja nichts dagegen! Helft im Gegenteile, daß es zustande kommt! Gehen wir."

Im Hinausschreiten gab er noch seinem Diener leise einige Aufträge. Sie bezogen sich auf Budowas Schloß in Münchengrätz und auf Loßens Gut dort im Norden. Er hegte den Verdacht, daß der Schatz verteilt worden sei und teilweise gefunden werden könne.

Drüben im Empfangssaale zeigte sich's deutlich, daß der lange verfolgte Hans jetzt überall vom Glücke begünstigt war. Neben der Königin, welche sich freundlich mit ihm unterhielt, stand Ludmilla und war Zeugin der ehrenvollen Rolle, welche der bisher geringschätzig behandelte Freund spielte. Und wie stattlich spielte er sie! Ruhig und einfach war sein Benehmen, sicher und natürlich sein Verkehr mit den fürstlichen Personen. Es war nicht zu verkennen, daß er am heimatlichen Hofe in Weimar in jeglicher Umgangsform geschult war und persönliche Würde und Freiheit anmutig dabei zu bewahren wußte. Ludmilla war entzückt. Sie hatte ihn nie in solcher Umgebung gesehen, dagegen hatte sie in solchen Kreisen ihn immer nur abschätzig bezeichnen hören, als gehöre er in eine niedrigere Sphäre. Wie hatte sie darunter gelitten! Glanz und vornehme Verhältnisse waren für ihre Eitelkeit ein Bedürfnis, und während dieses Prager Winters hatte sie nichts so sehr gedrückt, als Hansens — wie sie meinte — untergeordnete Stellung. Wie anders war das plötzlich! Mit zutraulicher Liebenswürdig-

„Nieder mit den Deutschen!“ schrien die Entfernteren aus der Menge auf beiden Enden der Straße, welche allmählich vorzudringen suchten.

„Da hörst du deine Wirkung!“ fuhr Budowa fort, „und du wirst sie steigern, bis Zank und Streit wieder unsere einzige Tagesordnung sein, das natürliche Bündnis mit unseren deutsch-böhmischen Landsleuten, mit unseren natürlichen Brüdern zerrissen, der Zusammenhang mit dem protestantischen Deutschland aufgelöst sein wird, du wirst unsere böhmische Kraft dergestalt von Grund aus zerstören, daß ein eigenes böhmisches Reich zur Unmöglichkeit werden und all unsere jetzige Arbeit in Trümmer sinken wird. Das wirst du, Raupowa Wilhelm, mit deiner Roheit, mit deiner Parteiwut, mit deiner Tücke, und vor allem anderen mit deiner Nichtachtung des Gesetzes. Ich bin erster Landesrichter und bestehe auf Erhaltung des Gesetzes. In meinem Hause ist nur Privateigentum, und dies Haus bleibt verschlossen, so wahr ich Wenzel von Budowa heiße.“

Er trat vom Fenster zurück. Totenstille herrschte. Aber nur eine Sekunde lang. Auf eine Armbewegung Raupowas brach Geheul los, welches sich immer heftiger steigerte, und unter welchem die Entfernteren zudrängten und die bis jetzt Näherstehenden v e r drängten.

Loß trat ans Fenster, sah grimmig hinab und wendete sich dann mit einem schnell gefaßten Entschlusse ins Zimmer zurück, Hans und Budowa mit sich fortziehend.

Beide billigten den Entschluß, welchen er ihnen leise mitgeteilt. Alle drei gingen in den Hof und Hausflur hinab, ihn sogleich auszuführen.

Hinter die Haustür, gegen welche nun die ersten Stöße polterten, wurden die bewaffneten Leute Loßens und Budowas aufgestellt. Sie sollten das Tor stützen, so weit es möglich sei, und sollten den Zugang verwehren mit Spieß und Schwert, wenn das Tor in Trümmer fiele.

Im Hofe, wo die Wagen noch angespannt standen, wurde umgeladen, alle großen Fässer auf den einen, alle kleinen Fässer, das heißt alle Geldfässer, auf den anderen Wagen.

Loß hatte indessen hinten rekognosziert. Das Hintertor des Palais ging auf eine abgelegene stille Gasse. Dort fand er alles leer und ruhig. Er ließ also wegräumen, was man im ersten Schrecken auch hier innen zur Verschanzung aufgestellt hatte — er ließ dies Hintertor angelweit öffnen. Dann winkte er. Man brachte seinen Schimmel. Er bestieg ihn. Hans und Tartsch stiegen ebenfalls zu Pferde. Der Wagen mit den kleinen Fässern setzte sich langsam in Bewegung, und die Schneekuffen kreischten am Erdboden, welchem hier der Schnee fehlte.

„Halt!“ rief plötzlich Hans, „wo ist Pater Dunstan?“

„Hier ist er, mein Sohn! Kümm're dich nicht um mich, ich bleibe hier. Ich will die Hefe unserer Reformation austrinken. Mein Magen ist stark; sei getrost. Der Sturm geht vorüber, und du kommst zurück.“

„Vorwärts! vorwärts!“ rief Loß, „das Tor vorn hält keine fünf Minuten mehr, hört ihr nicht, wie es kracht?! Vorwärts!“

Und der Wagen mit den kleinen Fässern kreischte aus dem Hintertor hinaus und wurde durch die abgelegene Gasse links hinaufgelenkt und kam unbehelligt oben ans Strahowertor, und kann unbehelligt hinaus auf die Hochebene, welche sich zum weißen Berge aufwärts zieht. Loß und Hans ritten voraus, Tartsch ritt hinterher; Tschirill kauerte wie ein Gnom vorn in der Schoßkelle des Wagens.

V.

Es waren ein paar Wochen vergangen seit jenem Abende, widerwärtige Wochen für Wilhelm von Raupowa.

Seine ganze Stellung war erschüttert worden durch jenen Akt des Aufruhrs, soweit sie zu erschüttern war. Denn als

„Königsmacher“ und als Haupt der national-böhmischen Partei war er eine Notwendigkeit für den jungen König. Der König konnte sich ihm nicht entziehen, aber sein vertrauliches Verhältnis zu Raupowa hatte doch einen Riß bekommen. Die Parteiung, längst innerlich vorhanden, klaffte nach jenem Abende auch äußerlich auseinander. Die nicht aus Böhmen stammenden Deutschen, meist Kriegsleute, welche zur Unterstützung des neuen Königtums nach Prag gekommen waren, nannten es geradezu einen Raubanfall, welchen Raupowa da gegen Privateigentum im Budowaschen Palais ausgeführt habe. Die deutschböhmischen Kavaliere, das heißt diejenigen, welche eine Trennung zwischen Deutsch und Tschechisch nicht kennen und nicht zugeben wollten, sie verwünschten Raupowas Frechheit, weil diese Frechheit das ordnungsmäßige Staatsleben untergrabe, die Hilfe aus dem Deutschen Reiche verscherze und eine weitaussehende Spaltung in der Bevölkerung Böhmens hervorrufe. Sie kannten den tschechisch-hussitischen Sinn in den inneren Kreisen des Landes nur zu gut, und sahen es nur zu deutlich kommen, daß solche tschechische Aufreizung wie ein Waldbrand sich verbreiten werde. Sie mußten jetzt ernsthaft daran denken, sich als Mittelpartei zu organisieren und Männer wie Budowa und Loß an ihre Spitze zu stellen. Die tschechisch gesinnten Kavaliere endlich, meist junge Männer, verlangten nun täglich neue herausfordernde Schritte von Raupowa, Schritte, die er vor sich selbst nicht verantworten konnte. Denn er war bei all seiner Roheit nicht ohne staatsmännisches Talent und wußte sehr gut, daß alle Kräfte zusammengehalten und aufgeboten werden mußten, wenn Böhmen seine neue selbständige Stellung behaupten wollte. Es war auch wirklich das Bedürfnis von Geldmitteln gewesen, welches ihn vorzugsweise zur Erstürmung des Budowaschen Hauses getrieben hatte. Der Sold für das Heer konnte schon jetzt nicht aufgebracht werden, und doch stand der eigentliche große Krieg erst noch bevor. Raupowa war am letzten Ende

doch ein voller Patriot, und er hätte geraubt und gemordet, um das böhmische Reich zu erhalten.

Aber zur Rechtfertigung jenes Attentats mußte er etwas davon haben für die leere Schatzkammer des Reiches, und er hatte den Exzeß nutzlos begangen. Auf jenem Wagen im Hofe des Budowaschen Hauses hatte er wieder Gipstonnen gefunden, statt Tonnen Goldes! Zum zweiten Male hatte ihn dieser Zdenkosche Schatz genarrt. Daß ihm dies Thurn vorwerfen gekonnt, der eben von ihm gegangen, das war ihm das empfindlichste. Lieber schlecht als dumm! pflegen Leute seiner Art auszurufen, wenn sie ergrimmt sind über eine Lächerlichkeit, die ihnen widerfahren ist.

Er ging ungeduldig in dem großen Zimmer der Hradschinburg umher, in welchem er zu regieren pflegte, ungeduldig, denn er wartete auf eine Nachricht.

Gegenüber dem Könige und den Männern, welche den geheimen Rat des Königs bildeten, hatte er sich am Morgen nach jenem Einbruch in Budowas Haus nachdrücklich darauf berufen, daß er Geld schaffen müsse und daß es sich wohl eines kleinen Exzesses verlohnt hätte, den großen Schatz des verstorbenen Zdenko zu gewinnen. Ihn einem Ausländer, einem Renegaten zu überlassen, der keinen sichtbaren Titel des Anspruchs darauf habe, das habe ihm unpatriotisch geschienen und scheine ihm noch so. — Als man ihm darauf erwiderte, daß ja gar kein Schatz vorhanden gewesen und daß sein Gewaltakt zur Eroberung von Gipstonnen geführt habe, da hatte er erwidert: „Das ist Kriegsglück, will sagen Kriegsunglück! Es ist da etwas vorgegangen, was noch nicht enträtselt ist. Wir wußten alle, daß Loß und der sächsische Junker im Hause waren, Loß hatten wir eine Viertelstunde vor Sprengung des Tores und vor unserm Eintritt oben am Fenster gesehen, und als wir dann das Haus durchsuchten, war weder Loß noch der sächsische Junker mit einem Auge zu entdecken; sie waren verschwunden. Mit ihnen wahrscheinlich der Schatz. Wir

wissen noch nicht wohin; aber wir werden's erfahren. Und da es denn so peinlich gesetzmäßig unter uns zugehen soll, als lebten wir im tiefsten Frieden, so wollen wir uns ans Gericht wenden und den Besitztitel für jenen Schatz gerichtlich feststellen lassen. Es sind drei Kavaliere da, welche aus den Ländern der böhmischen Krone stammen, die Mährer Ladislaus und Jaromir Zierotin und der Schlesier Mitzlau. Alle drei sind nahe Verwandte des verstorbenen Zdenko und machen gesetzlichen Anspruch auf dessen Hinterlassenschaft. Sie übergeben heute dem Gericht ihre Forderung, und wenn das Gericht, wie nicht zu bezweifeln steht, ihre Forderung gut heißt, so opfert jeder von ihnen die Hälfte seines Anteils unserm Staatsschatze. So gewinnt unser Reich eine stattliche Summe, die verloren gegangen wäre, wenn man still bürgerlich zu Hause geblieben und damit zufrieden gewesen wäre, daß der ausländische Junker das Geld unseres Landes sachte hinausgeführt hätte aus Prag. Das Geld ausfindig zu machen ist jetzt die nächste Sorge und — wie gesagt — ich werde ihr schon obliegen und sie lösen."

So hatte Raupowa gesprochen, und demgemäß hatte er seit Wochen gehandelt. Es war ihm allerdings bis jetzt nicht gelungen, des Junkers Hans oder des Schatzes habhaft zu werden. Aber nähergerückt war er seinem Ziele doch. Einige Tage nach dem Einbruche in Budowas Haus hatte er von Augenzeugen erfahren, daß es zwei Wagen gewesen, die man im Torwege habe verschwinden sehn, zwei Wagen. Man hatte aber, als man eingedrungen, nur einen vorgefunden. Der andere war also mit Loß und dem Junker fort geschafft worden, offenbar durch das Hintertor. Wohin? Jedenfalls auf eine Herrschaft Loßens oder Budowas. Budowas Hauptherrschaft war Münchengrätz, und Loß pflegte auch dort im Norden vorzugsweise auf einem Gute zu wohnen zwischen Münchengrätz und der Lausitzer Grenze. Jene Gegend war dem Kriegsschauplatze am fernsten; es sprach alles dafür.

Dorthin hatte Raupowa seine Kundschafter gesendet, und vor acht Tagen schon hatte ihm einer berichtet, daß er an der Elbe bei Melnik die Spur aufgefunden habe. Er verfolge sie und hoffe binnen einer Woche den Dachsbau angeben zu können.

Diese Woche war um, und Raupowa wartete ungeduldig. Außerdem erwartete er aber auch heute den Ausspruch des Gerichtes. Die Sitzung sollte diesen Vormittag stattfinden, und jetzt war es zwölf Uhr.

Raupowa blieb am Fenster stehen und riß es auf. Die Winterluft war schon dem Tauwetter gewichen; der Schnee war verschwunden, der Schloßhof unten war feucht, und es rieselte wie Regen von den Dächern. Besonders da drüben im Winkel, wo eine Dachrinne ausgiebig Wasser heruntergoß, als wollte sie den Eintritt in eine große Tür erschweren. Diese Tür führte zum Gerichtssaale, und aus dieser Tür traten jetzt Rudolf von Mitzlau und Jaromir von Zierotin, auf welche Raupowa wartete. Sie gerieten unter die Dachrinne und schüttelten sich ärgerlich, indem sie über den Hof eilten zu Raupowa hinauf.

„Nun, wie ist's ausgefallen?" rief er ihnen entgegen.

„Niederträchtig!" entgegnete Rudolf. — „Erst hielt Budowa eine Rede gegen uns und unsre Ansprüche im allgemeinen, und dann sagte er wie nebenher: ‚Es ist übrigens auch ein Mann vorhanden, welcher unter Eideskraft bezeugen kann, daß Graf Zdenko den Junker Hans von Starschädel zu seinem Erben bestimmt hat. Und diesem Manne hat endlich noch zum Überflusse Graf Zdenko eine schriftliche Erklärung hinterlassen, welche dies bestätigt. —'"

„Wer? Was?"

„Die Nebentür ging auf, und in den Saal trat der nichtswürdige Mönch von den Benediktinern. Der erklärte sich denn zum Eide bereit und zog aus seiner Kutte eine schmutzige Mappe hervor. Aus dieser Mappe nahm er ein Blatt Papier und

überreichte es Budowa. Dieser erklärte, es sei von Zdenko, dessen Handschrift er genau kenne, beschrieben, und es lautete wie folgt. Das las er denn so laut er konnte, und alles murmelte im Saale: Das ist so gut wie ein Testament. Der Zettel machte nun noch die Runde bei den weisen Richtern, sie nickten mit den Köpfen, händigten ihn dem Mönche wieder ein und erklärten schließlich, — unsere Ansprüche wären abzuweisen."

Raupowa stieß einen Fluch aus. — Da trat sein Diener ein und überreichte ihm ein Schreiben auf schlechtem Papier, schlecht versiegelt. Es kam aus Münchengrätz von seinem Kundschafter und besagte: „Hier verwirren sich alle Spuren. Der Junker ist hier gewesen und der Wagen auch und auch der Freiherr von Loß. Aber nur eine Nacht. Am Morgen sind sie samt dem Wagen nach Loßens Gute bei Liebenau. Dort hab' ich ebenfalls nachgeforscht. Auch dort sind sie nur eine Nacht geblieben und sind am Morgen gegen Reichenberg hinauf. Auch dahin bin ich nachgeritten. Sie waren ohne Aufenthalt nach Friedland zum Freiherrn von Räder. Dort haben sie wieder übernachtet und sind nächsten Tages über die Lausitzer Grenze."

Raupowa ballte das Papier in seiner Hand zusammen.

„Was ist?" fragte Rudolf.

„Sie sind über die Lausitzer Grenze hinaus, wo der Sachse jetzt kommandiert; der alte Loß mit."

„Das ist nicht wahrscheinlich. Loß ist seit mehreren Tagen hier, ich hab' es eben erfahren."

„Einerlei! der Schatz ist uns entwischt und der Junker mit — wenn ich den Burschen noch einmal unter meine Hände kriegte —!"

„Da ist er ja!" rief Rudolf und eilte ans Fenster.

„Wer?"

„Der Starschädel!"

„Was?!"

Hans hielt wirklich unten im Schloßhofe hoch zu Roß in-

mitten einer Schar von zehn bis zwölf Reitern, die sehr stattlich aussahen. Sie gruppierten sich um zwei junge Männer, welche vornehme Herren zu sein schienen. Wenigstens schien von ihnen Befehl auszugehn. Zwei Reiter saßen von ihren Pferden ab und schritten ins große Portal hinein. Mittlerweile kamen Budowa und Pater Dunstan, welche den Junker ebenfalls erkannt haben mochten, aus jener Tür, neben welcher die Dachrinne niedergoß. Sie vermieden als vorsichtige Fußgänger den Wasserstrahl und schritten auf die Reitergruppe zu. Hans sprengte ihnen entgegen, reichte ihnen die Hand und geleitete sie dann zu den beiden jungen Herren, denen er sie vorzustellen schien.

Nun kamen zahlreiche Diener, Hausdiener des Königs, aus dem Portal; der vornehmste unter ihnen verbeugte sich respektvoll; die Kavaliere stiegen von den Pferden und traten ins Schloß. —

Rudolf eilte durch die Korridore hinüber nach dem Flügel, welchen der König bewohnte, um zu erfahren, wer da angekommen sei.

Erhitzt kam er zurück und berichtete: „Es ist der junge Herzog von Weimar, der regierende, mit seinem Bruder. Sie bringen dem Könige ein Regiment; sie erklären sich trotz dem Kurfürsten in Dresden, ihrem Vormunde, für die böhmische Sache. Alles schwelgt drüben in Entzücken; sogar die Königin ist herbeigeeilt; die Etikette ist hintangesetzt, man unterhält sich, wie vergnügte Bürgersleute sich unterhalten. Und es ist auch wirklich ein wichtiger Vorgang! Das ernestinische Haus, das alte sächsische Kurhaus, erklärt sich für das neue Königreich Böhmen. Das wird nicht ohne Einfluß bleiben auf die protestantischen Reichsfürsten. Es sind kaum siebzig Jahre her, daß Kaiser Karl diesem Hause gewaltsam den Kurhut entrissen hat, und man wird rufen: Jetzt kommt die Vergeltung gegen den Habsburger; die Ernestiner helfen dem Ferdinand den böhmischen Kurhut entreißen!“

„Der Tor freute sich ordentlich über das Ereignis!“ stieß Raupowa zwischen den Zähnen hervor.

„Ich freue mich des Zuwachses unsrer Macht“ — erwiderte Rudolf — „was Widriges drum und dran hängt für mich und für uns, verkenn' ich nicht.“

„Die deutsche Herrschaft in Böhmen kriecht aus dem Ei hervor, und wir werden die Schale des Ei's!“

„Das wird auf uns ankommen, besonders auf Euch, Raupowa. Die Sache benützen und die Personen verdrängen! Unsre Lieblingsperson ist dabei: der Junker Starschädel ist zum ersten Male in der Burg, sogar die Königin spricht artig mit ihm. Reich ist er jetzt auch, was fehlt ihm noch?!“

„Die Hochzeit!“ — sprach halblaut in demselben verbissenen Tone Jaromir, der bisher still im Winkel gesessen — „die Hochzeit mit der Loß! Papa Loß kann sie kaum noch erwarten. Zum ersten Mai will er sie gefeiert sehen. Gestern hat er's ausgesprochen. Er wollte noch früher; aber die Gesellschaft hat noch ein Konzilium vor, das soll erst abgemacht werden.“

„Ein Konzilium, welches die neueste Kirche begründen soll. Dazu ist Pater Dunstan da, und dazu ist gestern die Jörger aus Oberösterreich angekommen. Sie ist die Nymphe Egeria der neuesten Kirche, und sie hat Eile. Das Konzilium hat erst im Mai sein sollen, sie treibt aber, es solle früher einberufen werden, bevor der Krieg wieder losgehe. Die Liga in Bayern rüste Tag und Nacht und werde zum Frühjahre über Linz nach Böhmen eindringen, das wisse sie von Tschernembl, und deshalb sei sie gekommen, um das Konzilium zu beeilen. Deshalb hat Loß die Hochzeit auf den ersten Mai angesetzt. Also erst wird der Starschädel eine Kirche gründen helfen und sich einen gläubigen Anhang sichern, dann wird er zu seinem Reichtum noch die reiche Erbin heiraten, und wird als mächtiger Mann im Lande uns die Wege weisen, dem Herrn Wilhelm von Raupowa insbesondere.“

Jetzt folgte ein langes Stillschweigen. Der Grimm gegen

den glücklichen Junker war allen dreien gemeinschaftlich. Am gewaltsamsten gährte er in Raupowa, und am gefährlichsten, denn Raupowa war der Mächtigste. Und seine Natur, die Natur eines wildenergischen Menschen, war die frechste. Man konnte es ihm ansehn, daß er vor einem Morde nicht zurückschrecken würde. —

„Gehen wir auch hinüber!" sagte er endlich scheinbar kaltblütig, „um uns die Leute und die Dinge in der Nähe anzusehen. Das Konzilium hat sein Gutes. Tut ja nichts dagegen! Helft im Gegenteile, daß es zustande kommt! Gehen wir."

Im Hinausschreiten gab er noch seinem Diener leise einige Aufträge. Sie bezogen sich auf Budowas Schloß in Münchengrätz und auf Loßens Gut dort im Norden. Er hegte den Verdacht, daß der Schatz verteilt worden sei und teilweise gefunden werden könne.

Drüben im Empfangssaale zeigte sich's deutlich, daß der lange verfolgte Hans jetzt überall vom Glücke begünstigt war. Neben der Königin, welche sich freundlich mit ihm unterhielt, stand Ludmilla und war Zeugin der ehrenvollen Rolle, welche der bisher geringschätzig behandelte Freund spielte. Und wie stattlich spielte er sie! Ruhig und einfach war sein Benehmen, sicher und natürlich sein Verkehr mit den fürstlichen Personen. Es war nicht zu verkennen, daß er am heimatlichen Hofe in Weimar in jeglicher Umgangsform geschult war und persönliche Würde und Freiheit anmutig dabei zu bewahren wußte. Ludmilla war entzückt. Sie hatte ihn nie in solcher Umgebung gesehen, dagegen hatte sie in solchen Kreisen ihn immer nur abschätzig bezeichnen hören, als gehöre er in eine niedrigere Sphäre. Wie hatte sie darunter gelitten! Glanz und vornehme Verhältnisse waren für ihre Eitelkeit ein Bedürfnis, und während dieses Prager Winters hatte sie nichts so sehr gedrückt, als Hansens — wie sie meinte — untergeordnete Stellung. Wie anders war das plötzlich! Mit zutraulicher Liebenswürdig-

keit behandelten die jungen Herzöge ihren Junker! Ja der ältere, Johann Ernst, der regierende Herr, brachte es heiter zur Sprache, daß man dem urprotestantischen Starschädel nachgesagt habe, er sei in Wien katholisch geworden. Unter den vielen Klatschereien sei dies doch eine der abgeschmacktesten gewesen! — Und es wurde jetzt allgemein gelacht darüber zu bester Genugtuung Ludmillas. Alle Störungen und Hemmnisse ihrer Neigung zu Hans flogen in dieser Stunde wie Nebelschichten in die Lüfte, und als die Gesellschaft Anstalt machte sich zu trennen, da winkte sie Hans zur Seite. Sie mußte ihm eiligst sagen, wie schön und trefflich das alles sei, und wie er doch ja das Glück festhalten möge, welches endlich bei ihm eingekehrt. „Bitte, bitte, lieber Hans" — flüsterte sie, und der schalkhafte Blick ihrer Augen schmeichelte sich zauberhaft in den seinen — „bitte schönstens, nun fein ordentlich bleiben in der Aufführung!"

„Fein ordentlich?" — fragte er lächelnd — „bin ich denn —"

„Still, still! Ihr versteht mich recht gut. Daß Ihr gewissenhaft seid wie ein Pastor, bezweifelt ja niemand. Aber Ihr sollt kein Pastor werden, Ihr sollt ein Kavalier bleiben, das ist ordentlich für Euch. Der Vater hat mir gestern gesagt, daß die Jörger gekommen und daß sie und der Pater Dunstan und der Budowa und leider auch Ihr eine geistliche Synode vorhabt, eine Synode mit Sektierern! Der Vater schüttelte traurig den Kopf dazu; Ihr wißt ja, er mag das nicht. Und frei heraus: ich mag's auch nicht mehr. Die Zeit ist ja vorbei, welche das empfehlen mochte. Unsere Kirchen sind ja jetzt frei und herrschend, und Ihr verderbt Euch Eure ganze Stellung auf solchen Wegen. Die Königin war bisher gegen Euch, und zwar vorzugsweise deshalb, weil Ihr beschuldigt wurdet, in Sachen des religiösen Bekenntnisses wankelmütig oder freigeistig zu sein!"

„Ich soll also kalvinisch werden wie sie?" fragte Hans lächelnd."

„Nicht doch! Nehmt's nicht scherzhaft. Wie streng sie kalvinisch ist, den wirklichen Lutheraner wird sie in Euch respektieren. Das muß sie ja bei so vielen anderen. Aber sie entzieht Euch ihre Gunst wieder, wenn Ihr neues Sektenwesen befördert und neue Verwirrung heraufbeschwören helft. Tut's nicht, Hans! Gewiß, das führt uns ins Unglück. Wollt Ihr mir's versprechen?"

Hans schwelgte so in ihrem Anblicke, in der Seligkeit, welchen ihr warmer Ton über ihn verbreitete, daß er geneigt gewesen wäre, alles zu versprechen. Der Inhalt ihrer Reden berührte ihn kaum; er hatte sich schon daran gewöhnt, ihr leichten Sinn nachzusehn, und er war in diesem Augenblicke von seiner sonstigen Pedanterie recht weit entfernt. Aber sie war ja viel reizender, wenn er mit seinem Versprechen zögerte, wenn er sie durch leichten Spott über ihre Hofdienerei herausforderte. Sie schmollte so allerliebst, sie fing an trotzig zu befehlen, es gefiel ihm dies alles so außerordentlich an ihr, daß er, der sonst so ernst und weit sehende, ganz übersah: es stehe in diesem Gespräch wirklich sein ganzes Verhältnis zur Geliebten auf dem Spiele, und es berge der tiefere Inhalt dieses Gespräches einen Wendepunkt für sein ganzes Leben. Gab er Ludmillen diesmal nach, so war sie sein. Und was Fehlerhaftes in ihrem Verlangen liegen mochte, er konnte es vielleicht ausmerzen aus ihrem Wesen in einem durch Liebe gehobenen Ehebunde, welcher Nachgiebigkeit in sich schließt, weil er eben in Liebe wurzelt. Gab er Ludmillen aber diesmal nicht nach, so hatte er sie wahrscheinlich verloren, verloren für sich und für sie. Auch für sie, denn er war ihre wahre Liebe. Sie mußte ohne ihn auf Irrwege geraten.

Dieser Gedankengang stieg nicht in ihm auf; er war nur glücklicher Liebhaber und meinte tändeln zu dürfen.

Die Gesellschaft trennte sich. Der Junker mußte sich seinen Herzögen anschließen, welche in ihre Zimmer auf der

Hradschinburg geleitet wurden, er mußte Ludmillen verlassen, ohne ihr eine ernste Zusage gegeben zu haben.

Sie hoffte aber doch auf eine solche. — „Auf Wiedersehn heut nachmittag unten beim Vater!“ sagte sie leise, als er ging.

Dieser Nachmittag stellte alles auf die entscheidende Probe, früher als sie selbst gedacht, früher als sie selbst hinabgekommen war zum Vater.

Frau Amalie von Jörger war wirklich in Prag und wohnte bei Loß. Von ihr wußte dieser, daß die Berufung einer Synode für die Zukunftskirche ganz nahe bevorstand, daß sie in Budowas Palais stattfinden sollte, daß Pater Dunstan, Budowa, Hans und Professor Hortleder aus Weimar die Führer sein würden. Er war im höchsten Grade ärgerlich darüber und begleitete Frau Amalie nach dem Mittagessen hinüber in Budowas Haus, wo täglich angestrengt gearbeitet wurde an den Vorbereitungen, und zwar unter Mitwirkung der Frau Amalie, welche einen großen Teil der Korrespondenz besorgte.

Er wollte alles aufbieten, um seine Freunde von diesem Unternehmen abzubringen.

Dies schien möglich, denn weder Dunstan, noch Budowa, noch Hans waren leidenschaftlich dafür eingenommen; Frau Amalie allein war die entschlossen treibende Kraft.

Dunstan war — ganz gegen seine sonstige Natur — in trüber Stimmung seit seiner Ankunft in Prag. Der höhnende Lärm, welchen seine Mönchskutte beim ersten Eintritte erregt, hatte ihn arg verstimmt. Die Kutte gehörte zu ihm, er gehörte zu ihr. Soviel Gewicht auf ein Kleidungsstück gelegt zu sehn, während ihm Herz und Geist auf tiefe Reformen gerichtet stand, und in d e r Stadt gelegt zu sehen, welche jetzt für die freieste galt in religiösen Dingen, das war ihm sehr widerwärtig gewesen. Der Eigensinn, von welchem er eine starke Dosis besaß, erwachte darüber. Budowas Rat, die Kutte abzulegen hier in Prag, entrüstete ihn; er wies ihn zurück. „Sie

sollen sich daran gewöhnen," rief er, „sie sollen achten lernen, was andern eigentümlich ist, eure Prager Freidenker. Aus solcher Kutte ist ihnen ihr ganzer Fetzen Protestantismus zugekommen, sie sollen auch die Vergrößerung dieses Fetzens aus solcher Kutte mit Achtung entgegennehmen." Er legte sie nicht ab und hatte täglich, wenn er über die Straße ging, den Ärger zu bestehen, daß die Leute stehenblieben und zusammentraten und auf ihn deuteten, wie auf ein fremdartiges, verdächtiges Geschöpf. — Das steigerte nur seinen Eigensinn und seinen Ärger. Er war eigentlich gar nicht gestimmt dafür, diesem vorurteilsvollen Volke gegenüber den großen Schritt zur Gründung einer neuen Kirche zu unternehmen. War er doch neben Zdenko schon immer zögernd und bedenklich gewesen, in solcher Ausdehnung und wirklicher Praktik vorzugehen. Selbst ein praktischer Mensch, hatte er stets die großen Schwierigkeiten hervorgehoben und stets behauptet, man solle vorbereiten mit allen Kräften, die wirkliche Ausführung aber dem Zeitpunkte überlassen, welcher von selbst die Reife dafür ankündigen und wohl auch den zur Durchführung geeigneten und berufenen Mann bringen werde. Da kam die Jörger und drängte. Er konnte ihr nicht Unrecht geben, daß kaum noch einige friedliche Monate vor ihnen lägen, und er sagte endlich: „Meinethalben! Es ist ja doch nur eine Besprechung und sie wird zeigen, ob und was möglich ist."

Budowa ferner war eigentlich gar nicht der Charakter für solch einen schöpferischen Vorgang. Er war ein wohlwollender Zweifler, ein Mann, welchen die geistigen Wendungen viel mehr interessierten als die Verkörperungen. „Wenn die Gedanken verkörpert werden, so verlieren sie meist ihren feineren Teil!" pflegte er zu sagen. Nur weil er jetzt mitten inne steckte in einer Revolution, deren Gang und Ergebnisse ihm gar nicht gefielen, nur weil ihm das unduldsame Kalvinertum, welches jetzt Prag beherrschte, gar nicht gefiel, nur weil er das Bedürfnis hatte, irgend etwas Neues zu veranlassen, was doch vielleicht besser

wäre, und was jedenfalls den starrwerdenden Geist wieder flüssig mache, nur deshalb hatte er der Jörger zugestimmt. Du hast kaum noch ein paar Jahre zu leben — hatte er zu sich gesagt — vergönne dir also noch kurz vor Torschluß ein Experiment, das jedenfalls würdig und bedeutend ist!

Hans endlich war ziemlich zerstreut. Die Rettung des Schatzes hatte zuletzt all seine Tätigkeit in Anspruch genommen, und der wirkliche Besitz eines so großen Eigentums hatte auch seinen Einfluß geäußert auf ihn. Wer viel zu verlieren hat, der wird von selbst vorsichtig. Dazu Ludmilla und die nahe Aussicht auf ihren Besitz, und ihre dringende Abmahnung vor der Teilnahme an einer solchen Synode.

Kurz, der Freiherr von Loß konnte es wohl dahin bringen, daß diese Männer abließen von dem Unternehmen, wenn er's leidlich geschickt anfing.

Sie saßen um eine große runde Tafel, welche mit Schriften und Briefschaften bedeckt war. Die Aufforderungen zur Synode nach Prag zu kommen waren nach allen Seiten versendet worden, von allen Seiten liefen Antworten ein, und diese Antworten wurden jetzt mitgeteilt, die Listen wurden angefertigt, die Rollen für die Leitung wurden festgestellt, die Austeilung derselben wurde erwogen.

Da trat Loß ein mit Frau von Jörger. Er war unbewegt geblieben von alledem, was ihm diese unterwegs entgegnet hatte auf seine Absicht. Dieses „Religionsmachen" war ihm überhaupt zuwider und erschien ihm gefährlich. Jedenfalls wollte er seinen Hans davon abziehn.

Er forderte zunächst in herzlichem Tone die Freunde auf, sie möchten davon abstehn.

Das hatte gute Wirkung. Es war eben keiner der Männer leidenschaftlich eingenommen für das Vorhaben.

Aber nun wollte Loß seine Aufforderung mit Gründen unterstützen, und dadurch forderte er den Widerspruch heraus. Daß es nicht an der Zeit sei, fand man töricht. Wann sollte es

denn an der Zeit sein, wenn nicht in einem Zeitpunkte, welcher die religiöse Reformfrage in freien Fluß gebracht?! — Daß man überhaupt nicht rütteln solle an den bereits festgestellten Kirchen der Reformation! Ah, — fuhren alle drei auf — dann hätten wir eben nur zwei neue Päpste, Luther und Kalvin, geschaffen statt des einen in Rom! Die Spaltung wäre erreicht, der Fortschritt aber abgeschlossen, und die allgemeine Einigung für immer unmöglich gemacht. Hiermit hatte der gute Loß den Streit erregt in seinen Grundfesten, und nun stieg er höher und höher in seinen Folgerungen. Diese Folgerungen rissen die Streitenden von selbst fort, der Verstand erhitzte die Sprechenden, die Leidenschaft entzündete sich, und man kam auf einen Punkt, den keiner gewollt hatte. Die den Fragen innewohnende Konsequenz unterjochte Dunstan, Budowa und Hans und legte ihnen Verpflichtungen auf, welche sie anfangs aus Indolenz vermeiden gewollt. Loß stand zerschmettert da von Gründen und Ausführungen, und Frau Amalie lächelte. Von Hause aus die Entschlossenste für Durchführung — starke Frauen sind von unerbittlicher Konsequenz — hatte sie still geschwiegen und mit Zuversicht darauf gerechnet, der zwingende Geist werde sich von selbst behaupten.

Loß mußte es aufgeben. Disputation war ohnehin nicht seine Sache. Er setzte also noch den Trumpf darauf, daß eine solche Synode hier in Prag keinen Boden, ja wahrscheinlich offenen Widerstand finden werde, denn die Machthaber seien alle dagegen, und er wendete sich schließlich nur noch an Hans. Nicht mit Gründen, nur mit Vorstellungen. Von Herzen zum Herzen, wie er's nannte. „Macht was ihr wollt," — sagte er — „aber zieht mir den Junker nicht hinein! Ihm verderbt ihr das junge Leben, das er genießen soll, und das er sich zerstört, ich weiß es, wenn er sich zum Prediger macht. Tritt zu mir, Hans, begnüge dich mit Zuschaun! Oder noch besser: laß uns hinaufreiten ins Land und dort ordnen, was noch zu ordnen ist, du weißt's ja! So kommst du nicht in Ver-

suchung und bleibst geborgen, geborgen auch bei — du weißt schon was ich meine. Gib mir die Hand! Versprich mir's! Der Herr Pater und der Wenzel hier und die Frau Amalie geben dir Urlaub; sie lieben dich ja, und wollen dein Glück, nicht wahr?"

Eine peinliche Stille entstand. Hans wußte allerdings, was der Vater Ludmillens meinte. Aber konnte er, der Sohn und Erbe Zdenkos, zurücktreten? die Schätze Zdenkos in Sicherheit bringen, welche ihm vorzugsweise für dies reformatorische Werk vererbt waren?! Unmöglich!

Er schüttelte das Haupt. In Loß wallte der Zorn auf; er tat einige heftige Äußerungen; er kündigte Hans die Freundschaft auf — er ging.

Verstimmt, aber gewissenhaft, wendeten sich die Apostel der „einfachen Kirche" wieder zu ihrer Arbeit am runden Tische.

Loß hatte ganz recht gehabt: die Machthaber oben auf dem Hradschin waren sämtlich gegen die sogenannte Synode, von welcher die Kunde jetzt durch das Land ging. Sämtlich! Auch die deutsche Partei, auch der Fürst zu Anhalt, auch der Herzog Johann Ernst von Weimar, welcher vor seiner Abreise Hans zu sich berief, um demselben seine volle Mißbilligung auszusprechen, daß aus der Heimat Luthers und beim Ausbruche eines Religionskriegs solche neue Spaltung unter den Protestanten erregt werden solle. Hortleder werde er die Herreise verbieten, und er hoffe zuversichtlich, daß der weimarsche Herr von Starschädel sich nicht ferner damit befassen werde. Sobald die Kriegsoperationen begännen, werde er durch das Voigtland mit seinen Truppen in Böhmen einrücken, und er rechne darauf, daß Herr von Starschädel sich als echter Lutheraner an seine Fahne anschließen werde. Einen Unruhe stiftenden Sektierer erwarte diese Fahne nicht!

Nur Wilhelm von Raupowa äußerte sich nicht, wie man erwartete, mit besonderem Eifer gegen die Abhaltung der Sy-

node. Er spöttelte sogar gegen den Hofprediger Scultetus, der von der Regierung ein Verbot auswirken wollte, er spöttelte mit den Worten: „Habt Ihr die Papisten vergessen, die auch alles durch Verbote schlichten wollten? Wollt Ihr der ‚einfachen Kirche‘ Vorschub leisten durch ein Verbot?“

Aber niemand folgte den Vorbereitungen, welche von Budowas Hause ausgingen, mit schärferer Aufmerksamkeit, als Wilhelm von Raupowa. Rudolf von Mitzlau und Jaromir von Zierotin mußten ihm täglich Bericht erstatten über alle Schritte der „Einfachen“, über alle Ankömmlinge, über alle Druckschriften, welche sich auf die Synode bezogen. Er war auch der erste, welchem angezeigt wurde, daß in einer Buchdruckerei das Programm gesetzt würde, und daß Frau Amalie die Korrektur läse. Er war der erste, welchem gedruckte Exemplare des Programms zukamen. Er las sie lächelnd und verteilte sie ernsthaft an junge Pastoren tschechischer Zunge, welche der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren.

So kam der Tag heran, für welchen die Synode angesetzt war.

Hans war unausgesetzt mit den Vorbereitungen beschäftigt gewesen und hatte die Goldstücke nicht gespart für die Schar von Sendboten, welche nach allen Weltgegenden ausgesendet und an die Bekanntschaften des verstorbenen Grafen Zdenko gewiesen wurden. Er hatte gegen die Störung seines Verhältnisses zu Loß und Ludmilla nichts tun können. Frau Amalie, welche bei Loß wohnte, hatte ihm berichtet, daß auch Ludmilla sich ungünstig, ja feindlich über ihn geäußert. Endlich war selbst Frau Amalie, belästigt von Loßens Scheltworten auf die Synode, herübergezogen in Budowas Haus, und so gab es nun gar keine Nachricht, gar keine Verbindung mehr zwischen ihm und Ludmilla. Er mußte jede Wiederanknüpfung einer späteren Zeit anheimstellen und mußte sich Mühe geben, all sein Dichten und Trachten zunächst nur der kirchlichen Aufgabe zuzuwenden.

Diese Aufgabe war nicht eben leicht und nicht anmutig.

Notable Gäste aus der Ferne wurden in Budowas Hause einquartiert, und Hansen vorzugsweise fiel es zu, sie zu begrüßen, unterzubringen und mit allen Vorbereitungen bekannt zu machen. Die verschiedenartigsten, die wunderlichsten Ansichten und Ansprüche traten ihm da entgegen! Es schienen vorzugsweise Sonderlinge zu sein, welche sich eingefunden.

Endlich brach der Tag an, welcher der erste Sitzungstag sein sollte, ein rauher Frühlingstag mit Regen und Wind.

Ein großer Tanzsaal im Budowaschen Palais war für die Sitzung eingerichtet. An dem einen Ende des Saales war eine Estrade errichtet; auf derselben standen Tische und Sessel für die Präsidentschaft. Aus dem Pater Dunstan, Budowa und Hortleder sollte sie bestehen; Dunstan sollte die oberste Leitung führen. Hortleder aber traf nicht ein. Der Sendbote brachte die Nachricht, er sei durch Krankheit verhindert. Ein trauriges Omen für Hans, welcher auf diesen Jugendlehrer die besten Hoffnungen gesetzt. Widerstrebend mußte Hans selbst die Stelle Hortleders im Präsidium einnehmen. Frau Amalie sollte Schriftführerin sein, das heißt, sie sollte den Hergang in allem Wesentlichen niederschreiben. Sie selbst sprach nur die Besorgnis aus, es könne zu Spöttereien Anlaß geben, wenn eine Frau in dieser Weise öffentlich erscheinen wolle. Es war also oben auf der Galerie, welche den ganzen Saal umlief, eine kleine Loge für sie abgesondert worden, in welcher sie hinter Vorhängen hören und sehen und schreiben könnte. Der übrige Teil dieser Galerie war für Zuhörer bestimmt, und zwar ohne Ansehn der Person. Man hielt es für angemessen, den Zutritt für jedermann offenzuhalten.

Der untere Raum des Saales war amphitheatralisch eingerichtet: er stieg von der Präsidentenestrade an mählich aufwärts auf einem Holzgerüste und reichte hinten bis an die Galerie. Hölzerne Bänke bedeckten diesen Aufbau, und zwischen diesem Sitzraume und der Estrade war eine Kanzel angebracht, von welcher die Redner sprechen sollten.

Um sieben Uhr des Morgens sollte die Sitzung beginnen. Der Tag graute auch kaum, und das vordere Haustor war kaum geöffnet, so strömten schon Leute in den Hof. Man sollte glauben, es sei ohne Zeitungen gar nicht möglich, innerhalb einiger Wochen oder eines Monats eine Kunde weithin zu verbreiten durch die Länder. Man irrt sich darin. Die Verbreitung von Mund zu Mund ist eine unermeßliche Propaganda. Wenn die Kunde Anteil weckt, so fliegt sie von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf wie eine Wolke, welche sich ausgebreitet über den ganzen Horizont. Und das Konzilium für eine neue Kirche war in jener Zeit ein Gegenstand, der Anteil weckte in der einsamsten Hütte, sowie denn zu jeder Zeit religiöse Fragen den weitesten Kreis ausfüllen und den tiefsten Anteil wecken. Das Verhältnis zum Staate bewegt immer nur einen Teil der Bevölkerung, das Verhältnis zu Gott bewegt die ganze Bevölkerung bis in die untersten Schichten.

So waren denn Leute nach Prag gepilgert, an welche keine Einladung ergangen, zu denen aber die Kunde gedrungen war: In Prag soll eine neue Kirche begründet werden.

Sie waren es namentlich, welche schon beim Morgengrauen in den Hof des Budowaschen Hauses drangen; unter ihnen der Raschmacher Urban, der Bart-Konrad, ja der Schuster Pfeifer, welchen Medardo damals an der March hatte laufen oder richtiger stehen lassen und welcher mit den Truppen Thurns nach Mähren und Böhmen fortgeschoben worden war. Urban war mit seiner mageren Gattin seit einigen Tagen in Prag selbst angesiedelt, und der Bart-Konrad hatte in Linz den Poldi, den Jörgerschen Kutscher, getroffen, welcher Frau Amalien nach Prag zu fahren hatte. Der nachfolgerde Packwagen hatte auch ihn mitgenommen. Er wollte Frau und Kind aufsuchen, welche mit dem Vater Hamm auf einer Loßschen Herrschaft im Norden Böhmens angesiedelt waren. Unterwegs eine Synode mitzumachen, bei der jedermann reden dürfe — so hatte es geheißen — das war nicht zu verachten.

Es war denn auch seine erste Frage im Hofe, ob man mitsprechen dürfe. Allerdings! hieß es. Der Eingang links sei für die, welche sprechen, der Eingang rechts, welcher zur Galerie führte, für diejenigen, welche hören wollten.

Konrad ging links, Urban und Pfeifer desgleichen. Als sie sich erkannten, lachte Konrad so unanständig laut, daß er Zischen erregte unter den übrigen, welche in ernster Stimmung eintraten. Er sah sich nach den Zischern um, indem er stehen blieb, und wurde dadurch von den Kollegen der ‚Saugrube' getrennt. Die zuströmende Menge war zahlreich und drängte Mann an Mann die breite Stiege hinauf in den Sitzungssaal. Er war in einer Viertelstunde gefüllt, und auf der Galerie starrte auch Kopf an Kopf.

Trotzdem waltete eine auffallende Stille. Die Leute kannten einander nicht und erhielten auch sofort gedruckte Blätter ausgeteilt, in deren Lesung sie sich vertieften.

Diese Druckblätter waren das Programm der Sitzung, das Programm der „einfachen Kirche", welches die Grundsätze derselben auf einem Quartblatte Papier der Prüfung überlieferte.

Um dieser Prüfung einige Zeit zu lassen, zögerten Dunstan, Budowa und Hans mit ihrem Eintritt auf die Estrade. Eine Tür aus dem Innern des Hauses führte auf diese Estrade, und aus dieser Tür traten dann endlich die drei Männer, und nahmen ihre Plätze ein am Präsidententische.

Ein unheimliches Gemurmel vom Saale und von den Galerien empfing sie. Ein Mönch? Eine Kutte? Was heißt das? sprachen halblaut hundert Stimmen. Dunstans Benediktinerkutte war die Veranlassung des allgemeinen und — unwilligen Erstaunens.

Dunstan, seit einiger Zeit an die Wirkung seiner Kutte gewöhnt, bemerkte sogleich den Grund der Unruhe und stand auf. „Mein Gewand scheint euch zu stören!" sprach er mit seiner starken Stimme. „Ja! — ja!" antworteten einzelne.

„Das ist kein gutes Zeichen," — fuhr er fort — „denn es beweist, daß ihr des Zweckes dieser Versammlung nicht eingedenk seid. Weil mein Gewand den Katholiken bekundet, meint ihr erstaunt sein zu dürfen? Wißt ihr denn nicht, daß wir uns eben dazu versammeln, für Katholiken und Protestanten einen gemeinschaftlichen Boden zu finden und anzubauen? Die einfache Kirche, welche wir gründen wollen, soll ja eben dafür gegründet werden, daß diese Unterschiede uns nicht ferner trennen. Einfache Christen sollen hervorgehen aus unserer Versammlung, im Innern einig, ob sie eine Kutte oder eine Reverende tragen!"

Dann schritt er von der Estrade herab und bestieg die Kanzel. Es herrschte tiefe Stille im Saale. Unter dieser Stille sprach er wohl eine halbe Stunde lang. Er schilderte sein Leben und das Leben des Grafen Zdenko, mit Nachdruck auf die Punkte hinweisend, welche ihn und Zdenko auf den Gedanken geführt, daß eine einfache Kirche der christlichen Menschheit zum Segen gereichen könne. Sie wolle keine der jetzigen Kirchen stören oder gar zerstören. Wer sein Genüge oder seine Seelenruhe finde in der römischen oder in einer der protestantischen Kirchen, der möge in seinem Glauben verharren. Wer zur „einfachen" Kirche trete und nicht all seine dogmatischen Bedürfnisse in ihr befriedigt finde, dem bleibe es unbenommen, sich auch irgend einer anderen religiösen Gemeinschaft anzuschließen. So entstehe die Freiheit ohne krampfhafte Störungen, und es bleibe doch ein Mittelpunkt. Dieser werde wachsen, wie ein Baum wächst, welchen man in reines Erdreich gesetzt. An seinen Früchten wird man ihn erkennen! Nicht die Streitigkeiten über schwierige Glaubenspunkte bilden den segensreichen Kern einer Kirche, sondern der fromme Sinn bildet ihn, welcher bereit ist, zu verzeihen, zu lieben und Gott nachzutrachten in guten Werken. Wir nennen ihn dankbar den „lieben Gott", und diesen lieben Gott bitten wir denn, daß er unser Vorhaben einer einfachen Kirche zum Gedeihen segne.

Nun las er langsam, jedes Wort betonend, das Programm vor, welches flüsternd im Saale nachgelesen wurde. Es lautete:

„Bekenntnis der einfachen christlichen Kirche.

Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden, den allgütigen Vater jeglicher Kreatur.

Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland, der für die Wahrheit gestorben ist und uns die Religion der Liebe gestiftet hat.

Ich glaube an den heiligen Geist der Wahrheit und Liebe, welcher von Gott ausgeht und durch Jesum Christum, unsern Heiland, den Menschen vermittelt worden ist.

Ich bekenne mich zu den zehn Geboten, welche das gemeinsame Leben regeln und weihen.

Ich bekenne mich zu den geheiligten Gebräuchen der Taufe, welche die Aufnahme in die christliche Gemeinschaft bezeichnet, und des Abendmahls, welches zur herzlichen Erinnerung an unsern Heiland und zur demütigen Verehrung seines Opfertodes begangen wird.

Ich bekenne mich zu den Grundgesetzen christlicher Lehre, welche lauten: Was du nicht willst, daß man dir tue, das tue einem anderen auch nicht — liebe deinen Nächsten wie dich selbst — sei gerecht und menschlich gegen deine Feinde, wie der Heiland gewesen ist!

Ich bekenne mich zu der christlichen Verpflichtung: wohlzutun und mitzuteilen vom Morgen bis zum Abend allen Bedürftigen und Schwachen, und tätige Liebe auszuüben an allen Menschen bis zur niedrigsten Kreatur.

Ich bekenne mich zu dem biblischen Grundsatze: der allmächtige Gott ist anzubeten im Geiste und in der Wahrheit, nicht aber durch sinnliche Zeichen und Bilder, welche irreführen zu götzendienerischen Wegen. Denn jede Verkörperung Gottes ist nur eine menschliche Abschwächung des ewigen Gottesgeistes, dessen Gestaltung unserer Kurzsichtigkeit entzogen ist."

Dunstan schwieg. Nach einer Weile erst setzte er mit halber

Stimme, aber ganz verständlich hinzu: „Nun prüfet alles, und das Beste behaltet. Einer nach dem andern spreche und erwarte unsere Antwort.“ — Dann ging er langsam auf den Präsidentenstuhl zurück.

Ein leises Surren ging durch den Saal; es schien niemand hervortreten zu wollen.

Da erhob sich endlich ganz oben im Sitzungsraume dicht unter der Galerie eine weiche, wohlklingende Stimme. Man sah den Sprecher nicht; er schien sich absichtlich hinter seinen Vordermännern verborgen zu halten, aber man hörte folgende Worte ganz genau:

„Dies gleicht nicht dem Glaubensbekenntnisse einer Kirche, sondern nur dem einer Gesellschaft. Die Denkmäler christlicher Entwickelung durch fünfzehn Jahrhunderte hindurch sind ausgelassen. Dadurch erscheint das Christentum verarmt, und es haben seine begabten Bekenner und seine gesegneten Vorkämpfer gleichsam umsonst gelebt. Endlich fehlt alles über die äußere Form der Kirche, über Liturgie und Gottesdienst. Der letzte Satz nur, gegen Zeichen und Bilder, streift vereinzelt daran und huldigt dem Kalvinismus, ein Anstoß für andere Kirchen, welche behaupten: Die Menschheit kann Zeichen und Bild nicht entbehren, denn sie lebt in der Sinnenwelt, und die bildende Kunst ist eine schöne Offenbarung des Menschengeistes.“

Verneinendes Geräusch von seiten der anwesenden Kalviner folgte dieser Rede. „Das war Czernin!“ sagte Budowa und erhob sich zur Entgegnung. „Die Einwürfe sind wohl begründet“ — sagte er — „vom Standpunkte eines Katholiken. Ja, wir wollen eine ‚Gesellschaft‘ begründen, nicht eine Kirche im römischen Sinne. Auch das Evangelium, auf welches wir zurückgehen, spricht nirgends von einer abgeschlossenen Kirche. Unsere Türen sollen offen stehen. Die Bildung der Jahrhunderte geht dadurch nicht verloren. Die zahlreich ausgebildeten Dogmen werden deshalb nicht vergessen werden, es werden ebenso zahlreiche Sekten entstehen. Die soll man nicht stören. Mit einer

Hand werden sie doch zu uns halten, wie zu einem Mittelpunkte, und so wird alles erhalten und doch der Zwang entfernt, der Zwang eines privilegierten Priestertums, welches sich stets zur Kaste gestaltet —."

„Pfaffen müßt ihr aber doch auch haben!" unterbrach ihn eine grobe Stimme — die des Bart-Konrad — „warum verschweigt ihr's denn?!"

„Ruhe! Ruhe! Nicht unterbrechen!" schrie ein Teil der Versammlung, ein anderer Teil, besonders auf der Galerie, lachte. Solche Disputation war ihm zu schwer, und er freute sich, jählings davon erlöst zu werden.

Hiermit war aber das Eis gebrochen für die Alltäglichkeit und Gemeinheit. Man sprach laut von Mann zu Mann, man stritt sich, man zankte, man drohte. Und was namentlich zu beunruhigen geeignet war, hinten von den Galerien erhob sich stoßweise ein rohes Geheul.

Einem würdig aussehenden Manne, welcher auf die Kanzel eilte, gelang es, die Ruhe einigermaßen wieder herzustellen. Er ward darin von einer Gruppe bürgerlich gekleideter Männer mitten im Saale unterstützt. Der Sprache und den Äußerungen nach waren dies Bürger aus altböhmischen Städtchen des Taborer Kreises, welche separatistischen Gemeinden aus der Hussitenzeit angehörten. Mancherlei Arten solcher Gemeinden hatten sich in der Stille fortgepflanzt und reformistische Grundsätze festgehalten, welche mit den böhmischen und mährischen Brüdern, sowie mit den Kalvinern Verwandtschaft zeigten. Pikarditen nannte man auch damals vielfach kalvinische Gemeinden, welche böhmisch-nationale Zutaten bewahrt hatten. Zu einer dieser Richtungen, vielleicht zu mehreren, schien diese Gruppe von Bürgersleuten zu gehören, welche in harter, deutscher Aussprache und mit großem Nachdruck für Ordnung und andächtige Stimmung auftraten. Man sah und hörte es ihnen an, daß sie für das Programm der „einfachen Kirche" eingenommen waren und daß sie eine ernste Verhandlung durchsetzen wollten.

Ihnen vorzugsweise verdankte es der würdige Mann, welcher sich der Kanzel bemächtigt hatte, daß sein Vortrag gehört wurde. Er ging vom katholischen Standpunkte aus, der Mann war offenbar Katholik, und es bewährte sich auch an ihm wieder, daß die Katholiken milder und eingehender sich zu den Grundsätzen der einfachen Kirche verhielten, als Lutheraner und Kalviner. Er verlangte nur nähere Auskunft über die Leitung der neuen Kirche, und Budowa versuchte es nun abermals, das Wort zu ergreifen. Aber ein Mann mit zornigen Gebärden unterbrach ihn und stürzte auf die Kanzel, um das Programm mit allgemeinen Schmähungen zu überhäufen. Frau Amalie, oben in ihrer Loge zitternd, erkannte mit Schrecken, daß dies ihr Hauskandidat Götzinger sei, welcher von ihrem Gute Tollet nach Prag geeilt war, um gegen ihre Bestrebungen zu eifern, vielleicht gar im Auftrage Jörgers, oder wenigstens unter Gutheißung desselben.

Solch wüstes Schmähen ohne eigentliche Gedankenentwicklung paßte zu der Stimmung der hinteren Galerie. All seinen Kraftworten wurde ebenso wüst zugejauchzt, und als er schloß, ging Zuruf, Widerspruch und Streit wieder in jenen allgemeinen Lärm über, welcher den Zweck der Versammlung vernichten mußte.

Ein großes Gelächter brachte eine unerwartete Abwechslung in den Lärm. Auf der Kanzel war ein buckliges Menschenkind erschienen, welches durchdringend schrie und wunderlich gestikulierte. Es war der Schuster Pfeifer. Seine Rede hatte schon eine Weile unbeachtet und unverstanden gedauert, ehe man aufmerksam wurde und in Heiterkeit überging. Jetzt schrie er noch greller, und man verstand ihn eine Minute lang, während welcher er kreischte: „niedergefahren zur Hölle — aufgefahren gen Himmel," und seinen Abscheu aussprach, daß man das „andere Hauptstück von der Schöpfung" aus dem Borne des lutherischen Glaubens nichtswürdig übergehen wolle in dieser neuen Kirche, welche nicht christlich sei, sondern heidnisch. —

Er ward heruntergestoßen von Urban, dem Raschmacher. Diese Gewalttat erregte neuen Jubel auf der hinteren Galerie und brachte eine Pause in den Lärm. Man war doch betroffen von dieser brutalen Handgreiflichkeit. Urban benützte diese Pause, seine Mißbilligung des neuen Programms dahin auszusprechen, daß von Vornehmen und Geringen gar nicht die Rede sei darin. Man wolle also für die Geringen nichts tun, man wolle also die Stellung des armen Bürgersmannes nicht erhöhen, wie dies doch geschehen müsse im neuen Christentume.

Durch diese Wendung gewann er die Aufmerksamkeit der Galerie, es wurde ruhig und man hörte zu, wie er die Grundsätze des Bauernkrieges im vorigen Jahrhunderte auseinandersetzte und darauf hinauskam, daß man einen neuen „Bundschuh“ stiften müsse als neue, weltliche Kirche. — Gellende Zustimmung in tschechischen Tönen begleitete diesen Schluß. Die Mehrzahl im Saale widersprach dieser Richtung, und der Tumult wurde ärger als vorher. —

Da trat plötzlich Totenstille ein. Warum? Man sah einen langen hageren Mann auf der Kanzel, den in Prag jedermann kannte. Die Lutheraner haßten ihn, die Kalviner verehrten ihn, ihren Hofprediger Scultetus, den Bilderstürmer, welcher die Kirchen gesäubert hatte von allem Schmuck und die kalvinistischen Grundsätze so rücksichtslos durchführte, wie nur je ein Dominikaner das römische Kirchentum durchgeführt.

Er erschien hier auf Raupowas Veranlassung, in dessen Kalkül die Wirkung gehörte, welche dieser bei Lutherischen wie Katholischen verhaßte Fahnenträger hervorbringen mußte. Rudolf von Mitzlau und eine bewaffnete Schar war mit ihm gekommen. Diese Schar harrte auf der Stiege. Rudolf blieb hinten am Eingange des Saals, um ihnen im gelegenen Momente den Wink zu geben, daß sie eindringen sollten.

In der verschiedenartigsten, aber in gleichmäßig gespannter Stimmung harrte alles im Saale auf seine Rede.

Sie war blanke Verdammung des ganzen Unternehmens,

welches sich hier frech ans Tageslicht wage zur Gründung einer sogenannten Kirche. Was gut sei in dem schauspielerischen Programme, das sei längst vorhanden in der reformierten Kirche, und was neu darin erscheine, das sei schlecht. Die wichtigste Lehre des Heilands sei darin verdreht. Liebet eure Feinde! habe, wie jedermänniglich wisse, der Heiland gesagt, und dies heidnische Programm verwässere und vernichte diese Grundlehre und sage: Sei gerecht und menschlich gegen deine Feinde. —

„Liebst du etwa deine Feinde?“ — unterbrach ihn eine Stimme, die Stimme Götzingers, welcher den reformierten Hofprediger bitterlich haßte. —

„Bist du, Scultetus, auch nur gerecht und menschlich gegen deine Feinde?“ rief eine andere Stimme. Und nun war die Bresche gelegt. Vorwurf auf Vorwurf gegen sein gewaltsames Verfahren in Prag flogen wie Kugeln auf ihn ein. Der vorher wüst gewesene Lärm wurde scharf und schneidend, weil jetzt der ernstere Teil der Versammlung sich fortreißen ließ. Die anwesenden Kalviner andererseits nahmen sich ihres Führers leidenschaftlich an, man geriet nahe an Tätlichkeiten, und Rudolf ermunterte durch Winke die ihm vertrauten Insassen der hinteren Galerie. Sie erhoben nicht nur ihr gellendes Geheul, nein, sie sprangen herab in den Saal, drängten gewaltsam über die Bänke nach vorn, als wollten sie Scultetus befreien, und nötigten auch die Friedfertigen zu körperlichem Widerstande. Die beabsichtigte Schlägerei kam solchergestalt in Gang, und Rudolf von Mitzlaus Wink führte nun auch die bewaffnete Schar herein. Auch sie drängten nach vorn, ja zur Estrade hinauf. Dahin ging ersichtlich ihre Losung.

Praktische Leute wie der Bart-Konrad entdeckten das bald und suchten ihnen zuvorzukommen. Mit einem Satze war er oben und schrie mit Stentorstimme: „Her zu mir, ehrliche Leute, und schützt die braven, alten Herren!“ — Die böhmischen Bürger aus der Mitte, die Picarditen, folgten seinem Rufe und schoben Dunstan und Budowa aus der Tür hinter dem Präsidenten-

tische, Hans aber — auf welchen es offenbar abgesehen war, denn die Kriegsleute gingen wie ein Keil auf ihn los — hatte sein Schwert gezogen, und wehrte sich nicht bloß, sondern griff an. Wie geschickt er das auch tat, es war vorauszusehen, daß er unterliegen müsse, denn es waren nicht nur gemeine Kriegsleute, welche auf ihn eindrangen, es waren junge Kavaliere der Raupowaschen Partei unter ihnen, und diese bekundeten eine ganz klare Absicht, die Absicht, den ausländischen Junker niederzuhauen.

Konrad hatte wohl einem Kriegsknechte das Schwert entrissen und säbelte mit achtungswerter „Wildschaffenheit", um seinen Kameraden aus der Wiener Schranne zu unterstützen, aber das genügte doch nicht, denn die hilfreichen Picarditen hatten keine Waffen und wurden von der Estrade heruntergeworfen.

So schien es denn, als ob diesmal Raupowas Ränke, wie in Zerstörung der Synode, auch in Vernichtung des gehaßten Junkers obsiegen müßten. Hans blutete bereits aus mehreren Wunden, und die Kraft ermattete ihm zu jener radschlagenden Schwingung des Schwertes, welche gegen mehrere Angreifer gute Dienste leistet; er war bereits auf die linke Seite der Estrade gedrängt, und vom Vorderteil derselben hieben die drei jungen Kavaliere vordringend auf ihn ein — da, da fand sich die Maus, welche den Hauptfaden des Netzes durchbeißt und dem Löwen Luft verschafft. Einer der Picarditen war auf dieser Seite der Estrade garstig heruntergefallen und noch garstiger von den Hinaufstürmenden getreten worden. Um sich dieser letzteren Unannehmlichkeit zu entziehen, hatte er versucht, unter die hohle Estrade zu kriechen und hatte zur Erleichterung nach einem der Holzböcke gegriffen, auf welche die Bretter der Estrade gelegt waren. Der Holzbock wackelte und brachte dadurch dem Picarditen die Idee, er könnte auch weichen. Kurz, der Picardit riß an dem Holzbock, der Holzbock gab nach und kam auf ihn zu. Eine zweite Anstrengung hatte die Folge, daß der Picardit samt

dem Holzbocke vorn herauskam und daß ein Teil der Estrade einstürzte. Die Bretter dieses Teils gehörten aber gerade zu den Brettern, auf welchen die drei jungen Kavaliere noch mit einem Fuße standen. Dem einen Fuße, der nichts mehr unter sich hatte, folgte der andere Fuß, dem anderen Fuße der ganze Kavalier, und so hatte Hans plötzlich ein großes Loch vor sich und keinen Gegner mehr, und er wäre ein großer Tor gewesen, Konrads Zurufe nicht zu folgen und nicht samt Konrad durch die hintere Tür zu entweichen. Konrad verschloß und verriegelte sie blitzgeschwind.

Der Kriegshaufe stand verblüfft, und unten vom Hofe herauf klang lustig eine Tanzmusik. Sie kam etwas zu spät. Denn sie war ebenfalls durch Raupowas Leute bestellt, um die Synode zu verhöhnen mit ihren profanen Klängen. Jetzt verhöhnte sie die Sieger, denen die Hauptperson entschlüpft war.

Der Saal hatte sich vollständig geleert. Auch die Picarditen schlichen in dem aufwirbelnden Staube hinaus, ihren im Falle verletzten Kameraden aufhebend und mit sich führend. Rudolf, der an der Ausgangstüre stand, hielt sie nicht auf, sein Auge war beschäftigt, aus dem Staube herauszulesen, was denn eigentlich zuletzt geschehen sei, und die sich aufraffenden Kavaliere waren so beschämt, daß sie ärgerlich von dannen gingen. —

Die Beschämung, in welcher sich Dunstan, Budowa, Frau Amalie und Hans zusammenfanden auf Budowas Zimmer, war freilich eine tiefere und war eine sehr schmerzliche. Sie saßen wie zerbrochen auf den Sesseln. Hans achtete seiner kleinen Wunden gar nicht, und niemand machte darüber eine Bemerkung. Solch ein unwürdiger Ausgang für so redliches Bemühen! Niemand sprach ein Wort; jedermann bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Endlich faßte sich Budowa. Der Sarkasmus seines Geistes kam ihm zu Hilfe. „Man lernt eben allerlei und vergißt darüber

die Hauptsache!" sprach er wie im Selbstgespräche. — „Wie kann man eine Religion stiften wollen ohne Fanatismus! Als ob man kochen könnte ohne Feuersglut. Wie kann man schaffen wollen ohne Schöpfungsdrang! Bilden, ein wenig bilden wollen und können wir, weiter nichts! Was ist das! Wo wird denn geschaffen ohne Leidenschaft? Guten Willen haben wir, aber die Leidenschaft ist außer uns. Ja, gerade sie ist bei unsern Gegnern, ist bei den alten Kirchen. Deshalb sind wir ohnmächtig. Höchstens zum Ausbessern sind wir auf der Welt, aber nicht dazu, um etwas neues zu gestalten. Der Czernin hatte recht: eine Gesellschaft können wir allenfalls zustandebringen, nicht aber eine Kirche!"

„Ich hab' das wohl stets gedacht, ohne es zu wissen," — sprach langsamen Tones Dunstan — „Zdenko schalt mich oft wegen meines Mißtrauens."

„Nun," sagte leise Frau Amalie, „so begnügen wir uns mit einer ‚Gesellschaft'. Dann brauchen wir den Grundgedanken nicht aufzugeben. Der Mann, welcher sich mit Feuereifer dafür erfüllt, wird am Ende doch geboren."

„Unverbesserlich, solch eine Frau!" rief Budowa — „für ein mehr mag's Feuereifer geben, für ein minder niemals. Viel zu glauben, außerordentlich viel zu glauben — das Unglaubliche zu glauben — dafür findet sich Feuereifer, dafür finden sich Menschen, denn die Menschen suchen und brauchen das Außerordentliche. Das Mäßige hat immer geringen Anwert, nur die Gebildetsten erklären sich dafür. Und so trösten wir uns denn mit der Schmeichelei, daß wir die Gebildetsten sind."

Unter solchen Betrachtungen brachten sie sich über die erste halbe Stunde der Niederlage und Demütigung hinweg. Da meldete ein Diener, ein Kavalier stehe draußen mit einer Botschaft vom Könige.

„Sie wird königlich lauten! Laß ihn herein."

Herr Rudolf von Mitzlau, der unterdes auf der Burg oben

gewesen, war Überbringer der Botschaft. Raupowa hatte sie erwirkt.

„Herr Wenzel von Budowa,“ sprach Rudolf — „der König läßt Euch vermelden, daß ihm sehr mißfallen hat, was da in Eurem Hause vorgegangen.“

„Es hat mir auch nicht gefallen!“

„Mitten in einem Religionskriege sei es das Nachteiligste, die protestantische Kirche vor aller Welt so darzustellen, als sei sie bis ins Innerste zerklüftet und zerspalten, ja, als suche sie erst einen Glauben und eine Kirche. Darüber würden die Päpstlichen triumphieren, sich ihrer festen Verfassung rühmend, darüber würden unsere protestantischen Brüder im Deutschen Reiche zum Tode erschrecken. Denn es werde nicht ausbleiben, daß der Skandal, welchen Prag heute erlebt, ein Skandal mit den heiligen Fragen des Glaubens, in allen Ländern bekannt werde und durch Gerüchte noch höher anwachse, wenn dies möglich sei. — Darum befiehlt der König, daß wenigstens alles angewendet werde, um die Wiederholung eines solchen Skandals zu vermeiden. Euch also, Herr Wenzel von Budowa, gibt der König einen Urlaub von drei Monaten, den Ihr auf Euren Gütern zur Kräftigung Eures Alters genießen möget.“

„Will sagen: Zur Kräftigung meines Verstandes!“

„Diesem fremden Priester namens Dunstan aber und diesem fremden Junker namens Starschädel befiehlt der König, seine Hauptstadt Prag binnen einer Stunde zu verlassen und binnen dreien Tagen das Königreich Böhmen, widrigenfalls mit der Schärfe des Schwertes gegen sie verfahren wird.“

Leicht grüßend entfernte sich Mitzlau.

„So ist's recht! Wie die Apostel behandelt, von Land zu Land verfolgt und mindestens verjagt, ohne doch Apostel zu sein — das ist Euer Los, gutmütiger Schächer!“ rief Budowa — „schnürt Euer Bündel! Ich geleite Euch. Zunächst zu mir nach Münchengrätz!“ —

Frau Amalie nahm traurig Abschied. Sie wollte zurück

nach Tollet, wo sie ohnehin ihren Gatten in üblen Zuständen zurückgelassen. Er war geistig und körperlich tief herabgestimmt, und sie verleugnete ihre Besorgnis nicht, daß er irgend einen neuen Schlag kaum überstehen werde.

Auch Dunstan war betroffener, als man sonst seiner Lebensfrische zutraun gedurft. „Zu Eurer Erleichterung" — sagte er — „will ich denn nun meine Kutte ablegen; mit meiner geistlichen Tätigkeit, die man nirgends will, ist's ja doch vorbei. Reicht mir Stiefel, Hose und ein Wams, ich will ein Landmann werden, ein Gärtner auf Hansens Gute."

Das geschah, und ehe die Stunde abgelaufen, ritten sie auf der Hauptstraße der Kleinseite hinauf. Auch Konrad neben Tartsch. Er war gegen Gewohnheit leutselig, und Hans war herzlich gegen den alten Kameraden, der eben wieder so brav zu ihm gestanden war. Er versprach dem Bart-Konrad, den alten Hamm mit Tochter und Enkelin auf dem Gute anzusiedeln, welches Pater Dunstan bewirtschaften und verschönern werde.

Oben in der Nähe des Tores kam rechts von der Hradschinburg her eine große Kavalkade gesprengt. Sie verlegte ihnen einen Augenblick den Weg, denn sie jagte quer vor ihnen vorüber und zwar mit lautem Gelächter. Es war die Königin mit ihren Kavalieren und Damen, Rudolf und Ludmilla unter ihnen.

„Ich glaube, sie lachten über uns traurige Gestalten!" sagte Budowa — „nimm dir's nicht zu Herzen, Hans, dies eitle Mädel ist deiner nicht wert."

Hans nahm's sich aber sehr zu Herzen, daß er nun so jählings und während sie ihm zürnte, aus ihrer Nähe mußte. Was schlimmer war: er mußte sie ohne Schutz seinem Widersacher überlassen.

Raupowa hatte auch hierin gesiegt und hoffte das beste für einen seiner jungen Kavaliere.

VI.

Der Freiherr von Loß erleichterte es dem Raupowa, Ludmillen umgarnen zu lassen. Tief verstimmt durch die skandalöse Synode, litt es ihn nicht mehr in Prag. Sein liebster Umgang fehlte. Budowa und Hans waren fort, und er hielt sich ja auch für verpflichtet, zornig auf sie zu sein. Sein gutes Herz flüsterte: Der Zorn wird vergehen, und der alte wie der junge Knabe werden dir versöhnlich entgegenkommen, wenn du nur in ihrer Nähe bist; mach also nur, daß du hinaufkommst auf dein Gut oberhalb Münchengrätz, da wird sich alles wieder zusammenfinden.

Zudem entwickelte sich der Frühling — es ließ ihm keine Ruhe. Er fragte Ludmillen, ob sie nicht mit wolle. Nein! Sie fühlte sich tief verletzt von Hans, sie trotzte. Und aus der unterhaltenden Hofgesellschaft hinweg auf das einsame Gut? O nein! 's ist ja auch winterlich draußen. — „Nun gut, bleib noch einen Monat“, sagte der Vater, „und komm dann erst!“

So überließ sie der törichte Vater ihrer Schwäche, ihrem Schicksal und ging allein mit Purzel.

Nach Ablauf des Monats ließ Raupowa durch einen gleichgültigen Hofmann an Loß schreiben: die Königin würde es sehr bedauern, wenn sie den belebenden Umgang Ludmillens, seiner liebenswürdigen Tochter, entbehren sollte!

Und als der Sommer über Stadt und Land kam, da bat Raupowa die Königin selbst, dem polternden Vater ein paar Worte zu schreiben: Man habe vor, einen kurzen Sommeraufenthalt zu machen da oben an den Bergen. Sie werde ihm also vielleicht selbst die Tochter zuführen, deren heitrer Geist, deren unerschöpfliches Naturell ein wahrer Springquell für die Unterhaltung sei —!

Raupowa wußte, wie das dem Papa Loß schmeichelte.

Und was trieb Raupowa zu solchen Nebendingen? Ihn, der soviel Wichtigeres zu tun hatte? Bosheit gegen Hans, welche er politisch beschönigte. Bis auf den Skandal mit der

Synode war ihm alles mißlungen gegen den sächsischen Junker. Die Wunde über dem Auge aus Kaiser-Ebersdorf, welche ihn jetzt noch manchmal schmerzte, vergab er ihm nicht. Die Entführung des Schatzes verzieh er ihm nicht, und jetzt wieder war er angeführt worden. Er hatte gemeint, der Schatz sei verteilt untergebracht worden in Budowas und Loßens Schlosse, und es werde möglich sein, wenigstens doch einen Teil noch zu ergattern, vielleicht auch bei dieser Gelegenheit den verbannten Junker nochmals zu ergreifen, der gewiß nicht aus Böhmen weichen werde, seiner Ludmilla gewärtig. Auch das hatte versagt. Dunstan und Hans hatten seine Helfershelfer irregeführt und waren mit Hab und Gut aus Böhmen verschwunden. Nun sollte der widerwärtige Junker wenigstens nichts mehr zu suchen haben in Böhmen. Ludmilla sollte ihm für immer entzogen werden. Raupowa haßte über alles den deutschen Edelmann in Hans. Als gescheiter Politiker wußte er ganz gut, daß unter allen Umständen der Kampf gegen das deutsche Wesen ein schwerer und wechselvoller sein werde. Dies deutsche Wesen verkörperte sich ihm in der ehrlichen Tüchtigkeit Hansens. Und dieser jetzt steinreiche deutsche Junker sollte über kurz oder lang familienhaft ansässig sein als Ehegatte der glänzenden Ludmilla? Verwandt und verschwägert mit soviel böhmischen Häusern? Nimmermehr!

Raupowa hatte nicht gerade eine besondere Neigung für Rudolf von Mitzlau. Eine solche Neigung war überhaupt nicht seine Sache. Aber dieser Rudolf mit seiner allen Weibern gefährlichen, ja verführerischen Persönlichkeit hatte die beste Aussicht, das gefallsüchtige Mädchen zu gewinnen, wenigstens zu Fall zu bringen. Deshalb unterstützte ihn Raupowa. Der vulkanisch atmende Jaromir daneben als Triebkraft für den andern! dachte er, das muß ja doch ans Ziel führen in der warmen Sommerzeit, welche in Gärten und Wälder lockt, meinte Raupowa und lächelte faunisch.

Seine Berechnung war nur zu richtig, und der Zustand

der öffentlichen Angelegenheiten kam ihr zustatten. Der Krieg schien eingeschlafen selbst in einer Jahreszeit, welche ihn sonst begünstigt: nicht der Bayernherzog, nicht die Liga, nicht der Kaiser bewahrheiteten die Gerüchte, welche schon gegen Ende des Winters Frau Amalie zur übereilten Berufung der Synode getrieben hatten; es gab nichts als Geplänkel im südlichen Böhmen, und auf dem Hradschin war unbehindertes, geselliges Behagen. Selbst durch die Furcht vor der Achtserklärung, welche von Wien angedroht wurde gegen den Kurfürsten Friedrich, der sich König von Böhmen nenne, ließ man sich nicht stören. Die Acht wird keine Kraft äußern, meinte man, weil auch Freunde des Kaisers behaupteten, gegen einen Kurfürsten könne sie nur mit Einstimmung des Kurfürstenkollegiums verhängt werden, und diese Einstimmung sei kaum zu erlangen. König Friedrich regierte vergnügt weiter, wenn auch schlaff und wirkungslos, und in träger Sommerzeit entschlug man sich aller Sorgen. Im Hochsommer war Königin Elisabeth hinabgezogen in das Schloß bei Bubentsch, welches Rudolf der Zweite erbaut hatte, und welches für die heißen Tage einen angenehmen Aufenthalt bot durch seine schattigen Baumanlagen und kühlen Grotten. Dort, dicht hinter dem Hradschinberge, man könnte sagen in seinem Schatten, spannen sich die Vergnügungen fort, denen ein junges, in Liebeslust atmendes Herrscherpaar gern ergeben ist. Das soll nicht heißen, als habe König Friedrich und Königin Elisabeth sinnlichen Ausschweifungen die Hand geboten, o nein! Aber sie waren selbst ein zärtliches Ehepaar und begünstigten eine Art ritterlichen Spiels mit Frauengunst und Frauenliebe. Paarweis! galt für eine Losung, und wenn ein Paar, wie Ludmilla und Rudolf in üppigstem Stadium jugendlicher Sinnlichkeit Abend für Abend sich absondert, so ist die zärtliche Umarmung wahrlich nahe genug gelegt. —

Da krachte das unbeachtet gebliebene Gewitter plötzlich vom südlichen Horizonte herauf, und alles fuhr jählings empor.

Maximilian von Bayern erschien mit einem Heere in Oberösterreich, Tilly folgte mit dem Heere der Liga, die kaiserlichen Truppen setzten sich gleichzeitig von allen Seiten in Bewegung — es wurde klar: die Gegner haben ruhig und fest alle Vorbereitungen vollendet und wollen noch im Herbste mit raschen Schlägen das rebellische Königtum in Böhmen zu Boden werfen.

Ein Schrei flog durch das ganze Böhmerland, und wer was zu bedeuten hatte, eilte nach Prag: Budowa von Münchengrätz, wo er still gelebt; Loß von Komorau, seiner Herrschaft im Berauner Kreise, wo er dem Betrieb seiner Eisenwerke eine Tätigkeit gewidmet hatte, welche ihm jetzt ein doppeltes Bedürfnis war; Jörger und Frau von Tollet, denn die katholischen Kriegsmänner überschwemmten das ganze Land ob der Enns; Hans aus Thüringen, wo er im Eisenacher Ländchen sein Gut um das Zehnfache erweitert und unter Dunstans Beistande reichlich und sorgfältig eingerichtet hatte.

Er war zwar verbannt, aber danach fragte er jetzt nicht. Er war zwar gemißhandelt von den Machthabern und war nicht einverstanden mit dem Geiste derselben; aber es stand deutlich vor aller Welt Augen: die Entscheidung, welche jetzt fällt, gilt dem ganzen protestantischen Deutschland, sie wird eine große politische und kirchliche Entscheidung. Deshalb meinte er, jetzt müßten alle inneren Zwistigkeiten schweigen, und jedermann müßte einstehen mit seiner ganzen Persönlichkeit. So war er zum Regimente seines Herzogs geeilt, welches aus dem Vogtlande nach Böhmen marschierte, und auch sein Herzog hotte den Zorn über die Synode vergessen und hatte ihn beauftragt, spornstreichs nach Prag zu reiten und dort anzukündigen, daß er auf der Pilsener Straße dem von Anhalt befehligten böhmischen Heere zuziehe.

Es war ein sonnenwarmer Herbstmittag, als Hans zum ersten Male wieder vom weißen Berge herein durchs Stra-

howertor in Prag einritt. Neben Tartsch war jetzt noch der Bart-Konrad bei ihm, welcher im rauhen Gewerbe eines Kriegsmannes seine Bestimmung gefunden zu haben schien. Das Herz klopfte Hans lebhaft, er hoffte Ludmillen wiederzusehen. Ihr Zorn wird verflogen sein, meinte er, sie wird dich freundlich begrüßen! Er lenkte unverweilt links hinüber nach der Hradschinburg. Dort war auch die Kriegskanzlei, in welcher er seine Meldung auszurichten hatte. Er fand sie überfüllt, alles war in Aufregung. Seine Nachricht, daß der Ernestinische Herzog mit Truppen komme, wurde mit Freuden aufgenommen. Colonna von Fels war zugegen, Andreas Schlick und der junge Anhalt. Sie begrüßten ihn warm und gaben ihm Auskunft. Von näheren Bekannten sah er niemand. Erst als er wieder in den Hof hinaustrat, begegnete er Raupowa, welcher in den Haupteingang der Burg schritt. Sie maßen sich gegenseitig mit dem Blick. Hans war nahe daran zu grüßen; vor der allgemeinen Gefahr verschwand ihm der persönliche Groll; aber der Ausdruck in Raupowas Auge hielt ihn ab.

Er ritt hinunter zum Budowaschen Hause. Budowa war da und empfing ihn mit liebenswürdigster Herzlichkeit. „Ich wußt' es wohl," rief er, „daß du dir's nicht erlassen würdest, an unserm Betteltanze noch einmal teilzunehmen, sobald er blutig würde! Was schaust du mich so wehmütig an? Der Greis betrübt dich, welcher aus allen Nähten hervorgekrochen ist bei mir? Laß' ihn, laß' ihn! Es ist sein Recht, und es ist gut so. Wenn man fertig ist mit seiner geistigen Aufgabe — und ich bin im schlimmsten Sinne fertig — dann ist's richtig, daß sich auch der Körper ergibt. Nur die Eitelkeit stirbt nicht. Sie flüstert mir zu, wir wären ein paar Jahrhunderte zu früh gekommen mit unsern humanistischen Wallungen. Possen! Nach ein paar Jahrhunderten werden schwärmerische Narren unsrer Gattung dasselbe sagen. Die Schwärmer bilden sich immer ein, zu früh auf die Welt gekommen zu sein. Einerlei! Unsre

persönlichen Beziehungen haben sich übrigens gebessert. Loß hat mich in Münchengrätz besucht und mir die Hand geboten und auch gutmütig nach dir gefragt. Der alte Bursche kann nicht lange grollen und hat uns unsre erbauliche Synode vergeben. Man erwartet ihn heute von Komorau. Da ist er ja! Grüß Gott, grüß Gott!"

Loß war eingetreten und umarmte herzlich Budowa und Hans. Auch sein blondes Haar war grauer geworden; aber er war frisch und vertrauensvoll. „Wir wollen uns schlagen," rief er, „bis wir siegen oder zugrunde gehen. Eins oder das andere! Ach, Freund, ich komme übrigens von einem jämmerlichen Anblicke. Jörger mit seiner Frau ist bei mir eingekehrt — der stattliche Jörger ist nur noch sein Schatten. Er hat sich die verkehrte Wirtschaft zu Herzen genommen, und ist erbärmlich traurig. Seine Güter sind jetzt alle in Feindes Hand, und die Ungnade seines Lehensherrn liegt dem gewissenhaften Österreicher wie ein Alp auf der Seele. Ich fürchte, der treibt's nicht mehr lange. Na, zu was Heiterem! Ich habe zur Ludmilla hinausgeschickt nach Bubentsch, ich hab' sie noch nicht gesehen — und du, Hans, hast du denn ihr wenigstens einmal geschrieben während des Sommers?"

„Nein."

„Ah?! Hast auch sie vergessen?"

„O nein!"

Der Ton, mit welchem Hans dies aussprach, war dem Herzen des zärtlichen Vaters eine Labung. Er küßte Hans und sagte ihm ins Ohr: „Sollst sie zuerst haben. Geh' hinüber in mein Zimmer. Binnen einer Viertelstunde wird sie dort eintreten. Grüß sie von mir. In einer halben Stunde komm' ich auch. Da woll'n wir uns letzen."

Und so schob er Hans zur Tür hinaus, glücklich lachend, daß er seinen Lieblingen eine glückliche Viertelstunde bereitet.

Auf Flügeln der Sehnsucht eilte Hans ins Loßische Haus. Ludmilla war noch nicht angekommen. Das Jörgersche Ehe-

paar war im zweiten Stocke; Purzel war bei ihm. Hans fühlte sich nicht imstande, einer andern Begegnung jetzt Rede zu stehn; er ging nicht hinauf in den zweiten Stock, er hörte kaum auf die Mitteilung des Loßschen Haushofmeisters, daß auch aus der Lausitz soeben Kriegsnachrichten eingelaufen, sondern schritt hastig durch das ihm wohlvertraute große Wohnzimmer in Loßens Stube, wie Loß angeordnet. Hier harrte er.

Kurze Zeit! Er hörte einen raschen, leichten Tritt und das Rauschen eines Frauengewandes, die Tür flog auf, Ludmilla stand da, schöner als je, wenn auch etwas blasser. Aber voller, entwickelter, stattlicher — sie schrie auf beim Anblicke Hansens, ihr ganzer Körper geriet in ein heftiges Zittern, Tränen stürzten stromweis aus ihren Augen, und plötzlich, jählings stürzte sie Hans entgegen, schloß ihn heftig in ihre Arme, küßte ihn und rief unter Schluchzen einmal um das andere: „Hans, mein Hans, dich liebe ich, dich liebe ich aus innerster Seele, dich allein auf der ganzen Welt."

Da kam denn die so lang verzögerte Liebeserklärung endlich über ihn, und kam von ihr! Er behielt kaum Zeit, des seligen Augenblicks inne zu werden, und mitten in dem Bestreben, sich klares Bewußtsein zu sammeln, drängte sich ihm ein erschreckender Nebengedanke auf: ihre Tränen benetzten sein Angesicht, ihre Umarmung war krampfhaft, der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Verzerrtes, aus ihrer Stimme klang Schmerz — was ist das? Ist dies wirklich so große Erregtheit des überraschenden Wiederfindens? Er wagte nicht zu fragen; nur sein Auge fragte, nur die Betonung des Wortes „Ludmilla?!" fragte.

Ihre Arme ließen ihn los und sanken schlaff an ihr nieder; die Tränen stockten, der Kopf senkte sich, ihr Auge sah niederwärts, und stockend sprach sie: „Vergib, Hans, diese Wallung ist das beste, was ich noch habe. Sagen mußte ich dir's, auch wenn du mich verwirfst."

„Ich? Dich? Ludmilla!"

„Du hast auch einige Schuld; du mußtest mich nicht so schweigend aufgeben; du kennst ja meinen Fehler der Eitelkeit. Aber wie klein ist deine Schuld neben meiner! Ich wußte es doch immer in allem Zorn, in aller Ungeduld, daß ich nur dich lieben könnte, und daß du mich immer lieben würdest, auch in der Ferne, auch in langer Trennung. Und dennoch! — O, mein Herzensfreund, wie soll —? Und doch muß es geschehen! Hans, mein Hans, ich hab' dich verloren!"

Sie schrie diese letzten Worte im heftigsten Schmerze unter neuem Ausbruche von Tränen und warf sich auf die Ruhebank des Vaters, in dem Kissen derselben ihr Antlitz verbergend.

Hans stand erschüttert da; er ahnte die Wahrheit. Ein entsetzliches Weh fuhr durch sein Herz, und doch behielt Güte die Oberhand: er sah, wie der von ihm abgewendete schöne Körper Ludmillens geschüttelt und verzogen wurde von dem moralischen Leide, welches sie folterte, und das Mitleid für sie überwog sein eignes Leiden. Er nahm einen Sessel und setzte sich neben sie. Er suchte ihr Trost zuzusprechen.

Sie richtete sich auf, das nasse Gesicht ihm zukehrend. „Ich weiß es wohl" — sagte sie stockend — „wie gut du bist. Aber — es ist vorbei — auch für ein — so gutes Herz wie das deine. Sieh, Hans, wie in eine wilde Verzauberung war ich gebannt. Ich habe den Mann nie geliebt. —"

„Mitzlau?"

„Ja. Ich hasse, ich verachte ihn seit vorgestern, ärger noch, als ich mich selbst hasse und verachte. Sein Anblick ist mir wie Pest, und nichts wird mich vermögen, nichts wird mich zwingen, sein Eheweib zu werden. Aber was hilft das! Du darfst nicht vergeben, du darfst vielleicht nicht, obwohl du besser bist als alle anderen Männer, und du wirst nicht, wenn du mir auch jetzt deine liebe Hand wie vergebend entgegenstreckst. —"

Sie küßte ihm die Hand heiß und heftig, — da entstand Geräusch an der Tür, Loß kam und trat ein.

Seine Fröhlichkeit wirkte furchtbar auf die beiden jungen Leute. Der arme Vater! Er meinte am Ziele zu sein mit seinen Lieblingen, und begriff langsam, daß er sie verstört fände.

Ludmilla umarmte ihn weinend und flüsterte ihm zu: „Ich werde dir alles erklären, lieber Vater. Später! Frag' uns jetzt nicht! Frag' auch Hans nicht, wenn ich fort bin!"

„Fort?"

„Ich muß; ich komme bald wieder. — Und werd' ich dich wiedersehn, Hans? Nur wiedersehn?"

„Gewiß, Ludmilla!"

Sie drückte ihm innig die Hand, ein schmerzliches Lächeln mit einem kleinen Funken von Freude zog über ihr Gesicht, und sie ging fort.

„Aber um Gottes willen, Kinder, was ist das?"

„Nicht fragen, lieber Freund. Ich kann jetzt auch nicht reden!"

Und er ging ebenfalls. Er ließ die Pferde satteln und wollte auf der Stelle zum Heere aufbrechen. Budowa empfing ihn mit Nachrichten, welche dazu stimmten und ihm persönliche Beweggründe ersparten. Der Kurfürst von Sachsen war in die Lausitz eingerückt mit Heeresmacht, er belagerte Bautzen. Er hatte sich also für den Kaiser erklärt. Nun war auch der Norden gefährdet, nun war die Kriegsgefahr für Böhmen auf der Höhe. Budowa mußte es begreiflich finden, daß Hans unverweilt aufbrechen wollte, um die weimarschen Truppen zum böhmischen Hauptheere zu geleiten.

So ritt denn Hans wenige Stunden nach seiner Ankunft in Prag wieder zu einem andern Tore hinaus auf der Straße nach Pilsen. Er ahnte nicht, daß er damit wenigstens Raupowa entging, welcher Anstalt machte, ihn den Bann büßen zu lassen.

Hans war zumute, als ob ihm sein ganzes Leben ver-

wüstet sei. Das Bedürfnis des Glücks und das Mitleid für Ludmilla nährte wohl noch im stillsten Winkel seines Innern den Gedanken: Verzeihen und Vergessen ist am Ende doch möglich und ist — christlich. Aber der Stolz des Mannes erzitterte bei dem Gedanken. Laß es ruhn, laß es reifen in dir ohne dein Zutun — sagte er leise — denk nicht darüber nach, denk nur an deine Pflicht als Patriot und Protestant! Sei jetzt Soldat und weiter nichts!

Als ob wir Herren unsrer Gedanken wären! Sie beherrschen uns. Er sah wenig von dem Hügellande nach der Beraun hin, welches er durchritt, und erst als er seinen Herzog antraf und dessen Regiment, erst als Pilsen mit seinen Erdwällen vor ihm lag, traten ihm die militärischen Gedanken in den Vordergrund.

Mansfeld herrschte wie ein kleiner Souverän in Pilsen und gebärdete sich in diesem entscheidenden Augenblicke wie ein kleiner Souverän auch gegenüber dem böhmischen Königtume. Er hatte es dem „Friedrich" nicht vergeben, daß er nicht ihn, sondern den Anhalt zum Oberfeldherrn gemacht. Man war nicht sicher, ob er nicht im kritischen Momente sein Söldnerheer von 12 000 Mann aus Pilsen heraus den kaiserlichen Fahnen zuführen könne, welche von Budweis her in breiter Woge sich näherten. Ebenso unsicher sah es im böhmischen Hauptquartier aus. Die Parteiungen aus Prag waren da alle in Tätigkeit. Thurn und sein Anhang gehorchte nur widerwillig dem deutschen Oberfeldherrn, welchem der König allein vertraute, und die tschechischen Herren waren noch widerwilliger. Die Herren sämtlicher Parteien aber waren darin einig, mit Geldopfern so sparsam als möglich zu sein. Es fehlte bitterlich an Geldmitteln, und die Truppen waren im mangelhaftesten Zustande. Sie schrien um Sold und Nahrung, und man konnte ihnen die Nahrung kaum notdürftig, den Sold aber gar nicht gewähren.

Der heranziehende Feind dagegen machte einen impo-

nierenden Eindruck. Maximilian von Bayern hatte das Land ob der Enns niedergeworfen, wie man einen schwachen Baum knickt. Die im Widerstand bis daher entschlossensten Stände hatten zu Linz dem Kaiser huldigen müssen in die Hand des Bayers; Führer wie Tschernembl waren entflohen; über Freistadt heraus war Maximilian ins böhmische Land eingebrochen; Tilly mit dem geordneten und wohlbezahlten Heer der Liga hatte sich ihm zur Linken, Boucquoi mit dem kaiserlichen Heere hatten sich ihm zur Rechten angeschlossen, und diese Scharen, an Zahl den Böhmen ohne Mansfeld um das Doppelte überlegen, waren unaufhaltsam neben der Moldau abwärts marschiert, man sah sie jetzt am Pilsener Horizonte erscheinen.

Um Rokizan, unweit von Pilsen, lagerten die Böhmen, den leichten König in ihrer Mitte. Was tun? Eine Schlacht annehmen, ohne des Mansfeld da drüben sicher zu sein? Man stritt, man lärmte. Nur der hereinbrechende Herbst war einig in seinem Charakter: er brachte rauhen Wind und kalten Regen, und ebenso einig in seinem Willen erwies sich der Bayer. Prag war sein Ziel. Eines Morgens war das verbündete Heer vor den Augen der Böhmen hinweg, es zog in der Richtung von Prag gen Rakonitz.

Nun schrie alles im böhmischen Lager, das sei vorauszusehen gewesen! Und durch Regen und Wind, bei Tag und bei Nacht, auf durchweichten Wegen eilten die Böhmen ihrer Hauptstadt zu.

Ihre Aufgabe war, die Hügelhaufen zu besetzen, welche sich westlich über Prag türmen, und deren Höhepunkt der weiße Berg genannt wird.

Es gelang ihnen. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage, den achten November vor Tagesanbruch kamen sie dort an, dem Feinde zuvor, warfen Verschanzungen auf und ordneten ihr Heer so, daß es mit Vorteil einen Angriff unternehmen, mit Sicherheit einen feindlichen Angriff bestehen

konnte. Ihre Lage war günstig. Die ausgedehnte, breite Höhe des weißen Berges, welche sie vollständig besetzt hielten, dachte sich links von ihnen ab in die Niederung der Moldau, gerade aus vor ihnen in die Niederung eines Baches, zu ihrer Rechten in niedrigere Hügelreihen. Der Feind muß überall aufwärts dringen, und im Rücken hatten sie den Wald des Tiergartens.

Es war gegen vier Uhr des Morgens; die Nacht war stockfinster; nur Lagerfeuer brannten hie und da, wo die Truppen Schanzen aufwarfen; ein dumpfes Brausen wirbelte durch die still gewordene Luft, wie es zwanzigtausend Menschen und zehntausend Pferde hervorbringen — da schritt Hans mit seinem Herzoge durch die Truppen hinüber nach dem Walde. Am Rande desselben, beim sogenannten Stern, sollten die Führer zusammenkommen, um die letzten Anordnungen des Feldhauptmanns Fürsten von Anhalt zu empfangen. Ein kleiner Pavillon stand da, einen Stern auf seiner Spitze. Daher wohl der Name. In diesem Pavillon und um ihn herum waren die zahlreichen Führer, Anhalt mit seinem Sohne, Thurn mit dem seinigen, Heinrich von Schlick, die Hohenlohe und Solms, ein Hofkirchen, Führer der Niederösterreicher und zahlreiche böhmische Herren gruppiert, beleuchtet und erwärmt von brennenden Holzstößen. Auch Loß war herausgekommen, um mitzufechten.

Mitten unter ihnen auch die beiden Zierotin, Ladislaus und Jaromir. Jaromir-Norbert in der ödesten Stimmung. Es war ihm kein Zweifel übriggeblieben, daß Mitzlau ihn überholt in der Gunst Ludmillas, und das Benehmen Ludmillas in den letzten Wochen hatte ihm auch keinen Zweifel übriggelassen, daß nicht die geringste Gunst jemals von ihr zu erwarten stehe. Sie war nur noch selten in der Gesellschaft erschienen, unnahbar für die leiseste Ansprache Jaromirs. Er mußte sich eingestehen, daß all sein Werben vergeblich sei. Und dafür Kalvinist! Für dies Königreich „auf dünnem Glas“ kalvinistischer Parteigänger?! O nein! Knirschend hatte er

ein Jahr lang die Fesseln der Jesuiten getragen, finster grollend hatte er oft seinen Aufpasser Tocke angesehen und den Gedanken genährt, diesen lästigen Patron einmal nächtlings in die Moldau zu werfen. Jetzt segnete er die Fassung, welche ihm die jesuitische Erziehung eingeprägt, jetzt segnete er die Haltung, welche er streng eingehalten und welche im stillen nicht einen Moment lang seine Ergebenheit für den Orden verleugnet hatte. Bar aller Illusionen, wollte er jetzt wenigstens ernten, was er ein Jahr lang in der Stille bezahlt.

Von Gruppe zu Gruppe ging er und hörte den Bemerkungen, den Ausrufungen und Flüchen zu und sammelte alles getreulich, was den Stand der Dinge und die Absichten der Führer betraf.

Dann ging er von den Feuern hinweg in den Wald hinein. Er gehörte nicht zum Heere, er war von Prag herausgekommen auf die Nachricht, daß das Heer heranziehe. Er hatte sich durch Tocke einen Prager Katholiken, einen Metzger, zuweisen lassen, der des Weges meilenweit um Prag kundig. Den hatte er an einen Kreuzweg im Tiergarten bestellt. Dorthin ging er, und von diesem ließ er sich jetzt führen. Über den rechten Flügel der Böhmen hinaus und dann hinab über Stock und Stein dem katholischen Heere entgegen. Sein Pferd hatte er zurückgelassen; es war nur hinderlich in finstrer Nacht, auf ungebahntem Wege.

Seinem Führer hatte er gesagt: auf Unhost zu! Von diesem Städtchen, das wußte er, wurde ein Teil des katholischen Heeres erwartet.

Nach einer Stunde angestrengten Marsches wurden sie angerufen. Sie waren am Vorposten. „Jesus Maria!" antwortete er, um sich katholisch zu äußern. Er hatte es fast getroffen: „Maria" war das Feldgeschrei — ohne Schwierigkeit wurde er zugelassen. Es waren Panzerreiter, unter die er geriet, Waldsteinsche Panzerreiter. Er wollte zu Waldstein geführt sein. Das gehe nicht, hieß es, der General führe einen

Streifzug und werde erst gegen Mittag erwartet. — „Dann führt mich zum bayrischen Herzoge und zum General Tilly!“ — „Die liegen eine Stunde weit von hier.“ — „Einerlei! Führt mich! Ich bringe wichtige Meldung.“

Es geschah. Der Tag graute, aber kaum erkennbar unter dickem Nebel, als er vor den Zelten stand, in denen die katholischen Führer sein sollten.

Aber der Zugang zu diesen Zelten war verstellt. Fußtruppen waren aufmarschiert und schlossen rings den Zutritt ab. Innen im abgesperrten Raume wurde eine Feldmesse abgehalten. Er hörte über die bewaffneten Reihen herüber die wohlbekannten Klänge, und als die Responsorien begannen, da stimmte er mechanisch ein. Wie sehr er ohne Religion war, die Gebräuche seiner Kirche ergriffen ihn wie Klänge der Heimat.

Dies Mitsingen machte die Soldaten vor ihm aufmerksam. Sie sahen sich nach ihm um, sie öffneten dem schwarzen Kavalier eine Lücke, er konnte eintreten.

Im dunklen Morgengrauen erkannte er unweit des zelebrierenden Priesters die knochige schlanke Gestalt des bayrischen Herzogs Maximilian; ein unerschütterlicher Ernst lag auf dem scharf geschnittenen Antlitze, welches in einen breiten Knebelbart ausging. Neben ihm die kurze Figur Tillys. Auch dessen Stirn war tief gefurcht; aber der Ausdruck des Gesichts war nicht unfreundlich, hatte sogar etwas von Güte. Neben Tilly stand ein hochgewachsener, schmaler Karmelitermönch. Das Glöcklein klang, alle stürzten auf die Knie, die Truppen rasselnd mit ihren Waffen; kein Windzug bewegte die neblige Novemberluft.

Als das Amt beendigt, trat der Karmelitermönch vor und erhob die Hände. Lautlos harrte man seiner Worte. Er war wie ein Heiliger verehrt im katholischen Lager und kurzweg Pater Dominikus geheißen. Sein weißer Ordensmantel über der braunen Kutte leuchtete durch wie sein großes zum Himmel

aufgeschlagenes, in Glaubenssicherheit glänzendes Auge. In der rechten Hand hielt er ein Marienbild — „Schauet her,“ — rief er mit heller Stimme — „auf dies verunstaltete Bildnis der allerheiligsten Jungfrau. Unter Schutt und verfaultem Holze ist es heute nacht aufgefunden und hervorgezogen worden. Die heidnischen Picarditen haben ihm die Augen ausgestochen. Aber der Frevel wird auf sie zurückfallen. Setzet euer Vertrauen auf die heilige Mutter, ruft in Andacht ihren Namen als Feldgeschrei, sie wird euch zum Siege führen, unsere liebe Frau vom Siege!“

Die Andacht war geschlossen; die Truppen entfernten sich; Jaromir näherte sich dem Pater Dominikus, um sich ihm, dem Geistlichen, als geistlicher Schüler zu entdecken, und durch ihn dem Feldherrn vorstellen zu lassen. Pater Dominikus a Sancta Maria, Ordensgeneral der Karmeliter, war vom Bayernherzoge direkt aus Rom erbeten worden, daß er dem Heere beigeordnet werde zur Weihe und Erbauung. Er empfing Jaromir wie einen unmittelbar entsendeten Boten und machte ihn sofort mit den Feldherren bekannt. Diesen schilderte Jaromir rasch das Lager der Ketzer und die inneren wie äußeren Zustände derselben. Besonders auf die ungrische Reiterei auf dem linken Flügel des Feindes machte er sie aufmerksam. Sie sei ganz unzuverlässig und gelte für den schwächsten Teil der Feinde. Ihr stärkster Teil sei das hintere Zentrum unter dem sächsischen Herzoge und der rechte Flügel am Stern, mehrere tausend Mährer, geführt von jungen, unbändigen Kavalieren, namentlich von Heinrich Schlick und einem Sohne Thurns. „Seid auf der Hut,“ — schloß er — „Anhalts Gedanke ist, herabzustürmen und euch anzugreifen, ehe Boucquoi zu euch gestoßen. Nur Hohenlohe sprach dagegen, und er meinte auch, der fromme Herzog Max werde an einem Sonntage keine Schlacht beginnen.“

„Wir danken Euch,“ erwiderte Tilly, „als wie für Neuigkeiten. Eure Nachrichten stimmen zu den unsrigen. Fürst Anhalt wird schon warten. Gott gebe sein Gedeihn! Herzogliche Gnaden“

persönlichen Beziehungen haben sich übrigens gebessert. Loß hat mich in Münchengrätz besucht und mir die Hand geboten und auch gutmütig nach dir gefragt. Der alte Bursche kann nicht lange grollen und hat uns unsre erbauliche Synode vergeben. Man erwartet ihn heute von Komorau. Da ist er ja! Grüß Gott, grüß Gott!"

Loß war eingetreten und umarmte herzlich Budowa und Hans. Auch sein blondes Haar war grauer geworden; aber er war frisch und vertrauensvoll. „Wir wollen uns schlagen," rief er, „bis wir siegen oder zugrunde gehen. Eins oder das andere! Ach, Freund, ich komme übrigens von einem jämmerlichen Anblicke. Jörger mit seiner Frau ist bei mir eingekehrt — der stattliche Jörger ist nur noch sein Schatten. Er hat sich die verkehrte Wirtschaft zu Herzen genommen, und ist erbärmlich traurig. Seine Güter sind jetzt alle in Feindes Hand, und die Ungnade seines Lehensherrn liegt dem gewissenhaften Österreicher wie ein Alp auf der Seele. Ich fürchte, der treibt's nicht mehr lange. Na, zu was Heiterem! Ich habe zur Ludmilla hinausgeschickt nach Bubentsch, ich hab' sie noch nicht gesehen — und du, Hans, hast du denn ihr wenigstens einmal geschrieben während des Sommers?"

„Nein."

„Ah?! Hast auch sie vergessen?"

„O nein!"

Der Ton, mit welchem Hans dies aussprach, war dem Herzen des zärtlichen Vaters eine Labung. Er küßte Hans und sagte ihm ins Ohr: „Sollst sie zuerst haben. Geh' hinüber in mein Zimmer. Binnen einer Viertelstunde wird sie dort eintreten. Grüß sie von mir. In einer halben Stunde komm' ich auch. Da woll'n wir uns letzen."

Und so schob er Hans zur Tür hinaus, glücklich lachend, daß er seinen Lieblingen eine glückliche Viertelstunde bereitet.

Auf Flügeln der Sehnsucht eilte Hans ins Loßische Haus. Ludmilla war noch nicht angekommen. Das Jörgersche Ehe-

paar war im zweiten Stocke; Purzel war bei ihm. Hans fühlte sich nicht imstande, einer andern Begegnung jetzt Rede zu stehn; er ging nicht hinauf in den zweiten Stock, er hörte kaum auf die Mitteilung des Loßschen Haushofmeisters, daß auch aus der Lausitz soeben Kriegsnachrichten eingelaufen, sondern schritt hastig durch das ihm wohlvertraute große Wohnzimmer in Loßens Stube, wie Loß angeordnet. Hier harrte er.

Kurze Zeit! Er hörte einen raschen, leichten Tritt und das Rauschen eines Frauengewandes, die Tür flog auf, Ludmilla stand da, schöner als je, wenn auch etwas blasser. Aber voller, entwickelter, stattlicher — sie schrie auf beim Anblicke Hansens, ihr ganzer Körper geriet in ein heftiges Zittern, Tränen stürzten stromweis aus ihren Augen, und plötzlich, jählings stürzte sie Hans entgegen, schloß ihn heftig in ihre Arme, küßte ihn und rief unter Schluchzen einmal um das andere: „Hans, mein Hans, dich liebe ich, dich liebe ich aus innerster Seele, dich allein auf der ganzen Welt."

Da kam denn die so lang verzögerte Liebeserklärung endlich über ihn, und kam von ihr! Er behielt kaum Zeit, des seligen Augenblicks inne zu werden, und mitten in dem Bestreben, sich klares Bewußtsein zu sammeln, drängte sich ihm ein erschreckender Nebengedanke auf: ihre Tränen benetzten sein Angesicht, ihre Umarmung war krampfhaft, der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Verzerrtes, aus ihrer Stimme klang Schmerz — was ist das? Ist dies wirklich so große Erregtheit des überraschenden Wiederfindens? Er wagte nicht zu fragen; nur sein Auge fragte, nur die Betonung des Wortes „Ludmilla?!" fragte.

Ihre Arme ließen ihn los und sanken schlaff an ihr nieder; die Tränen stockten, der Kopf senkte sich, ihr Auge sah niederwärts, und stockend sprach sie: „Vergib, Hans, diese Wallung ist das beste, was ich noch habe. Sagen mußte ich dir's, auch wenn du mich verwirfst."

„Ich? Dich? Ludmilla!"

„Du hast auch einige Schuld; du mußtest mich nicht so schweigend aufgeben; du kennst ja meinen Fehler der Eitelkeit. Aber wie klein ist deine Schuld neben meiner! Ich wußte es doch immer in allem Zorn, in aller Ungeduld, daß ich nur dich lieben könnte, und daß du mich immer lieben würdest, auch in der Ferne, auch in langer Trennung. Und dennoch! — O, mein Herzensfreund, wie soll —? Und doch muß es geschehen! Hans, mein Hans, ich hab' dich verloren!"

Sie schrie diese letzten Worte im heftigsten Schmerze unter neuem Ausbruche von Tränen und warf sich auf die Ruhebank des Vaters, in dem Kissen derselben ihr Antlitz verbergend.

Hans stand erschüttert da; er ahnte die Wahrheit. Ein entsetzliches Weh fuhr durch sein Herz, und doch behielt Güte die Oberhand: er sah, wie der von ihm abgewendete schöne Körper Ludmillens geschüttelt und verzogen wurde von dem moralischen Leide, welches sie folterte, und das Mitleid für sie überwog sein eignes Leiden. Er nahm einen Sessel und setzte sich neben sie. Er suchte ihr Trost zuzusprechen.

Sie richtete sich auf, das nasse Gesicht ihm zukehrend. „Ich weiß es wohl" — sagte sie stockend — „wie gut du bist. Aber — es ist vorbei — auch für ein — so gutes Herz wie das deine. Sieh, Hans, wie in eine wilde Verzauberung war ich gebannt. Ich habe den Mann nie geliebt. —"

„Mitzlau?"

„Ja. Ich hasse, ich verachte ihn seit vorgestern, ärger noch, als ich mich selbst hasse und verachte. Sein Anblick ist mir wie Pest, und nichts wird mich vermögen, nichts wird mich zwingen, sein Eheweib zu werden. Aber was hilft das! Du darfst nicht vergeben, du darfst vielleicht nicht, obwohl du besser bist als alle anderen Männer, und du wirst nicht, wenn du mir auch jetzt deine liebe Hand wie vergebend entgegenstreckst. —"

Sie küßte ihm die Hand heiß und heftig, — da entstand Geräusch an der Tür, Loß kam und trat ein.

Seine Fröhlichkeit wirkte furchtbar auf die beiden jungen Leute. Der arme Vater! Er meinte am Ziele zu sein mit seinen Lieblingen, und begriff langsam, daß er sie verstört fände.

Ludmilla umarmte ihn weinend und flüsterte ihm zu: „Ich werde dir alles erklären, lieber Vater. Später! Frag' uns jetzt nicht! Frag' auch Hans nicht, wenn ich fort bin!"

„Fort?"

„Ich muß; ich komme bald wieder. — Und werd' ich dich wiedersehn, Hans? Nur wiedersehn?"

„Gewiß, Ludmilla!"

Sie drückte ihm innig die Hand, ein schmerzliches Lächeln mit einem kleinen Funken von Freude zog über ihr Gesicht, und sie ging fort.

„Aber um Gottes willen, Kinder, was ist das?"

„Nicht fragen, lieber Freund. Ich kann jetzt auch nicht reden!"

Und er ging ebenfalls. Er ließ die Pferde satteln und wollte auf der Stelle zum Heere aufbrechen. Budowa empfing ihn mit Nachrichten, welche dazu stimmten und ihm persönliche Beweggründe ersparten. Der Kurfürst von Sachsen war in die Lausitz eingerückt mit Heeresmacht, er belagerte Bautzen. Er hatte sich also für den Kaiser erklärt. Nun war auch der Norden gefährdet, nun war die Kriegsgefahr für Böhmen auf der Höhe. Budowa mußte es begreiflich finden, daß Hans unverweilt aufbrechen wollte, um die weimarschen Truppen zum böhmischen Hauptheere zu geleiten.

So ritt denn Hans wenige Stunden nach seiner Ankunft in Prag wieder zu einem andern Tore hinaus auf der Straße nach Pilsen. Er ahnte nicht, daß er damit wenigstens Raupowa entging, welcher Anstalt machte, ihn den Bann büßen zu lassen.

Hans war zumute, als ob ihm sein ganzes Leben ver-

wüstet sei. Das Bedürfnis des Glücks und das Mitleid für Ludmilla nährte wohl noch im stillsten Winkel seines Innern den Gedanken: Verzeihen und Vergessen ist am Ende doch möglich und ist — christlich. Aber der Stolz des Mannes erzitterte bei dem Gedanken. Laß es ruhn, laß es reifen in dir ohne dein Zutun — sagte er leise — denk nicht darüber nach, denk nur an deine Pflicht als Patriot und Protestant! Sei jetzt Soldat und weiter nichts!

Als ob wir Herren unsrer Gedanken wären! Sie beherrschen uns. Er sah wenig von dem Hügellande nach der Beraun hin, welches er durchritt, und erst als er seinen Herzog antraf und dessen Regiment, erst als Pilsen mit seinen Erdwällen vor ihm lag, traten ihm die militärischen Gedanken in den Vordergrund.

Mansfeld herrschte wie ein kleiner Souverän in Pilsen und gebärdete sich in diesem entscheidenden Augenblicke wie ein kleiner Souverän auch gegenüber dem böhmischen Königtume. Er hatte es dem „Friedrich" nicht vergeben, daß er nicht ihn, sondern den Anhalt zum Oberfeldherrn gemacht. Man war nicht sicher, ob er nicht im kritischen Momente sein Söldnerheer von 12 000 Mann aus Pilsen heraus den kaiserlichen Fahnen zuführen könne, welche von Budweis her in breiter Woge sich näherten. Ebenso unsicher sah es im böhmischen Hauptquartier aus. Die Parteiungen aus Prag waren da alle in Tätigkeit. Thurn und sein Anhang gehorchte nur widerwillig dem deutschen Oberfeldherrn, welchem der König allein vertraute, und die tschechischen Herren waren noch widerwilliger. Die Herren sämtlicher Parteien aber waren darin einig, mit Geldopfern so sparsam als möglich zu sein. Es fehlte bitterlich an Geldmitteln, und die Truppen waren im mangelhaftesten Zustande. Sie schrien um Sold und Nahrung, und man konnte ihnen die Nahrung kaum notdürftig, den Sold aber gar nicht gewähren.

Der heranziehende Feind dagegen machte einen impo-

nierenden Eindruck. Maximilian von Bayern hatte das Land ob der Enns niedergeworfen, wie man einen schwachen Baum knickt. Die im Widerstand bis daher entschlossensten Stände hatten zu Linz dem Kaiser huldigen müssen in die Hand des Bayers; Führer wie Tschernembl waren entflohen; über Freistadt heraus war Maximilian ins böhmische Land eingebrochen; Tilly mit dem geordneten und wohlbezahlten Heer der Liga hatte sich ihm zur Linken, Boucquoi mit dem kaiserlichen Heere hatten sich ihm zur Rechten angeschlossen, und diese Scharen, an Zahl den Böhmen ohne Mansfeld um das Doppelte überlegen, waren unaufhaltsam neben der Moldau abwärts marschiert, man sah sie jetzt am Pilsener Horizonte erscheinen.

Um Rokizan, unweit von Pilsen, lagerten die Böhmen, den leichten König in ihrer Mitte. Was tun? Eine Schlacht annehmen, ohne des Mansfeld da drüben sicher zu sein? Man stritt, man lärmte. Nur der hereinbrechende Herbst war einig in seinem Charakter: er brachte rauhen Wind und kalten Regen, und ebenso einig in seinem Willen erwies sich der Bayer. Prag war sein Ziel. Eines Morgens war das verbündete Heer vor den Augen der Böhmen hinweg, es zog in der Richtung von Prag gen Rakonitz.

Nun schrie alles im böhmischen Lager, das sei vorauszusehen gewesen! Und durch Regen und Wind, bei Tag und bei Nacht, auf durchweichten Wegen eilten die Böhmen ihrer Hauptstadt zu.

Ihre Aufgabe war, die Hügelhaufen zu besetzen, welche sich westlich über Prag türmen, und deren Höhepunkt der weiße Berg genannt wird.

Es gelang ihnen. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage, den achten November vor Tagesanbruch kamen sie dort an, dem Feinde zuvor, warfen Verschanzungen auf und ordneten ihr Heer so, daß es mit Vorteil einen Angriff unternehmen, mit Sicherheit einen feindlichen Angriff bestehen

konnte. Ihre Lage war günstig. Die ausgedehnte, breite Höhe des weißen Berges, welche sie vollständig besetzt hielten, dachte sich links von ihnen ab in die Niederung der Moldau, gerade aus vor ihnen in die Niederung eines Baches, zu ihrer Rechten in niedrigere Hügelreihen. Der Feind muß überall aufwärts dringen, und im Rücken hatten sie den Wald des Tiergartens.

Es war gegen vier Uhr des Morgens; die Nacht war stockfinster; nur Lagerfeuer brannten hie und da, wo die Truppen Schanzen aufwarfen; ein dumpfes Brausen wirbelte durch die still gewordene Luft, wie es zwanzigtausend Menschen und zehntausend Pferde hervorbringen — da schritt Hans mit seinem Herzoge durch die Truppen hinüber nach dem Walde. Am Rande desselben, beim sogenannten Stern, sollten die Führer zusammenkommen, um die letzten Anordnungen des Feldhauptmanns Fürsten von Anhalt zu empfangen. Ein kleiner Pavillon stand da, einen Stern auf seiner Spitze. Daher wohl der Name. In diesem Pavillon und um ihn herum waren die zahlreichen Führer, Anhalt mit seinem Sohne, Thurn mit dem seinigen, Heinrich von Schlick, die Hohenlohe und Solms, ein Hofkirchen, Führer der Niederösterreicher und zahlreiche böhmische Herren gruppiert, beleuchtet und erwärmt von brennenden Holzstößen. Auch Loß war herausgekommen, um mitzufechten.

Mitten unter ihnen auch die beiden Zierotin, Ladislaus und Jaromir. Jaromir-Norbert in der ödesten Stimmung. Es war ihm kein Zweifel übriggeblieben, daß Mitzlau ihn überholt in der Gunst Ludmillas, und das Benehmen Ludmillas in den letzten Wochen hatte ihm auch keinen Zweifel übriggelassen, daß nicht die geringste Gunst jemals von ihr zu erwarten stehe. Sie war nur noch selten in der Gesellschaft erschienen, unnahbar für die leiseste Ansprache Jaromirs. Er mußte sich eingestehen, daß all sein Werben vergeblich sei. Und dafür Kalvinist! Für dies Königreich „auf dünnem Glas“ kalvinistischer Parteigänger?! O nein! Knirschend hatte er

ein Jahr lang die Fesseln der Jesuiten getragen, finster grollend hatte er oft seinen Aufpasser Tocke angesehen und den Gedanken genährt, diesen lästigen Patron einmal nächtlings in die Moldau zu werfen. Jetzt segnete er die Fassung, welche ihm die jesuitische Erziehung eingeprägt, jetzt segnete er die Haltung, welche er streng eingehalten und welche im stillen nicht einen Moment lang seine Ergebenheit für den Orden verleugnet hatte. Bar aller Illusionen, wollte er jetzt wenigstens ernten, was er ein Jahr lang in der Stille bezahlt.

Von Gruppe zu Gruppe ging er und hörte den Bemerkungen, den Ausrufungen und Flüchen zu und sammelte alles getreulich, was den Stand der Dinge und die Absichten der Führer betraf.

Dann ging er von den Feuern hinweg in den Wald hinein. Er gehörte nicht zum Heere, er war von Prag herausgekommen auf die Nachricht, daß das Heer heranziehe. Er hatte sich durch Tocke einen Prager Katholiken, einen Metzger, zuweisen lassen, der des Weges meilenweit um Prag kundig. Den hatte er an einen Kreuzweg im Tiergarten bestellt. Dorthin ging er, und von diesem ließ er sich jetzt führen. Über den rechten Flügel der Böhmen hinaus und dann hinab über Stock und Stein dem katholischen Heere entgegen. Sein Pferd hatte er zurückgelassen; es war nur hinderlich in finstrer Nacht, auf ungebahntem Wege.

Seinem Führer hatte er gesagt: auf Unhost zu! Von diesem Städtchen, das wußte er, wurde ein Teil des katholischen Heeres erwartet.

Nach einer Stunde angestrengten Marsches wurden sie angerufen. Sie waren am Vorposten. „Jesus Maria!“ antwortete er, um sich katholisch zu äußern. Er hatte es fast getroffen: „Maria“ war das Feldgeschrei — ohne Schwierigkeit wurde er zugelassen. Es waren Panzerreiter, unter die er geriet, Waldsteinsche Panzerreiter. Er wollte zu Waldstein geführt sein. Das gehe nicht, hieß es, der General führe einen

Streifzug und werde erst gegen Mittag erwartet. — „Dann führt mich zum bayrischen Herzoge und zum General Tilly!" — „Die liegen eine Stunde weit von hier." — „Einerlei! Führt mich! Ich bringe wichtige Meldung."

Es geschah. Der Tag graute, aber kaum erkennbar unter dickem Nebel, als er vor den Zelten stand, in denen die katholischen Führer sein sollten.

Aber der Zugang zu diesen Zelten war verstellt. Fußtruppen waren aufmarschiert und schlossen rings den Zutritt ab. Innen im abgesperrten Raume wurde eine Feldmesse abgehalten. Er hörte über die bewaffneten Reihen herüber die wohlbekannten Klänge, und als die Responsorien begannen, da stimmte er mechanisch ein. Wie sehr er ohne Religion war, die Gebräuche seiner Kirche ergriffen ihn wie Klänge der Heimat.

Dies Mitsingen machte die Soldaten vor ihm aufmerksam. Sie sahen sich nach ihm um, sie öffneten dem schwarzen Kavalier eine Lücke, er konnte eintreten.

Im dunklen Morgengrauen erkannte er unweit des zelebrierenden Priesters die knochige schlanke Gestalt des bayrischen Herzogs Maximilian; ein unerschütterlicher Ernst lag auf dem scharf geschnittenen Antlitze, welches in einen breiten Knebelbart ausging. Neben ihm die kurze Figur Tillys. Auch dessen Stirn war tief gefurcht; aber der Ausdruck des Gesichts war nicht unfreundlich, hatte sogar etwas von Güte. Neben Tilly stand ein hochgewachsener, schmaler Karmelitermönch. Das Glöcklein klang, alle stürzten auf die Knie, die Truppen rasselnd mit ihren Waffen; kein Windzug bewegte die neblige Novemberluft.

Als das Amt beendigt, trat der Karmelitermönch vor und erhob die Hände. Lautlos harrte man seiner Worte. Er war wie ein Heiliger verehrt im katholischen Lager und kurzweg Pater Dominikus geheißen. Sein weißer Ordensmantel über der braunen Kutte leuchtete durch wie sein großes zum Himmel

aufgeschlagenes, in Glaubenssicherheit glänzendes Auge. In der rechten Hand hielt er ein Marienbild — „Schauet her," — rief er mit heller Stimme — „auf dies verunstaltete Bildnis der allerheiligsten Jungfrau. Unter Schutt und verfaultem Holze ist es heute nacht aufgefunden und hervorgezogen worden. Die heidnischen Picarditen haben ihm die Augen ausgestochen. Aber der Frevel wird auf sie zurückfallen. Setzet euer Vertrauen auf die heilige Mutter, ruft in Andacht ihren Namen als Feldgeschrei, sie wird euch zum Siege führen, unsere liebe Frau vom Siege!"

Die Andacht war geschlossen; die Truppen entfernten sich; Jaromir näherte sich dem Pater Dominikus, um sich ihm, dem Geistlichen, als geistlicher Schüler zu entdecken, und durch ihn dem Feldherrn vorstellen zu lassen. Pater Dominikus **a Sancta Maria**, Ordensgeneral der Karmeliter, war vom Bayernherzoge direkt aus Rom erbeten worden, daß er dem Heere beigeordnet werde zur Weihe und Erbauung. Er empfing Jaromir wie einen unmittelbar entsendeten Boten und machte ihn sofort mit den Feldherren bekannt. Diesen schilderte Jaromir rasch das Lager der Ketzer und die inneren wie äußeren Zustände derselben. Besonders auf die ungrische Reiterei auf dem linken Flügel des Feindes machte er sie aufmerksam. Sie sei ganz unzuverlässig und gelte für den schwächsten Teil der Feinde. Ihr stärkster Teil sei das hintere Zentrum unter dem sächsischen Herzoge und der rechte Flügel am Stern, mehrere tausend Mährer, geführt von jungen, unbändigen Kavalieren, namentlich von Heinrich Schlick und einem Sohne Thurns. „Seid auf der Hut," — schloß er — „Anhalts Gedanke ist, herabzustürmen und euch anzugreifen, ehe Boucquoi zu euch gestoßen. Nur Hohenlohe sprach dagegen, und er meinte auch, der fromme Herzog Max werde an einem Sonntage keine Schlacht beginnen."

„Wir danken Euch," erwiderte Tilly, „als wie für Neuigkeiten. Eure Nachrichten stimmen zu den unsrigen. Fürst Anhalt wird schon warten. Gott gebe sein Gedeihn! Herzogliche Gnaden"

— wendete er sich zu Maximilian — „noch einen Boten an Boucquoi, daß er nicht zögert, hinter uns anzurücken. Der Tag kommt langsam, und bis Mittag wird der Nebel nicht weichen; Boucquoi kann zurechtkommen. Wir wollen zu Pferd und Hostiwiz anschauen. Dort liegt der Schlüssel."

Hostiwiz ist ein Dörfchen im Talgelände unter dem weißen Berge, ein Bach läuft daran hin, der Littowizer Bach geheißen. Ein Brücklein führt über den Bach zum Dorfe. Dort war der Zugang, welchen Tilly meinte und welchen auch Anhalt in der Nacht festhalten gewollt. Das Geschrei der böhmischen Führer „Hinauf zu den Höhen, zu den Verschanzungen!" hatte auch ihn fortgerissen.

Tilly brach dahin auf mit Reiterscharen unter dem Obersten Anholt. Er fand das Brücklein unbesetzt, und während er überlegte, ob der große Wurf zu wagen sei, bergaufwärts eine Schlacht anzufangen, ritt Anholt unbedenklich ins Dorf hinüber, und Tilly sagte zu seiner warnenden Begleitung: „Er tut ganz recht!"

Der erfahrene Feldherr wußte sehr gut, daß eine Terrainschwierigkeit nicht viel bedeute neben der moralischen Stimmung, die eine Schlacht beherrscht. Die günstige moralische Stimmung aber war auf seiten des katholischen Heeres, welches unaufhaltsam bis auf eine Meile vor Prag vorgedrungen war. Er beharrte fest darauf, noch heute die Schlacht zu liefern.

Der nicht weichende Nebel begünstigte alle Vorbereitungen. Erst um Mittag geriet er ins Wallen und Fließen, und man sah vor sich auf den Höhen die wohlgewählte Stellung der Böhmen, welche noch unablässig an ihren Verschanzungen arbeiteten für ihre zehn Geschütze, namentlich in der Mitte. Links und rechts waren die Schanzen fertig, die Geschütze eingefahren. Vor jeder Schanze stand ein Regiment.

Kein Schuß war gefallen bis Mittag. Jetzt wurde das Zeichen gegeben, der Angriff begann. Schwierig und erfolglos von seiten des katholischen Heeres: Teufenbach und Breuner wurden furchtbar empfangen und geworfen. Der junge Anhalt

stürmte mit seinen Reitern siegreich in ihre wankenden Glieder und sprengte sie, bis er selbst verwundet vom Pferde sank. Kratz von den Katholischen eilte zu Hilfe, Herzog Max sprengte vor und suchte die Fliehenden mit dem Degen zurückzutreiben. Umsonst! Die Reiter der Niederösterreicher galoppierten heran, und als Hofkirchen, ihr Führer, ebenfalls vom Pferde sank, folgten die Schlesier mit erfolgreicher Wucht — das Treffen schien verloren für die Katholischen; Tillys Wagnis, den Stier bei den Hörnern zu fassen, schien übel auszuschlagen. „Die ungrischen Reiter herbei! Die ungrischen Reiter!" schrie ein Führer der Böhmen dem andern zu, um die Entscheidung zu geben — aber die ungrischen Reiter rührten sich nicht, und in den wirren Haufen der Katholischen sah man den weißen Mantel des Karmelitermönchs hin und her eilen, ein Kruzifix hoch in der Hand, und die Wankenden antreiben, während Tilly fest im Getümmel hielt und nach Verdugo schickte. Verdugo, ein stürmischer Krieger, kam mit seinem Regimente und brachte die Schlacht zum Stehen. Ja, er ging zum Angriff über auf die mittlere, unfertige Schanze. Hier drängte sich nun der Kampf zusammen, alle Verstärkungen wurden dorthin gesendet, von seiten der Böhmen bis vom hinteren Zentrum her. Das Regiment des älteren Anhalt und das weimarsche Regiment warfen sich ins Getümmel, Hans und sein Herzog mitten darunter; Konrad arbeitete wie ein Fleischhauer. Vergebens! Die Katholischen konnten immer neue Massen heranbringen, sie waren eben zahlreicher. „Die Ungarn sollen heran!" rief Herzog Johann Ernst. Hans rief es weiter. „Sie machen Kehrt!" kam als Antwort zurück. Johann Ernst wendete sein Roß aus dem Getümmel heraus und sprengte hinüber zum linken Flügel, dem ungrischen Oberst zurufend, er solle nicht fliehen, sondern angreifen. — „Die Deutschen fliehen auch!" rief dieser zurück. — „Nun denn," antwortete schreiend der Herzog, „ihr seid ja Ungarn. So will auch ich heute kein Deutscher sein, sondern ein Ungar. Bleibt bei mir, folgt mir!"

Es war kein Halten. Fort ging's im wüsten Trabe nach der Moldau hinab. Und sie rissen mit sich, was im Wege stand. Die Lücke klaffte nun weit. Die mittlere Schanze sowie die Schanze auf der Linken der böhmischen Schlachtordnung war verloren, und das eigentlich *kaiserliche* Heer drang nun herauf. Da ereignete sich die Entscheidung. Die noch feststehenden Truppen des böhmischen Heeres auf der Linken und im Zentrum sahen mit Grauen, wenn der Pulverdampf aufflog, daß von da unten und jenseits über die niedrigen Höhen immer wieder und immer wieder neue Massen angerückt kamen. Demoralisiert waren sie ohnehin, man hatte sie zu schlecht gehalten, unmittelbar hinter sich wußten sie das feste Prag, welches sie schützend aufnehmen mußte — da machten sie kurzen Prozeß. Das Regiment des Grafen Thurn feuerte in die Luft, lief auseinander, lief auf die Stadt zu. Die Regimenter Hohenlohe und Solms sahen das und — taten dasselbe. Die ganze Lücke, das ganze Zentrum wurde *eine* Flucht.

Nur die Rechte drüben am Stern tat ihre volle Schuldigkeit. Zweitausend Mährer unter Heinrich Schlick und dem jungen Thurn standen und fochten mit unerschütterlicher Tapferkeit. Ein Regiment nach dem andern wurde gegen sie geführt, sie standen. „Brav, Heinrich, brav!" schrie Loß, der hier fröhlich mit focht, dem Schlick zu, „lieber zusammengehauen werden, als Reißaus nehmen wie drüben die Schufte. Standhaft, Kameraden!" — da traf ihn ein Schuß, da folgte ein furchtbares Getöse. Waldstein mit seinen Panzerreitern kam im Galopp daher und rasselte in die Mährer hinein — sie wurden zerrissen, sie wurden zersprengt.

Der kurze Novembertag leuchtete noch, so hell er eben leuchten konnte, da war die Schlacht zu Ende, welche erst nach der Mittagsstunde begonnen hatte. In so kurzer Spanne Zeit entschied die Schlacht am weißen Berge das Schicksal des böhmischen Königreichs und des protestantischen Aufschwungs.

Jaromir-Norbert hatte sich während der Schlacht in der Nähe Tillys aufgehalten. Kühlen Blutes; denn dieser Feldherr setzte sich aus. Jaromir-Norbert aber hatte ein öffentliches Examen abzulegen. Es fehlte im katholischen Heere nicht an Priestern, auch Jesuiten waren vorhanden. Ihr Zeugnis, des Karmeliters Dominikus Zeugnis und Tillys gelegentliche Bemerkung über den jungen Jaromir-Norbert kamen zuverlässig nach Wien. Er selbst wollte übrigens der erste sein, welcher die Siegesnachricht nach Wien brächte, die Siegesnachricht von einem Augenzeugen. An herrenlos gewordenen Rossen fehlte es nicht; er bestieg eins, und während des Viktoriablasens in der siegreichen Armada eilte er spornstreichs abwärts der Moldau zu, um nach Wien heimzukehren. Die kalvinistische Episode seines Jugendlebens war zu Ende. Grimm saß in seinem Herzen, Verachtung für jedes warme Gefühl und jedes unklar höhere Streben auf seiner Lippe, beides so reichlich, daß es einer ganzen Lebenszeit dienen konnte. Diese Lebenszeit sollte nun den Formen und Zwecken des Ordens gewidmet werden, welchem er nicht entrinnen gekonnt. —

In Prag selbst hatte man erst durch den dumpfen Ton der Kanonen erfahren, daß eine volle Feldschlacht sich entzündete. Der König saß bei der Tafel, als Raupowa in großer Aufregung hereinstürzte und die Meldung brachte: es scheine auch das kaiserliche Heer, welches man entfernt geglaubt, dicht hinter dem liguistischen schlachtmäßig gegen den weißen Berg zu rücken. Der König war aufgesprungen, war zu Pferde gestiegen, hatte zum Strahower Tore hinausgewollt. Flüchtige waren ihm schon entgegengekommen. Er hatte sein Pferd auf den Wall gelenkt und von da die unzweifelhafte Niederlage übersehen. Ein Reitender vom Oberfeldherrn Anhalt traf ihn da und richtete die Botschaft aus, alles hinüberzuschaffen vom Hradschin und der Kleinseite nach der Altstadt; Prag sei nicht zu halten, denn die Truppen hielten nicht, und die Truppen könnten noch heute in die Hand des Feindes fallen.

Nun begann das Einpacken und Hinabfahren aller Kostbarkeiten. Wagen auf Wagen jagte über die Brücke, die haufenweis kommenden Flüchtlinge zur Seite werfend. Die böhmische Krone, in Wahrheit bereits verloren, sollte äußerlich gerettet werden in einem gut verschlossenen Wagen. Der Altstädter Ring war die erste Station für diese Wagenburg. Er ward aber auch der Sammelplatz für alle vernichtenden Szenen einer großen Katastrophe.

Finstere Nacht sank vom Himmel. Die Soldaten schrien um Speise und Trank und um Aufnahme in die Häuser. Sie fürchteten Diebstahl und Mord von dieser zügellosen Rotte, welche durch immer neu herzuströmende Haufen anwuchs. Ratsherren suchten den König, welcher bei ihrem Primas eingekehrt sein sollte; der alte Thurn rief ihnen entgegen: „Helft euch selbst! Schickt eine Deputation hinaus, um das Verderben von der Stadt abzuwenden. Der König kann euch nicht helfen, wir können euch nicht helfen."

Hans arbeitete sich mühsam über die Brücke hinüber. Er wollte Budowa sprechen, wollte nach Loß fragen. Budowa war nach dem Loßschen Hause, Hans eilte ebendahin. Fort sollten die beiden alten Herren! Er wollte sie mit sich nehmen. Daß Loß im Getümmel verwundet worden, wußte er nicht.

Er fand ihn auf dem Lager; Budowa, Ludmilla, der Hausarzt und Diener um ihn beschäftigt. Die Kugel hatte ihn am Fuße getroffen, aber der Schenkel hatte festgehalten am Pferde, und der Türkenschimmel hatte ihn aus dem mörderischen Tumulte heraus und in einer Karriere in die Stadt herein bis vor sein Haus getragen. Dort war er ohnmächtig geworden vom Blutverluste. Jetzt war er aber schon wieder erholt, der Verband war angelegt, und er rief Hans entgegen: „Bist du heil?"

„Ganz heil. Aber ich bin der Meinung, Ihr und Budowa müßt fort. Die Stadt ist nicht zu halten mit solchen unbotmäßigen Truppen, morgen zieht der Sieger ein und greift nach den Häuptern. Ihr gehört zu diesen.

„Bin's nicht kapabel, Hans, die kleinste Bewegung zu ertragen. 's ist auch all eins jetzt! Und fressen werden sie uns nicht."

„Das werden sie doch vielleicht, Loß," sagte Budowa, „denn wir haben ihren Magen hinreichend gereizt. Aber ich habe auch keine Lust, mich in Unkosten zu setzen. Mein Körper ist ohne Schuß erbärmlich. Ich wollte heute nachmittag auch aufs Pferd, um wenigstens dabei zu sein. Er versagte den Dienst, er ergibt sich machtlos dem Alter, wie Prag dem Bayer. Da wird man von selbst tapfer in Zuwarten und Geduld. Aber du, Hans, mußt von dannen, du hast zuviel auf dem Kerbholz."

„Errette dich, Hans, für bessere Zeiten. Komm her!" sprach Loß, indem er den anderen winkte zurückzutreten und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Herr Rudolf von Mitzlau!" rief ein Diener.

„Zum Teufel mit ihm!" schrie Loß, aber Mitzlau stand schon im Zimmer und sprach zu Ludmillen:

„Die Königin selbst sendet mich, gnädigstes Fräulein. Sie bricht auf noch vor Tage mit des Königs Majestät nach Breslau und läßt Euch zu ihrer Begleitung entbieten. Sie hat hinzugesetzt, daß keine der Damen ihrem Herzen so sehr Bedürfnis sei, als Ihr, mein gnädigstes Fräulein."

Ein Stillschweigen folgte. Budowa unterbrach es mit der Frage: „Ihr seid doch von der Partie nach Breslau, Herr Junker?"

„Allerdings!" lautete die Antwort.

Ludmilla sah zu Boden, sprach aber mit fester Stimme: „Meinen ergebensten Dank der Frau Königin für ihr Zutrauen. Vielleicht kann ich später beweisen, daß ich es verdiene, indem ich mich ihr zur Verfügung stelle, sie sei, wo sie sei. Ihre jetzige Begleitung aber und die Lage meines verwundeten Vaters hindert mich, ihr Folge zu leisten."

„Brav, Mille! Richtet's aus, Herr Junker! Besonders das von der ‚Begleitung', welche meiner Tochter nicht zu Gesichte steht."

„Aber mein lieber Freiherr von Loß —“

„Ich bin nicht Euer lieber Freiherr und wünsche Euch vergnügte Reise. Auf dem Schlachtfelde hat Euch ja, so viel ich weiß, niemand gesehen; Ihr seid also nicht blutig kompromittiert und habt auch keinen reformierten Kirchenzettel. Ihr könnt in Breslau wieder vergnügt katholisch anfangen, wenn unser Winterkönig weiter muß. Geht zum Teufel!“

„Ich grüße Euch ebenso freundlich, Herr Junker!“ setzte Budowa hinzu — und Junker Rudolf war hinauskomplimentiert.

„Brav, Mille!“ — wiederholte Loß und zog nun Hans an sein Ohr, leise und mit verhaltenem Schmerze sprechend: „Ich weiß alles, mein armer Junge. Die Mille ist aufrichtig gegen ihren alten Vater wie gegen dich. Sie ist unglücklich, aber ehrlich. Entscheide jetzt nichts. Laß Gras wachsen darüber im nächsten Frühjahre, und wenn es leidlich wächst, erinnere dich, daß dich der alte Loß von Herzen lieb hat und daß in deiner Hand der Balsam liegt für all seine Wunden, auch für die Todeswunde, die vielleicht recht nahe ist. Laß wachsen, Hans, gedenke mein, gedenke — und jetzt mach' dich fort!“ sprach er laut. „Sie sollen dich nicht fangen.“

Hans trat zurück. Budowa schloß ihn ans Herz, eine Träne glänzte in seinem Auge.

Ludmilla stand abseits. Der tiefste Schmerz lag auf ihrem Gesicht. Hans kam zu ihr und reichte ihr die Hand. Ein schreiendes Schluchzen übermannte sie, indem sie die Hand ergriff und ihren Kopf auf dieselbe drückte.

Hans legte seine andere Hand auf ihr Haupt; dann riß er sich los, ohne ein Wort zu sagen.

Purzel hielt ihn noch auf; sie kam hereingelaufen und schrie weinend: „Nicht fortgehn, Vetter Hans, nicht fortgehn!“

„Er kommt ja wieder, Purzel!“ sagte Loß mit matter Stimme.

Hans küßte Purzel heftig und eilte hinaus.

VII.

Vor Tagesanbruch noch war König und Königin fort. Mit ihnen Matthias Thurn, Raupowa, Mitzlau. Die schwersten und wichtigsten Wagen waren zurückgeblieben auf dem Altstädter Ringe und ins Rathaus hineingeschoben worden. Unter ihnen derjenige, welcher die Krone und die Reichskleinodien verbarg.

Ein grauer Novembertag stieg über Prag herauf. Der Feind lag dicht an den Mauern, dicht vor den Toren. Wallonen kletterten sogar daran empor, um ein gutes Stück Stadtbrot zu verlangen. Niemand wehrte; die böhmischen Truppen kampierten aufgelöst in der Alt- und Neustadt; die Kleinseite war leer.

Die Deputation, Pobel von Lobkowiz an der Spitze, hatte um drei Tage Bedenkzeit in betreff der Übergabe gebeten. Herzog Maximilian hatte erwidert: „Nicht drei Stunden!"

So wurde denn das Strahower Tor geöffnet, und die katholische Macht rückte ein, mit ihr eine Anzahl Jesuiten. Maximilian ritt nach dem Hradschin. An der Kapuzinerkirche stieg er ab und betete. Von den katholischen und lutherischen Kirchen läuteten die Glocken; von den lutherischen zuerst.

Einen Tag lang waren die Prager Städte in zwei verschiedenen Händen; denn am rechten Moldauufer lagerten noch die Reste des böhmischen Heeres. Sie wurden aufgefordert, in kaiserlichen Sold zu treten. Ihrerseits verlangten sie den rückständigen Sold und freien Abzug. Letzterer wurde bewilligt, und so zerstreute sich das böhmische Heer.

Die Wagen aus dem Rathause wurden nach dem Hradschin gebracht, die Abgeordneten von Ständen und Korporationen pilgerten ebenfalls hinauf, um ihre Unterwerfung auszudrücken. Der Eid wurde geleistet für König Ferdinand — das neue Königreich war ausgelöscht.

Dumpfe Schwüle hing über Prag. Was wird geschehen? Welche Strafe wird verhängt werden? Welche Personen wird sie treffen? Maximilian war nach einer Woche gen München heimgekehrt; nur Tilly war geblieben und Fürst Karl Liechtenstein war zum Landpfleger eingesetzt.

Tilly verhielt sich freundlich. Unter der Hand riet er: diejenigen, welche sich kompromittiert, sollten sich aus dem Staube machen, er werde sie nicht hindern!

Auch Tilly zog ab; die Schwüle wurde drückender. Güter der Hauptrebellen wurden mit Beschlag belegt, Notabilitäten unter ihnen, die noch zugegen waren, wurde Wache beigeordnet, ein Hauptmann für jeden einzelnen. Auch in Budowas Palais, auch in Loßens Hause erschien ein solcher Hauptmann. Die Wolke schien sich zu entladen. Noch nicht! Es trat eine neue Stille ein. Eines Abends ging der Hauptmann hinweg von Budowa und der von Loß ebenfalls und — kam nicht wieder, und bald darauf erschien eine Verordnung des Landpflegers: wer sich schuldig fühle, solle sich selber stellen, um zu hören, was man seiner Handlungen wegen ihm vorhalten und über ihn beschließen werde.

Das klang ja milde und nachsichtig; man glaubte aufatmen zu dürfen.

Um diese Zeit, es war schon tief im Winter, erschien ein expresser reitender Bote von Wien im Hofe bei Loß. Er hatte ein Schreiben eigenhändig an Fräulein Ludmilla zu übergeben. Dies Schreiben war von Isabella Harrach, und es lautete folgendermaßen:

„Laßt Euch nicht einschläfern und sage Deinem Vater, er soll sich eiligst in Sicherheit bringen. Waldstein, welcher seit Wochen hier ist, und mein Vater wissen genau, was man vorhat und erwarten blutige Maßregeln.

Der Kaiser ist seit der Täuschung, welche man dem Pater Dunstan nachsagt, überaus mißtrauisch gegen alles, was nicht von den Jesuiten geraten wird. Er verehrt den Provinzial

Anselmus ungemein und erfährt nicht, daß Pater Euphemius ganz anders handelt, als Pater Anselmus denkt. Pater Euphemius aber und mit ihm Pater Lamormain behaupten, die Staatsraison gebiete durchgreifende Maßregeln, abschreckende Strafen. Wenn solche Rebellion gegen Kirche und König nicht gründlich geahndet werde, so sei die Grundlage von Staat und Kirche preisgegeben.

Der Kaiser wird schweigend zustimmen und jede persönliche Rücksicht von sich weisen, auch wenn sein Herz ihr geneigt sein möchte.

So stehen die Dinge, und mein Vater hat mir vor einer Stunde gesagt, die Schlußsitzung in dieser Kapitalfrage finde heute mittag statt.

Deshalb sende ich diese Zeilen durch einen Expressen. Eilt! eilt!

Sehr gefährlich erweist sich Norbert-Zierotin, welcher die erste Kunde vom Prager Siege hierher gebracht. Er kennt alle Reden und Triebfedern, welche in Prag gewirkt haben, und er soll schonungslos anzeigen. Eilt, eilt!

Morgen ist übrigens meine Hochzeit mit Waldstein. Grüße den Junker Hans von mir, wenn Du ins Reich hinauskommst und gedenke in Liebe Deiner Isabella!"

Loß war leidlich hergestellt von seiner Wunde, als dieser Brief kam. Er nickte mit dem Haupte und schickte nach Budowa. Budowa kam und las den Brief. „Sie wird wohl recht haben," sagte er, „und da dein Fuß wieder hält, so mach dich davon!"

„Und du?"

„Ich werde jeden Tag um ein Jahr älter. Mir wird das Flüchten zu sauer, und ich habe gegen einen raschen Tod nicht mehr viel einzuwenden."

„Warum nicht gar! Wer weiß auch, ob man zu raschem Tode käme! Lange Gefangenschaft aber ist ja unerträglich. Ich zieh ab morgen früh und zwar über Eger. Du gehst mit. Mein Wagen fährt sich leicht; er hält morgen früh vor deinem

Hause. Jetzt packen, anordnen, Pferde vorausschicken — behüt dich Gott bis morgen früh!"

Dieser Morgen war der des letzten Februar 1621. Als Loß eben aus seinem Zimmer schreiten wollte, traten ihm Bewaffnete entgegen. Er wurde fortgeführt, ohne daß seine Mädchen etwas davon erfuhren. Der Tag graute kaum.

In den Wenzeslausturm auf dem Hradschin, den sogenannten weißen Turm, ward er gebracht.

Er fand Gesellschaft, unter ihr Budowa, ja auch Czernin. „Armer Czernin," rief Budowa, „du büßest für große Politik Lamormains. Weil du Katholik bist, soll die Welt sagen: Ah, es gilt also nicht der Religion, sondern der Rebellion!"

Auch Andreas Schlick wurde eingebracht in den weißen Turm. Er war nach dem Vogtlande geflüchtet gewesen; dort hatte ihn der Kurfürst von Sachsen, Schlicks alter Gönner, aufgreifen und nach Prag ausliefern lassen als einen „Hauptrebellen". Derselbe Kurfürst von Sachsen, welchen Andreas Schlick durchaus zum Könige von Böhmen hatte haben wollen.

Achtundvierzig waren festgenommen worden. Im weißen Turme saßen die Kavaliere; die vom kleinen Adel und vom Bürgerstande saßen in den Ratshäusern der drei Prager Städte.

Jedem Angeklagten wurden hundertvierundzwanzig Fragen vorgelegt zur Beantwortung, und man erzählte leise in den Wirtshäusern, Budowa habe auf alle hundertvierundzwanzig Fragen schlagende Antworten gewußt.

Der März genügte zur Beendigung des Prozesses. Am fünften April wurden durch Herolde von der Hradschinburg die auf Empörung, Landfriedensbruch und Majestätsbeleidigung Angeklagten „aus dem Frieden in den Unfrieden gesetzt. Wonach deren Leiber und Leben männiglich erlaubt, ihr liegendes und fahrendes Vermögen dem königlichen Schatze verfallen sei."

Der Spruch des Gerichtes lautete gegen sämtliche Verhaftete auf Hinrichtung.

Dieser Spruch ging nach Wien an den Kaiser.

Prag harrte des Entscheides in fieberhafter Angst.

Am 19. Juni wurden die Verhafteten in jene Kanzleistube geführt, aus welcher vor drei Jahren Martiniz, Slawata und Fabrizius Platter aus dem Fenster gestürzt worden waren. Hier ward ihnen die endgültige Sentenz angekündigt.

Für zwölf Angeklagte wurde die Todesstrafe in lebenslängliches oder zeitweiliges Gefängnis und andere Bußen verwandelt.

Achtundzwanzig Angeklagte verfielen der Hinrichtung. Unter ihnen auch Czernin, weil er am Tage des Fenstersturzes als Schloßhauptmann die Stände in die kaiserliche Burg eingelassen. „Ich wiederhole," — rief er jetzt — „daß ich auf Adam von Sternbergs, des Burggrafen, Geheiß das Tor habe öffnen lassen. Dem Burggrafen war ich in des Königs Abwesenheit verpflichtet. Verdient dies Öffnen den Tod, so müßte er den Burggrafen treffen."

„Schad' um die Worte, Czernin! Laß uns auch dran kommen!" sagte lächelnd Budowa.

Und er kam auch daran, und Loß desgleichen und Andreas Schlick.

Sie wurden in sechs Kutschen hinabgefahren auf das Rathaus der Altstadt.

Hans war an jenem Abende des Abschiedes in die Altstadt hinübergeeilt, um mit seinem Herzoge und dessen noch vorhandenen Truppen die Stadt zu verlassen. Zu seinem Erstaunen hörte er, daß Herzog Johann Ernst den König begleiten wollte. Das stimmte durchaus nicht zu Hansens Anschauungen, welche diesem „Friedrich" keinen Wert beilegten. Der Herzog freilich fühlte sich dem Könige verpflichtet, weil dieser unter anderem ihn mit der Lausitz belehnen gewollt. Es war ihm ein Akt der Treue, dem Flüchtigen zur Seite zu bleiben. Hans da-

gegen hegte nicht das geringste Verlangen, mit einem Raupowa und Mitzlau in neuen Verkehr zu treten. Er trennte sich also von seinem regierenden Herrn und schloß sich dessen zwei Brüdern an, Wilhelm und Friedrich, welche ebenfalls die Schlacht mitgefochten und welche sich jetzt zum Mansfeld nach Pilsen wenden wollten als dem einzigen protestantischen Feldherrn, der noch ein gesammeltes Heer von 12 000 Mann zur Verfügung hatte. Es war auch nicht Hansens Absicht, sich dem Mansfeld anzuschließen. Der abenteuerliche, durchaus nicht saubere Charakter dieses Parteigängers flößte ihm kein Vertrauen ein. Aber er wollte seine jungen, weimarischen Herren doch auf dem jetzt so mißlichen Wege bis Pilsen begleiten, und wollte von dort in das Eisenacher Ländchen zu Dunstan heimkehren.

Das Schicksal Loßens und Budowas nur, eine Zeitlang zur Seite gedrängt in ihm durch den Abschied von Ludmilla, lastete schwer auf seinem Herzen. Trübe Ahnungen erfüllten ihn; er kannte ja den Sinn der jesuitischen Machthaber in Wien nur zu genau! Er wußte auch, daß der innere Sinn des böhmischen Aufstandes den Kaiser zu strengen Maßregeln herausfordern, vielleicht nötigen möge. Sollte denn nicht irgend eine Sicherstellung möglich sein für seine Freunde? Er gebot ja jetzt über außerordentliche Geldmittel, und Geld ist doch sonst ein Hauptschlüssel zu allen Türen —, Konrad, wo ist der Konrad?

Er ward aus einer Schänke herbeigerufen. Mit ihm beriet sich Hans, ob nicht ein zuverlässiger Mann aufzutreiben wäre, der in Prag bliebe für Geld und gute Worte, um bei herandrängendem Notfalle Hilfe zu leisten, wenigstens Botschaft zu bringen nach Thüringen. —

„Der Racker sitzt da drin in der Schänke," antwortete Konrad, „und gegen die Papisten ist er am Ende auch ‚verläßlich' —"

„Wer?"

„Unser Kamerad aus der Schranne, der Raschmacher Urban."

„Ruf ihn!"

Urban übernahm Hansens Aufträge und übernahm auch die Goldstücke dazu, und Hansens Zusage, daß ihm eine zweite Handvoll sicher wäre, wenn er alles zu gutem Ende führte. Täglich sollte er in Budowas und Loßens Hause anfragen und Hans sogleich Botschaft senden, wenn eine Gefahr sich ankündige. Ein Parteimann wie er wußte ja in solchen Dingen Bescheid. Auch Frau Jörger, welche er leider gar nicht gesprochen, band ihm Hans auf die Seele. Sie möge sofort zu ihm nach Thüringen kommen mit dem kranken Gemahl, denn jetzt würden auch in Österreich Prozesse und Konfiskationen beginnen.

Urban nahm keinen inneren Anteil an diesen Rettungen. Aber in der „Schwerenotszeit", die er jetzt kommen sah, war eine solche Beschäftigung nebenher, welche jedenfalls die „Götzendiener" ärgerte, nicht ganz zu verachten. Sogleich auszureißen hatte er ohnedies nicht beabsichtigt; die Picarditen und Spuren von ähnlichen Sekten in Böhmen hatten ihn bereits gelockt, hier eine Zeitlang fortzuarbeiten im Anzetteln und Wühlen. Übrigens war er in geschäftlichen Dingen ordentlich und genau; die Aufgabe blieb also in leidlichen Händen.

Im März kam denn auch wirklich die trockene Frau Urban zu Hans nach Thüringen gewandert, um ihm anzukündigen, daß ihr Mann jetzt Unrat wittere, und daß die Herren Budowa und Loß jetzt fort sollten. Sie wollten aber Urbans Ratschlägen nicht folgen, der Junker müsse selbst zutun. Die Frau von Jörger dagegen habe gefolgt und sei abgereist. Sie werde wohl in einigen Tagen beim Herrn Junker eintreffen.

Hans und Dunstan, welche pflanzten und bauten, richteten ihr und dem kranken Freiherrn eine bequeme Wohnung her

und empfingen sie herzlich. Der alte Hamm mit Tochter und Enkelin war längst da und zu Konrads Freude äußerst sauber eingerichtet. In Ermangelung pikanterer Beschäftigung spielte Konrad den Vogt für alle die weit aussehenden Einrichtungen, welche einer großen Kolonie zur Ansiedelung dienen sollten. Die Kolonie sollte im Kleinen Zdenkos Gedanken verwirklichen, und Frau von Jörger trat mit Eifer in diese neuen praktischen Pläne Dunstans ein, welche wenigstens im Umfange einer Meile das friedliche Leben einer einfachen Kirchengemeinschaft verwirklichen wollten. Hortleder hatte aus Jena einen jungen Geistlichen zu senden versprochen, und es war alles in gutem Gange — selbst der geknickte Jörger richtete sich ein wenig auf in dem stillen friedlichen Gnadenfrei, auf welches der Thüringerwald mit dem Inselberge und den Wartburghöhen lieblich herniederschaute. Man hoffte das beste und erwartete auch die Prager Freunde: Frau Urban war mit dringenden Einladungsbriefen von Hans, Dunstan und Frau Amalie zu ihnen nach Prag zurückgewandert.

Man harrte vergeblich. Statt ihrer kam plötzlich die Kunde wie eine schwarze Wolke geflogen über ganz Sachsen: Achtundvierzig Männer sind in Prag in Gefangenschaft gelegt, und ein Halsgericht ist gegen sie eröffnet worden. Andreas Schlick, Budowa, Loß sind unter ihnen.

Jetzt ließ es Hans nicht mehr ruhn. Er wollte nach Prag, wollte helfen. Bei aller Besorgnis für seine eigene Sicherheit widersprachen Dunstan und Frau Jörger doch nur matt. Budowa und Loß irgend eine Hilfe zu bringen, war ja auch ihnen Bedürfnis. Und die armen Töchter Ludmilla und Purzel, welche ganz ohne Stütze waren! Hans gestand sich's ehrlich, daß Ludmilla großen Teil hatte an seinem Eifer. Er liebte sie ja doch trotz aller Entsagung, die er sich auferlegt hatte. Und gerade weil die Entsagung fest in ihm beschlossen war, gerade darum wollte er alles aufbieten zur Rettung ihres Vaters, zur Tröstung und Beruhigung Ludmillas.

Aber wie? Wie?! Einer solchen kriegerischen Macht gegenüber! — Er beriet sich mit Konrad, dem für abenteuerliche Unternehmungen immer bereiten und „findigen" Gesellen. „Wenn man's Geld gar nicht zu scheuen braucht," meinte dieser, „so wird man mit Papst und Kaiser fertig! Und Geld haben wir ja wie Heu!" — Leinwandhändler sollten sie sein, schlug er vor. Böhmische Leinwand sei ein gesuchter Artikel, und recht bürgerlich müsse man jetzt erscheinen, da die Kavaliere die verdächtigste Menschensorte geworden in Böhmen. Einmal in Prag finde man hundert Hände, denn jedermann knirschte ja dort gegen die Unterjochung. — „Gut!" sagte Hans, „setzen wir alles daran!"

Das Glück war ihnen günstig noch in der letzten Stunde der Abreise mit dem Handelswagen. Der Geistliche kam an, welchen Hortleder zu senden versprochen, und er wußte Rat, wußte trefflichen Rat. Er war ein Sohn jenes Seifert, welcher neben Zdenko in Mähren gewesen. Sein von dort vertriebener Vater war immer in Verbindung mit den böhmischen Ländern geblieben, und so kannte denn auch jetzt der Sohn den beliebtesten lutherischen Prediger an der Nikolaikirche in Prag, den Magister Rosacius Horscholigsken, kurzweg Magister Rosacius geheißen. Er hatte ein Jahr neben dem jungen Seifert in Jena studiert, und sie waren im Briefwechsel miteinander geblieben. An ihn gebe er dem Herrn von Starschädel einen Brief mit. „Auf Tod und Leben angeklagte Gefangene" — fuhr Seifert fort — „verlangen ihren Geistlichen. Andreas Schlick, das weiß ich, kennt den Rosacius, sie stammen beide aus dem Egerlande; Schlick läßt ihn gewiß rufen, und so ist der Weg gebahnt ins Gefängnis selbst. Herr von Starschädel ferner ist theologisch gebildet, er kann im Notfalle selbst einen lutherischen Geistlichen vorstellen — hier ist meine Reverende, mein Barett, meine Halskrause!"

„Bravo!" riefen alle, und die Reise ward angetreten. Tartsch mußte Kutscher sein, wie verdrossen und ärgerlich er sich auch

anstellte dazu, neuerdings in dies widerwärtige Böhmen hineinzufahren.

Am Morgen des 20. Juni, an einem prächtig sonnenhellen Tage, fuhren sie durchs Strahower Tor ein, die bergige Straße der Kleinseite hinunter, um drüben in der Altstadt eine Herberge zu suchen. Da traten ihnen unweit der Brücke Bewaffnete entgegen. Konrad wollte sich sogleich widersetzen. „Still!" flüsterte Hans. Die Bewaffneten wollten nichts weiter, als daß der Wagen zur Seite fahren und still halten sollte; die Kutschen der gefangenen Kavaliere kamen eben vom Hradschin herunter, die Gasse sollte frei sein für sie, damit sich kein Aufenthalt ergebe und keine Möglichkeit zur Zusammenrottung für das herbeiströmende Volk.

Im Trabe kamen die Kutschen herab; das Volk schrie, die Kavaliere gestikulierten und sprachen aus den Kutschen heraus — man verstand nicht viel. Hans und Konrad erkannten in der einen Kutsche Budowa und Loß, welche als zwei Kalviner immer nebeneinander gehalten wurden. Budowa und Loß erkannten in dem bürgerlich gekleideten Handelsmanne ihren Hans nicht — die Kutschen rollten auf die Brücken hinab.

Es war ein Sonntag. Hans suchte sogleich die Nikolaikirche auf und fragte nach dem Herrn Magister Rosacius. Er hatte eben gepredigt und ging nach seiner Wohnung. Hans sprach ihn an, ihm Grüße ausrichtend von Pastor Seifert, sich selbst für einen Kandidaten ausgebend, und überreichte den Brief Seiferts. Alles ging gut, und es fand sich auch wirklich bereits in der Wohnung des Herrn Magisters die Magistratsperson vor, welche trockenen Tones bestellte: der Herr Magister werde im Altstädter Rathause erwartet, um die „utraquistischen" — so nannte man die evangelisch-lutherischen — Gefangenen zu trösten vor ihrer morgigen Hinrichtung.

„Morgen?" rief Rosacius!

„Morgen schon?" rief Hans erbleichend.

„Mit Anbruch des Tages!" antwortete der Gerichtsdiener und ging.

Jetzt war für Hans von keinem Umwege, von keiner Vorsicht mehr die Rede. Er enthüllte dem Magister den größten Teil seines Geheimnisses und beschwor ihn um Mitnahme. Dringende Gefahr, besonders in kirchlicher Gemeinschaftlichkeit, hebt rasch hinweg über Stufen und Bedenken. Rosacius willigte ein und reichte ihm selbst eine abgetragene Reverende; denn die mitgebrachte war nach der fern gelegenen Herberge gerollt, und es war keine Zeit zu verlieren.

Sie gingen.. Unterwegs gestand Hans leise, daß es ihm nicht sowohl um Andreas Schlick, von welchem Seifert gesprochen, sondern um Budowa und Loß zu tun sei. „Unglücklicher!" rief Rosacius und stand still, „Ihr seid doch nicht selbst Kalvinist?!" — „Evangelisch-lutherisch bin ich. Bei uns in Sachsen gibt's keine Kalvinisten." — „Gott sei Dank! Aber dann wird Euer Gang umsonst sein. Zu den kalvinistischen Kavalieren wird schwerlich ein Geistlicher zugelassen werden. Die katholische Behörde erachtet sie für Heiden und hat denn auch nicht ganz unrecht. — Versuchen wir's!"

Die Wache am Rathause ließ sie durch und wies sie eine Stiege hinauf. Sie kamen auf einen langen Vorsaal, auf welchen links und rechts eine Reihe Türen mündete. Wohl ein Dutzend Bewaffnete schritten auf und ab, wie Wachtposten zu tun pflegen. Sie sahen spöttisch auf die schwarzen Ketzer, und als Rosacius fragte, schrie ein Rottenmeister, der an der Wand auf einer Steinbank saß, mit Kommandostimme: „Poplosch!" Ein baumstarker, sauer aussehender Mann erschien: der Schließer. Hans faßte ihn prüfend ins Auge; denn dieser Poplosch war ihm für die nächsten zwanzig Stunden die wichtigste Person.

„Utraquistisch?" fragte Poplosch den Magister Rosacius.

„Ja", antwortete dieser.

„Dann könnt Ihr hier anfangen, hier sitzt der Schlick."

Hause. Jetzt packen, anordnen, Pferde vorausschicken — behüt dich Gott bis morgen früh!"

Dieser Morgen war der des letzten Februar 1621. Als Loß eben aus seinem Zimmer schreiten wollte, traten ihm Bewaffnete entgegen. Er wurde fortgeführt, ohne daß seine Mädchen etwas davon erfuhren. Der Tag graute kaum.

In den Wenzeslausturm auf dem Hradschin, den sogenannten weißen Turm, ward er gebracht.

Er fand Gesellschaft, unter ihr Budowa, ja auch Czernin. „Armer Czernin," rief Budowa, „du büßest für große Politik Lamormains. Weil du Katholik bist, soll die Welt sagen: Ah, es gilt also nicht der Religion, sondern der Rebellion!"

Auch Andreas Schlick wurde eingebracht in den weißen Turm. Er war nach dem Vogtlande geflüchtet gewesen; dort hatte ihn der Kurfürst von Sachsen, Schlicks alter Gönner, aufgreifen und nach Prag ausliefern lassen als einen „Hauptrebellen". Derselbe Kurfürst von Sachsen, welchen Andreas Schlick durchaus zum Könige von Böhmen hatte haben wollen.

Achtundvierzig waren festgenommen worden. Im weißen Turme saßen die Kavaliere; die vom kleinen Adel und vom Bürgerstande saßen in den Ratshäusern der drei Prager Städte.

Jedem Angeklagten wurden hundertvierundzwanzig Fragen vorgelegt zur Beantwortung, und man erzählte leise in den Wirtshäusern, Budowa habe auf alle hundertvierundzwanzig Fragen schlagende Antworten gewußt.

Der März genügte zur Beendigung des Prozesses. Am fünften April wurden durch Herolde von der Hradschinburg die auf Empörung, Landfriedensbruch und Majestätsbeleidigung Angeklagten „aus dem Frieden in den Unfrieden gesetzt. Wonach deren Leiber und Leben männiglich erlaubt, ihr liegendes und fahrendes Vermögen dem königlichen Schatze verfallen sei."

Der Spruch des Gerichtes lautete gegen sämtliche Verhaftete auf Hinrichtung.

Dieser Spruch ging nach Wien an den Kaiser.

Prag harrte des Entscheides in fieberhafter Angst.

Am 19. Juni wurden die Verhafteten in jene Kanzleistube geführt, aus welcher vor drei Jahren Martiniz, Slawata und Fabrizius Platter aus dem Fenster gestürzt worden waren. Hier ward ihnen die endgültige Sentenz angekündigt.

Für zwölf Angeklagte wurde die Todesstrafe in lebenslängliches oder zeitweiliges Gefängnis und andere Bußen verwandelt.

Achtundzwanzig Angeklagte verfielen der Hinrichtung. Unter ihnen auch Czernin, weil er am Tage des Fenstersturzes als Schloßhauptmann die Stände in die kaiserliche Burg eingelassen. „Ich wiederhole," — rief er jetzt — „daß ich auf Adam von Sternbergs, des Burggrafen, Geheiß das Tor habe öffnen lassen. Dem Burggrafen war ich in des Königs Abwesenheit verpflichtet. Verdient dies Öffnen den Tod, so müßte er den Burggrafen treffen."

„Schad' um die Worte, Czernin! Laß uns auch dran kommen!" sagte lächelnd Budowa.

Und er kam auch daran, und Loß desgleichen und Andreas Schlick.

Sie wurden in sechs Kutschen hinabgefahren auf das Rathaus der Altstadt.

Hans war an jenem Abende des Abschiedes in die Altstadt hinübergeeilt, um mit seinem Herzoge und dessen noch vorhandenen Truppen die Stadt zu verlassen. Zu seinem Erstaunen hörte er, daß Herzog Johann Ernst den König begleiten wollte. Das stimmte durchaus nicht zu Hansens Anschauungen, welche diesem „Friedrich" keinen Wert beilegten. Der Herzog freilich fühlte sich dem Könige verpflichtet, weil dieser unter anderem ihn mit der Lausitz belehnen gewollt. Es war ihm ein Akt der Treue, dem Flüchtigen zur Seite zu bleiben. Hans da-

gegen hegte nicht das geringste Verlangen, mit einem Raupowa und Mitzlau in neuen Verkehr zu treten. Er trennte sich also von seinem regierenden Herrn und schloß sich dessen zwei Brüdern an, Wilhelm und Friedrich, welche ebenfalls die Schlacht mitgefochten und welche sich jetzt zum Mansfeld nach Pilsen wenden wollten als dem einzigen protestantischen Feldherrn, der noch ein gesammeltes Heer von 12 000 Mann zur Verfügung hatte. Es war auch nicht Hansens Absicht, sich dem Mansfeld anzuschließen. Der abenteuerliche, durchaus nicht saubere Charakter dieses Parteigängers flößte ihm kein Vertrauen ein. Aber er wollte seine jungen, weimarischen Herren doch auf dem jetzt so mißlichen Wege bis Pilsen begleiten, und wollte von dort in das Eisenacher Ländchen zu Dunstan heimkehren.

Das Schicksal Loßens und Budowas nur, eine Zeitlang zur Seite gedrängt in ihm durch den Abschied von Ludmilla, lastete schwer auf seinem Herzen. Trübe Ahnungen erfüllten ihn; er kannte ja den Sinn der jesuitischen Machthaber in Wien nur zu genau! Er wußte auch, daß der innere Sinn des böhmischen Aufstandes den Kaiser zu strengen Maßregeln herausfordern, vielleicht nötigen möge. Sollte denn nicht irgend eine Sicherstellung möglich sein für seine Freunde? Er gebot ja jetzt über außerordentliche Geldmittel, und Geld ist doch sonst ein Hauptschlüssel zu allen Türen —, Konrad, wo ist der Konrad?

Er ward aus einer Schänke herbeigerufen. Mit ihm beriet sich Hans, ob nicht ein zuverlässiger Mann aufzutreiben wäre, der in Prag bliebe für Geld und gute Worte, um bei herandrängendem Notfalle Hilfe zu leisten, wenigstens Botschaft zu bringen nach Thüringen. —

„Der Racker sitzt da drin in der Schänke,“ antwortete Konrad, „und gegen die Papisten ist er am Ende auch ‚verläßlich‘ —“

„Wer?“

„Unser Kamerad aus der Schranne, der Raschmacher Urban."

„Ruf ihn!"

Urban übernahm Hansens Aufträge und übernahm auch die Goldstücke dazu, und Hansens Zusage, daß ihm eine zweite Handvoll sicher wäre, wenn er alles zu gutem Ende führte. Täglich sollte er in Budowas und Loßens Hause anfragen und Hans sogleich Botschaft senden, wenn eine Gefahr sich ankündige. Ein Parteimann wie er wußte ja in solchen Dingen Bescheid. Auch Frau Jörger, welche er leider gar nicht gesprochen, band ihm Hans auf die Seele. Sie möge sofort zu ihm nach Thüringen kommen mit dem kranken Gemahl, denn jetzt würden auch in Österreich Prozesse und Konfiskationen beginnen.

Urban nahm keinen inneren Anteil an diesen Rettungen. Aber in der „Schwerenotszeit", die er jetzt kommen sah, war eine solche Beschäftigung nebenher, welche jedenfalls die „Götzendiener" ärgerte, nicht ganz zu verachten. Sogleich auszureißen hatte er ohnedies nicht beabsichtigt; die Picarditen und Spuren von ähnlichen Sekten in Böhmen hatten ihn bereits gelockt, hier eine Zeitlang fortzuarbeiten im Anzetteln und Wühlen. Übrigens war er in geschäftlichen Dingen ordentlich und genau; die Aufgabe blieb also in leidlichen Händen.

Im März kam denn auch wirklich die trockene Frau Urban zu Hans nach Thüringen gewandert, um ihm anzukündigen, daß ihr Mann jetzt Unrat wittere, und daß die Herren Budowa und Loß jetzt fort sollten. Sie wollten aber Urbans Ratschlägen nicht folgen, der Junker müsse selbst zutun. Die Frau von Jörger dagegen habe gefolgt und sei abgereist. Sie werde wohl in einigen Tagen beim Herrn Junker eintreffen.

Hans und Dunstan, welche pflanzten und bauten, richteten ihr und dem kranken Freiherrn eine bequeme Wohnung her

und empfingen sie herzlich. Der alte Hamm mit Tochter und Enkelin war längst da und zu Konrads Freude äußerst sauber eingerichtet. In Ermangelung pikanterer Beschäftigung spielte Konrad den Vogt für alle die weit aussehenden Einrichtungen, welche einer großen Kolonie zur Ansiedelung dienen sollten. Die Kolonie sollte im Kleinen Zdenkos Gedanken verwirklichen, und Frau von Jörger trat mit Eifer in diese neuen praktischen Pläne Dunstans ein, welche wenigstens im Umfange einer Meile das friedliche Leben einer einfachen Kirchengemeinschaft verwirklichen wollten. Hortleder hatte aus Jena einen jungen Geistlichen zu senden versprochen, und es war alles in gutem Gange — selbst der geknickte Jörger richtete sich ein wenig auf in dem stillen friedlichen Gnadenfrei, auf welches der Thüringerwald mit dem Inselberge und den Wartburghöhen lieblich herniederschaute. Man hoffte das beste und erwartete auch die Prager Freunde: Frau Urban war mit dringenden Einladungsbriefen von Hans, Dunstan und Frau Amalie zu ihnen nach Prag zurückgewandert.

Man harrte vergeblich. Statt ihrer kam plötzlich die Kunde wie eine schwarze Wolke geflogen über ganz Sachsen: Achtundvierzig Männer sind in Prag in Gefangenschaft gelegt, und ein Halsgericht ist gegen sie eröffnet worden. Andreas Schlick, Budowa, Loß sind unter ihnen.

Jetzt ließ es Hans nicht mehr ruhn. Er wollte nach Prag, wollte helfen. Bei aller Besorgnis für seine eigene Sicherheit widersprachen Dunstan und Frau Jörger doch nur matt. Budowa und Loß irgend eine Hilfe zu bringen, war ja auch ihnen Bedürfnis. Und die armen Töchter Ludmilla und Purzel, welche ganz ohne Stütze waren! Hans gestand sich's ehrlich, daß Ludmilla großen Teil hatte an seinem Eifer. Er liebte sie ja doch trotz aller Entsagung, die er sich auferlegt hatte. Und gerade weil die Entsagung fest in ihm beschlossen war, gerade darum wollte er alles aufbieten zur Rettung ihres Vaters, zur Tröstung und Beruhigung Ludmillas.

Aber wie? Wie?! Einer solchen kriegerischen Macht gegenüber! — Er beriet sich mit Konrad, dem für abenteuerliche Unternehmungen immer bereiten und „findigen“ Gesellen. „Wenn man's Geld gar nicht zu scheuen braucht,“ meinte dieser, „so wird man mit Papst und Kaiser fertig! Und Geld haben wir ja wie Heu!“ — Leinwandhändler sollten sie sein, schlug er vor. Böhmische Leinwand sei ein gesuchter Artikel, und recht bürgerlich müsse man jetzt erscheinen, da die Kavaliere die verdächtigste Menschensorte geworden in Böhmen. Einmal in Prag finde man hundert Hände, denn jedermann knirschte ja dort gegen die Unterjochung. — „Gut!“ sagte Hans, „setzen wir alles daran!“

Das Glück war ihnen günstig noch in der letzten Stunde der Abreise mit dem Handelswagen. Der Geistliche kam an, welchen Hortleder zu senden versprochen, und er wußte Rat, wußte trefflichen Rat. Er war ein Sohn jenes Seifert, welcher neben Zdenko in Mähren gewesen. Sein von dort vertriebener Vater war immer in Verbindung mit den böhmischen Ländern geblieben, und so kannte denn auch jetzt der Sohn den beliebtesten lutherischen Prediger an der Nikolaikirche in Prag, den Magister Rosacius Horscholigsken, kurzweg Magister Rosacius geheißen. Er hatte ein Jahr neben dem jungen Seifert in Jena studiert, und sie waren im Briefwechsel miteinander geblieben. An ihn gebe er dem Herrn von Starschädel einen Brief mit. „Auf Tod und Leben angeklagte Gefangene“ — fuhr Seifert fort — „verlangen ihren Geistlichen. Andreas Schlick, das weiß ich, kennt den Rosacius, sie stammen beide aus dem Egerlande; Schlick läßt ihn gewiß rufen, und so ist der Weg gebahnt ins Gefängnis selbst. Herr von Starschädel ferner ist theologisch gebildet, er kann im Notfalle selbst einen lutherischen Geistlichen vorstellen — hier ist meine Reverende, mein Barett, meine Halskrause!“

„Bravo!“ riefen alle, und die Reise ward angetreten. Tartsch mußte Kutscher sein, wie verdrossen und ärgerlich er sich auch

anstellte dazu, neuerdings in dies widerwärtige Böhmen hineinzufahren.

Am Morgen des 20. Juni, an einem prächtig sonnenhellen Tage, fuhren sie durchs Strahower Tor ein, die bergige Straße der Kleinseite hinunter, um drüben in der Altstadt eine Herberge zu suchen. Da traten ihnen unweit der Brücke Bewaffnete entgegen. Konrad wollte sich sogleich widersetzen. „Still!" flüsterte Hans. Die Bewaffneten wollten nichts weiter, als daß der Wagen zur Seite fahren und still halten sollte; die Kutschen der gefangenen Kavaliere kamen eben vom Hradschin herunter, die Gasse sollte frei sein für sie, damit sich kein Aufenthalt ergebe und keine Möglichkeit zur Zusammenrottung für das herbeiströmende Volk.

Im Trabe kamen die Kutschen herab; das Volk schrie, die Kavaliere gestikulierten und sprachen aus den Kutschen heraus — man verstand nicht viel. Hans und Konrad erkannten in der einen Kutsche Budowa und Loß, welche als zwei Kalviner immer nebeneinander gehalten wurden. Budowa und Loß erkannten in dem bürgerlich gekleideten Handelsmanne ihren Hans nicht — die Kutschen rollten auf die Brücken hinab.

Es war ein Sonntag. Hans suchte sogleich die Nikolaikirche auf und fragte nach dem Herrn Magister Rosacius. Er hatte eben gepredigt und ging nach seiner Wohnung. Hans sprach ihn an, ihm Grüße ausrichtend von Pastor Seifert, sich selbst für einen Kandidaten ausgebend, und überreichte den Brief Seiferts. Alles ging gut, und es fand sich auch wirklich bereits in der Wohnung des Herrn Magisters die Magistratsperson vor, welche trockenen Tones bestellte: der Herr Magister werde im Altstädter Rathause erwartet, um die „utraquistischen" — so nannte man die evangelisch-lutherischen — Gefangenen zu trösten vor ihrer morgigen Hinrichtung.

„Morgen?" rief Rosacius!

„Morgen schon?" rief Hans erbleichend.

„Mit Anbruch des Tages!“ antwortete der Gerichtsdiener und ging.

Jetzt war für Hans von keinem Umwege, von keiner Vorsicht mehr die Rede. Er enthüllte dem Magister den größten Teil seines Geheimnisses und beschwor ihn um Mitnahme. Dringende Gefahr, besonders in kirchlicher Gemeinschaftlichkeit, hebt rasch hinweg über Stufen und Bedenken. Rosacius willigte ein und reichte ihm selbst eine abgetragene Reverende; denn die mitgebrachte war nach der fern gelegenen Herberge gerollt, und es war keine Zeit zu verlieren.

Sie gingen.. Unterwegs gestand Hans leise, daß es ihm nicht sowohl um Andreas Schlick, von welchem Seifert gesprochen, sondern um Budowa und Loß zu tun sei. „Unglücklicher!“ rief Rosacius und stand still, „Ihr seid doch nicht selbst Kalvinist?!“ — „Evangelisch-lutherisch bin ich. Bei uns in Sachsen gibt's keine Kalvinisten.“ — „Gott sei Dank! Aber dann wird Euer Gang umsonst sein. Zu den kalvinistischen Kavalieren wird schwerlich ein Geistlicher zugelassen werden. Die katholische Behörde erachtet sie für Heiden und hat denn auch nicht ganz unrecht. — Versuchen wir's!“

Die Wache am Rathause ließ sie durch und wies sie eine Stiege hinauf. Sie kamen auf einen langen Vorsaal, auf welchen links und rechts eine Reihe Türen mündete. Wohl ein Dutzend Bewaffnete schritten auf und ab, wie Wachtposten zu tun pflegen. Sie sahen spöttisch auf die schwarzen Ketzer, und als Rosacius fragte, schrie ein Rottenmeister, der an der Wand auf einer Steinbank saß, mit Kommandostimme: „Poplosch!“ Ein baumstarker, sauer aussehender Mann erschien: der Schließer. Hans faßte ihn prüfend ins Auge; denn dieser Poplosch war ihm für die nächsten zwanzig Stunden die wichtigste Person.

„Utraquistisch?“ fragte Poplosch den Magister Rosacius.

„Ja“, antwortete dieser.

„Dann könnt Ihr hier anfangen, hier sitzt der Schlick.“

„Und wo sitzt Loß?“ fragte vorlaut Hans.

„Auch hier — aber was soll das? Wollt Ihr zum Loß? Der kriegt keinen Geistlichen, der ist ein Kalviner. Seid Ihr auch Kalviner?“

„Nein“ — erwiderte Hans — „bin Utraquist. Aber es ist mir berichtet worden, Loß wolle übertreten zu uns vor seinem Tode.“

„Geht mich nichts an! Hier wird nicht bekehrt.“

„Doch, Herr Poplosch, doch!“ entgegnete sanft Magister Rosacius. „Seht dorthin! Zwei Franziskaner, drei Jesuiten! Sie kommen aus verschiedenen Stuben und gehen in verschiedene.. Doch nur um zu bekehren! Denn Herr Dionysius von Czernin ist ja der einzige Katholik unter den Gefangenen.“

„Na, das ist doch auch was anderes, wenn unsere geistlichen Herren bekehren wollen, als wenn Ihr —! Aber ich hab' keine Zeit zu —“

„So laßt uns nur zu Schlick, lieber Herr Poplosch,“ unterbrach ihn Hans, welcher das „auch hier“ genau bemerkt hatte. „Schlick hat nach uns beiden gesendet.“

„Meinethalben marschiert hinein, wenn er an einem von euch noch nicht genug hat!“

Er öffnete, trat zurück und schloß von außen. Sie waren eingesperrt mit den Gefangenen.

Es war eine große Stube mit wenig Gerät und drei hölzernen Lagerstätten.

Die drei Kavaliere saßen. Budowa auf seiner Lagerstatt, Loß und Schlick auf hölzernen Schemeln in seiner Nähe.

Schlick stand auf. Er kannte den Magister Rosacius und ging ihm entgegen. Hans schritt zu Budowas Lagerstatt und flüsterte: „Sprecht keinen Namen aus, wenn Ihr den Hans in mir erkennt!“

„Alle Ha“ — wollte Loß schreien.

„Still! — Die Hand! Weiter nichts! Und nun rasch be-

raten, während Schlick drüben im Winkel wirklich gottesfürchtig ist."

Die Beratung wurde rasch und kurz durch Budowa entschieden, welcher sagte: „Wenn du's kannst, so rette Loß; er wird dir's danken. Die Sorge um sein Mädchen vergällt ihm den Tod, und außerdem ist er ein viel zu gesundes Naturell, als das ihm ein gewaltsamer Tod nicht ein Unglück sein sollte. Mich aber, lieber Hans, überlaß ruhig den Rachegöttern, welche unser christlicher Staat und unsre christlichen Kirchen nötig zu haben glauben. Mir tun sie kein Leid mit dem gut geschliffenen Henkerschwerte; ja, sie tun mir einen Gefallen. Was hab' ich denn noch zu erwarten auf dieser Welt mit meinen siebzig Jahren? Krankheit, Siechtum, schmerzliche Auflösung, weiter nichts! Freuden des Geistes, Freuden des Herzens mögen einen Greis entschädigen, aber sind denn solche möglich auf zehn Jahre hinaus, nachdem die papistische Welt einen durchgreifenden Sieg erfochten? Nein! Also gönne mich dem Henker, er wird mein Wohltäter. Und nun sag, wie willst du Loß retten?"

Hans mußte gestehen, daß er es erst ungefähr wisse, und daß er zunächst von ihnen an Leute gewiesen sein wolle, welche das Dienstpersonale hier im Rathause kennten; namentlich den Schließer.

„Das ist der Poplosch!" flüsterte Loß, „für den gibt's Rat."

„Er brauchte nur auf eine Viertelstunde lang heute nacht" — sprach Hans — „den Schlüssel nicht umzudrehen, dann scheint mir's möglich. In der Nacht nämlich — das hab' ich dem Magister Rosacius abgemerkt — wird den Gefangenen das heilige Abendmahl gereicht werden. Zu dem Zwecke werden mehrere Geistliche und Küster herein dürfen, ich mit ihnen. Ich bringe eine Reverende wie diese da, welche ich trage, Barett und Halskrause mit — sie sind schon in meiner Herberge — und führe in dieser Tracht Loß hinaus. —"

„Gut!" fuhr Loß leise fort — „Poplosch wird zu haben sein. Mein Rechtsanwalt Doktor Zinkas, der seit Jahren all meine Rechtsgeschäfte führt, ist hier im Rathause genau bekannt und hoch geachtet. Er ist ein kreuzbraver und sehr gescheiter Mann. Er besorgt uns den Poplosch. Den Doktor Zinkas mußt du ohnehin sprechen, Hans, wegen meiner Mädel. Für den Fall meines Todes nämlich mußt du ihm auf die Seele binden, daß das mütterliche Erbe meiner Mädel mich gar nichts angeht und daß man's durchaus nicht konfiszieren dürfe, wie man mit meinen Gütern tut; laß also den Zinkas —"

Die Tür ging auf, zwei Jesuiten und zwei Kapuziner traten ein. Poplosch blieb in der offenen Tür stehen und bedeutete pantomimisch dem Rosacius und dem Hans: sie sollten Platz machen.

„Einen Augenblick, Freund Poplosch!" rief Budowa, welcher die Gelegenheit für seinen Spott sogleich benützen wollte — „wir werden rasch fertig sein. Die Herren Jesuiten und Kapuziner kommen doch, uns zu bekehren?"

„Ja —"

„In der Geschwindigkeit! Sie haben also ihre fertige Medizin bei sich, und wir sind geübt im Kosten. Was hilft ins Paradies? Und wo ist das Paradies?"

Und nun folgte eine Szene, bei welcher Hans auf Kohlen stand. Die Zeit war zugemessen und er wollte fort. Budowa aber war erbarmungslos, den armen Kapuzinern nachzuweisen, daß sie auch am Geiste herzlich arm seien, und den vornehmeren Jesuiten schonungslos aufzudecken, daß sie nicht einmal ihr Handwerk mit Formeln ordentlich erlernt hätten, daß ihre kirchengeschichtliche Kenntnis, auf welche sie sich beriefen, erschreckend lückenhaft sei und daß sie Unterricht nehmen sollten. „Setz' Stühle, Poplosch" — sprach er — „wir wollen den Herrn Patres geschwind noch einige Argumente an die Hand geben, welche ihnen dienlich sein können bei den andern gefangenen Ketzern."

Beschämt wendeten sich die Patres zu Andreas Schlick, erhielten aber von diesem eine so gröbliche Antwort, daß sie ihren Rückzug antraten.

Poplosch rief nun, die utraquistischen Prediger müßten jetzt auch fort. Um Mitternacht erst dürften sie wieder kommen zum „Letzten".

Es war keine Möglichkeit mehr für Hans, noch ein geheimes Wort mit Loß zu wechseln. Blick und Miene nur mußten zu der Versicherung genügen: sie möchten seiner gewärtig sein.

Auf der Straße dankte er Rosacius und teilte ihm mit, daß er den Freiherrn von Loß sehr zugänglich gefunden für die lutherische Lehre und daß er das beste hoffe für die letzten Stunden. Wenn der Herr Magister also ein gutes Werk tun wolle, so möge er ihn heut' nacht wieder mitnehmen.

Rosacius versprach, ihn bis Mitternacht in seinem Hause zu erwarten. So trennten sie sich.

Hans eilte in die Herberge, entledigte sich der geistlichen Kleidungsstücke und beauftragte den harrenden Konrad, ihn nach dem Loßschen Hause zu begleiten. Dort befragte er den erstaunten Haushofmeister um die Wohnung des Doktor Zinkas und wollte Konrad in dieselbe senden. Der Haushofmeister aber übernahm das selbst.

Konrad mußte warten. Hans eilte zu Ludmillen.

In welchem Zustande fand er sie! Sie liebte ihren Vater auf das Zärtlichste, sie war in Verzweiflung. Boten über Boten hatte sie nach Wien gejagt an Isabella: sie möchte helfen! Aber auch die junge Gattin des aufsteigenden Waldstein mußte unter bittern Klagen wiederholen, es sei alles umsonst.

Fieberhaft horchte Ludmilla jetzt auf Hans, der ihr von fern andeutete, daß er heute nacht einen letzten Versuch wagen wolle.

„Ich wußt' es wohl," rief sie, „daß du der beste bist auf der ganzen Welt, aber —" und das kokette Mädchen kam

auch in diesem Schmerze zum Vorschein — „du hast wieder Haar und Bart abgeschnitten wie damals. Nicht so unglücklich wie damals in der Müllertracht; aber unglücklich lief's damals ab, unglücklich wird's heute ablaufen! Ich habe den Fluch über meinen Vater gebracht."

Doktor Zinkas trat ein. Er war ein mittelgroßer, schlanker Fünfziger mit klugen Augen und sehr ruhigen Gesichtszügen.

Hans bat Ludmillen, ihn allein zu lassen mit dem Hausfreunde. Dies war er; Ludmilla reichte ihm die Hand, als sie fortging.

Doktor Zinkas hörte vortrefflich, verstand vortrefflich.

Das Erbe der Mädchen hielt er nicht für gefährdet. Waldstein hatte darüber eine Versicherung durch seine Frau an Ludmilla gelangen lassen. Und in diesem in Punkte sei der Waldstein am allerbesten unterrichtet, er beschäftige sich seit dem Urteilsspruche mit nichts als mit Ankauf konfiszierter Herrschaften. Da er sage: die mütterlichen Güter blieben den Loßschen Töchtern, so könne man sich darauf verlassen.

Poplosch betreffend, hielt er auch alles für möglich. Wieviel soll ihm ausgesetzt werden?

„Ich dachte hundert Goldstücke, oder auch —"

„Übrig genug!"

„Aber wie an ihn kommen?"

„Er sitzt jeden Abend zwischen neun und zehn im ‚schwarzen Roß' und trinkt dort sein Bier. Der Mann draußen im Vorzimmer ist Euer Vertrauter?"

„Ja, ein leichtsinniger und wilder Mensch, der Konrad, aber in solchen Dingen zuverlässig."

„Er soll mich heut' abend um neun in der Schenkstube des ‚schwarzen Roß' erwarten. Da zeig' ich ihm den Poplosch und bring' ihn an ihn. Erlaubt!"

Doktor Zinkas ging an den Schreibtisch und schrieb auf ein Blatt folgende Worte:

„Poplosch erhält von mir hundert blanke Goldgulden, wenn der Freiherr Heinrich Georg Otte von Loß den 21. Juni dieses Jahres glücklich überlebt.

Prag, den 20. Juni 1621.

Dr. Zinkas."

„Dieses Blatt", sprach Zinkas, „soll ihm der Konrad einhändigen und ich werde dabei den Poplosch ansehen."

„Aber, lieber Doktor, wenn er das Blatt mißbraucht, dann seid Ihr —"

„Ohne Sorge. Er händigt mir's ein, um die Goldgulden zu kriegen, und käm's in falsche Hände, so wäre nur er gefährdet, als der Durchstecherei verdächtig. — Übrigens warte ich mit einem Wagen an der Brücke von Mitternacht an. Loß muß gleich hinaus, denn nach Tagesanbruch werden alle Tore abgeschlossen wegen der Exekution. Abgemacht!"

„Hier ist das Geld, ich hab' es mitgebracht."

„Gut, und dem Poplosch ist zu sagen, daß er's bei mir findet von zwei Uhr an heute nacht. Bis zwei Uhr müßt Ihr fertig sein! Wir haben den längsten Tag, der Morgen dämmert sehr früh, und bei Licht wird's kaum möglich sein. — Noch eins! Ein Geschäftsmann wie ich ist auf alles gefaßt, auch aufs Mißlingen. Ich wußte ja auch nicht, daß Ihr kommen und so was wagen würdet, ich war also auf den vorgeschriebenen Gang bedacht. Dieser schließt ein, daß man den Körper für die Familie, für ein Begräbnis rettet; den Kopf kriegt man nicht. Sie wollen die Köpfe auf den Brückenturm aufstecken, zur Warnung für ‚ewige Zeiten', wie sie sagen. Also für den Körper sind meine Leute, das heißt Loßens Leute, vorbereitet, und der Sarg ist auch da — für diesen traurigen Fall seid unbesorgt und rettet Euch selbst, sobald die Tore wieder offen sind. Die große Bestürzung nach solchem Auto da Fe wird Euch das Hinwegkommen erleichtern. In diesem Falle kommt nicht hierher ins Haus zurück; das würde Euch ohne Zweck aussetzen. Ich bringe die Leiche nach Komorau und bringe auch

„Und wo sitzt Loß?" fragte vorlaut Hans.

„Auch hier — aber was soll das? Wollt Ihr zum Loß? Der kriegt keinen Geistlichen, der ist ein Kalviner. Seid Ihr auch Kalviner?"

„Nein" — erwiderte Hans — „bin Utraquist. Aber es ist mir berichtet worden, Loß wolle übertreten zu uns vor seinem Tode."

„Geht mich nichts an! Hier wird nicht bekehrt."

„Doch, Herr Poplosch, doch!" entgegnete sanft Magister Rosacius. „Seht dorthin! Zwei Franziskaner, drei Jesuiten! Sie kommen aus verschiedenen Stuben und gehen in verschiedene.. Doch nur um zu bekehren! Denn Herr Dionysius von Czernin ist ja der einzige Katholik unter den Gefangenen."

„Na, das ist doch auch was anderes, wenn unsere geistlichen Herren bekehren wollen, als wenn Ihr —! Aber ich hab' keine Zeit zu —"

„So laßt uns nur zu Schlick, lieber Herr Poplosch," unterbrach ihn Hans, welcher das „auch hier" genau bemerkt hatte. „Schlick hat nach uns beiden gesendet."

„Meinethalben marschiert hinein, wenn er an einem von euch noch nicht genug hat!"

Er öffnete, trat zurück und schloß von außen. Sie waren eingesperrt mit den Gefangenen.

Es war eine große Stube mit wenig Gerät und drei hölzernen Lagerstätten.

Die drei Kavaliere saßen. Budowa auf seiner Lagerstatt, Loß und Schlick auf hölzernen Schemeln in seiner Nähe.

Schlick stand auf. Er kannte den Magister Rosacius und ging ihm entgegen. Hans schritt zu Budowas Lagerstatt und flüsterte: „Sprecht keinen Namen aus, wenn Ihr den Hans in mir erkennt!"

„Alle Ha" — wollte Loß schreien.

„Still! — Die Hand! Weiter nichts! Und nun rasch be-

raten, während Schlick drüben im Winkel wirklich gottesfürchtig ist."

Die Beratung wurde rasch und kurz durch Budowa entschieden, welcher sagte: „Wenn du's kannst, so rette Loß; er wird dir's danken. Die Sorge um sein Mädchen vergällt ihm den Tod, und außerdem ist er ein viel zu gesundes Naturell, als das ihm ein gewaltsamer Tod nicht ein Unglück sein sollte. Mich aber, lieber Hans, überlaß ruhig den Rachegöttern, welche unser christlicher Staat und unsre christlichen Kirchen nötig zu haben glauben. Mir tun sie kein Leid mit dem gut geschliffenen Henkerschwerte; ja, sie tun mir einen Gefallen. Was hab' ich denn noch zu erwarten auf dieser Welt mit meinen siebzig Jahren? Krankheit, Siechtum, schmerzliche Auflösung, weiter nichts! Freuden des Geistes, Freuden des Herzens mögen einen Greis entschädigen, aber sind denn solche möglich auf zehn Jahre hinaus, nachdem die papistische Welt einen durchgreifenden Sieg erfochten? Nein! Also gönne mich dem Henker, er wird mein Wohltäter. Und nun sag, wie willst du Loß retten?"

Hans mußte gestehen, daß er es erst ungefähr wisse, und daß er zunächst von ihnen an Leute gewiesen sein wolle, welche das Dienstpersonale hier im Rathause kennten; namentlich den Schließer.

„Das ist der Poplosch!" flüsterte Loß, „für den gibt's Rat."

„Er brauchte nur auf eine Viertelstunde lang heute nacht" — sprach Hans — „den Schlüssel nicht umzudrehen, dann scheint mir's möglich. In der Nacht nämlich — das hab' ich dem Magister Rosacius abgemerkt — wird den Gefangenen das heilige Abendmahl gereicht werden. Zu dem Zwecke werden mehrere Geistliche und Küster herein dürfen, ich mit ihnen. Ich bringe eine Reverende wie diese da, welche ich trage, Barett und Halskrause mit — sie sind schon in meiner Herberge — und führe in dieser Tracht Loß hinaus. —"

„Gut!" fuhr Loß leise fort — „Poplosch wird zu haben sein. Mein Rechtsanwalt Doktor Zinkas, der seit Jahren all meine Rechtsgeschäfte führt, ist hier im Rathause genau bekannt und hoch geachtet. Er ist ein kreuzbraver und sehr gescheiter Mann. Er besorgt uns den Poplosch. Den Doktor Zinkas mußt du ohnehin sprechen, Hans, wegen meiner Mädel. Für den Fall meines Todes nämlich mußt du ihm auf die Seele binden, daß das mütterliche Erbe meiner Mädel mich gar nichts angeht und daß man's durchaus nicht konfiszieren dürfe, wie man mit meinen Gütern tut; laß also den Zinkas —"

Die Tür ging auf, zwei Jesuiten und zwei Kapuziner traten ein. Poplosch blieb in der offenen Tür stehen und bedeutete pantomimisch dem Rosacius und dem Hans: sie sollten Platz machen.

„Einen Augenblick, Freund Poplosch!" rief Budowa, welcher die Gelegenheit für seinen Spott sogleich benützen wollte — „wir werden rasch fertig sein. Die Herren Jesuiten und Kapuziner kommen doch, uns zu bekehren?"

„Ja —"

„In der Geschwindigkeit! Sie haben also ihre fertige Medizin bei sich, und wir sind geübt im Kosten. Was hilft ins Paradies? Und wo ist das Paradies?"

Und nun folgte eine Szene, bei welcher Hans auf Kohlen stand. Die Zeit war zugemessen und er wollte fort. Budowa aber war erbarmungslos, den armen Kapuzinern nachzuweisen, daß sie auch am Geiste herzlich arm seien, und den vornehmeren Jesuiten schonungslos aufzudecken, daß sie nicht einmal ihr Handwerk mit Formeln ordentlich erlernt hätten, daß ihre kirchengeschichtliche Kenntnis, auf welche sie sich beriefen, erschreckend lückenhaft sei und daß sie Unterricht nehmen sollten. „Setz' Stühle, Poplosch" — sprach er — „wir wollen den Herrn Patres geschwind noch einige Argumente an die Hand geben, welche ihnen dienlich sein können bei den andern gefangenen Ketzern."

Beschämt wendeten sich die Patres zu Andreas Schlick, erhielten aber von diesem eine so gröbliche Antwort, daß sie ihren Rückzug antraten.

Poplosch rief nun, die utraquistischen Prediger müßten jetzt auch fort. Um Mitternacht erst dürften sie wieder kommen zum „Letzten".

Es war keine Möglichkeit mehr für Hans, noch ein geheimes Wort mit Loß zu wechseln. Blick und Miene nur mußten zu der Versicherung genügen: sie möchten seiner gewärtig sein.

Auf der Straße dankte er Rosacius und teilte ihm mit, daß er den Freiherrn von Loß sehr zugänglich gefunden für die lutherische Lehre und daß er das beste hoffe für die letzten Stunden. Wenn der Herr Magister also ein gutes Werk tun wolle, so möge er ihn heut' nacht wieder mitnehmen.

Rosacius versprach, ihn bis Mitternacht in seinem Hause zu erwarten. So trennten sie sich.

Hans eilte in die Herberge, entledigte sich der geistlichen Kleidungsstücke und beauftragte den harrenden Konrad, ihn nach dem Loßschen Hause zu begleiten. Dort befragte er den erstaunten Haushofmeister um die Wohnung des Doktor Zinkas und wollte Konrad in dieselbe senden. Der Haushofmeister aber übernahm das selbst.

Konrad mußte warten. Hans eilte zu Ludmillen.

In welchem Zustande fand er sie! Sie liebte ihren Vater auf das Zärtlichste, sie war in Verzweiflung. Boten über Boten hatte sie nach Wien gejagt an Isabella: sie möchte helfen! Aber auch die junge Gattin des aufsteigenden Waldstein mußte unter bittern Klagen wiederholen, es sei alles umsonst.

Fieberhaft horchte Ludmilla jetzt auf Hans, der ihr von fern andeutete, daß er heute nacht einen letzten Versuch wagen wolle.

„Ich wußt' es wohl," rief sie, „daß du der beste bist auf der ganzen Welt, aber —" und das kokette Mädchen kam

auch in diesem Schmerze zum Vorschein — „du hast wieder Haar und Bart abgeschnitten wie damals. Nicht so unglücklich wie damals in der Müllertracht; aber unglücklich lief's damals ab, unglücklich wird's heute ablaufen! Ich habe den Fluch über meinen Vater gebracht."

Doktor Zinkas trat ein. Er war ein mittelgroßer, schlanker Fünfziger mit klugen Augen und sehr ruhigen Gesichtszügen.

Hans bat Ludmillen, ihn allein zu lassen mit dem Hausfreunde. Dies war er; Ludmilla reichte ihm die Hand, als sie fortging.

Doktor Zinkas hörte vortrefflich, verstand vortrefflich.

Das Erbe der Mädchen hielt er nicht für gefährdet. Waldstein hatte darüber eine Versicherung durch seine Frau an Ludmilla gelangen lassen. Und in diesem in Punkte sei der Waldstein am allerbesten unterrichtet, er beschäftige sich seit dem Urteilsspruche mit nichts als mit Ankauf konfiszierter Herrschaften. Da er sage: die mütterlichen Güter blieben den Loßschen Töchtern, so könne man sich darauf verlassen.

Poplosch betreffend, hielt er auch alles für möglich. Wieviel soll ihm ausgesetzt werden?

„Ich dachte hundert Goldstücke, oder auch —"

„Übrig genug!"

„Aber wie an ihn kommen?"

„Er sitzt jeden Abend zwischen neun und zehn im ‚schwarzen Roß' und trinkt dort sein Bier. Der Mann draußen im Vorzimmer ist Euer Vertrauter?"

„Ja, ein leichtsinniger und wilder Mensch, der Konrad, aber in solchen Dingen zuverlässig."

„Er soll mich heut' abend um neun in der Schenkstube des ‚schwarzen Roß' erwarten. Da zeig' ich ihm den Poplosch und bring' ihn an ihn. Erlaubt!"

Doktor Zinkas ging an den Schreibtisch und schrieb auf ein Blatt folgende Worte:

„Poplosch erhält von mir hundert blanke Goldgulden, wenn der Freiherr Heinrich Georg Otte von Loß den 21. Juni dieses Jahres glücklich überlebt.

Prag, den 20. Juni 1621.

Dr. Zinkas."

„Dieses Blatt", sprach Zinkas, „soll ihm der Konrad einhändigen und ich werde dabei den Poplosch ansehen."

„Aber, lieber Doktor, wenn er das Blatt mißbraucht, dann seid Ihr —"

„Ohne Sorge. Er händigt mir's ein, um die Goldgulden zu kriegen, und käm's in falsche Hände, so wäre nur er gefährdet, als der Durchstecherei verdächtig. — Übrigens warte ich mit einem Wagen an der Brücke von Mitternacht an. Loß muß gleich hinaus, denn nach Tagesanbruch werden alle Tore abgeschlossen wegen der Exekution. Abgemacht!"

„Hier ist das Geld, ich hab' es mitgebracht."

„Gut, und dem Poplosch ist zu sagen, daß er's bei mir findet von zwei Uhr an heute nacht. Bis zwei Uhr müßt Ihr fertig sein! Wir haben den längsten Tag, der Morgen dämmert sehr früh, und bei Licht wird's kaum möglich sein. — Noch eins! Ein Geschäftsmann wie ich ist auf alles gefaßt, auch aufs Mißlingen. Ich wußte ja auch nicht, daß Ihr kommen und so was wagen würdet, ich war also auf den vorgeschriebenen Gang bedacht. Dieser schließt ein, daß man den Körper für die Familie, für ein Begräbnis rettet; den Kopf kriegt man nicht. Sie wollen die Köpfe auf den Brückenturm aufstecken, zur Warnung für ‚ewige Zeiten', wie sie sagen. Also für den Körper sind meine Leute, das heißt Loßens Leute, vorbereitet, und der Sarg ist auch da — für diesen traurigen Fall seid unbesorgt und rettet Euch selbst, sobald die Tore wieder offen sind. Die große Bestürzung nach solchem Auto da Fe wird Euch das Hinwegkommen erleichtern. In diesem Falle kommt nicht hierher ins Haus zurück; das würde Euch ohne Zweck aussetzen. Ich bringe die Leiche nach Komorau und bringe auch

die Fräuleins mit. Im nächsten Dorfe auf der Straße nach Beraun könnt Ihr Euch an uns anschließen. Dort warten wir aufeinander. — Getrost! Getrost! Poplosch ist ein entschlossener Kerl; vielleicht sehen wir uns an der Brücke wieder. Es war mir eine Ehre, Eure persönliche Bekanntschaft zu erneuern."

Damit ging Doktor Zinkas. — Hans stand betroffen da. Der nüchterne Rechtsgelehrte hatte ihm klar gemacht, wie phantastisch doch eigentlich seine Hoffnungen wären. In aufgeregten Zeiten spielt eben die Phantasie eine Hauptrolle.

Dann rief er Konrad und machte ihm die Aufgabe klar für Poplosch. Wenn sie erfüllt sei — hoffentlich bis zehn Uhr — sollte Konrad daher kommen, um das Resultat mitzuteilen. Auch die Reverenden, die Halskrausen, die Barette sollte er aus der Herberge mitbringen.

Hans wollte den Rest des Tages und Abends hier in der Stille verweilen.

Still und doch bewegt verging der Sommernachmittag und Sommerabend. Er wie Ludmilla besaßen die Zartheit des Herzens, ihre gegenseitige Liebe ganz in den Hintergrund zu drängen und nur des Schicksals eingedenk zu sein, welches dem Vater bevorstünde da unten in der turmreichen Stadt, auf welcher glühender Sonnenschein lag. Als der Schein rot wurde, schauerten beide zusammen. Es bedeutete Sonnenuntergang. Der Aberglaube ist das natürliche Kind gespannter und peinlicher Erwartung, und die menschliche Machtlosigkeit ist seine Amme.

Hans wie Ludmilla beneideten fast die ab- und zulaufende Purzel. Das Kind ahnte wohl die Gefahr für den Vater, aber es kannte sie nicht, und demgemäß weinte sie jetzt und gab sich bald darauf lachend einer Zerstreuung hin. Und am Ende bleibt dies Kinderwesen den Menschen eigen durchs ganze Leben, weil die Natur auf Erhaltung des Gleichgewichts dringt. Der tiefsten Traurigkeit folgt Abspannung, welche in der Stille Kräfte sammelt, und wenn die Kräfte halbwegs ergänzt

sind, da entwickelt sich Gleichgültigkeit, als ob alle Gründe zur Trauer verschwunden wären. Sie sind es nicht, erheben sich aber erst wieder, wenn die Kraft des Menschen wiederhergestellt ist, die Kraft zur Vorstellung des Leides und Schmerzes.

So ging es auch Hans und Ludmilla in diesen Stunden. Als aber die Nacht ganz eingetreten war, brachen alle Dämme. Ludmilla weinte unaufhörlich, Hans ging zitternd umher und führte Purzel hinaus, daß sie zu Bett gebracht werde.

Es schlug zehn. Konrad kam nicht. Ist es mißlungen? — Und wie lange sollte Hans warten? Jedenfalls wollte er ins Rathaus — da trat Konrad ein. Der Kerl schien keine Nerven zu haben: wie etwas ganz Gewöhnliches erzählte er den Hergang — und daß alles ohne erhebliche Schwierigkeit abgemacht sei. Poplosch werde eben den Schlüssel nicht umdrehen. Man möge sich aber beeilen, denn der Inspektor könnte revidieren kommen, und nach dessen Revision würden alle Türen geschlossen.

Nun zum Kostüm! Konrad hatte die geistlichen Kleidungen mitgebracht. Eine sollte Hans um den Leib gebunden werden. Die andere Reverende, ein weit schlotternder Talar darüber deckte hinreichend zu. „Messen! Erst messen, welche von beiden die längere!“ rief Konrad. „Loß ist eine Handbreit höher als der Junker, für ihn muß die längere sein, und ein großes Nastuch, daß er sich den Bart zudecken kann!“

Alles war besorgt; Hans reichte Ludmilla die Hand. Ludmilla hielt sich kaum aufrecht. Hans ging.

Konrad begleitete ihn zu des Magisters Wohnung. Außen sollte er warten, und wenn sie kämen, sollte er ihnen folgen bis ans Rathaus, dort aber an bestimmter Stelle stehen bleiben und gewärtig sein — an der ersten Quergasse vom Ring herein nach der Brücke.

Genau so geschah es. Es schlug just drei Viertel auf Zwölf, als Konrad stehen blieb. Rosacius, Hans und ein Küster mit

Wein und Brot zum Abendmahl schritten weiter. Als sie links einbogen auf den Ring, dämmerte ihnen von vielen Seiten Laternenschimmer entgegen. Man schlug das Gerüst auf dicht vor dem Rathause, das Schafott!

Am Eingange des Rathauses standen schon mehrere andere Geistliche lutherischer Konfession mit ihren Küstern und harrten auf die zwölfte Stunde. Sie schlug, und von innen rief man: „Die Utraquisten einlassen!“ Arkebusiere, welche den untern Flur anfüllten, öffneten eine Gasse. An der Stiege stand Poplosch und rief ihnen zu: „Naus können diese Utraquisten, wann sie wollen!“

Hans wußte, was das zu bedeuten hatte, und segnete Zdenkos Goldstücke. Er merkte auch, daß Poplosch ihn erkannte. „Zu Schlick und Loß!“ sagte er und öffnete ihm. Hans trat ein; die Tür flog zu; der Schlüssel drehte sich — oh, zweimal! — Hans untersuchte vorsichtig. Die Tür war unverschlossen, der Schlüssel war vorwärts und rückwärts gedreht worden.

Nun ging es sogleich ans Auspacken vom Leibe Hansens, ans Ankleiden Loßens — Schlick saß in einem fernen Winkel und achtete nicht darauf — da erfolgte ein Schlag an die Tür, und man hörte deutlich den Ruf: „Poplosch! die Inspektion!“

Eiligst riß Hans die schon halb angezogene Reverende von der Schulter Loßens und drängte diesen auf die Lagerstätte. Es war die höchste Zeit! Der Schlüssel bewegte sich wieder zweimal im Schlosse, die Tür ging wieder auf. Der Inspektor stand neben Poplosch in der offnen Tür und zählte laut: „Eins, zwei? — tretet zur Seite, Pastor! Drei! Weiter!“

Die Tür flog zu, das Schloß schnappte. Hans flog hin, um nachzusehn — die Tür war jetzt wirklich verschlossen. Der Inspektor selbst hatte das Geschäft verrichtet. Auf ausdrücklichen Befehl vom Landpfleger war der Inspektor zu ungewöhnlicher Stunde erschienen. Die Gefangenen sollten

ungestört verbleiben mit ihren Geistlichen; auch die Schließer sollten bis zum Anbruch des Tages nicht eintreten. Das verkündete draußen auf dem Gange der Inspektor den Wachen mit dem Zusatze, sie möchten sich stille verhalten und die Andacht der armen Sünder nicht stören.

Dies hörte Hans an der Tür und stand vernichtet. — Wird Poplosch dennoch kommen? Kaum.

Noch mehr! Loß war entrüstet darüber, daß er sich vor einem Gefängnisinspektor verstecken und verstellen gemußt. Er wollte ganz verzichten auf den Befreiungsversuch. Sich vielleicht ertappt und zurückgebracht zu sehen, schien ihm schmachvoll, schmachvoll der großen Sache gegenüber, für welche gestorben sein solle.

Hans beschönigte nach Kräften und hoffte dennoch. Aber die Zeit verstrich, und er mußte zugestehen, daß es kaum noch möglich sein werde, wenn Poplosch bis zu Tagesanbruch ausbliebe.

Er blieb aus. Die erste Tageshelle zuckte wie ein bleicher Blitz durch die Gefängnisstube — nun war's vorbei.

„Tun wir, als ob wir Weise wären", sagte Budowa, „und spielen wir den Sokrates, welchem man den Giftbecher hingestellt. Die Weisheit ist uns nötig, denn die Gefangenen neben uns haben doch den Glauben vor uns voraus, die Glücklichen! Hört ihr sie?"

Man hörte geistliche Gesänge, man hörte, da bei der Sommerzeit die vergitterten Fenster offen standen, aus der angrenzenden Stube den rezitativ gesungenen Vortrag des Geistlichen: „Unser Herr Christus — in der Nacht da er verraten ward — nahm er das Brot — dankte und brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: — Nehmet hin und esset — das ist mein Leib — der für euch gebrochen wird."

Alle vier Männer neigten ihre Häupter und nahmen innerlich teil. Andreas von Schlick in seinem Winkel fiel auf die

Knie — man war ergeben, man bereitete sich für eine andere Welt.

Draußen in der Stadt geriet mit dem ersten Sonnenlichte alles in Bewegung. Kürassiere zu sechs und neun Mann durchritten die Gassen, die Stadttore wurden geschlossen, Reiter und Fußvolk marschierten nach dem Altstädter Ringe, das Volk drängte in Masse nach, und ein dumpfes Ah! rang sich aus jeder Kehle, als man dicht vor dem Rathause das breite, mit schwarzem Tuch bedeckte Gerüste sah. Ein Kruzifix stand darauf nach der Marktseite, gegenüber der Teynkirche, eine Stiege war angebracht für die Henkersknechte unter das Schafott hinunter, eine Brücke aus dem großen Rathausfenster auf das Schafott hinab für die Verurteilten. Daneben am Rathause ein Gerüst für die Richter und die Bürgermeister; ein Baldachin für den Landpfleger, den Fürsten Liechtenstein. Mitten auf dem Ringe ein Galgen, an einem Eckfenster des Rathauses ein zweiter.

Als es fünf Uhr schlug, dröhnte vom Hradschin herab ein Kanonenschuß, und nahe am Schafott wirbelten die Trommeln; die Exekution sollte beginnen. Ein allgemeiner Schrei der Volksmasse folgte — „was soll das?" riefen die eben aus dem ersten Stocke des Rathauses auf ihre Tribüne vortretenden Richter. Sie sahen's nicht, was das Volk sah: am Himmel nach dem Laurenzerberge zu hatte sich ein Regenbogen ausgespannt, obwohl kein Wölkchen am Himmel zu sehen war, kein Regentropfen fiel. Trost für die Zukunft! murmelte man.

Neuer Trommelwirbel. Der erste Verurteilte kam aus dem Rathause und stieg über die Brücke zum Schafott herab. „Schlick!" flüsterte jedermann.

Er war in andächtigster Fassung, denn in der letzten Stunde war Rosacius zu ihm gekommen und hatte ihm das Abendmahl gereicht. Die Priester seines evangelisch-luthe-

rischen Glaubens erschienen hinter ihm auf dem Schafott — da drängte sie einer der Jesuiten, welche Budowa gestern verjagt, zur Seite und redete in Schlick hinein, er möchte im letzten Augenblicke seine Seele retten! Schlick aber machte ungeduldig eine heftig zurückweisende Bewegung mit dem Arme und rief in lateinischer Sprache: „Laß mich in Frieden, ich gehe in den Tod!" — Und einige Schritte vorschreitend ward er des Kreuzes ansichtig, kniete nieder und betete. Dann zog er, auf den Knien bleibend, rasch sein Wams von den Schultern und rief zu dem neben ihm stehenden Henker hinauf: „Triff!"

Dieser schwang das Schwert und traf. Der Kopf fiel auf das schwarze Tuch. Das Volk schrie auf — die Trommeln fielen mit betäubendem Wirbeln ein.

Dem Leichnam wurde dann noch die rechte Hand abgehauen, weil er seinem Landesherrn den Eid gebrochen. Vier Vermummte wickelten den Körper in ein schwarzes Tuch, das Haupt aber und die abgeschlagene Hand steckten sie in einen ledernen Sack und trugen beides die Stiege hinab unter das Gerüst und von da ins Rathaus. Die Henkersknechte oben breiteten ein frisches schwarzes Tuch über den schwarzen Boden.

Kaum war dies geschehen, so erschien Budowa auf dem Schafott. Ein leises, schmerzliches Weh flog über die Menge am ganzen Ring dahin. Der alte Herr war von jedermann hoch geachtet, er war um seiner ausgebreiteten Bildung willen ein Stolz der Böhmen, auch der extrem tschechischen Nationalen. Der Name Budowecz von Budowa zeugte für tschechische Abstammung, und die gemeinsten Leute wußten, daß er bei aller ausländischen Bildung ein liebevolles Herz hatte für sie und eine volle Hand für ihre Not. Man hörte lautes Schluchzen.

Er selbst erschien heiter. Kein Geistlicher war an seiner Seite, ganz allein ging er langsam vor und winkte den Henker zu sich, daß er mit seiner Hilfe des Wamses ledig würde. Dabei sah er sich nach der Tribüne um, auf welcher die

Richter saßen, und nach dem Landpfleger unter dem Baldachin. Es war ein Blick, den niemand aushielt. Dann wendete er sich nach dem Ringe zu und grüßte lächelnd mit der Hand. Die Trommeln fingen an zu wirbeln, damit seine Rede nicht vernommen würde. Ohne Not! Eine Rede lag ihm gar nicht am Herzen. Nur ein paar Worte zum Henker versagte er sich nicht während des Trommelwirbels. „Armer Narr," sagte er, „du mußt den deinigen die Köpfe abschlagen. Bist du nicht selbst Utraquist?" — Der Henker wagte kaum mit den Augen ja zu sagen; er war Protestant. „Nun, tu's der Familie zuliebe und behandle mich gelinde und mit Aufmerksamkeit. Hilf mir leise beim Niederknien, denn ich bin schon steif — so, so! ich danke dir. Und nun heb' dein Schwert in Ruhe und triff, während ich spreche, wie ein geschickter Ma — —"

Er hatte gut getroffen. Wenzel von Budowa war geschieden aus dieser Welt.

Während die Vermummten seinen Körper und Kopf desselben Weges trugen wie Schlicks, und das neue Tuch ausbreiteten, war Loß oben auf der Brücke zum Schafott erschienen. Hans neben ihm. Loß drückte ihm zum letzten Male die Hand und sagte: „Nimm dich meiner Mädchen an! Und nun tritt zurück, damit man dich nicht sieht!" — Dann rüttelte er seinen ganzen Körper zusammen, als wollte er alles abwerfen, was von Rührung und Schwäche noch vorhanden in ihm und stieg rasch und fest wie ein Jüngling die Brücke hinab. Hans trat zurück. Mitten auf dem Schafott angekommen sah Loß rückwärts zum Himmel, welcher sich eben mit durchsichtigem weißem Gewölk überzog, und vom Himmel glitt sein Blick auf einen grünen Baum, der vor einem kleinen Hause am Ringe stand — der Reiz dieser Erde schien noch einmal vor seiner Seele zu stehen. Er liebte diese Erde, er war ein so lebenslustiger Mann! Dann trat er mit rascher Wendung vor auf dem Schafott und ging so heftig bis an den Rand desselben, als wollte er hinunterspringen in die Partisanen der Soldaten. „Für die

Freiheit meines Glaubens sterb' ich", rief er mit Donnerstimme, daß es über den ganzen Ring hinschallte und die Trommeln große Mühe hatten, den Schall der weiteren Worte zu betäuben. Er war sichtlich in Zorn und sprach zu eigener Genugtuung weiter, bis selbst die Trompeten der Reiter den Lärm der Trommeln unterstützten. Da schwieg er und ging raschen Schrittes zum Henker, welcher eben ein frisches Schwert vom Boden aufheben wollte. „Tu mir die Freundschaft, roter Junge, das Schwert zu behalten, welches meinem alten Budowa hingeholfen. Willst du?" — Der Henker nickte. — „Morgen hol' dir beim Doktor Zinkas zehn Silbertaler auf meine Rechnung, und dafür gib dir jetzt Mühe, daß die Komödie glatt zu Ende geht." — Mit einem Ruck riß er sein Wams vom Leibe, kniete nieder, faltete die Hände, betete kurze Zeit und rief: „Vorwärts!" — Sein Haupt folgte unmittelbar diesem Ruf und flog bis an den Rand des Schafotts.

Hans hatte es nicht vermocht, hinauszublicken. Der Namensruf des nächsten Opfers belehrte ihn, daß es überstanden sei, und er ging schnellen Schrittes hinweg. Er ging im Rathause hinab und auf der hintern Seite desselben hinaus. Niemand hielt ihn auf, niemand fragte ihn; jedermann hatte nur Aug' und Ohr für den öffentlichen blutigen Vorgang. Auch hier hinten stand die Volksmenge in dichter Masse, obwohl sie hier nichts sah. Sie machte ihm, dem Geistlichen, bereitwillig Platz. Er kam in die Gasse, wo Konrad in der Nacht hatte warten sollen, und wohin Hans instinktmäßig seine Richtung genommen, um jenen abzurufen. Konrad war nicht zu sehen. Hans bog seitwärts in enge Gassen — überall Menschen und Menschen, die sich erzählten, was auf dem Altstädter Ringe geschehe! Es hetzte ihn hinweg von Menschen, in irgend eine Einsamkeit, daß er sich hinwerfen und den verhaltenen Schmerz ausströmen könne — es gelang, er kam in die Herberge, wo Tartsch mit dem Wagen eingekehrt war. Das ganze Haus war leer, jedermann war nach dem Altstädter Ringe.

Unbemerkt konnte er seine geistliche Tracht abstreifen und auf seinen im Hofe stehenden Wagen werfen. Er selbst stieg in diesen Wagen und warf sich erschöpft auf die Leinwandballen, welche man eingekauft. —

Erst nach neun Uhr wurde er gestört. Tartsch entdeckte ihn. Der Spektakel, wie er's nannte, war drüben vorbei, den er von Anfang bis zu Ende angesehen. Gemeinen Leuten sind öffentliche Vorgänge, sie mögen sein von welcher Art sie wollen, von unwiderstehlicher Anziehungskraft, und die Erzählung derselben ist ihnen ein Genuß, ein um so größerer, je ärger, je blutiger die Vorgänge. Hans mochte befehlen soviel er wollte, daß angespannt werden, daß fortgefahren werden sollte zum Schmichower Tore hinaus, er konnte Tartsch nicht verhindern, alles das noch zu schildern, dem Hans aus dem Wege gegangen war: daß mit dem Herrn von Czernin zwei Jesuiten gekommen, daß ein Greis darunter gewesen, ein Herr Kaplirsch, der habe ein Gewand angehabt von schneeweißer Farbe bis auf die Knöchel und darüber einen kostbaren Samtmantel, „seinem Seelenbräutigam zu Ehren", wie man es ausgelegt. Daß der Scharfrichter vier Schwerter gebraucht und daß es dann auch ans Henken gegangen sei unter dem Rathausfenster ganz nahe bei der Bühne, auf welcher die Richter gesessen und mitten auf dem Markte. Siebenundzwanzig Männer seien hingerichtet worden. Einen einzigen hätten Domherren unverrichteter Sache wieder zurückgeführt vom schwarzen Gerüst, der sei wohl pardonniert worden, und morgen solle auch noch der Staupbesen dran kommen. —

„Fahren! fahren!" schrie Hans! — „Da kommt ja auch der Konrad."

Sie fuhren. Konrad war wild wie ein reißendes Tier. Nichts wollte er mehr tun in seinem Leben als Krieg führen und totschlagen. Jetzt ginge er stracks zum Mansfelder nach Pilsen. — Er hatte wohl gemerkt, als der Tag anbrach, daß er vergeblich wartete und war vorgegangen bis auf den Ring

und hatte alles genau gesehen. Auf seine Natur hatte das nicht abschreckend, sondern empörend gewirkt. Auch einen Bekannten wollte er am Galgen gesehen haben. Drüben mitten auf dem Ringe am Galgen das sei der Schuster Pfeifer gewesen! Urban, den er eben gesprochen, habe es bestätigt. Übrigens habe Urban gesagt, er komme nun auch nach Sachsen und wollte sich mit seinem Weibe in Gnadenfrei niederlassen, in kaiserlichen Ländern sei's jetzt nicht mehr geheuer.

Endlich lag das erste Dorf vor ihnen, wo sie die Loßschen finden oder erwarten sollten. Es war noch niemand da; sie warteten. Hans setzte sich auf einen Grashügel vor dem Dorfe und sah gläsernen Auges die Straße an der Moldau hinab, von wo der traurige Zug kommen werde.

Er kam. Der Leichenwagen voraus; hinter ihm die Kutsche, in welcher Ludmilla, Purzel und Doktor Zinkas. Letzterer winkte Hansen mit der Hand. Es schien zu bedeuten, daß man nicht halten und nicht aussteigen, sondern weiterfahren wollte nach Komorau.

So geschah es. Dort erst verließen die Mädchen den Wagen, und Hans trat zu ihnen. Die kleine Marie stürzte weinend auf ihn zu und schrie um den Vater, und daß der Vetter Hans ihr helfen möge. Ludmilla war bleich und still und hatte etwas Unnahbares in ihrem schwarzen Wollengewande. Sie war so einsilbig gegen Hans, daß man glauben konnte, es lebe ein Vorwurf gegen ihn in ihrer Seele, weil er Hoffnungen der Befreiung erweckt und diese Hoffnungen getäuscht habe. Der Mensch ist leider so: er dankt nur gern für das Gelungene und ist geneigt, auf das Mißlungene zu schelten, auch wenn es der besten Willensmeinung entsprungen ist.

Es war Nacht geworden, als die Beisetzung der Loßschen Reste in der Familiengruft zu Komorau stattfand. Die Frisch-

feuer der Eisenwerke leuchteten dazu, und die schwarzberußten Arbeiter bildeten das Trauergeleit.

Am andern Morgen erst wurde Ludmillen durch einzelne Äußerungen der Beamten klar, daß sie hier nicht mehr im väterlichen Eigentume wäre. Es sei zwar noch nicht völlig mit Beschlag belegt und — wie geschehen solle — noch nicht verkauft, aber königliche Kommissarien seien schon dagewesen.

Hier konnte also ihres Bleibens nicht sein. Sie beriet sich mit Doktor Zinkas, welcher ihre mütterliche Herrschaft vorschlug, wenn nicht Herr von Starschädel — — Hans kam dazu und Purzel rief ihm entgegen: „Ich gehe nur mit dir, Vetter Hans! Du bist jetzt mein Vater!"

Hans erwiderte: „Das bin ich, Marie, und ich bringe dich zu meiner Mutter und den Meinen nach Gnadenfrei. Ludmilla geht wohl auch mit uns."

Ludmilla schwieg und sah mit schmerzlichem Blicke auf ihn. Zum ersten Male wieder war es ein weicher Schmerz, der in dem Blick zitterte. Sie schien zu warten, ob er nicht noch ein näheres, wärmeres Wort sprechen werde, diese Heimführung betreffend.

Für Hans aber war die Geliebte in schwarzer Wollentrauer jetzt nur die Ehrfurcht heischende Tochter des Hingerichteten. Jeder andre Gedanke blieb als unziemlich fern von ihm, und er setzte nur hinzu: „Meine Mutter wird Euch wie eine Tochter aufnehmen, und Frau von Jörger wird Euch tröstlich begrüßen."

Frau von Jörgers Erwähnung machte sichtlich einen Eindruck auf Ludmilla. Keinen günstigen.

Doktor Zinkas entschied. Er schob das Verzögern der Antwort auf Ludmillas Schicklichkeitsgefühl und meinte, sie wolle nicht mit dem jungen Manne auf eine so weite Reise gehen. Er erbot sich also, Ludmillen zu begleiten. Sie nickte mit dem Kopfe und setzte langsam hinzu: „Ich möchte nur einen Tag hier ausruhen, ich bin sehr matt. Unterdes kommen

auch meine Habseligkeiten von Prag, Wäsche und Kleider. Der Junker aber soll nicht warten, die Kommissarien könnten wiederkommen und ihn erkennen. Er soll mit Purzel vorausreisen; wir holen ihn ein.

„Ja, ja, vorausreisen mit Vetter Hans!" rief Purzel.

Hans fügte sich darein. Er achtete die schmerzliche Selbständigkeit der verwaisten Tochter; er hatte es auch bemerkt, daß die Begegnung der Frau von Jörger ihr unwillkommen war. Er reiste mit Purzel voraus.

Den Bart-Konrad nötigte er übrigens, zunächst noch abzustehen vom Eintreten in Mansfelds Heer. „Du wirst noch zeitig genug Landsknecht werden, werde es bei beßrer Gelegenheit, die nicht ausbleiben wird. Zunächst braucht Fräulein Ludmilla einen gewaffneten Begleiter. Der sollst du sein. Weib und Kind wiederzusehen ist auch etwas. Ist's dir recht?"

„Ja."

Er selbst hob Purzel in seinen Wagen, und nachdem er Doktor Zinkas die Rastorte genau angegeben, reichte er Ludmillen die Hand und fuhr gen Norden.

Er wußte nicht, wie er mit Ludmillen stand und er schob das Nachdenken darüber zur Seite. Die schwarze Trauer lag wie ein Gespenst zwischen seiner einstigen Liebe und der Gegenwart. Das Bild von Bubentsch mit Lauben und Grotten, der widerwärtige Gedanke daran und an Mitzlau erhob sich übrigens öfter als in den letzten Monden vor seinen inneren Blicken, wie sehr er sich auch Mühe gab, gerade diese Bilder zu verscheuchen.

Es war gegen Abend, als er hinter Waltershausen an der Grenze seines jetzt so großen Landbesitzes ankam, dessen breite Hügelfläche bis weit hinauf in die Laubhölzer des Thüringer Waldes die sinkende Sonne rotgelb beleuchtete. Hier sollst und kannst du Glück schaffen und deinem Herzen Trost, sagte er halblaut, indem er der neugierig dreinschauen-

den Purzel das Haar streichelte, Glück durch Freiheit in allen höheren Fragen, durch Milde und Wohltat in den alltäglichen Dingen.

„Schau, Vetter Hans" — rief Purzel — „welch' schöne Hunde! sind das nicht —?"

Da wurde Hans gewahr, daß hinter einem Gebüsch ein ländlicher Wagen hielt, dessen Führer unsicher sein mochte über den Weg, welcher sich hier teilte. Hans stieg vom Wagen und sah mit Erstaunen, daß die Hunde freundlich auf ihn zusprangen und daß es Zahn und Karo war vom Wiener Walde. Der Wagen aber trug die Auswanderer Spath und Nandl, Golling und Frau. Spath hatte es nach der Beschlagnahme des Hernalser Gutes nicht mehr ausgehalten, der alte Golling hatte eingewilligt. Sie suchten den Weg nach Gnadenfrei.

Mit welcher Freude begrüßte sie Hans und nahm er sie auf! Golling zeigte er die Bergwälder am Horizonte, in denen er herrschen sollte und in denen ein Waldhaus neu erstehen sollte, wie das auf dem Wiener Walde verbrannte. Spath zeigte er bei der Ankunft vor dem Schlößchen die von Dunstan begonnenen Anlagen zwischen Hügeln und Bächen, welche der Gärtner zu einem weiten Parke erziehen sollte.

Allgemeiner Jubel begrüßte die österreichischen Gäste, und selbst Golling und Frau fingen an zu glauben, daß es sich am Ende doch auch hier außen gedeihlich leben lassen werde. Spath zahlte im voraus seinen Dank: er brachte der Frau Amalie einen Brief von der Frau Isabella Waldstein und in diesem Briefe eine tröstliche Nachricht. „Der Kaiser" — lautete sie — „hat endlich meinem Vater einigen Glauben geschenkt über den Freiherrn von Jörger. Jörger soll im Herbste ein Gesuch einreichen um Rückerstattung seiner Güter. Der Kaiser wird es gewähren. Er will gegen die Österreicher milder verfahren als gegen die Böhmen."

Als Jörger das hörte, wurde seine gebeugte Gestalt wieder

gerade und sein Antlitz lächelte wieder. Auch Frau Amalie lächelte; aber anders. Es lag ein Schmerz darin, und sie reichte Hans und Dunstan die Hände unter den Worten: „M i c h behaltet ihr doch?"

Solchergestalt vergaß man fast, daß Ludmilla zu erwarten sei. Es vergingen auch einige Tage, ehe sie kam. Dann kam sie und ließ sich durch Hans einführen und herumführen in all den Anlagen des kleinen Staates, der in diesem Sommer durch Bauten aller Art feste Gestalt erreichen sollte.

Sie war sehr still und ernst. Am meisten zeigte sie Teilnahme, als ein weimarscher Kriegsmann auf der Durchreise einsprach. Er kam aus Holland vom regierenden Herzoge und trug Botschaft von diesem nach Weimar. Durch ihn erfuhr man, daß der flüchtige König Friedrich von Breslau weitergeflüchtet sei nach Berlin; daß man ihn auch dort nur widerwillig aufgenommen und daß er endlich sich entschlossen habe, bei Moritz von Oranien in Holland Zuflucht zu suchen. Seine Begleitung habe sich zerstreut, selbst geringere Leute, wie der Herr von Mitzlau, hätten den zusammengeschmolzenen Hof verlassen, um an ergiebigerer Stelle ihr Glück zu suchen. Jetzt sei nun gar die Acht des Kaisers ausgesprochen und Herzog Johann Ernst sei mit bedroht. Er aber halte standhaft aus.

Ludmilla ging von der Rampe des Schlößchens, wo dies erzählt worden war, hinweg nach dem Eichenhaine, welcher sich am Bache hinzog. Hans sah ihr nach. Er ahnte, was in ihr vorginge; er überließ sie eine Viertelstunde lang ihr selbst; dann folgte er ihr. Er hatte die bestimmte Ahnung, daß ihr und sein Schicksal jetzt entschieden würde. Den fragend zuschauenden Doktor Zinkas, welcher heim wollte, wies er an Dunstan, und Dunstan führte den Doktor auf sein Zimmer, um ihm den Besitztitel jener mährischen Herrschaft einzuhändigen, welche allein nicht verkauft worden war von den Zdenkoschen Gütern. Zinkas sollte sie jetzt verkaufen. „Und zwar an Waldstein," sagte lächelnd der kluge Doktor aus Prag, „der sorgt bei einem

Richter saßen, und nach dem Landpfleger unter dem Baldachin. Es war ein Blick, den niemand aushielt. Dann wendete er sich nach dem Ringe zu und grüßte lächelnd mit der Hand. Die Trommeln fingen an zu wirbeln, damit seine Rede nicht vernommen würde. Ohne Not! Eine Rede lag ihm gar nicht am Herzen. Nur ein paar Worte zum Henker versagte er sich nicht während des Trommelwirbels. „Armer Narr," sagte er, „du mußt den deinigen die Köpfe abschlagen. Bist du nicht selbst Utraquist?" — Der Henker wagte kaum mit den Augen ja zu sagen; er war Protestant. „Nun, tu's der Familie zuliebe und behandle mich gelinde und mit Aufmerksamkeit. Hilf mir leise beim Niederknien, denn ich bin schon steif — so, so! ich danke dir. Und nun heb' dein Schwert in Ruhe und triff, während ich spreche, wie ein geschickter Ma — —"

Er hatte gut getroffen. Wenzel von Budowa war geschieden aus dieser Welt.

Während die Vermummten seinen Körper und Kopf desselben Weges trugen wie Schlicks, und das neue Tuch ausbreiteten, war Loß oben auf der Brücke zum Schafott erschienen. Hans neben ihm. Loß drückte ihm zum letzten Male die Hand und sagte: „Nimm dich meiner Mädchen an! Und nun tritt zurück, damit man dich nicht sieht!" — Dann rüttelte er seinen ganzen Körper zusammen, als wollte er alles abwerfen, was von Rührung und Schwäche noch vorhanden in ihm und stieg rasch und fest wie ein Jüngling die Brücke hinab. Hans trat zurück. Mitten auf dem Schafott angekommen sah Loß rückwärts zum Himmel, welcher sich eben mit durchsichtigem weißem Gewölk überzog, und vom Himmel glitt sein Blick auf einen grünen Baum, der vor einem kleinen Hause am Ringe stand — der Reiz dieser Erde schien noch einmal vor seiner Seele zu stehen. Er liebte diese Erde, er war ein so lebenslustiger Mann! Dann trat er mit rascher Wendung vor auf dem Schafott und ging so heftig bis an den Rand desselben, als wollte er hinunterspringen in die Partisanen der Soldaten. „Für die

Freiheit meines Glaubens sterb' ich", rief er mit Donnerstimme, daß es über den ganzen Ring hinschallte und die Trommeln große Mühe hatten, den Schall der weiteren Worte zu betäuben. Er war sichtlich in Zorn und sprach zu eigener Genugtuung weiter, bis selbst die Trompeten der Reiter den Lärm der Trommeln unterstützten. Da schwieg er und ging raschen Schrittes zum Henker, welcher eben ein frisches Schwert vom Boden aufheben wollte. „Tu mir die Freundschaft, roter Junge, das Schwert zu behalten, welches meinem alten Budowa hingeholfen. Willst du?" — Der Henker nickte. — „Morgen hol' dir beim Doktor Zinkas zehn Silbertaler auf meine Rechnung, und dafür gib dir jetzt Mühe, daß die Komödie glatt zu Ende geht." — Mit einem Ruck riß er sein Wams vom Leibe, kniete nieder, faltete die Hände, betete kurze Zeit und rief: „Vorwärts!" — Sein Haupt folgte unmittelbar diesem Ruf und flog bis an den Rand des Schafotts.

Hans hatte es nicht vermocht, hinauszublicken. Der Namensruf des nächsten Opfers belehrte ihn, daß es überstanden sei, und er ging schnellen Schrittes hinweg. Er ging im Rathause hinab und auf der hintern Seite desselben hinaus. Niemand hielt ihn auf, niemand fragte ihn; jedermann hatte nur Aug' und Ohr für den öffentlichen blutigen Vorgang. Auch hier hinten stand die Volksmenge in dichter Masse, obwohl sie hier nichts sah. Sie machte ihm, dem Geistlichen, bereitwillig Platz. Er kam in die Gasse, wo Konrad in der Nacht hatte warten sollen, und wohin Hans instinktmäßig seine Richtung genommen, um jenen abzurufen. Konrad war nicht zu sehen. Hans bog seitwärts in enge Gassen — überall Menschen und Menschen, die sich erzählten, was auf dem Altstädter Ringe geschehe! Es hetzte ihn hinweg von Menschen, in irgend eine Einsamkeit, daß er sich hinwerfen und den verhaltenen Schmerz ausströmen könne — es gelang, er kam in die Herberge, wo Tartsch mit dem Wagen eingekehrt war. Das ganze Haus war leer, jedermann war nach dem Altstädter Ringe.

Unbemerkt konnte er seine geistliche Tracht abstreifen und auf seinen im Hofe stehenden Wagen werfen. Er selbst stieg in diesen Wagen und warf sich erschöpft auf die Leinwandballen, welche man eingekauft. —

Erst nach neun Uhr wurde er gestört. Tartsch entdeckte ihn. Der Spektakel, wie er's nannte, war drüben vorbei, den er von Anfang bis zu Ende angesehen. Gemeinen Leuten sind öffentliche Vorgänge, sie mögen sein von welcher Art sie wollen, von unwiderstehlicher Anziehungskraft, und die Erzählung derselben ist ihnen ein Genuß, ein um so größerer, je ärger, je blutiger die Vorgänge. Hans mochte befehlen soviel er wollte, daß angespannt werden, daß fortgefahren werden sollte zum Schmichower Tore hinaus, er konnte Tartsch nicht verhindern, alles das noch zu schildern, dem Hans aus dem Wege gegangen war: daß mit dem Herrn von Czernin zwei Jesuiten gekommen, daß ein Greis darunter gewesen, ein Herr Kaplirsch, der habe ein Gewand angehabt von schneeweißer Farbe bis auf die Knöchel und darüber einen kostbaren Samtmantel, „seinem Seelenbräutigam zu Ehren", wie man es ausgelegt. Daß der Scharfrichter vier Schwerter gebraucht und daß es dann auch ans Henken gegangen sei unter dem Rathausfenster ganz nahe bei der Bühne, auf welcher die Richter gesessen und mitten auf dem Markte. Siebenundzwanzig Männer seien hingerichtet worden. Einen einzigen hätten Domherren unverrichteter Sache wieder zurückgeführt vom schwarzen Gerüst, der sei wohl pardonniert worden, und morgen solle auch noch der Staupbesen dran kommen. —

„Fahren! fahren!" schrie Hans! — „Da kommt ja auch der Konrad."

Sie fuhren. Konrad war wild wie ein reißendes Tier. Nichts wollte er mehr tun in seinem Leben als Krieg führen und totschlagen. Jetzt ginge er stracks zum Mansfelder nach Pilsen. — Er hatte wohl gemerkt, als der Tag anbrach, daß er vergeblich wartete und war vorgegangen bis auf den Ring

und hatte alles genau gesehen. Auf seine Natur hatte das nicht abschreckend, sondern empörend gewirkt. Auch einen Bekannten wollte er am Galgen gesehen haben. Drüben mitten auf dem Ringe am Galgen das sei der Schuster Pfeifer gewesen! Urban, den er eben gesprochen, habe es bestätigt. Übrigens habe Urban gesagt, er komme nun auch nach Sachsen und wollte sich mit seinem Weibe in Gnadenfrei niederlassen, in kaiserlichen Ländern sei's jetzt nicht mehr geheuer.

Endlich lag das erste Dorf vor ihnen, wo sie die Loßschen finden oder erwarten sollten. Es war noch niemand da; sie warteten. Hans setzte sich auf einen Grashügel vor dem Dorfe und sah gläsernen Auges die Straße an der Moldau hinab, von wo der traurige Zug kommen werde.

Er kam. Der Leichenwagen voraus; hinter ihm die Kutsche, in welcher Ludmilla, Purzel und Doktor Zinkas. Letzterer winkte Hansen mit der Hand. Es schien zu bedeuten, daß man nicht halten und nicht aussteigen, sondern weiterfahren wollte nach Komorau.

So geschah es. Dort erst verließen die Mädchen den Wagen, und Hans trat zu ihnen. Die kleine Marie stürzte weinend auf ihn zu und schrie um den Vater, und daß der Vetter Hans ihr helfen möge. Ludmilla war bleich und still und hatte etwas Unnahbares in ihrem schwarzen Wollengewande. Sie war so einsilbig gegen Hans, daß man glauben konnte, es lebe ein Vorwurf gegen ihn in ihrer Seele, weil er Hoffnungen der Befreiung erweckt und diese Hoffnungen getäuscht habe. Der Mensch ist leider so: er dankt nur gern für das Gelungene und ist geneigt, auf das Mißlungene zu schelten, auch wenn es der besten Willensmeinung entsprungen ist.

Es war Nacht geworden, als die Beisetzung der Loßschen Reste in der Familiengruft zu Komorau stattfand. Die Frisch-

feuer der Eisenwerke leuchteten dazu, und die schwarzberußten Arbeiter bildeten das Trauergeleit.

Am andern Morgen erst wurde Ludmillen durch einzelne Äußerungen der Beamten klar, daß sie hier nicht mehr im väterlichen Eigentume wäre. Es sei zwar noch nicht völlig mit Beschlag belegt und — wie geschehen solle — noch nicht verkauft, aber königliche Kommissarien seien schon dagewesen.

Hier konnte also ihres Bleibens nicht sein. Sie beriet sich mit Doktor Zinkas, welcher ihre mütterliche Herrschaft vorschlug, wenn nicht Herr von Starschädel — — Hans kam dazu und Purzel rief ihm entgegen: „Ich gehe nur mit dir, Vetter Hans! Du bist jetzt mein Vater!"

Hans erwiderte: „Das bin ich, Marie, und ich bringe dich zu meiner Mutter und den Meinen nach Gnadenfrei. Ludmilla geht wohl auch mit uns."

Ludmilla schwieg und sah mit schmerzlichem Blicke auf ihn. Zum ersten Male wieder war es ein weicher Schmerz, der in dem Blick zitterte. Sie schien zu warten, ob er nicht noch ein näheres, wärmeres Wort sprechen werde, diese Heimführung betreffend.

Für Hans aber war die Geliebte in schwarzer Wollentrauer jetzt nur die Ehrfurcht heischende Tochter des Hingerichteten. Jeder andre Gedanke blieb als unziemlich fern von ihm, und er setzte nur hinzu: „Meine Mutter wird Euch wie eine Tochter aufnehmen, und Frau von Jörger wird Euch tröstlich begrüßen."

Frau von Jörgers Erwähnung machte sichtlich einen Eindruck auf Ludmilla. Keinen günstigen.

Doktor Zinkas entschied. Er schob das Verzögern der Antwort auf Ludmillas Schicklichkeitsgefühl und meinte, sie wolle nicht mit dem jungen Manne auf eine so weite Reise gehen. Er erbot sich also, Ludmillen zu begleiten. Sie nickte mit dem Kopfe und setzte langsam hinzu: „Ich möchte nur einen Tag hier ausruhen, ich bin sehr matt. Unterdes kommen

auch meine Habseligkeiten von Prag, Wäsche und Kleider. Der Junker aber soll nicht warten, die Kommissarien könnten wiederkommen und ihn erkennen. Er soll mit Purzel vorausreisen; wir holen ihn ein.

„Ja, ja, vorausreisen mit Vetter Hans!" rief Purzel.

Hans fügte sich darein. Er achtete die schmerzliche Selbständigkeit der verwaisten Tochter; er hatte es auch bemerkt, daß die Begegnung der Frau von Jörger ihr unwillkommen war. Er reiste mit Purzel voraus.

Den Bart-Konrad nötigte er übrigens, zunächst noch abzustehen vom Eintreten in Mansfelds Heer. „Du wirst noch zeitig genug Landsknecht werden, werde es bei beßrer Gelegenheit, die nicht ausbleiben wird. Zunächst braucht Fräulein Ludmilla einen gewaffneten Begleiter. Der sollst du sein. Weib und Kind wiederzusehen ist auch etwas. Ist's dir recht?"

„Ja."

Er selbst hob Purzel in seinen Wagen, und nachdem er Doktor Zinkas die Rastorte genau angegeben, reichte er Ludmillen die Hand und fuhr gen Norden.

Er wußte nicht, wie er mit Ludmillen stand und er schob das Nachdenken darüber zur Seite. Die schwarze Trauer lag wie ein Gespenst zwischen seiner einstigen Liebe und der Gegenwart. Das Bild von Bubentsch mit Lauben und Grotten, der widerwärtige Gedanke daran und an Mitzlau erhob sich übrigens öfter als in den letzten Monden vor seinen inneren Blicken, wie sehr er sich auch Mühe gab, gerade diese Bilder zu verscheuchen.

Es war gegen Abend, als er hinter Waltershausen an der Grenze seines jetzt so großen Landbesitzes ankam, dessen breite Hügelfläche bis weit hinauf in die Laubhölzer des Thüringer Waldes die sinkende Sonne rotgelb beleuchtete. Hier sollst und kannst du Glück schaffen und deinem Herzen Trost, sagte er halblaut, indem er der neugierig dreinschauen-

den Purzel das Haar streichelte, Glück durch Freiheit in allen höheren Fragen, durch Milde und Wohltat in den alltäglichen Dingen.

„Schau, Vetter Hans" — rief Purzel — „welch' schöne Hunde! sind das nicht —?"

Da wurde Hans gewahr, daß hinter einem Gebüsch ein ländlicher Wagen hielt, dessen Führer unsicher sein mochte über den Weg, welcher sich hier teilte. Hans stieg vom Wagen und sah mit Erstaunen, daß die Hunde freundlich auf ihn zusprangen und daß es Zahn und Karo war vom Wiener Walde. Der Wagen aber trug die Auswanderer Spath und Nandl, Golling und Frau. Spath hatte es nach der Beschlagnahme des Hernalser Gutes nicht mehr ausgehalten, der alte Golling hatte eingewilligt. Sie suchten den Weg nach Gnadenfrei.

Mit welcher Freude begrüßte sie Hans und nahm er sie auf! Golling zeigte er die Bergwälder am Horizonte, in denen er herrschen sollte und in denen ein Waldhaus neu erstehen sollte, wie das auf dem Wiener Walde verbrannte. Spath zeigte er bei der Ankunft vor dem Schlößchen die von Dunstan begonnenen Anlagen zwischen Hügeln und Bächen, welche der Gärtner zu einem weiten Parke erziehen sollte.

Allgemeiner Jubel begrüßte die österreichischen Gäste, und selbst Golling und Frau fingen an zu glauben, daß es sich am Ende doch auch hier außen gedeihlich leben lassen werde. Spath zahlte im voraus seinen Dank: er brachte der Frau Amalie einen Brief von der Frau Isabella Waldstein und in diesem Briefe eine tröstliche Nachricht. „Der Kaiser" — lautete sie — „hat endlich meinem Vater einigen Glauben geschenkt über den Freiherrn von Jörger. Jörger soll im Herbste ein Gesuch einreichen um Rückerstattung seiner Güter. Der Kaiser wird es gewähren. Er will gegen die Österreicher milder verfahren als gegen die Böhmen."

Als Jörger das hörte, wurde seine gebeugte Gestalt wieder

gerade und sein Antlitz lächelte wieder. Auch Frau Amalie lächelte; aber anders. Es lag ein Schmerz darin, und sie reichte Hans und Dunstan die Hände unter den Worten: „Mich behaltet ihr doch?"

Solchergestalt vergaß man fast, daß Ludmilla zu erwarten sei. Es vergingen auch einige Tage, ehe sie kam. Dann kam sie und ließ sich durch Hans einführen und herumführen in all den Anlagen des kleinen Staates, der in diesem Sommer durch Bauten aller Art feste Gestalt erreichen sollte.

Sie war sehr still und ernst. Am meisten zeigte sie Teilnahme, als ein weimarscher Kriegsmann auf der Durchreise einsprach. Er kam aus Holland vom regierenden Herzoge und trug Botschaft von diesem nach Weimar. Durch ihn erfuhr man, daß der flüchtige König Friedrich von Breslau weitergeflüchtet sei nach Berlin; daß man ihn auch dort nur widerwillig aufgenommen und daß er endlich sich entschlossen habe, bei Moritz von Oranien in Holland Zuflucht zu suchen. Seine Begleitung habe sich zerstreut, selbst geringere Leute, wie der Herr von Mitzlau, hätten den zusammengeschmolzenen Hof verlassen, um an ergiebigerer Stelle ihr Glück zu suchen. Jetzt sei nun gar die Acht des Kaisers ausgesprochen und Herzog Johann Ernst sei mit bedroht. Er aber halte standhaft aus.

Ludmilla ging von der Rampe des Schlößchens, wo dies erzählt worden war, hinweg nach dem Eichenhaine, welcher sich am Bache hinzog. Hans sah ihr nach. Er ahnte, was in ihr vorginge; er überließ sie eine Viertelstunde lang ihr selbst; dann folgte er ihr. Er hatte die bestimmte Ahnung, daß ihr und sein Schicksal jetzt entschieden würde. Den fragend zuschauenden Doktor Zinkas, welcher heim wollte, wies er an Dunstan, und Dunstan führte den Doktor auf sein Zimmer, um ihm den Besitztitel jener mährischen Herrschaft einzuhändigen, welche allein nicht verkauft worden war von den Zdenkoschen Gütern. Zinkas sollte sie jetzt verkaufen. „Und zwar an Waldstein," sagte lächelnd der kluge Doktor aus Prag, „der sorgt bei einem

mäßigen Preise dafür, daß gegen den Verkauf nirgendwo ein Anstand werden kann.

Hans fand Ludmillen auf einer steinernen Bank, die unter einer großen Eiche am Rande des Baches angebracht war. Über den Bach hinüber weithin zeigte sich eine reiche Aussicht auf die grünen Waldberge hinauf — sie lud ihn mit einer Handbewegung ein, sich neben sie zu setzen.

„Ich habe meinen Entschluß gefaßt, lieber Hans," sprach sie mit leiser Stimme, „wir müssen scheiden — du schweigst?!"

„Ich habe diese traurige Mitteilung kommen sehen."

„Und findest sie natürlich. Nun, dann ist mein Entschluß wohl begründet. Hans! Ich kann mich nicht von dir begnadigen lassen — — ich habe es eine Zeitlang gedacht, weil die Sympathie meines Herzens alles andere überflutete — —"

„Und das tut sie jetzt nicht mehr?"

„Ich weiß es nicht. Meine Stimmung ist durch das schreckliche Schicksal meines Vaters ganz verändert. Alles, was ich vor mir sehe, erscheint mir trostlos. Auch eure hiesige Lebensweise, eure Anstalten für eine fromme Kolonie —"

„Der Glanz fehlt, die hohen Punkte fehlen."

„Vielleicht. Du magst recht haben mit dem versteckten Vorwurfe gegen meine Eitelkeit; ich bin wohl ein Weltkind. Aber auch außerdem fröstelt mich's an, alles nur auf fromme Zwecke gerichtet und vom Rittertume nichts mehr zu sehn."

„Du fürchtest Langeweile. Nicht mit Unrecht. Indessen bin und bleibe ich wohl ein junger Mann neben Dunstan und Frau Amalie; ich denke nicht aufzugehn in unserm kleinen Staate, welchen das lutherische Konsistorium nicht unbehelligt lassen wird, sobald Hortleder einmal aus seiner Stellung scheidet; ich denke auch nicht auszuscheiden aus den Kriegsfragen meines Vaterlandes. — Trotzdem hast du wohl nicht unrecht in dem, was dich betrifft und was dein Verhältnis betrifft zu dieser Zukunft, zu meiner Zukunft —"

„Siehst du, wie das schon klar ist in dir! Das wäre nicht

der Fall, wenn — Hans, gesteh' mir's ehrlich: in deiner Seele liegt es schon deutlich, daß ich nicht zu deiner Lebensgefährtin tauge, oder wenigstens nicht passe."

„Ludmilla —!"

„Nein, nein, gesteh' mir's nicht! Laß mich den Schimmer meiner glücklichen Jugend mitnehmen!"

„Wohin?"

„Nach Holland zu meiner Königin."

„Also doch! Ich sah's an deiner Bewegung bei der Nachricht —"

„Mitzlau ist fort, es steht nichts mehr im Wege, daß ich mich dem Unglücke meiner Königin treu und anhänglich erweise — Du schweigst? Eine Träne in deinem Auge und du schweigst doch! Siehst du, wie recht ich habe! Mehr noch als recht: ich meinte nur, ich könnte mich nicht von dir begnadigen lassen, du aber, du hast mich noch gar nicht begnadigt, du kannst mich noch gar nicht begnadigen!"

„Ludmilla!"

„Endigen wir! Die Qual wird zu groß — wir scheiden ja doch in liebevoller Empfindung, nicht wahr?"

„Das weiß Gott!" rief Hans mit einer Stimme, welche unter Tränen zitterte. Er ergriff ihre Hand und drückte seine nassen Augen auf dieselbe. Auch ihre Fassung war erschöpft, schluchzend drückte sie ihr Angesicht auf sein Haupt — dann riß sie sich los und eilte fort.

Am andern Morgen reiste Doktor Zinkas nach Süden ab, Ludmilla nach Norden. Konrad wurde ihr zum schützenden Geleite mitgegeben. Von der Rampe des Schlößchens sahen sie ihr alle nach — aus der Ferne winkte sie noch einmal mit ihrem Taschentuche zurück.

„Wann kommt denn die Mille wieder?" fragte Purzel.

„Wenn du ein Edelfräulein sein wirst, so groß wie ich," antwortete Frau Amalie.

„Ah," sagte Purzel und schaute zu Hans in die Höhe.

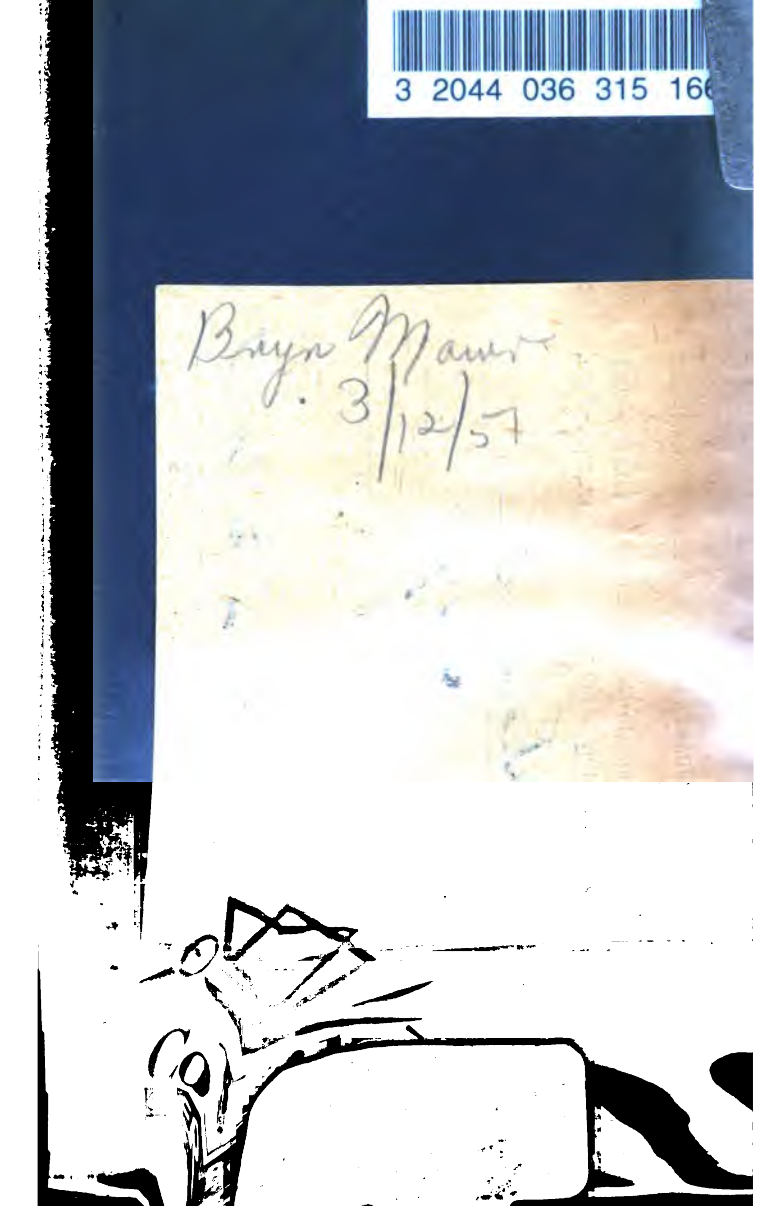
Hans sah der kleinen Marie scheinbar verlorenen Blicks ins Antlitz, welches die Züge Ludmillens und des verstorbenen Vaters in sich vereinigte, dann beugte er sich nieder und küßte sie aufs Auge. In diesem Auge meinte er alles das zu küssen, was er Gutes und Liebes soeben verloren hatte.

Ein tauiger Morgen stieg empor über das Ländchen, welches sein war, soweit das Auge reichte, und welches er mit seinen Freunden nach Kräften beglücken wollte. Und wer beglücken kann, der wird selber glücklich, auch wenn er's nicht sogleich weiß und erkennt. Die Erkenntnis reift wie die Ähre und eines schönen Tages neigt sie sich in seinen Schoß, und unwillkürlich ruft er aus: „Der Himmel hat mich doch gesegnet! Das was schillert und verführt, hat er mir entzogen, das was erquickt, hat er mir gelassen, hat er mir geschenkt."

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.






3 2044 036 315 16
Bryn Mawr
3/12/57

